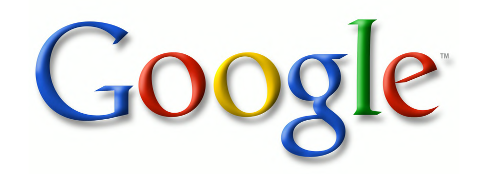
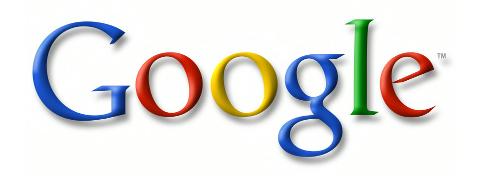
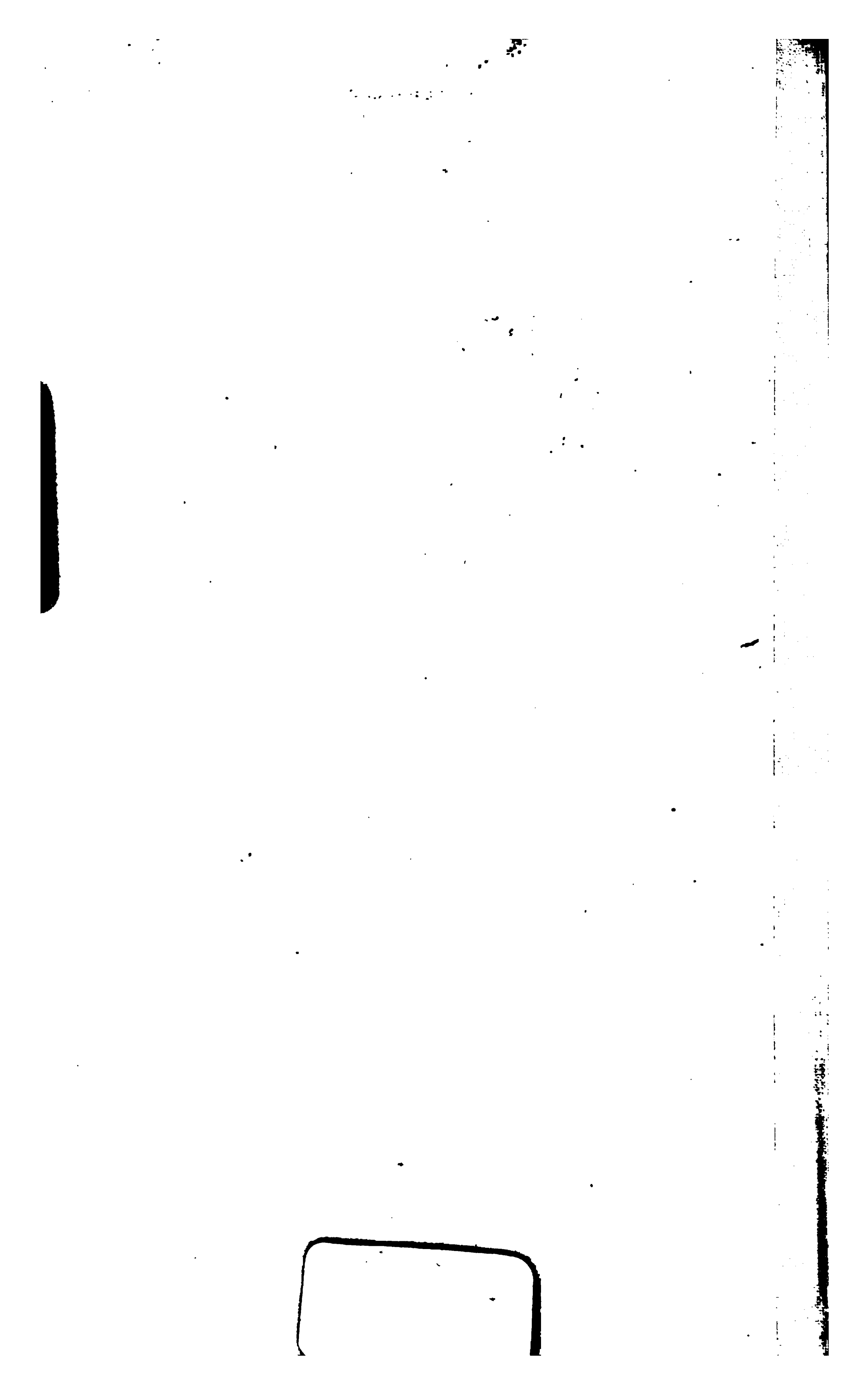

Google





Club vo[illegible]

ET[illegible]

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1906.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

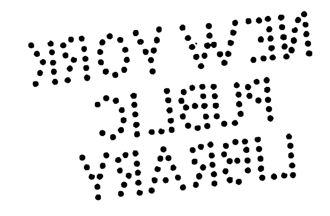
DES

VOGESEN-CLUBS

XXII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1906.

Inhalt.





I.

Curt Mündel.

Nachruf

von

Ernst Martin.[1]

Am 29. Juni 1906 ist Curt Mündel gestorben, dem auch der historisch-literarische Zweigverein des Vogesenclubs ein dankbares ehrendes Andenken bewahren wird: war er doch von Anfang an Mitglied des Vorstandes und sorgsamer Kassenführer des Zweigvereins.

Mündel war am 24. Dezember 1852 zu Glogau geboren. Seinen Vater, der Justizrat und Syndikus der schlesischen Ritterschaft war, hatte er früh verloren; an der Mutter hing der Junggesell gebliebene mit wahrer Zärtlichkeit: alljährlich reiste er zu ihr, und ihr Tod im Februar 1904 war ein schwerer Schlag für ihn, von dem er sich nicht wieder erholt hat.

Seine Vorbildung hatte er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhalten; doch war sie durch die Kränklichkeit des Knaben gehemmt worden. Am 1. Juli 1872 trat er in Berlin in die Buchhandlung Puttkamer und Mühlbrecht ein; vom

[1] Besonders benutzt wurde der eingehende, mit v. B. gezeichnete Artikel in der «Straßburger Post» vom 3. Juli, Nachmittagsausgabe. Dazu kamen Mitteilungen von E. Marckwald aus dem Nachlasse Mündels.

1. August 1873 bis zum 1. Juni 1875 vollendete er seine Lehrzeit bei F. Schneider u. Co., wobei er ein vorzügliches Zeugnis erhielt. In seiner Berliner Pension hatte er mit Freunden und Angehörigen Richard Wagners Berührungen, von denen er gern erzählte. Er wollte dann in eine Londoner Buchhandlung übergehn; kam jedoch zu Ende des Jahres 1875 nach Straßburg zu K. J. Trübner. Er gehörte dann noch einige Zeit der Buchhandlung Schmidt an, wo er bei dem um den Vogesenclub wohlverdienten Fr. Bull tätig war. Im Januar 1885 trat er als Teilhaber in die altstraßburgische Buchhandlung und Buchdruckerei J. H. Ed. Heitz ein. In früheren Jahren hörte er auch Vorlesungen an der Universität, von denen die von W. Scherer besonders tiefen Eindruck auf ihn machten.

Von der Trübnerschen Verlagshandlung wurde ihm auf Empfehlung von Jul. Euting die Neubearbeitung des Vogesenführers von A. Schricker übertragen, und ihm gelang es daraus ein wirklich ausgezeichnetes, ja unentbehrliches Hilfsmittel nicht nur für den Touristen, sondern für jeden Freund der elsässischen Landes- und Volkskunde zu schaffen. Jahre lang verwendete er jeden freien Tag zu Ausflügen in unsere Berge und Täler; auch Schwarzwald und Kaiserstuhl kannte er gut. Im Elsaß verstand er es mit Freundlichkeit und Gewandtheit sich zu den Einheimischen, besonders aus dem Volke in das beste Einvernehmen zu setzen, wie er andrerseits mit den Eingewanderten durch seine aufrichtige deutsche Gesinnung eng verbunden blieb. Kein Weg war ihm zu weit oder zu steil; in früheren Zeiten war es nicht leicht mit ihm Schritt zu halten. Aber die Rast war dann auch ein froher Abschluß der Wanderung, und Mündel verstand ein scherzendes Gespräch ebenso zu würdigen wie einen guten Tropfen, den ihm die geliebte neue Heimat in so reicher Mannigfaltigkeit darbot.

Nach Straßburg zurückgekehrt, studierte er dann gleich emsig, wie vorher die Vogesenpfade, alle Nachrichten, die für die historischen und Kunstdenkmäler wie für die Literaturgeschichte zu beachten waren. Er selbst hatte reiche Sammlungen angelegt, aus denen er «Volkstümliches aus dem Elsaß» in der Alemannia 9, 30 ff. 231 ff. 11, 20 ff. 12, 101 ff. erscheinen ließ, wie er auch in unserm Jahrbuch 1, 107 ff. 2, 187 solche Mitteilungen machte und die Elsaß-lothringische Bibliographie von 1883—86 im Jahrbuch 1, 111 ff. und mit Marckwald zusammen 2, 214 ff. 3, 146 ff. bearbeitete. Aus den Quellen schöpfend veröffentlichte er 1883 die Haussprüche und Inschriften, 1884 die Volkslieder aus dem Elsaß. Das Sagenbuch des Altmeisters der elsässischen Forschung, August Stöbers, wiederholte er mit sorgsamer Einfügung des neu hinzugekommenen Materials

1892—96. Proben der Straßburger Mundart aus alter und neuer Zeit vereinigte er 1905 in einer ohne seinen Namen herausgegebenen Auswahl.

Der Vogesenclub, für den er so viel getan, ehrte Mündel im November 1897 bei der 25 jährigen Jubelfeier der Straßburger Sektion durch die Ernennung zum Ehrenpräsidenten. Er wird ihm auch auf dem Gipfel des großen Belchen einen Denkstein errichten. Mündels Andenken werden seine vielbenutzten Schriften erhalten, deren Fortführung in die rechten Hände gelegt ist. Die selbständig erschienenen werden weiter unten aufgezählt werden. Die festeste Erinnerung ist dem biederen, anspruchslosen, tüchtigen Manne gesichert in den Herzen seiner Freunde. Von ihren Gefühlen gibt das hier folgende Gedicht eines ihm auch als Gevatter Verbundenen beredtes Zeugnis.

Zum Gedächtnis «unseres» Mündel.

Wer führte uns, wie Du, durch die Vogesen,
So sicher stets und auch so wohlgemut?
Wer ließ, wie Du, uns in den Bergen lesen,
Welch' Schatz dort für den Was'genwandrer ruht?
Dein rotes Buch, zum Schlüssel ward es allen,
Die wanderfroh zu den Vogesen wallen.

Welch Hochgenuß, vertraut mit Dir zu wandern,
Mit Dir und Deinem goldenen Gemüt:
Humor und Heiterkeit mit manchem andern
Gezweig' im Wald bei Deinem Schritt erblüht.
Vorbei! Vorbei! — da Charons dunkle Fähre
Dich uns entführt, wer spürt sie nicht, die Leere?

Nun ist Dein froher Wandrerschritt verklungen:
— Es ahnt der Wald, was er verloren hat! —
Doch was Du, wandernd, für das Land errungen,
Grünt ewig frisch, wie unser Stechpalmblatt:
Im roten Buch, in Was'genwaldes Fluren,
Wir treten stets in unser's Mündels Spuren! —

Hedera Helix
(Alexander Bargmann.)

Selbständige Schriften von C. Mündel.

Die Vogesen. Ein Handbuch für Touristen auf Grundlage von Schrickers Vogesenführer, neu bearbeitet von C. M. Mit 12 Karten, einem Plan, 2 Panoramen und mehreren Holzschnitten

Str. 1881. [2]81. [3]83. [4]86. [5]88. [6]91. [7]93. [8]97. [9]99 (unter Mitwirkung von Jul. Euting und Aug. Schricker) [10]1903. [11]1906.

Haussprüche und Inschriften aus dem Elsaß (aus: Mitteilungen aus dem Vogesenclub 15) Str. 1883.

Les Vosges, Guide de touriste. Str. 1884. [2]1904.

Elsässische Volkslieder. Gesammelt u. herausg. von C. M. Str. 1884.

Die Straßenbahn Straßburg-Markolsheim nebst Ausflügen in den Kaiserstuhl. Mit 10 Ill. u. 2 Karten von C. M. (Streifzüge und Rastorte im Reichslande und den angrenzenden Gebieten. Heft I). Str. o. J.

Das Münstertal. Ein Führer für Touristen. (Streifzüge usw. 5) Str. 1891. [2]1897. [3]1899.

Die Sagen des Elsasses. Gesammelt von Aug. Stöber. Neue Ausgabe besorgt von C. M. II. Str. 1892. 1896.

Führer durch die Vogesen. Kleine Ausgabe des Reisehandbuchs. Mit 15 Karten u. Plänen. Str. 1898. [3]1902. [4]1905.

Vogesenreisen in alter Zeit. Herausg. zus. mit H. Luthmer von C. M. I–IV. 1901. 03. 04. 05. (Mitteilungen aus dem Vogesenclub 35. 37. 38. 39.)

Stroßburjer Ditsch in vier Jahrhunderten 1687—1905. (Elsäss. Volksschriften 59.) Str. 1905 o. N.

II.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

Lob der Heimat.

Grüß' Gott, mein Land an Berg und Strom,
Von Duft und Glanz umwoben!
Mit Burg und Fels und Stadt und Dom
Wie bist du hoch erhoben!

Wie selig ist's, aus grünem Tal
Zu deinen Höhn zu schweifen,
Wo still im klaren Morgenstrahl
Die Heimatreben reifen!

Und droben froh waldaus, waldein
Zu ziehn auf freien Pfaden,
Was kann auf Erden schöner sein
Und so das Herz begnaden!

Auf Stein und Moos, o süße Rast!
Die Welt wird Tempelhalle.
Wer zählt, in Blumen rings gefaßt,
Wer nennt die Wunder alle?

Tief unten, voll von Sonnengold,
So weit die Blicke reichen,
Das ist mein Elsaß, treu und hold,
Ein Schatzgut ohne gleichen:

Mein Stolz im Glück, — der Sehnsucht Pol,
Wenn ich von ihm geschieden. –
O hüt' es, Himmel, hüt' es wohl
Und gib ihm Ruhm und Frieden!

Was es erlitt in Leid und Streit,
Von Sturm und Not geschlagen,
Vergangen ist's; — die neue Zeit,
Die Zeit des Lichts will tagen!

Frisch geht die Luft. Die Nacht entschwand.
Das Dunkel ist gefallen.
Heil dir, du meiner Liebe Land!
Heil deinen Enkeln allen!

Ruhetag auf der Salmer Höhe.

Wie wohl wird mir in deiner Stille,
Du friedumhegte Sommeralm!
Der alten Tage Glücksidylle
Blüht neu mir auf im lieben Salm.

Kein Stamm ist fremd mir und kein Wipfel,
Soweit der Wald das Tal umblaut,
Und rings im Bergland jeder Gipfel
Ist dem bewegten Blick vertraut.

Das sind dieselben Vogellieder,
Die selig oft vernahm mein Ohr,
Und auch die Quellen plaudern wieder
Zum Gruß mir tausend Dinge vor.

Wie linder Mutterhauch umschmeicheln
Die Lüfte mich im warmen Licht;
Am Saumgebüsch die Zweige streicheln
Wie Freundeshände mein Gesicht.

Als ob sie fest mich halten müßten,
Rauscht auf ihr Laub vor meinem Schritt;
Sie sehn mir nach, als ob sie wüßten,
Was ich, seit ich hier ging, erlitt.

Oktobergang.

Es herbstet. Kühl durchs gelbe Laub
Der grauen Hochforstbuchen
Stößt her der West, des Jahres Raub
Auch hier dem Tod zu suchen.

Gelichtet sind die Wipfel bald,
Die jetzt noch golden blinken.
Nichts sieht das Auge rings im Wald
Als Sterben und Versinken.

Ich fühle mit in stillem Schmerz
Das Beben und Ermatten,
Denn auch mein Herz, mein trauernd Herz,
Hat vieles zu bestatten.

Lorbeer von Ronco.

(Lago maggiore.)

Steilrecht vom Uferweg klimmt auf der Pfad;
Klar in mir seh' ich jede Staffel liegen.
Felsleiber glänzen weiß im Sonnenbad;
Die Wasser drunten regt ein leichtes Wiegen.

Durch Rebgestäud im Zickzack geht's empor,
Und wo das Dorf sich zeigt beim letzten Schwenken,
Springt, dicht umhegt, ein Rasenwinkel vor:
Dort schnitt ich mir den Zweig zum Angedenken.

Als spät ich von Ascona wandermatt
Zurückkam, schrieb im Locarneser «Eden»
«Ronco» und Tag und Jahr ich auf ein Blatt,
Daß mir das Büschlein fern auch möge reden.

Vergang'nen Frühling war's. — Auf meinem Tisch
Liegt nun das Reis, verbogen und zerknittert.
Einst hab' ich's froh geborgen, grün und frisch,
Und heut schon ist's verwelkt mir und verwittert.

Die Federzeichen auch verblaßten sehr;
Auch sie sind meinem Wunsch nicht treu geblieben.
Und dennoch sprechen Wort und Zahl jetzt mehr,
Ach, vieles, vieles mehr, als ich geschrieben.

Jugendland.

Mit meinen Kindern nachts im Traum
Aus einem Tor, umrankt von Rosen,
Sah ich auf einen Wiesenraum,
Der sich verlor im Grenzenlosen.

Durchs weiche Grün lief glatt und grad,
Von Blütenbüschen überbogen,
Hinaus ins Blau ein Blumenpfad,
Den Falter leichten Spiels umflogen.

Der Sonne klares Licht erschloß
Das Land zu vollen Farbengluten,
Indes die Ferne weiß zerfloß
Und uferlos in Dämmerfluten.

«Das ist der Weg, den müßt ihr ziehn»,
Sprach ich und hieß die Kleinen schreiten,
«Reicht euch die Hand, die Stunden fliehn!
Ein Stück noch darf ich euch begleiten.

Wir gehn durch heiliges Gefild.
Genießt und sammelt seine Gaben
Und prägt ins Herz euch tief sein Bild
Bald werdet ihr's durchmessen haben.»

Sechs Aeuglein staunten unschuldrein
Und groß mich an, wie in Gedanken
Um meiner Blicke feuchten Schein
Und meiner Stimme leises Schwanken.

Dann aber sprangen längs des Hags,
Als ob nur Glück ihr Glaube sähe,
Sie jauchzend weiter, froh des Tags
Und sicher meiner Vaternähe.

III.

Ein Bild Kaiser Friedrich Rotbarts

aus dem 12. Jahrhundert zu Hagenau,

von

Heinrich Lempfrid.

Mit 4 Abbildungen.

Im Garten des Pfarrhauses von St. Georg zu Hagenau wird die hier neben abgebildete Sandsteinplatte mit drei Figuren in Hochrelief aus romanischer Zeit aufbewahrt, auf die schon 1861 der damalige kunstsinnige Pfarrer Viktor Guerber die Altertumsfreunde aufmerksam machte.[1] Bevor sie an ihren jetzigen Aufbewahrungsort kam, hatte sie ihren Platz an der Gartenmauer des früheren Pfarrhauses, gegenüber der Nordseite der Georgskirche, das bis 1535 den als Pfarrern amtierenden Priesterbrüdern des Johanniterordens als Sitz gedient («sant Johansen hus und pfarr an sant Jorgen»), eine Zeitlang die Jesuiten beherbergte, dann bis zur Verlegung der Pfarrerwohnung in die nach ihr benannte Pfarrgasse wieder Pfarrhaus war und 1880 dem Bau der Georgen-Knabenschule weichen mußte.

Die 1861 von Guerber geäußerte Vermutung, daß die in unmittelbarer Nähe der Georgskirche aufgestellt gewesene Steinplatte in Beziehung zu deren Geschichte stehen müsse, war so naheliegend, daß er, ohne Widerspruch zu finden, in seiner 1876 erschienenen Geschichte Hagenaus[2] behaupten konnte, sie

[1] Notice sur une pierre trouvée dans l'ancienne commanderie des chevaliers de Saint-Jean de Jérusalem à Haguenau in Bull. mon. hist. d'Alsace I, 4, P. 245—248. Kraus Kunst und Altertum in E.-L. I, 84.

[2] Histoire politique et religieuse de Haguenau II, 21.

habe im Bogenfeld eines der Portale der Kirche ihren ursprünglichen Platz gehabt. In der früher gegebenen Deutung bezeichnete er den dargestellten Vorgang als Weihung einer Kirche oder Uebertragung einer Jurisdiktion und glaubte in der von ihm als Bischof ausgegebenen Figur zur Linken vom Beschauer den Straßburger Oberhirten erkennen zu dürfen, wie er dem ersten Pfarrherrn von St. Georg — äußere Figur rechts — die pfarramtlichen Rechte überträgt unter Mitwirkung des Abtes von Selz (mittlere Figur), der bekanntlich bis zur Trennung der Moderau von der seiner Abtei inkorporierten Mutterkirche Schweighausen und Erhebung Hagenaus zur selbständigen Pfarrei (1143) Inhaber des Zehnten und des Pfarrsatzes gewesen war.[1]

Der mir gleich bei der ersten Besichtigung des Reliefs aufsteigende Zweifel, daß die Steinplatte jemals an oder in der Georgskirche ihren Platz gehabt haben könne, und die eingehende Betrachtung des dargestellten Vorganges am Bildwerk selbst und an eigenen photographischen Aufnahmen führte zur Ermittelung der Herkunft der Platte und gleichzeitig zu einer weit von Guerbers Auffassung abweichenden Deutung, die, wenn sie die Billigung der Leser dieser Zeilen findet, die wenigen bildlichen Darstellungen Kaiser Friedrich Rotbarts, die, weil zu seinen Lebzeiten entstanden, Anspruch auf gewisse Aehnlichkeit mit dem Dargestellten erheben, um eine beachtenswerte bereichern wird und Hagenau vor andern Barbarossastädten einen beneidenswerten Vorzug geben mag.

Wie die Erklärung eines jeden Bildwerks das genaue und sichere Erkennen des im Bilde Vorgeführten zur Voraussetzung haben muß, so hat auch der erneute Versuch einer Deutung des Reliefs von einer alle Einzelheiten berücksichtigenden Beschreibung auszugehen.

Die Platte besteht aus feinkörnigem, grauem Sandstein, ist 1,20 m lang, 0,90 m hoch und 0,20 m dick. Ihre etwas abgeschrägte linke Seite und der untere Rand sind glatt bearbeitet; der rechte Rand ist auch da, wo er senkrecht verläuft, rauh und abgebrochen: ein Zeichen, daß die Platte nicht nur am unteren Ende der rechten Seite, sondern in ihrer ganzen Höhe eine Einbuße erlitten hat. Auch das Erhaltene zeigt leider störende Beschädigungen. Die lochartigen Vertiefungen an der Ecke oben rechts und mitten auf dem Leibe der mittleren Figur sind eingehauen worden, als man die Platte heben mußte, um sie von ihrem ursprünglichen Platze zu entfernen. Die

[1] Hanauer, Cartulaire de l'église S. George S. 2—6.

Gesichter aller Figuren haben unter dem zerstörenden Einfluß der Witterung und der Feuchtigkeit des Aufbewahrungsortes gelitten, ihre Nasen und die Hände mit den Attributen sind gewaltsam verstümmelt worden.

Die zur Rechten des Beschauers stehende Figur ist ihm nicht ganz en face zugewandt. Der ein wenig nach außen vortretende linke und der etwas zurücktretende und nach rechts gekehrte rechte Fuß, der fast ein Viertel nach rechts gedrehte Kopf, die perspektivisch verkürzte rechte Schulter sowie die Richtung der erhobenen rechten Hand deuten an, daß ihre Tätigkeit der ihr gegenüber stehenden Figur zugewandt ist. Den etwas gedrungenen, kräftigen Körper bedeckt die enganliegende, nur an Hals und Arm durch das wulstartige Doppelbörtchen erkennbare Tunika und darüber ein bis auf die Füße reichendes, mit Aermeln versehenes Obergewand. An Brust und Arme schmiegt es sich fest an, von den Hüften abwärts legt es sich in reiche, weiche Falten und läßt die beschuhten Füße nur zum Teile sichtbar werden. Die Kleidung vervollständigt ein weiter Mantel mit Kapuze, die Kappa, welche am Halse durch eine Schließe — die aber nicht angedeutet ist — zusammengehalten wird, über den Rücken herunterfällt und mit der einen Seite um den linken Arm in der Weise geschlungen ist, daß deren oberer Teil mit einem kurzen Zipfel, der sich über dem Ellenbogen in zwei Wülste zusammengeschoben hat, nach außen herunterhängt. Die rechte Mantelhälfte ist mit ihrem kürzeren oberen Teil über den rechten Arm gelegt, während der untere Teil unterhalb des rechten Ellenbogens nach vorne gezogen wird. Die Enden beider Teile hält die linke Hand.

Das dünne, spärliche Haar des auf dem Scheitel eine Glatze aufweisenden Kopfes läßt uns in dem Dargestellten einen bejahrten Mann erkennen. Der kurz und rund gehaltene Vollbart ist durch Bearbeitung der Gesichtsflächen mit dem Spitzmeißel angedeutet.[1] Die etwas niedere Stirn, die großen, fast runden Augen, die vollen, fleischigen Wangen und der freundliche Zug um die Lippen lassen auf fromme Einfalt und Güte als die Grundzüge des Charakters schließen, die reiche Kleidung verrät den begüterten, vornehmen Herrn. Zusammen mit dem Daumen der nach rechts erhobenen rechten Hand ist zum

[1] Zwar zeigt auch das Gesicht des neben ihm stehenden Mönches an den Partien abwärts vom Ohr und unter dem Kinn eine ähnliche rauhe Behandlung. Da bei ihm an einen Bart nicht zu denken ist, so muß man annehmen, daß der Bildner die rauhen seitlichen Gesichts- und Gewandpartien später durch Auftrag eines Pigments geglättet hat.

Teil auch der Gegenstand, den sie hielt, weggeschlagen worden. Er ruhte vom Daumen gehalten mit dem einen Ende in der Handfläche und reichte über die Spitzen der ausgestreckten Finger hinaus. Deutlich erkennbar ist ein Eichenblatt an dünnem Stiel, der der gegenüberstehenden Person zugekehrt ist, offenbar zum Ausdruck der Ueberreichung eines Baumzweiges an diese.

Hingewendet ist die Rechte nach dem Modell des Gebäudes, welches die zweite Figur auf ihrer Linken ruhen hat und mit der Rechten an der rechten Ecke hält. Ueber den linken Unterarm ist ein in röhrenartigen Falten herabfallendes Tuch



Abb. 2. Das Neuburger Relief nach einer Aufnahme von 1905 mit Spuren der alten Bemalung.

als Unterlage für den Gegenstand in der Hand gelegt. Die Tonsur und das Obergewand mit der Kapuze und den an der rechten Seite durch Zusammennestelung der Trennungsstelle gewonnenen fünf Armschlitzen[1] kennzeichnen den Mönch. Der Faltenwurf der am Oberleibe glatt anliegenden Kukulle ist wegen der Härte und Rauheit des Stoffes weniger reich und voll als in der Kleidung der ersten Figur.

[1] Die Abbildungen des fast gleichzeitig entstandenen Hortus deliciarum zeigen an der cuculla nur drei Armschlitze auf jeder Seite. Außer den Tafeln LVI, LIX. LXI. LXVIII. LXXI, LXXIII bis LXXV s. de Bastard-Keller, Les divers costumes figurés dans les miniatures du H. d. Bull. II, 22, S. 12.

Das längliche, scharf geschnittene, magere Antlitz mit den Falten um Nase und Mund, die dünnen Lippen und die fest und gerade dem Akte des Ueberreichens zugewandten Augen verraten den in Weltentsagung willensstark gewordenen, zielbewußt handelnden, klugen Klosterleiter. Als solchen bezeichnet ihn auch das Modell des Bauwerkes in seinen Händen, dessen Westfront dem Beschauer zugekehrt ist, und das durch seine Breite als eine Kirche von dreischiffiger basilikaler Anlage sich zu erkennen



Abb. 3. Kaiser Friedrich Rotbart auf dem Neuburger Relief von links gesehen. Maßstab: 1/10 der natürlichen Größe.

gibt. Beachtung verdient, daß der Giebel der Spitze entbehrt und die Schrägseiten nicht gerade verlaufen, sondern ausgebuchtet erscheinen. Sollte dadurch der Zustand des noch unvollendeten, des Dachstuhls noch ermangelnden Baues angedeutet werden?

Scheinbar unbeteiligt an der zwischen den beiden Personen vor sich gehenden Handlung ist die sitzende Figur, die unser besonderes Interesse beansprucht und deshalb hier oben noch einmal und zwar von links gesehen wiedergegeben ist. Ihr Sessel steht dicht neben einem anderen Sessel, auf dem eine Gestalt saß, deren abgearbeitete Schulterumrisse auch auf der

Abbildung erkennbar sind. Aus Raumökonomie hat der Bildhauer nur das linke Bein des Sitzes ausgeführt. Es endigt nach unten in einen Knauf, nach oben in einen Löwenkopf.[1] Die beschuhten Füße stehen auf der Schemelplatte auf, der linke ragt ein wenig über sie hinaus, während der rechte etwas zurückgezogen ist. Bekleidet ist der Mann mit einem am Halse gezaddelten Untergewand, der Alba; das nach unten in reiche Falten sich legende Obergewand — die Tunika — mit anschließenden Aermeln zeigt am Halse ein mit erhabener Stickerei versehenes Doppelbörtchen. Darüber trägt er die mit weiten, bis über den Ellenbogen hinausreichenden Aermeln versehene Dalmatika, die besonders reichen Schmuck aufweist. Die doppelte Reihe kleiner Löcher an der erhabenen Schulterborte, die einfache Reihe etwas größerer Vertiefungen an der Mittel- und der den unteren Saum abschließenden Borte deuten die Edelsteine an, mit denen die Stickerei geziert ist.[2] Die Seitenschlitze, wie sie die Dalmatiken der Kleriker[3] und auch der Kaiser haben,[4] sind, weil sie in dem hinter den Knieen liegenden Teile des Gewandes sich befinden, nicht sichtbar; die Aermel zeigen keinen Bortenschmuck. Da die seitlichen Partieen des Gewandes, als sein Träger sich setzte, sich auf die Schenkel und die Kniee legten, fiel der mittlere Teil der Dalmatika abwärts, so daß sich schräg nach dem Mittelstabe hin verlaufende, mehr künstliche als natürliche Falten gebildet haben. Die scheinbare Einschnürung in der Mitte des Körpers ist nicht durch einen Gürtel veranlaßt — die Dalmatika wird nicht gegürtet —, sondern infolge der sitzenden Haltung der Figur und der Anlehnung der belasteten Unterarme an den Oberkörper mußte der schwere Seidenstoff des Gewandes sich wagerecht falten.

Der in selbstbewußter Haltung ein wenig nach rechts zurückgewandte Kopf hat volles, bis über die Mitte der Ohren fallendes, gewelltes Haar. Die Stirn ist frei und hoch, die Augen sind groß und rund und ein nicht langer, aber dichter, fast gerade geschnittener Bart rahmt das Kinn ein. Die Ober-

[1] Sehr ähnlich ist der Thronsessel des Königs im Hortus delic. Tafel XXXVI, s. auch Tafel LV und LXV.

[2] Dies Verzierungsmotiv — Andeutung von Perlen und Edelsteinen durch Vertiefungen statt durch Erhöhungen, auch wohl mit diesen abwechselnd — ist mir auch an romanischen Kapitälen besonders von Zisterzienserkirchen aufgefallen, so in Eußertal bei Annweiler, Wörschweiler bei Zweibrücken, Maulbronn (Laienrefektorium) und Ebrach in Franken.

[3] de Bastard-Keller, a. a. O., S. 7—10. Hortus delic. Tafel LIII, LXVIII.

[4] Heyck, Deutsche Geschichte I, S. 323, 327.

lippe, scheint es, war weniger dicht behaart. Von entscheidender Bedeutung für die Erklärung der Figur ist die Kopfbedeckung. Sie ist keine Mitra. Eine solche hätte auch in einer Darstellung des 12. Jahrhunderts sich nach oben mehr zuspitzen und vorne in der Mitte eine Borte zeigen müssen, die von der wagerecht den Kopf umziehenden Borte aus senkrecht nach oben ging.[1] Sie ist eine Krone in der Gestalt eines nach der vorderen Mitte zu sich verbreiternden Stirnreifens, der mit einer doppelten Reihe von Edelsteinen, die durch Vertiefungen angedeutet sind, besetzt ist. Die sechs vorderen von ihnen übertreffen die andern an Größe. Das ist allerdings nicht die gewöhnliche Form der Krone, wie sie die Kaiser auf Münzen und Siegeln des 12. Jahrhunderts tragen, die als Reif von gleichmäßiger Breite erscheint, dem vorn und hinten, rechts und links nach oben zu eine halbrunde Erhöhung oder ein dreigeteiltes Blatt oder in gotischer Zeit eine stilisierte Lilie entwächst; die vordere Erhebung wird in der Regel von einem Kreuze überragt. Indessen findet sich in der für alle Kostümfragen des 12. Jahrhunderts maßgebenden Fundgrube, dem Hortus deliciarum, neben der eben beschriebenen Form der Krone wiederholt auch das Diadem in derselben Gestalt, wie unser Relief es zeigt, bei Königen und Königinnen, nicht jedoch beim Kaiser.[2] Lediglich technische Rücksichten haben den Bildhauer veranlaßt diese einfachere Form zu bevorzugen. Wie sie einerseits dem Meißel weniger Schwierigkeiten bot als eine Krone mit Erhöhungen vorn und seitwärts, so gab bei der leichten Brüchigkeit des Sandsteins der einfache giebelförmige Abschluß weit größere Sicherheit vor Beschädigung als ein Reif mit fein ausgearbeiteten überragenden Ziergliedern.

Mit der Feststellung des Bartes und der Krone und des Fehlens von Mitra, Kasel, Pallium und Stab ist die Deutung der Figur als Bischof unhaltbar geworden. Das bärtige Antlitz, Diadem, Dalmatika über Tunika und Alba nötigen uns in der Gestalt einen weltlichen Fürsten im feierlichsten Ornat und zwar, um der schließlichen Erklärung vorzugreifen, einen d e u t s c h e n K a i s e r zu erkennen.

Nach dieser Ermittelung werden wir uns mit um so größerer Spannung der Betrachtung der Gegenstände zuwenden, die der Kaiser in den Händen hält. An dem Kreuze, das seine Rechte am unteren Ende faßt, haben bilderschändende

---

[1] Man vergleiche die Mitren der zahlreich im Hortus delic. erscheinenden Bischöfe Tafel XXV bis LIII, LIX, LXI, LXVIII, LXXI. de Bastard-Keller, a. a. O., S. 9.

[2] Tafel XXV bis XXVII, LIX, LXV, LXXI (dreimal). de Bastard-Keller S. 36 f.

Hände den Kruzifixus zertrümmert; man erkennt noch Reste der wagerecht ausgestreckten Arme, des Oberkörpers und des Titulus. Der auf dem linken Unterarm ruhende und von den Fingern der Linken gehaltene, gleichfalls gewaltsam beschädigte Gegenstand kann kein Buch sein. Dagegen sprechen seine Maße, seine Verzierung und die Art, wie er gehalten wird. Für ein Buch ist er zu hoch (dick); ein solches wäre zudem durch Andeutung der Pergamentblätter, Buchdeckel und deren Beschläge[1] kenntlich gemacht. Endlich würde eine sitzende Person ein Evangeliar so halten, daß es entweder mit seinem unteren Rande in der auf dem Schenkel aufliegenden Hand ruhte, oder so, daß die seinen oberen Rand oder Rücken fassende Hand es mit dem untern oder Seitenrande auf den Schenkel oder das Knie aufstützte. Die auf der dem Beschauer zugekehrten Seite sichtbaren, in regelmäßigem Abstande wiederkehrenden Vertiefungen geben den Fingerzeig zur Enträtselung des Gegenstandes. Sie deuten offenbar dessen Verzierung durch eingelegte Edelsteine an; ich erkenne in ihm ein Schatzkästchen oder Futteral aus Edelmetall,[2] bestimmt das Kreuz in des Kaisers Linken aufzubewahren; es ist also ein Reliquienbehälter. Kreuz und Reliquiar in den Händen des Kaisers bedeuten die von ihm einer Kirche geschenkten Gaben.[3]

Daß die Steinplatte nur ein Bruchstück ist, war schon oben S. 10 geäußert worden. Wie die Abbildung vor S. 9, mehr aber noch das Befühlen des Steines zeigt, saß neben dem Kaiser eine weitere Figur, deren linke Schulter und linker Oberarm weggemeißelt worden sind. Es muß demnach die Platte in ihrem unversehrten Zustande mindestens noch eine Figur aufgewiesen haben. Daß es in Wirklichkeit drei waren, und somit vom ganzen Bildwerk nur die eine Hälfte erhalten ist, wird nach der Deutung der vollständig erhaltenen Personen und des durch sie vergegenwärtigten Vorganges dargetan werden.

Auf Grund der genauen Feststellung alles dessen, was auf der Reliefplatte wahrzunehmen ist, dürfen wir die Darstel-

[1] Hortus delic. Tafel XXXVI.

[2] Zwei derartige silberne Futterale mit reichen Reliefdarstellungen aus dem 9. Jahrhundert zur Bergung kostbarer goldener Reliquienkreuze sind vor kurzem bei der Neuinventarisierung des Schatzes der Kapelle Sancta Sanctorum zu Rom durch P. Hartmann Grisar wieder entdeckt und von ihm im Juniheft 1906 der Civiltà Cattolica beschrieben worden.

[3] Man vergleiche die Bedeutung des Kreuzes als Attribut der Kaiserin Kunigunde, Lempfrid, Kaiser Heinrich II. am Münster zu Thann S. 17, 35 ff.

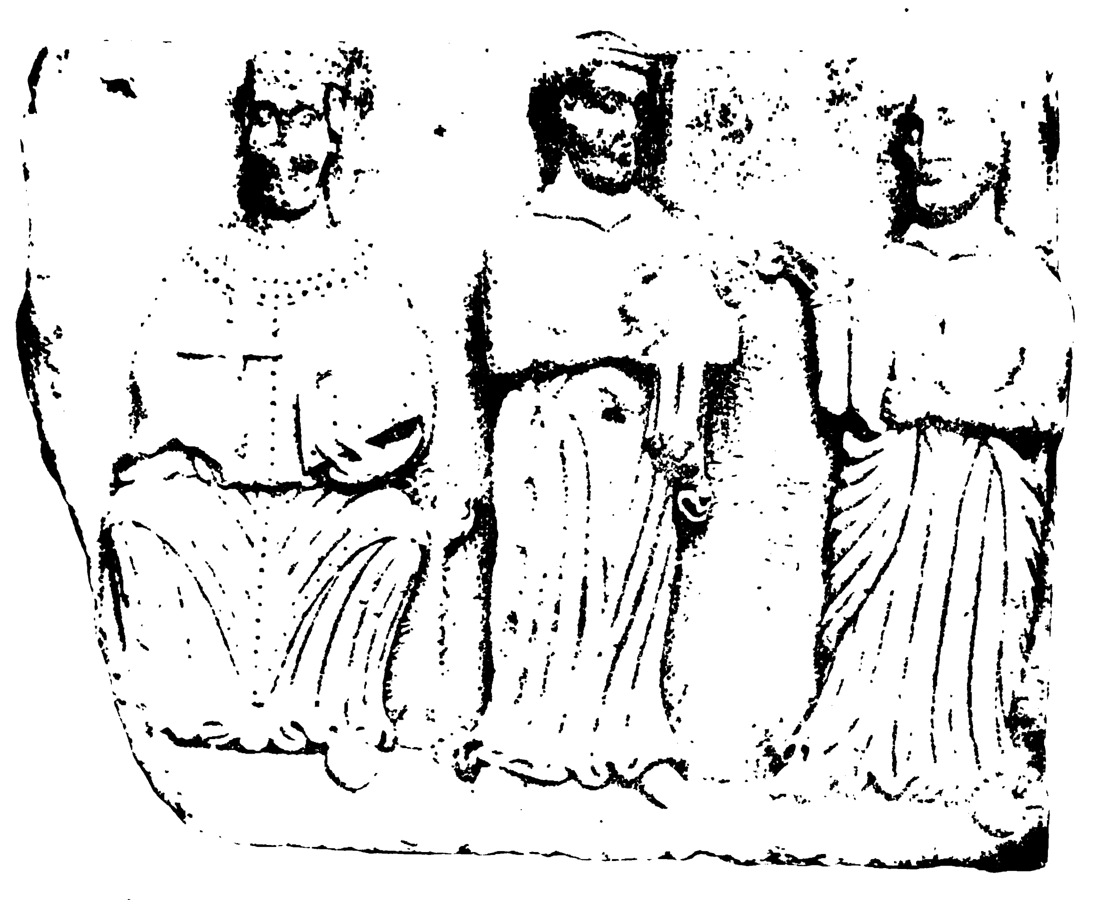


Abb. 1. Bruchstück der Vorderseite des Grabmals Graf Reinholds von Lützelburg † 1143 aus Kloster Neuburg. Maßstab: ca 1/9 der natürlichen Größe.

lung als Begabung eines Klosters durch einen weltlichen Grundherrn und einen Kaiser bezeichnen: ein vornehmer, reichbegüterter Laie weist ein durch seinen Abt vertretenes Kloster durch Ueberreichung eines Zweiges in einen Waldbesitz oder in Waldrechte ein, während eine fürstliche Persönlichkeit, die nach ihrer Kleidung (Dalmatika) als deutscher Kaiser angesprochen werden muß, es mit einem kostbaren Kreuze und zugehörigem Reliquienbehälter begabt.

Die Frage, ob dieser Vorgang in irgend einer Beziehung zur Geschichte der Hagenauer Georgskirche stehe, muß verneint werden. Denn niemals war sie Klosterkirche,[1] sie wurde als Laienkirche erbaut und blieb es, auch als ihr Patronat durch Schenkung König Richards 1262 aus Reichsbesitz bez. staufischem Erbe an den Johanniterorden überging.[2] Dieser Akt kann aber in dem Relief nicht verewigt sein; dem widersprechen Inhalt und Stilform der Darstellung, die einer gut hundert Jahre älteren Kunstübung angehört. Ich wüßte auch nicht, an welcher Stelle der Georgskirche außen oder innen eine acht Fuß lange und drei Fuß hohe Platte hätte angebracht sein können.

Wer an dem Gedanken festhalten will, daß das Bildwerk, weil es 1861 in Hagenau wieder zum Vorschein kam, nun auch auf die Stiftung oder Begabung eines Hagenauer Gotteshauses Bezug haben müsse, könnte an seine Herkunft von der Kapelle der 1678 von den Franzosen niedergerissenen staufischen Kaiserpfalz denken. Doch sie wies ebensowenig wie St. Georg einen Zusammenhang mit einem Kloster auf, und auch an oder in ihr würde ein Denkmal von solchen Dimensionen keinen begründeten Platz gefunden haben. Eher noch ließe sich vermuten, das Relief stelle die 1189 erfolgte Uebergabe des Spitales vor dem alten Weißenburger Tor durch Kaiser Friedrich Rotbart an die Prämonstratenser dar.[3] Allein wäre diese Schenkung durch die bildende Kunst verewigt worden, dann hätte der Künstler den Kaiser selbst dem Ordensmanne das Spital mit seiner zugehörigen Kirche (spätere St. Niklauskirche), oder als Symbol der Uebertragung eines Hauses den Schlüssel überreichen lassen.[4] Außerdem wäre es

[1] Der in dem Nekrolog der Kirche aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gebrauchte Ausdruck «monasterium» (Hanauer, a. a. O., S. 19 unter 26 juillet) steht im Sinne der deutschen Bezeichnung «Münster».

[2] Hanauer, a. a. O., S. 11, 12, 14.

[3] Schoepflin Als. dipl. I, 291.

[4] Das Gewöhnlichere ist die Darbringung der Kirche, so in dem Relief des Bogenfelds der Kirche zu Niederhaslach, im Theobaldsfenster im Chor des Thanner Münsters und auf den nur der Beschreibung nach bekannten Teppichen des Klosters Murbach (Kraus

gar nicht denkbar, daß die St. Niklauspfarre eine so hochbedeutsame Steinurkunde dem St. Georgswerk überlassen hätte. Die Provenienz des Steines in einem der Hagenauer Klöster zu suchen verbietet die Tatsache, daß ihre Gründung erst in das 13. Jahrhundert fällt.[1]

Da somit keines der Hagenauer Gotteshäuser Anspruch erheben kann das Relief ehemals als Schmuck seines Aeußern oder Inneren besessen zu haben, so liegt die Vermutung nahe, es könne aus einem der in der Nähe der Stadt gelegenen abgegangenen Männerklöster bei dessen Zerstörung oder Abbruch vor dem Untergang nach Hagenau gerettet worden sein. Die Antwort auf die Frage, welches Kloster das sei, mußte sich aus der Geschichte der Gründung dieser Stiftungen ermitteln lassen. Sie fand sich in der Chronik der ehemaligen Zisterzienserabtei Neuburg, die zwei Stunden moderaufwärts von Hagenau lag.

Der Verfasser der Epitome fastorum Neocastrensium, der Zisterzienser Marcellus Moreau, der zur Zeit, da er Lehrer der Theologie in Neuburg war, die Geschichte seines Klosters 1775 in einem lateinisch geschriebenen Abriß zusammenstellte, der 1860 von L. Vautrey in französischer Uebersetzung veröffentlicht wurde,[2] knüpft an die Mitteilung von der Weihe der Kirche auf den Titel Mariä Himmelfahrt und Heiliges Kreuz am 4. Mai 1158 die Notiz, daß Kaiser Friedrich Rotbart dem Kloster eine Partikel des Kreuzes Christi in kostbarer Fassung geschenkt habe[3]: «elle (die Kirche) fut dédiée à l'assomption de N. D. et à la Ste. Croix dont une précieuse particule illustrée par des miracles a été donnée au couvent par l'empereur Frédéric Barberousse».[4]

II, 478). Durch Uebergabe eines Schlüssels schenkt Herzog Attich seiner Tochter Odilia Hohenburg als Klostersitz Hortus delic. Tafel LXXIX, Herzog Adalbert der hl. Attala das Kloster St. Stefan in Straßburg auf den Teppichen der Kirche, beschrieben von Jung Bull. I, 1, 294.

[1] Das älteste war das Franziskanerkloster; sein Bau wurde 1238 begonnen.

[2] Revue d'Alsace 1860 S. 42—48, 65—80. Ueber Moreaus Lebensgang handelt Vautrey S. 42 f Anm. 1. Es ist ihm entgangen, daß vor Schoepflin und Grandidier Bernhard Hertzog in seiner Edelsasser Cronick III, 45—48 ziemlich ausführliche Angaben über Neuburg brachte.

[3] Das die Partikel einschließende Kreuz war von Gold und zeigte entweder Szenen aus der Leidensgeschichte in reicher Emailarbeit oder war mit kostbaren Gemmen geziert.

[4] Die Konsekration der Kirche auf das hl. Kreuz erwähnen auch die Straßburger Jahrbücher, und zwar erscheint hier sein Name vor dem der Gottesmutter «consecratur in honore sanctae

An Moreaus Glaubwürdigkeit ist nicht zu zweifeln. Die Begabung der Neuburger Kirche mit einer Kreuzpartikel durch Friedrich Rotbart wird erhärtet durch die Tatsache, daß der Kaiser auch die von ihm erbaute oder umgebaute Kapelle in seiner Pfalz zu Hagenau mit einem Kreuz beschenkte, das einen Teil des Kreuzes Christi barg,[1] und die Nachricht, daß er und sein Vorgänger Konrad III. vom Papst kostbare Reliquien zum Geschenk erhalten hatten.[2] Wenn außer bei dem aus der Klosterchronik schöpfenden Moreau sonst nirgendwo von der Schenkung eines Kreuzes an die Kirche in Neuburg durch Friedrich I. die Rede ist, so mag sich das aus dem frühen Verluste des Kreuzes selbst erklären, sei es daß es bei einem der Brände des Klosters und der Kirche (1365, 1457, 1487) zugrunde ging, oder bei einer der zahlreichen Plünderungen, die die Abtei zu erleiden hatte (1378, 1525, 1624, 1632, 1635 s. Vautrey S. 65 ff.). in die Hände der Feinde fiel.

Auf einem Neuburger Monument, das uns die Begabung und Weihung des Gotteshauses vorstellen will, erscheint Kaiser Friedrich I. indessen nicht allein deshalb, weil er ihm eine kostbare Reliquie verehrte, sondern wohl in erster Linie, weil er in gewissem Sinne Mitgründer des Klosters ist, indem er es in dem Besitze der von seinem Vater und seinem Verwandten Graf Reinhold von Lützelburg gemachten Schenkungen bestätigte und in seinen kaiserlichen Schutz nahm.[3] Indem

Crucis et beatae Mariae virginis» s. Kraus I, 167); auch Hertzog nennt das Kreuz als Mitpatron III. 47: Kloster Neuburg, so gewenlich genent worden unsere liebe fraw und heiligen creuz zu Neuburg. Auf das hl. Kreuz waren auch zwei andere von Verwandten des Stifters von Neuburg gegründete Klöster geweiht, Heiligkreuz (früher Woffenheim) bei Colmar, Stifter Graf Hugo vom Nordgau und Hedwig von Dachsburg, und Busendorf i. Lothr., Stifter Graf Adalbert von Mörsberg und Judith.

[1] Hieronymus Gebwiler Grav. ult. A 5: «una cum preciosissimo insignium dominicae passionis thesauro non parva vivicae crucis et spinae coronae particula»; auf G. geht die Nachricht bei Hertzog IX. 148 zurück.

[2] Ob diese Nachricht Gebwilers, a. a. O., auch durch gleichzeitige Quellen überliefert wird. habe ich nicht ermitteln können.

[3] Wegen derselben dem Kloster Maulbronn, einer Tochterabtei von Neuburg. erwiesenen Vergünstigung der Bestätigung und Stellung unter Reichsschutz wurde er auch als dessen Mitgründer angesehen, so daß in dem die Gründung und Weihe verewigenden Gemälde im Bogenfelde über dem Westportal, das mir gleich nach der Vollendung des Westgiebels ausgeführt worden zu sein scheint, auch der Kaiser gemalt war, wie das die unter dem jetzt verblichenen Bilde befindliche Inschrift «anno domini M. centesimo trigesimo octavo nono Kald. Aprilis Mulibrunnum per Guntherum Spirensem construxit Fridericus Caesar. Waltherus». (Paulus Maulbronn S. 17 u. 69) ausdrücklich besagt.

der Meister dieses Denkmals ihn mit dem Kreuz als Attribut darstellte, brachte er zugleich angemessen und verständlich zum Ausdruck, daß die Kirche auch auf das hl. Kreuz geweiht war.

Der eigentliche Stifter von Neuburg war Graf Reinhold von Lützelburg,[1] der 1133 seinen Besitz Neuburg[2] den Zisterziensern von Lützel im Oberelsaß zur Gründung einer Niederlassung überwies. Ihn haben wir in der Figur rechts zu erkennen. Der Moment der Stiftung ist jedoch auf dem Relief nicht dargestellt — dafür ist typisch die Ueberreichung der Kirche selbst oder eines Schlüssels —,[3] sondern die Einweisung der bereits im Bau begriffenen Kirche in einen Besitz oder in ein Eigentumsrecht. Trifft die Deutung des von dem Grafen in seiner Rechten gehaltenen Gegenstandes als Zweig einer Eiche zu, so kann der Akt der Ueberreichung des Zweiges an die durch den Abt mit dem Modell des Baues auf der Linken repräsentierte Klostergemeinschaft nichts anderes als die Einweisung des Klosters in Eigentums- oder Nutzungsrechte an dem heiligen Forst darstellen sollen. Daß die Uebergabe von Eigentum oder Nutzung an Wald durch Ueberreichung eines Zweiges vor sich ging, besagt der Sachsenspiegel.[4]

[1] Hertzog III, 45—47. Moreau-Vautrey a. a. O., Batt, Das Eigentum zu Hagenau i. E. I, 93—102. H. Witte, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. 12, 238—243.

[2] Neuburg (novum castrum) hatte er den im Modertale zur Sicherung der Straße und Ausübung der Jagd in dem ihm zum dritten Teil gehörigen heiligen Forst angelegten Herrensitz zum Unterschiede von seiner Stammburg Lützelburg bei Zabern genannt. Unzulässig ist die Ableitung des Namens von dem Familiennamen des ersten Abtes Ulrich, der zufällig ein Graf von Neuenburg (Neufchatel) war. Das Klosterwappen — ein von zwei Türmen flankiertes Burgtor im unteren, im oberen Felde der Lützelburger (Montfauconer) Löwe (Moreau-Vautrey S. 44) — weist darauf hin, daß die Mönche von Lützel die «neue Burg» Reinholds an der Moder bezogen. Die, wie es scheint, erst bei dem Neubau des Klosters durch Abt Gacier d'Auvilliers (1738) niedergelegten letzten Teile der Burg standen westlich von dem noch erhaltenen Rokokoportal. Ihre Fundamente liegen noch jetzt unter der Oberfläche des Gartenbodens.

[3] Es genügt auf die oben S. 17 A. 4 erwähnten Beispiele zu verweisen und hinzuzufügen, daß die Zisterzienser zu Maulbronn, das 1146 von Neuburg gegründet worden war, die Stiftung ihres Klosters durch den Ritter Walter von Lomersheim in der Weise verewigt hatten, daß auf einer Wandmalerei im Inneren der Kirche er und der Bischof Gunther von Speyer knieend der Gottesmutter die Kirche darbringen. Das wiederaufgefrischte spätgotische Wandgemälde (abgeb. Paulus, a. a. O., S. 60) ist sicherlich die Erneuerung eines mit der Vollendung der Kirche gleichzeitigen, mit der Zeit aber verblichenen Bildes aus romanischer Zeit.

[4] Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. A. I, 180 f. Beispiele für diesen Brauch aus elsässischen Urkunden anzuführen oder auf andere bildliche Darstellungen desselben hinzuweisen, bin ich nicht in

Es läge nahe bei der Zuwendung von Waldbesitz an die Mönche an die Einweisung der Zisterzienser in das anfangs fast ausschließlich aus Wald bestehende Gut Neuburg zu denken. Allein durch das Modell in der Hand des Abtes scheint mir die klösterliche Niederlassung als eine zur Zeit der Begabung schon vorhandene bezeichnet und somit eine spätere Schenkung Graf Reinholds hier dargestellt zu sein. Von seinen weiteren Zuwendungen war die großartigste und für das Kloster einträglichste das unmittelbar vor seinem Tode in den letzten Tagen des Jahres 1142 erfolgte Vermächtnis des ihm zustehenden Drittels am heiligen Forst.[1] Auf sie deute ich den hier dargestellten Vorgang, dessen Vorführung im Bilde nicht nur den Grafen Reinhold als Wohltäter seiner Stiftung verewigte, sondern auch bestimmt war, die mangelnde urkundliche Festlegung dieser Zuwendung zu ersetzen. Die angesichts des Todes von Reinhold angeordnete Zuweisung seines Hofes Laubach an das Kloster Maursmünster, in welchem er starb, verbriefte kurz darauf Bischof Burkhard von Straßburg.[2] Den Mönchen von Neuburg aber scheint es nicht gelungen zu sein die gleichfalls nur mündlich getätigte letztwillige Ueberweisung der Eigentumsrechte Reinholds am heiligen Forst an ihr Kloster rechtsgültig beurkunden zu lassen, weil die Staufen als Miterben und Mitbesitzer Einspruch erhoben. Als solcher ging Kaiser Friedrich I. darauf aus, die ungeteilte Verfügung über den Hagenauer Forst in seine Hand zu bekommen, und so zog er gegen Uebergabe seines Gutes Seelhoven an das Kloster das von diesem als Vermächtnis Reinholds beanspruchte Besitzrecht am Forste für sich und seine Familie ein. Man war in Neuburg klug genug einzusehen, daß ein Wider-

der Lage. Als Analogon jedoch kann die Darstellung im Tympanon des Westeinganges der Kirche in Sigolsheim im Oberelsaß herangezogen werden, abgeb. in Elsässische Kunstdenkmäler Tafel 16. Das Faß («Logel») in den Händen des rechts von dem einen der Patrone, dem Apostel Paulus, knieenden Mannes, charakterisiert seinen Träger als Vertreter des Winzer- oder Bauernstandes, der zum Bau und Unterhalt der Kirche Weinzinsen von seinen Rebstücken übergibt. In dem Manne links mit dem Beutel in der Rechten. den seine vornehme Kleidung als adligen Herrn kennzeichnet, sehe ich trotz des Einspruches von Kraus II, 605 den zum Bau der Kirche Geld oder geldzinstragendes Eigentum hergebenden Dynasten, der kein anderer als einer der Herren von Rappoltstein sein kann. Denn sie waren die patroni ecclesiae (Rappoltst. Ukb. I, 411) und als solche für den Bau und Unterhalt der Kirche beitragspflichtig. In der gleichfalls romanischen Tympanondarstellung der Kirche zu Lemoncourt in Lothringen, abgeb. Lothr. Kunstdenkmäler Tafel 30, stellt die Ueberreichung eines Aehrenbündels durch den Mann in der Ecke rechts die Begabung der Kirche mit Fruchtgülten dar.

[1] Schoepflin, Als. dipl. I, 261. Würdtwein Nov. subs. X, 61.

[2] Schoepflin I. 224.

spruch gegen die Maßnahme des Mächtigen nutzlos war. Allein vergessen konnten es die Mönche nicht, daß bei diesem Tausche der Vorteil auf des Kaisers Seite lag, und noch ein Menschenalter später gab Abt Nendungus deren Bedauern darüber Ausdruck.[1] Eben dieser Abt war, wie wir nachher sehen werden, auch der Urheber unseres Bildwerkes. Bei der Absicht Neuburgs Gründung, Begabung und Weihung bildlich festzulegen lag es für ihn nahe, die Erinnerung an des Lützelburgers reichstes Vermächtnis, das nur schmerzlich vom Kloster wiederaufgegebene Besitzrecht am heiligen Forst, der Nachwelt dauernd zu erhalten. Der Bildner hat seines Auftraggebers Absicht durch die einfache, sinnreiche Darstellung der Uebergabe eines Eichenzweiges an das Kloster erreicht, über deren Bedeutung die der symbolischen Ausdrucksweise in Wort und Bild gleich kundige Mitwelt keinen Augenblick im Zweifel war.

Graf Reinhold starb am 1. Januar 1143 im Benediktinerkloster Maursmünster und wurde in seiner Stiftung Neuburg beigesetzt. Er war unverheiratet geblieben; diese Tatsache sowie seine gegen Kirchen und Klöster bewiesene Freigebigkeit mögen ihn in den Geruch der Heiligkeit gebracht haben.[2]

Die Deutung der mittleren Figur des Reliefs begegnet keiner Schwierigkeit. Es ist Neuburgs Gründer und erster Abt Ulrich † 1147, ein geborener Graf von Neufchatel (Neuenburg) in Burgund und Verwandter Reinholds, den Abt Stephan von Lützel auf Reinholds Bitten 1133 mit zwölf Brüdern nach Neuburg entsandte, um dort ein Kloster seines Ordens zu gründen.[3]

Wir haben mithin in der Reliefdarstellung, soweit sie erhalten ist, die Gründung und Begabung des Klosters Neuburg durch Graf Reinhold von Lützelburg und den Staufen Friedrich Rotbart und die Weihe der Kirche auf das hl. Kreuz zu erkennen.

Indem wir uns der Erörterung der Frage zuwenden, wo die Platte ihren ursprünglichen Platz hatte, müssen wir zunächst verneinen, daß sie über dem Eingang zur Kirche angebracht gewesen sei. Das Hauptportal wird sich in seinen Maßverhältnissen nicht unterschieden haben von den noch erhaltenen Portalen der Tochterkirchen Neuburgs, Maulbronn und Herrenalb,

[1] Schoepflin, Als. dipl. II, 261. Würdtwein, X, 61. Witte, Der heilige Forst und seine ältesten Besitzer, Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins 12, 239—243.

[2] Schoepflin II, 200: vir sanctitate et miraculis eximius. Fasti Lucellenses p. 118: cum opinione sanctitatis obiit. Siehe auch Moreau-Vautrey S. 78.

[3] Moreau-Vautrey S. 44. Würdtwein X, 14), Hertzog III, 45.

oder des benachbarten Zisterzienserklosters Stürzelbronn[1] oder endlich der ganz unter Neuburger Einfluß entstandenen St. Georgskirche zu Hagenau. In keines derselben paßt das Bildwerk wegen seiner Größenverhältnisse; es zierte also nicht das Aeußere der Neuburger Kirche. Im Inneren der Kirche gab es aber nur eine Stelle, wo es angebracht sein konnte, die war das Grabmal Graf Reinholds, von dem Hertzog[2] berichtet, daß es sich «in dem chor uff der rechten seiten so man hineingeht» befand, «mit einem erhabenen sarg, darauf sein bildnis gehauen in alter tracht und kleidung». Daß das Monument auch an seinen Seiten Bilderschmuck gehabt, erfahren wir durch Pater Moreaus Besprechung: «il (Reinhold) repose dans un sarcophage autrefois décoré de sculptures et de la statue en pierre du comte.» Unsere Platte ist, wie wir gleich feststellen werden, nur die rechte (v. B.) Hälfte der Vorderseite der Tumba.

Die Inschrift, die um den abgeschrägten Rand der eigentlichen Grabplatte mit der überlebensgroßen Figur des Bestatteten sich hinzog, haben uns beide Gewährsmänner aufbewahrt. Nach Hertzog lief sie in erhabenen Buchstaben um die Platte und lautete: 1150 Cal. Janu: O. dominus Reinoldus comes de Lutzelburg fundator huius monasterii Novi castri; gleichlautend gibt sie Moreau mit den unbedeutenden Abweichungen cal: Janua: und Lutzelnburg. Als Todesjahr aber nennt er 1140, während er kurz vorher nach Buchingers Fasti Lucellenses Reinholds Tod in das Jahr 1150 verlegt. Da beide Angaben unrichtig sind, weil nach Aussage der Maursmünsterer Urkunde vom Jahr 1143 Reinhold am 1. Januar 1143 verschied, so schließe ich aus diesen widersprechenden Angaben zweier durchaus zuverlässiger Chronisten, daß schon im 16. Jahrhundert der linke Seitenrand der Platte beschädigt war, daß vielleicht beim Einsturze oder Abbruche des romanischen Chores die ganze linke Ecke der Grabplatte mit den Buchstaben ANNO · DOMINI · M · C · XXXX · III so weit abgebrochen war, daß nur mehr undeutliche Spuren der in romanischem Charakter gegebenen Zahlzeichen zu erkennen waren, die dann Hertzogs Gewährsmann, des Klosters damaliger Pater Schulmeister Chrysostomus Flaminius Silesius als 1150, Moreau aber als 1140 entzifferte.

Vermutlich war das Grab in eine Nische der Chorwand eingebaut ebenso wie das ihm gegenüberstehende einfacher gehaltene Grab des ersten Abtes Ulrich, so daß an der Kopf- und

---

[1] Kraus III. 960.
[2] Moreau-Vautrey S. 79.

Fußseite der Tumba plastischer Schmuck keinen Platz fand. Da nun aber unsere Platte, wie aus der Beschreibung (S. 10 und 16) erinnerlich, nur ein Bruchstück ist, fragt sich, was auf dem verloren gegangenen Teile dargestellt war. Erhaltene Gräber, wie das Graf Eberhards in Murbach, Bischof Konrads von Lichtenberg in der Johanniskapelle des Münsters zu Straßburg, des hl. Rachio im Chor der Stiftskirche zu Niederhaslach, der Landgrafen von Werd in St. Wilhelm in Straßburg und der Markgrafen von Baden in der Gruftkapelle zu Lichtenthal zeigen ein Längenmaß bis zu 2 m 80. Nehmen wir für die volle Längswand von Reinholds Grab eine Größe von 2 m 50 = 8 Fuß an, so hatten noch drei weitere Figuren auf derselben Platz. Von diesen war die dem Kaiser zunächst befindliche, wie sich aus den noch erkenntlichen Spuren ergibt, sitzend dargestellt und muß die Hauptpatronin der Kirche, die Gottesmutter gewesen sein. Das ergibt sich auch aus einem Vergleich des Neuburger Reliefs mit dem in dem Bogenfelde des Westportals der gotischen Stiftskirche in Niederhaslach geschilderten Vorgange, der die Begabung und Weihe dieses Gotteshauses in zwei Szenen darstellt.[1] Unter Bezugnahme auf den weiteren Inhalt der Haslacher Darstellung und Heranziehung der Nachricht der Straßburger Jahrbücher über die Einweihung der Neuburger Kirche im Jahre 1158[2] sowie Berücksichtigung des von der bildenden Kunst jener Zeit befolgten Gesetzes strenger Symmetrie ergänze ich die beiden noch fehlenden Figuren in der Weise, daß ich der nach rechts gewandten, die Rechte ausstreckenden Gottesmutter den Abt Nendungus (1156—1178) das Modell der fertigen Kirche überreichen lasse. Neben ihm stand nach links gewandt und die Rechte zum Segen erhebend, der konsekrierende Bischof, Heinrich Graf von Kärnthen, Bischof von

[1] Abg. Elsässische Kunstdenkm. Tafel 56. In der zweiten Szene des untersten Tympanonstreifens ist dargestellt, wie König Dagobert dem Bischof Florentius das Kloster Haslach übergibt, in dem folgenden Bilde, wie Florentius knieend die Kirche der Gottesmutter weiht, auf deren Schoß, von ihr gehalten, der Jesusknabe steht und die Kirche mitstützt. Dieselben Szenen sind auch in Bild 8 und 9 des Glasgemäldes mit der Florentiuslegende im Südschiffe dargestellt, abg. R. Bruck, Die Elsässische Glasmalerei, Tafel 42 II.

[2] a. d. 1158 monasterium in Novo Castro consecratur in praedio Rainaldi comitis de Lützelnburg IV non. Maii a reverendis episcopis Burchardo Argentinensi et Heinrico Trecensi in honore sanctae crucis et beatae Mariae virginis. Kraus I, 168. Die Klosterchronik nannte als Konsekrator den letzteren allein und erwähnte den Straßburger Bischof unter den anwesenden Kirchenfürsten. Moreau-Vautrey S. 66. Burkhard war insofern bei dem Akte beteiligt, als er dem Bischof Heinrich die Vollmacht zur Vornahme der Konsekration gab.

Troyes, selbst Zisterzienser und vorher Abt des Klosters Weiler-Bettnach (Diözese Metz).

Die beigegebene Skizze, die in Anlehnung an eine dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehörende Darstellung auf dem Karlsschreine zu Aachen[1], wie Karl der Große der Gottesmutter die Palastkapelle zu Aachen weiht, von dem stud. archit. A. Dollmeyer-Hagenau gezeichnet ist, soll den Ergänzungsversuch veranschaulichen.

Für die Zeit der Entstehung des Neuburger Reliefs haben wir zunächst einen Anhaltspunkt in dem Todesjahr Reinholds 1143 und einen weiteren in der Bestätigungsurkunde Kaiser Friedrichs I. vom Jahr 1156, durch welche er sich zum ersten Male als Wohltäter des Klosters zeigte. Den Inhalt dieses Schutzbriefes wiederholte er 1158 am 27. Februar bei seiner Anwesenheit in der Burg zu Hagenau. Man möchte annehmen,



Abb. 4. Ergänzung der Vorderseite des Grabmals Graf Reinhards von Lützelburg. Maßstab: 1/25 der natürlichen Größe.

daß er damals die Kreuzreliquie der Abtei geschenkt hat, auf deren Besitz hin die Kirche wenige Wochen später, am 4. Mai, in Anwesenheit zahlreicher kirchlicher und weltlicher Fürsten der Gottesmutter und dem Kreuz geweiht wurde. Da der Inhalt des Bildwerkes die vollzogene Weihe zur Voraussetzung hat, kann es vor deren Datum nicht angefertigt sein. Wir werden mit seiner Ansetzung in die Jahre 1158 bis 1160 der Wirklichkeit am nächsten kommen.

Die Besprechung des für die Lokalgeschichte so bedeutungsvollen Bildwerkes wäre unvollständig, wenn sie nicht zu seiner Stellung in der Entwickelung der elsässischen Skulptur und vor allem zur Frage der Porträtähnlichkeit der dargestellten Figuren sich äußern wollte.

Schon bei der Beschreibung der Gestalten Graf Reinholds

---

[1] Abg. Heyck, Deutsche Geschichte I, 208.

und Abt Ulrichs (S. 11 ff.) wurde auf das bewußte Streben des Künstlers hingewiesen ihnen ihrem Charakter entsprechende Züge zu geben. Daß sie auch mit der Wirklichkeit übereinstimmen, darf man aus dem Umstande herleiten, daß der Meister des Grabmals die dargestellten Personen selbst gekannt hat. Denn in jener Zeit wurde die Bau- und Bildhauerkunst in den Zisterzienserklöstern von den Mönchen und den dienenden Brüdern der Klöster selbst geübt, die Steinmetzen wechselten also nicht nach kurzer Zeit, sondern blieben in der Regel auf die Dauer des Baubetriebes dieselben. Mochten somit auch bereits über zehn Jahre nach dem Tode Graf Reinholds und Abt Ulrichs vergangen sein, so konnten doch Gestalt, Haltung und Gesichtszüge des täglich von den am Bau beschäftigten Brüdern gesehenen Klosterleiters und des zur Besichtigung seiner Stiftung sicherlich wiederholt in Neuburg anwesenden Grafen so fest in der Erinnerung des Steinmetzen haften, daß er im Stande war auch noch Jahre nachher eine der Wirklichkeit nahekommende Darstellung ihrer Persönlichkeit zu geben. In Reinholds Erscheinung sind die gedrungene Gestalt, das fleischige Gesicht mit der niedrigen Stirn und dem breiten Kinn, der spärliche Haarwuchs und die abstehenden Ohren sicher dem Leben abgelauschte Züge.

Die Frage, ob der Meister auch den Kaiser persönlich gekannt habe, dürfen wir wohl bejahen. Gelegenheit ihn zu sehen mußte ihm dessen wiederholte Anwesenheit[1] in Hagenau in der Zeit nach seiner Wahl zum König bis zum Frühjahr 1158 geben; vielleicht sah er ihn zu Neuburg selbst, wenn die Ausübung der Jagd im heiligen Forst den Kaiser im Kloster einkehren ließ, oder in der zu jener Zeit im Umbau zu einer Pfalz begriffenen Burg zu Hagenau, wenn ihn — den Werkmeister von Neuburg — die Aufsicht über den Bau der Stadtkirche St. Georg[2] oder eigene Arbeit an derselben nach Hagenau führte. Mir ist es demnach ganz wahrscheinlich, daß wir in dem Neuburger Bilde eine der Wirklichkeit nahekommende, an Treue die übrigen Barbarossadarstellungen übertreffende Wiedergabe von des Kaisers Persönlichkeit haben.

---

[1] Gebwiler, a. a. O., läßt ihn 1153 gleich nach seiner Krönung nach Hagenau eilen und dort die Kapelle zur Aufbewahrung der Krönungsinsignien bauen; aus den Urkunden läßt sich auf eine Anwesenheit in Hagenau zwischen dem 25 Januar (Friedrich urkundet in Straßburg) und dem 1. März 1156 (urkundet in Speyer) schließen, bezeugt ist sie für den 27. Februar 1158: Bestätigungsbrief für Neuburg.

[2] Den Nachweis, daß der nüchterne Bau der von 1149 bis 1184 errichteten St. Georgskirche unter dem Einfluß der Neuburger Zisterzienser erstand und von dem Meister der Kirche in Neuburg geleitet wurde, muß ich bei anderer Gelegenheit erbringen.

Diese Annahme wird durch die Beobachtung gestützt, daß das Bild eine gewisse, ins Einzelne gehende Uebereinstimmung mit den Angaben der Zeitgenossen über Friedrichs äußere Erscheinung[1] hat. Wenn er trotz sitzender Stellung die Gestalt des stehenden Reinholds ein wenig überragt und seine Schultern weniger breit erscheinen, so hat der Künstler den am Kaiser gerühmten schlanken Wuchs und das Ebenmaß der Glieder zum Ausdruck gebracht.[2] Auch die «hervortretenden Augenbrauenknochen», die unter ihnen liegenden großen «strahlenden Augen» und die «etwas breite Wange» läßt unser Bild wiedererkennen.[3] Die aufrechte Haltung des Kopfes, der bestimmt nach vorwärts in die Ferne gerichtete Blick der Augen im Gegensatz zu den mehr demuts- und andachtsvoll abwärts gerichteten, nur dem frommen Akt der Schenkung zugekehrten Augen des Abts verleihen der ganzen Erscheinung etwas Selbst- und Zielbewußtes, Würdevolles und Königliches.[4]

Auch der Bart des Kaisers erscheint auf dem Bilde so, wie er ihn im Mannesalter und wohl auch in späteren Jahren getragen hat: es ist nicht der lange, bis auf die Brust herabwallende, die Wange von den Ohren an abwärts bedeckende Bart, wie er Männern niedersächsischen Stammes vorzugsweise eigen ist, sondern der dicht das ganze untere Kinn umgebende, kurz gehaltene,[5] stumpf endende Bart, dessen ausgesprochen rotblonde Farbe mehr als die Länge den Romanen als charakteristisches Merkmal der äußeren Erscheinung des Kaisers auffiel und ihm den Beinamen Rotbart eintrug.[6] Ob in der Bildung der Hände, von denen nur die linke unbeschädigt ist und lange, schmale, wohlgeformte Finger zeigt, der Künstler die von einem lombardischen Zeitgenossen betonte Schönheit und Feinheit der Hände des Kaisers mit Bewußtsein hat wiedergeben wollen, lasse ich dahingestellt. Wollen wir unter den Nachrichten über Friedrichs äußere Erscheinung dem Berichte Ottos von Freising (IV, 76) die erste Stelle einräumen, dann kann

[1] Sie sind zusammengestellt bei Giesebrecht, Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rotbarts, 1895 II, S. 324 f.

[2] Erat quoque statura mediocris, magis tamen longa quam brevi, pectore plenus, facie satis eleganti, daselbst.

[3] Supercilia prominent, ignescunt oculi, gena brevior in amplum extenditur, daselbst.

[4] in illo . . . insigne quiddam et stupendum enituit, nam constantiam animi exprimebat vultus semper idem et immobilis, daselbst.

[5] Otto Frising. gesta Friderici IV, 76 tonsore pilos capitis et genarum assidua succisione curtante.

[6] Das Siegel zeigt den Kaiser mit kurzgehaltenem Bart. Abbildungen bei Heyck, a. a. O. I, 429, Stacke I, 449, nur mit Bart auf der Oberlippe ein daselbst I, 433 wiedergegebener Brakteat, der aber vielleicht Friedrich II. zuzuschreiben ist.

das Relief den Anspruch erheben als eine gleichzeitige, nach dem Leben wiedergegebene Illustration desselben zu gelten.

Von den Gewändern des Kaisers ist das beachtenswerteste die Dalmatika. Die sonstigen Bilder deutscher Könige und Kaiser auf Siegeln und Münzen, in Miniaturen und Reliefs geben fast alle den Dargestellten die weltliche Tracht: den bis über das Knie, meist bis zu den Knöcheln reichenden, über den Hüften gegürteten Leibrock, darüber den Mantel, der bald vorn am Halse, bald auf der rechten Schulter durch Spange oder Mantelschließe zusammengehalten wird. Die Dalmatika ist das zu den Krönungsgewändern gehörige Kleid, in ihr erschien der Herrscher nur bei dem Akte der Krönung und vielleicht hohen Feiern kirchlichen Charakters. Von den Bildern, die einen deutschen Kaiser im vollen Krönungsornate zeigen, erwähne ich die Darstellung der Huldigung der Nationen des Reiches vor Otto III. in einem ehemals der Bamberger Domkirche gehörigen Evangeliar;[1] über der reich mit Edelsteinen und Perlen an den Säumen und dem Mittelstabe geschmückten Dalmatika trägt er noch den Mantel. Hingegen hat sie weder Heinrich II. in der in einem Bamberger Missale befindlichen Miniatur, welche die Ueberreichung von Kreuz, Lanze und Schwert an den Kaiser darstellt,[2] noch Karl der Große in dem Relief auf dem Karlsschreine aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts, welches die Weihe des Aachener Münsters an die Gottesmutter wiedergibt.[3]

Mit richtigem Takt hat der Bildner des Neuburger Reliefs oder der Zeichner des Entwurfs Friedrich hier, wo er als Träger des Kreuzes, dem die Kirche mitgeweiht war, seinen Platz neben Maria, der Hauptpatronin, einnahm, in dem feierlichsten und glanzvollsten Ornate dargestellt. Daß er hierzu durch die Betrachtung der kurz vorher in der Pfalzkapelle zu Hagenau zur Aufbewahrung niedergelegten Reichskleinodien, unter denen die Dalmatica imperialis war, angeregt worden sei, ist möglich, wenn auch nicht notwendig anzunehmen. Vielleicht war zur Wahl dieses Gewandes für den Bildner auch eine andere Erwägung maßgebend gewesen. Zur vollen Bekleidung des Mannes gehört der Mantel, den unser Relief vermissen läßt, und zwar, wie mir scheint, weil der Künstler in

[1] Abg. Heyck. Deutsche Geschichte I, 322; in Farben Stacke, Deutsche Geschichte I, 294. Eine dalmatica imperialis Heinrichs II. aus dem Bamberger Kirchenschatze in München ist abg. bei Bock, Die Kleinodien des h. römischen Reiches 1864 Tafel XL. S. 188—190, s. auch Bock, Die liturgischen Gewänder 1866 II, 281.

[2] Heyck I, S. 328.

[3] Daselbst, S. 208.

Verlegenheit war ihn unterzubringen. Da der Kaiser beide Hände und Unterarme frei haben mußte, damit das Kreuz und das Reliquiar ganz sichtbar wurden, so hätte der Mantel ganz zurückgeschlagen sein müssen, so daß er nur den Rücken bedecken und vielleicht mit einem Teil eines Zipfels über die Kniee herübergezogen werden konnte. Es wäre so nur ein bescheidenes Stück sichtbar geworden und das in einer Weise, die unnatürlich und gezwungen schien. Deshalb bekleidete der Künstler den Kaiser mit der Dalmatika, die, weil sie Aermel hatte, den freien Gebrauch der Arme sicherte und zu reicher Verzierung Gelegenheit bot.

Auf die von der gewöhnlichen Gestalt der Krone in bildlichen Darstellungen abweichende Form ist schon oben S. 15 hingewiesen worden. Daß auch selbst noch in gotischer Zeit neben der Zackenkrone der gleichmäßig breite oder nur auf der Stirnseite nach oben verbreiterte Reif als Krone getragen wird, zeigen die Königsbilder an den Kirchenportalen von St. Trophime in Arles, vor allem von Moissac,[1] König David an der Kanzel von Wechselburg,[2] Salomon und Saba an der Westfassade der Kathedrale zu Rheims[3] und manche Miniaturen.[4] Die Krone, welche Rudolf von Habsburg auf seinem Grabstein im Dom zu Speyer trägt, zeigt unter den fünf sichtbaren dreieckigen Zacken einen höheren und breiteren mittleren, der reich mit Edelsteinen in erhabener Arbeit geschmückt ist.[5] Auf dem Siegel Barbarossas erscheint die Krone, wenn man den Abbildungen[6] glauben darf, als Bügelkrone mit einem Kreuze auf dem Bogenansatz.

Die Neuburger Barbarossadarstellung zeigt auch eine andere bemerkenswerte Abweichung von dem Kaiserbilde im Siegel: hier die Dalmatika, dort der bis auf die Füße reichende, an den Säumen reichgeschmückte und mit breitem Gürtel gegürtete Leibrock, darüber der am Halse auf der rechten Seite zusammengehaltene Mantel mit einer von Edelsteinen und Perlen besetzten Borte. Da das Kloster zur Zeit der Anfertigung des Reliefs zwei mit dem kaiserlichen Siegel versehene Urkunden besaß — die Bestätigungsbriefe von 1156 und 1158 —, hätte es für den Steinmetzen nahe gelegen dessen Bild als Vorlage zu be-

[1] Nach Photographien.
[2] Dehio und von Bezold, Denkm. d. d. Bildhauerk., T. 6.
[3] Marcou, Album du Musée de sculptures du Trocadéro II, pl. 43. 45.
[4] vergl. u. a. Haseloff, Die thüringisch-sächsische Malerschule 1897, Tafel XII, XIII, 25.
[5] Abg. bei Stacke, Deutsche Geschichte I, 561.
[6] Heyck, Deutsche Geschichte I, 419.

nützen. Er ging aber seinen eigenen, selbständigen Weg, indem er aus der durch persönliches Anschauen des Herrschers während seines Verweilens in Hagenau gewonnenen Kenntnis von dessen Persönlichkeit heraus ein der Situation ebensosehr wie der Wirklichkeit entsprechendes Kaiserbild schuf.

Keines von den zu Lebzeiten Friedrichs I. entstandenen Bilder[1] kommt auch nur annähernd dem Neuburger Relief an Porträtähnlichkeit gleich. Nicht allein aus diesem Grunde wird seine Erwerbung für das Museum zu Hagenau die wertvollste sein, die es machen kann, auch seine Stellung in der Entwickelung der romanischen Bildhauerkunst sichert ihm eine mehr als lokale Bedeutung. Ueber die wenigen Bildwerke des zwölften Jahrhunderts im Elsaß — es sind ornamentierte Bauglieder am Aeußeren und im Inneren von Kirchen, szenische Darstellungen an den Flächen der Säulenkapitelle und an den Bogenfeldern der Portale, in der Bearbeitung rohe und in der Bildung der menschlichen Gestalt starre Schöpfungen[2] — erhebt sich durch die Schlankheit der Gestalten und den Ausdruck von Empfindung die um das Jahr 1200 anzusetzende Darstellung von Mariä Krönung im Tympanon des Portales der Kaysersberger Kirche. Das Neuburger Relief indes, obwohl ein Menschenalter vorher entstanden, übertrifft sie durch seine höhere technische Ausführung und größere Lebenswahrheit in Haltung, Kleidung und Gesichtsausdruck der dargestellten Personen. Als «ziemlich roh» konnte die Arbeit nur zu einer Zeit bezeichnet werden,[3] wo eine sie dicht bedeckende Schicht von Schmutz und Flechten ihre Eigenart nicht erkennen ließ. Sie überragt derart die übrigen gleichzeitig oder auch erst manche Jahrzehnte später entstandenen Erzeugnisse elsässischer Skulptur,[4] daß die Beeinflussung ihres Bildners durch die Kunstübung eines in der Bildhauerei fortgeschritteneren Landes außer Zweifel steht. Da wir es mit einer Schöpfung von Zisterziensermönchen zu tun haben, so kann es nur Burgund sein, auf welches in

---

[1] Abgebildet Heyck, Deutsche Geschichte I, 417, 419, 420, 448. Wo die Barbarossabüste geblieben ist, die Hertzog in der Kirche des am Fuße der Staufenburg Trifels gelegenen Annweiler sah (es werden auch alda zwei brustbildnüssen, gar künstlich in holz geschnitten, keyser Friderichs und seiner gemahl gefunden und gesehen), habe ich nicht feststellen können.

[2] Siehe Kraus I und II unter Andlau, Alspach, Eschau, St. Marx, Sigolsheim. Elsaß-lothring. Kunstdenkmäler, Tafel 66. 102. Leitschuh im Text dazu S. 2 f. Polaczek, Denkmäler der Baukunst im Elsaß, Tafel 16, Text S. 3 und 22. Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen VI, 28—31. (Alspach und St. Marx).

[3] Kraus I, 85.

[4] So die Skulpturen an den Portalen der Kirche zu Neuweiler, Elsässische Kunstdenkmale Tafel 21 u. 22, Text S. 4 u. 5.

letzter Linie Schulung und Anregung unseres Künstlers zurückgehen. Lützeler Mönche waren es, die kurz nach der Weihe ihres Gotteshauses 1133 Neuburg besiedelten, sie selbst aber waren erst zehn Jahre vorher aus dem burgundischen Kloster Belleval herübergekommen unter dem Abt Stephan von Montfaucon, der vorher Mönch in Morimont und Citeaux gewesen war.[1] Unter den zwölf zur Gründung von Neuburg abgeordneten Mönchen war der Stamm aus Burgund, vom Abt wird das ausdrücklich bezeugt; wenn von einem der übrigen, so müssen wir es von dem den Kirchen- und Klosterbau leitenden und mit eigener Hand mitschaffenden Bruder als selbstverständlich voraussetzen. Er selbst wird wohl schwerlich um 1160 noch den Meißel geführt haben. Ist er somit nicht selbst als Bildner des Reliefs anzusprechen, so ist es ein jüngerer von ihm in dem Gedankenschatz und Formenreichtum der dem Elsaß gegenüber entwickelteren burgundischen Architektur und Skulptur herangebildeter und mit den Schöpfungen Burgunds nicht unbekannter Steinmetz gewesen, der nach den Angaben seines Abtes das Grabmal Graf Reinholds schuf.

Besäßen wir Reste romanischer Bildhauereien aus burgundischen Zisterzienserklöstern, aus Lützel oder seiner oberrheinischen Gründung Pairis, so könnten wir seine Abhängigkeit von burgundischer Kunstübung auch an Denkmälern nachweisen.[2] Bei deren Mangel möchte man die von Burgund und Südfrankreich beeinflußten romanischen Skulpturen einiger schweizerischen Kirchen — die St. Galluspforte am Münster zu Basel, die Aposteltafel daselbst und das Portal von St. Ursanne[3] — zum Vergleiche heranziehen. Und in der Tat lassen sich gewisse Anklänge an diese im Neuburger Relief nicht leugnen. Die ihnen mit burgundischen Werken eigentümliche gezierte, feierliche Fältelung, die Kräuselung besonders in den Säumen der Gewänder in bewegte Wellen, die gute Beobachtung des Faltenwurfs zumal in den an den Unterkörper sich anschmiegenden Partieen weisen auch die Figuren des Neuburger Reliefs auf. Während jedoch dort eine fortgeschrittenere Technik herrscht, ist hier alles massig und derb. Ein weiterer Berührungspunkt liegt in dem Streben die Köpfe möglichst individuell zu ge-

---

[1] Moreau-Vautrey, S. 44.

[2] Erneut in Neuburg selbst angestellte Nachforschungen nach Skulpturresten des Klosters haben nur ein einziges bemerkenswertes Werkstück auffinden lassen, einen in einer Gartenmauer eingelassenen Gewölbeschlußstein mit Christuskopf und Kreuznimbus. Es ist ganz der Christustypus, wie er Christusgestalten an den Portalen frühgotischer französischer Kathedralen eigen ist.

[3] A. Lindner, Die Basler Galluspforte und andere romanische Bildwerke der Schweiz. Straßburg 1899.

stalten und mit der Natur abgelauschten Zügen auszustatten und in Einzelheiten der Gesichtsbildung, wie in den breiten Wangen, den großen runden Augen, dem rund gehaltenen Bart. An die sitzende Madonna am Portal zu St. Ursanne[1] erinnert in ihrer feierlichen Würde die Gestalt Barbarossas, an den unbärtigen Ursicius mit den friedlich milden Gesichtszügen Graf Reinhold mit seinem freundlichen Antlitz. Von den Bildwerken der Basler Galluspforte will man die Tympanondarstellung am Sigolsheimer Kirchenportal beeinflußt sein lassen — mir will dünken ohne Grund. Die technische wie stilistische Ueberlegenheit des Neuburger Reliefs über diese ihm inhaltlich verwandte, aber zeitlich ziemlich spätere Skulptur, fällt bei einem Vergleiche sofort ins Auge. Andererseits herrscht zwischen unserem Bildwerk und den vollendeten Darstellungen am Südportal des Straßburger Münsters hinsichtlich der künstlerischen Auffassung und szenischen Geschlossenheit des Vorganges wie der Feinheit der Ausführung noch ein gewaltiger Abstand.

Der Versuch Beziehungen zu verwandten Bildwerken in nördlicher gelegenen Gegenden Südwestdeutschlands ausfindig zu machen mußte deshalb so wenig ergiebig sein, weil die strenge Regel der Zisterzienser den bildnerischen Schmuck am Aeußeren ihrer Kirchen verbot und die in Elsaß und Lothringen gelegenen Zisterzienserbauten verschwunden sind, die teilweise oder noch ganz erhaltenen Kirchen ihres Ordens in der Pfalz, Baden und Württemberg keine Bildwerke aus romanischer Zeit aufweisen. Formal und inhaltlich nahestehend ist eine wohl gleichzeitig mit dem Neuburger Steine anzusetzende 2½ m breite, von einem Stadttor herrührende Reliefplatte im Provinzialmuseum in Trier mit dem segnenden Christus zwischen Petrus und Eucharius.[2] Noch darf ich hinweisen auf ein zwar einige Jahrzehnte jüngeres, aber wegen seiner Beeinflussung durch die ostfranzösische Bildhauerkunst und seines Inhaltes unserem Bilde nahestehendes Kunstwerk am Portal der lothringischen Dorfkirche Lemoncourt bei Delme.[3] Dargestellt ist die Weihung der Kirche an die Gottesmutter und ihre Uebergabe an das Kloster St. Glodesindis zu Metz durch die Wiedergabe von Mariä Krönung als Patronin, die hl. Glodesindis als Inhaberin des Patronates und einen ein Aehrenbündel überreichenden knieenden Mann als Repräsentant der dem Gotteshause zehntenden Gemeinde. In Einfachheit und geschickter

[1] Daselbst Tafel VI.
[2] Abgebildet Hettner, Führer durch das Provinzialmuseum, S. 59.
[3] Abgebildet Lothring. Kunstdenkmäler, Tafel 11.

Raumausnutzung steht das Relief nicht hinter der Krönung Mariä über dem Südportal des Straßburger Münsters zurück, ein Rest von Befangenheit in seinen Gestalten läßt es aber die ungesuchte Bewegung und lebenswarme Empfindung, die aus dem Straßburger Bilde spricht, nicht erreichen.

Für den Beschauer früherer Jahrhunderte mußte das Erkennen und Verstehen der in dem Relief geschilderten Vorgänge weit leichter und auch der Eindruck des Ganzen als eines Kunstwerks ein erhebenderer sein, weil das Bildwerk ihm im Schmucke der Farbe entgegenstrahlte. Die ehemalige Bemalung ergibt sich aus der Feststellung des aufgetragen gewesenen Kreideuntergrundes, dessen Vorhandensein an den hellen Linien und Streifen auch die photographische Aufnahme S. 12 erkennen läßt, die ich Sommer 1905 machte, ehe die Säuberung der Platte mit rauhen Bürsten Schmutz und Flechten, aber damit auch einen Teil der Sandsteinschicht selbst abrieb. Auch ohne Nachweis dieser Spuren müßten wir aus dem vielerorten geübten Brauche des Mittelalters Holz- und Steinskulpturen im Innern und in den Vorhallen der Gotteshäuser zu polychromieren auf die Bemalung des Neuburger Grabmals schließen. Zu dieser Annahme führt ferner die Beobachtung, daß, während die Figuren aus dem Steine selbst voll und kräftig herausgearbeitet sind, die verschiedenen Kleidungsstücke und Attribute der einzelnen Gestalten sich körperlich nur unbedeutend von der allemal hinter ihnen liegenden Fläche abheben. Die Anwendung frischer und kontrastreicher Farben beseitigte diesen Mangel. Es wäre mein lebhafter Wunsch, wenn ein auf dem Gebiete mittelalterlicher Kostümkunde bewanderter, in der Handhabung der Farbe geschulter Leser den Versuch machen wollte, das Bild in seinen ehemaligen Farben wiedererstehen zu lassen. Auch auf uns moderne Menschen würde eine sich gleichzeitig entstandene Miniaturen zum Vorbilde nehmende Bemalung des Reliefs nicht ohne Wirkung sein. Wie viel lebendiger vor allem müßte das Bild Friedrich Rotbarts sich uns einprägen. Man stelle sich ihn vor in weißer Albe, violettem Leibrock, purpurner, mit goldenen Adlern oder Arabesken gemusterter Dalmatika, farbigen, goldverzierten Schuhen, golden die Borten, die Krone, das Kreuz, das Reliquienfutteral, die an ihnen durch Vertiefungen angedeuteten Edelsteine in den bunten, natürlichen Farben, das Haupthaar blond, und den Bart in dem der Wirklichkeit entsprechenden Rot sich von der frischen Fleischfarbe des Gesichtes abheben : so wird sich der Eindruck feierlicher Würde, der auch aus dem Steine spricht, mit dem Eindruck königlicher Pracht und Macht paaren und die Vor-

stellung irdischer Majestät noch gesteigert werden durch die unmittelbare Nähe der Himmelskönigin auf der einen und den Gegensatz mönchischer Einfachheit und Entsagung auf der anderen Seite.[1]

Auf der Grabplatte selbst ruhte, in überlebensgroßer Ausführung die Gestalt des Grafen Reinhold «in alter tracht und kleidung» nach Hertzogs Angabe, d. h. in gegürtetem, bis auf die Füße reichendem Leibrock und im Mantel, nicht mit Harnisch, Helm und Schwert, wie die übrigen in Neuburg bestatteten Edlen auf ihren Grabsteinen dargestellt waren, deren Inschriften er uns mitteilt. Weder von diesen noch von des Stifters Grabmal haben die vor etwa dreißig Jahren im Bezirke der Klosterkirche vorgenommenen Nachgrabungen X. Nessels noch wiederholte Nachforschungen meinerseits an und in den Häusern Neuburgs Reste entdeckt.[2] Daß 1525 die plündernden Bauern, die im übrigen in dem Kloster schrecklich hausten,[3] ihre Wut auch an dem Grabe Reinholds ausgelassen haben sollten, bezweifle ich. Die oben (S. 23) hervorgehobene Beschädigung des linken (v. B.) Seitenrandes der Grabplatte ist durch den Einsturz von Gesteinsmassen bei einem Brande oder dem Neubau des romanischen Chors in gotischer Zeit herbeigeführt worden. An seinem ursprünglichen Platze sah das Grab noch 1592 der Chronist Hertzog. Mit den andern Monumenten aus dem Inneren entfernt wurde es durch die bedauernswerte Neuerungssucht des Abtes Jakob Gacier d'Auvilliers (1715—1759).[4] Was von ihnen bei dem Hinausschaffen nicht zerbrochen wurde, ward an den Außenwänden der von ihm 1738 restaurierten Kirche aufgestellt.[5]

[1] Minder wichtige Einzelheiten waren überhaupt nicht plastisch, sondern nur durch Bemalung angedeutet, wie die Lehne am Stuhl des Kaisers, mindestens noch zwei Blätter an dem Zweige in Reinholds Hand, die Spange seines Mantels, das Portal an dem Modell der Kirche.

[2] Das künstlerisch vollendetste Grabmonument in Neuburg war das der Familie Ottos von Ochsenstein, aus zwei übereinander ruhenden Grabplatten bestehend. Es ist mir gelungen die beiden Löwen, welche den oberen Stein stützten, wieder aufzufinden. Ich gedenke sie im nächsten Bande des Jahrbuches zu veröffentlichen.

[3] Moreau-Vautrey S. 65.

[4] Die Mitte des nunmehr gesäuberten Chores bestimmte er zu seiner eigenen Begräbnisstätte (Moreau-Vautrey S. 76).

[5] Moreau-Vautrey S. 76: toutes ces pierres sépulcrales ont été fixées aux murs extérieurs. Seine Restauration der Kirche wird in einer Auffrischung des Inneren im Geiste des Zopfstiles bestanden haben, bei welcher die romanischen Fenster erweitert, aus den gotischen das Maßwerk ausgebrochen, die flache Decke des romanischen Schiffes durch ein Stuckgewölbe ersetzt wurde und die Kapitäle der Säulen Stuckornament erhielten. Die er-

Hier blieben sie dem schädigenden Einfluß der Witterung und später dem Zerstörungstrieb der Menschen ausgesetzt, bis sie bei dem Abbruch der seit 1790 verlassenen Kirche 1817/1818 oder auch schon vorher von den Bewohnern Neuburgs und der umliegenden Dörfer zur Verwendung als Treppen-, Trog-, Spül- und Bodenbelagsteine weggeführt, teils mit dem anderen Baumaterial zur Errichtung einer Spinnerei nach Hagenau geschafft wurden.[1]

Es muß doch wohl noch die Erinnerung vorhanden gewesen sein, daß das Fragment mit den drei Figuren von dem Grabmal des Stifters herrührte, und die Kenntnis dieser Ueberlieferung wird den Pfarrer von St. Georg in Hagenau F. Ch. Poinsignon (1803—1825) bestimmt haben, als man das Mobiliar der Klosterkirche mitsamt dem Bodenbelag mit Genehmigung des Ministeriums den beiden Hagenauer Pfarrkirchen überwies,[2] das Relief vor dem Untergang zu retten und ihm an der Gartenmauer des an der Nordseite der Georgskirche gelegenen Johanniterhauses einen vorläufigen Platz anzuweisen, von wo es dann, wie eingangs erwähnt, 1861 an seinen jetzigen Aufbewahrungsort kam.

Nachdem unsere Erklärung des dargestellten Vorganges und die Deutung der dabei beteiligten Personen den hohen geschichtlichen Wert des Bildwerkes erwiesen hat, zweifele ich bei dem nach und nach auch in weiteren Kreisen der Bürgerschaft Hagenaus für die ruhmreiche Vergangenheit der Stadt und des Reiches und die von ihr kundgebenden Denkmäler erwachenden

wähnte Vergrößerung derselben (l'église a été en même temps [1738] restaurée et agrandie; elle a 150 pieds de long et 53 de large scheint mir in einer Verlängerung nach Westen durch Vorbau einer Fassade bestanden zu haben. Die Außenmauern des gotischen Chores waren nach Grandidier (oeuv. inéd. III, 368) unverändert stehen geblieben. Wenn Walther, L'abbaye bernhardine de Neubourg 1868 S. 75 sich durch Augenzeugen die Länge nur auf 42 m angeben läßt, so haben diese den Chor nicht miteingerechnet. Erhalten ist von den Bauten des um die wissenschaftliche wie wirtschaftliche Hebung der Abtei gleichverdienten Abtes Jakob nurmehr die imposante Klosterpforte, die Wagenremise mit der Behausung des Pförtners von 1744 und die Klostermühle, die laut Chronogramm (Frater Jacobus Gacier | d'Auvilliers doctor | Sorbonicus caenobii | huius [abbas] construxit) 1756 errichtet war.

[1] Walther S. 89. Kraus I, 168. Irrig sind die Angaben in: Das Reichsland Els.-Lothr. III, S. 751. die in die Spinnerei vermauert gewesenen romanischen Werkstücke seien nach deren Zerstörung durch Brand in die Sammlung Nessel gekommen; sie sind spurlos verschwunden. Batt, Das Eigentum zu Hagenau I, 94 verwechselt die Grabschrift Reinholds mit einer Dedikationsinschrift von 1583, wenn er behauptet, daß in der 1842 niedergelegten sogenannten Totenleuchte am Anfange des 19. Jahrhunderts noch Reinholds Grabschrift vorhanden war.

[2] Walther S. 77.

Interesse nicht im geringsten, daß die jetzige Eigentümerin, die Kirchenfabrik von St. Georg, das Monument dem städtischen Museum überweisen, und dieses ihm einen seiner hervorragenden Bedeutung entsprechenden Platz in seinen Räumen anweisen wird. Die Gesellschaft für die Erhaltung der Denkmäler des Elsasses hat auf meine Anregung hin bereitwilligst Mittel zur Verfügung gestellt, die es ermöglichten, durch Bildhauer der Straßburger Dombauhütte einen Gipsabguß für ihre Altertumssammlung herstellen zu lassen.

An der Schwelle der Geschichte Hagenaus steht die gewaltige Herrschergestalt Friedrich Rotbarts. Als den freigebigen Landesherrn und Begründer seiner städtischen Freiheiten feiert ihn das Standbild an der Außenseite des Museums; den frommen Wohltäter und machtvollen Schirmherrn der von seinem Vater, seinen Verwandten und ihm selbst im heiligen Forst gegründeten und begabten Stätten beschaulichen, religiösen Lebens und friedlicher, segensreicher Kulturarbeit soll uns das Neuburger Bildwerk im Innern des Baues zeigen.

IV.

Orschweier.

Ein Beitrag zur Geschichte der Dorfschaften in der ehemaligen Obermundat.

Von

Theobald Walter.

I.

Orschweier, dessen ländliche Behausungen sich in einem fruchtbaren Tälchen am Fuße des hexenberüchtigten Bollenberges ausdehnen, ist ein wohlhabendes Rebdorf im oberelsässischen Kreise Gebweiler und wohl zu unterscheiden von Orschweiler am Vogesenhange, jenseits des Landgrabens zu Füßen der stolzen Hohkönigsburg. Seine mittelalterliche Bezeichnung Alswilre 1254, Alßwiler vel Orßwiler 1490 wird oft verwechselt mit der von Alsweiler oder Alratzweiler und Alschweiler, den beiden längst verschwundenen Siedelungen im Banngebiete des Städtchens Sulz.[1]

Man nimmt allgemein an, daß ein 728 in der Murbacher Schenkungsurkunde des Grafen Eberhard von Egisheim erwähntes Otaleswilre die älteste Form des Namens darstelle, und das Dorf mithin ursprünglich Murbacher Eigen gewesen wäre.[2] Möglich wäre es schon; hatten doch die ersten Begründer der Abtei, die frommen Mönche sti. Benedicti, in dem kaum einige hundert Schritte entfernten Bergholz-Zell ihre

[1] Ueber die beiden Dörfer, die Stoffel in seinem Wörterbuch S. 5 zum Teil verwechselt, vergl. Clauß, historisch-topographisches Wörterbuch S. 6 u. 7.

[2] Schöpflin, Als. dipl. I, 9.

Heimstätte aufgeschlagen, ehe sie in die stillere Einsamkeit des entlegenen Vogesentales des Murbaches hinüberzogen. Und doch können wir trotz dieser innigen Nachbarschaft zu keiner Zeit namhaften Murbacher Besitz in Orschweier auffinden, in einem Banngebiete, dessen Fruchtbarkeit berühmt war und in dem sich doch viel Klosterbesitz aus alter Zeit nachweisen läßt. Freilich verstanden es die beiden mächtigsten Nachbarn Murbachs, der Oesterreicher in Ensisheim und der Straßburger Bischof in Rufach, schon von altersher die Zeiten der Schwäche und des Verfalles, die dem Stifte nicht erspart blieben, zu ihrem eigenen Vorteile zu wenden. Tatsache ist, daß wir schon in den ältesten Tagen Orschweier in geteiltem Besitze der beiden finden: Der Bischof erfreute sich der Oberherrschaft und der vogteilichen Gerichtsbarkeit, Oesterreich des ausgebreiteten Dinghofgutes. Gewiß kann dieser Besitz auch ein althergebrachter, ein patrimonialer, sein; aber auffällig bleibt, wie schon bemerkt, immer, daß die mächtige und stolze Abtei, die in allen Ortschaften der Umgebung reiche Güter und schöne Zinsen besaß, nur in Orschweier leer ausgegangen sein sollte.

Im 13. Jahrhundert findet sich ein Adelsgeschlecht, das nach dem Orte den Beinamen von Alswilre führte; so 1245 Rudolfus von Alswilre, 1253 Rudiger de Alswilr, 1279 Wernher de Alswilre als Deutschordensritter in Suntheim und 1265 Heinrich de Alswilre als Prediger-mönch in Basel.[1] Ob das Geschlecht aber jemals in Orschweier grundsässig war, oder etwa in der Verteidigung bischöflicher Interesse an Ort und Stelle sich den Beinamen erworben hat, wissen wir nicht. Ebenso ungewiß ist es, ob der 1510 in Egisheim verstorbene Niklaus von Orßweiler, der letzte seines Geschlechtes, zu demselben Stamme gehörte. —

Der Bischof von Straßburg, der Inhaber der Vogteigerichtsbarkeit, ließ diese durch seine Beamte in Rufach, dem Hauptorte der Mundat, ausüben. Doch wurde das sogen. Frevel- oder Dorfgericht schon frühe einem Schultheiß und sechs Geschworenen überlassen, die im Orte selbst ihren Sitz hatten und dort regelmäßige Gerichtstage abhielten. Wann die Dorfgenossenschaft dieses Vorrecht eingeräumt erhielt, läßt sich nicht mehr ermitteln; Henninus dictus Steinburne, scultetus ville Olswilre, ist bereits 1357 im Amte.[2]

Die Neubesetzung der Geschwornenstellen erfolgte jährlich um den Dreikönigstag und zwar durch den Vogt von Rufach im Beisein des Amtsschaffners und des Landschreibers, die zu-

---

[1] Basler Urkundenbuch I, 137, 193, 233 u. 336.
[2] Stadtarchiv Rufach, JJ. 19.

gleich die Vereidigung vornahmen und den sog. Schwörtag abhielten. Meistens wurden aber die alten Inhaber im Amte bestätigt.

Zum Schwörtage versammelten sich alle Bürger des Ortes auf dem sog. Dorfplatze unter der uralten Linde[1]; dort leisteten sie einen leiblichen Eid zu Gott, dem bischöflichen Herrn und seinen Beamten treu und gewärtig zu sein und die vorgelesene Dorfordnung gewissenhaft zu beobachten. Eine Weinspende schloß gewöhnlich die Feierlichkeit.

Von den Urteilen des Dorfgerichtes konnte Berufung an das bischöfliche Gericht in Zabern eingelegt werden; doch war sie nur zulässig, wenn der Streitwert mindestens acht Gulden betrug, oder wenn es sich um ewigen Zins, um Erbe oder Ehre handelte.

Die Malefizangelegenheiten, die sich mit Leib und Leben befaßten, fanden vor den Siebnern in Rufach ihre Aburteilung. So wurde dort 1628 die Kellerlerin ob ihrer Missetaten als Hexe gesiebnet und auf dem Richtplatze lebendig ins Feuer geworfen und zu Pulver und Asche verbrannt.

Die mannigfachen Gefälle, die der Bischof auf Grund seiner Oberhoheits- und Vogteirechte im Dorfe erhob, sind in dem Urbar von 1578 übersichtlich zusammengestellt.[2] Danach erhielt er jährlich von dem Gewerfe oder Uebernutzen 56 Gulden oder 58 ℔ 8 ß Stebler. Die Festsetzung des jeweiligen Betrages fand gewöhnlich an Martini in Anwesenheit der obengenannten drei bischöflichen Beamten statt, die bei dieser Gelegenheit frei zu halten waren. Außerdem entrichteten die Dorfgenossen 3 ß Holzführung nach dem Schlosse Isenburg, dem Sitz des Vogtes, 1 ℔ 10 ß Vogtrecht, 10 ß Schaffner- und Turmwächtergefälle, 10 ß dem Vizetum und von jedem Ohmen Wein, der ausgeschenkt wurde, 2 Maß Umgeld. Mit Ausnahme von Schultheiß, Gericht, Weibel, Weinlädern und Kindbetterinnen mußte jeder Bürger, jede Witwe jährlich ein Fastnachtshuhn zu Handen des Rufacher Amtsschaffners abliefern. Der Fremde, der aus des Dorfes Weichbild Wein entführte, zahlte für jedes erkaufte Fuder 2

---

[1] An dem Dorfplatze, dessen Nordseite das alte Zehnthaus (1562 mit Steinmetzzeichen) abschließt, trägt ein Giebel die Inschrift: Diss · Wapen · war · gehauen || von · mir · Ulrichen · Wag || ner · ohne Dauren || Steinmetzen handtwer || ck · er · geleret · nit || Dan · er · seins · handt || werck · ist · ein · schmidt · || dem · es · nit · gefalt · in || diser . Welt || Der · mach · ein · schön || ners · um · sein · Gelt || Anno · dom · 1604. Das Wappen oder Hauszeichen fehlt.

[2] Bezirksarchiv Ober-Elsaß. Obermundat, 10, 1, K.

Schilling Zoll- und Wegegeld,[1] von Vieh u. a. dagegen 4 Pfennige vom ℔ des Kaufpreises. Ebenso war ein Erbe, das nach außen fiel, mit 1 ½ Erbgulden zu lösen.[2] Der Nachlaß kinderloser Bastarde sowie jedes ungeforderte Erbe flossen nach Jahresfrist ganz in die bischöfliche Kasse. Auch die vom Gericht verhängten Frevelstrafen beanspruchte der Bischof; Feld- und Waldstrafen hingegen standen der Gemeinde zu, die damit das Gemeinwesen zu unterhalten und die Förster und Bannwarte zu besolden hatte. Die Bürger hatten schließlich noch die Wildhäge am Waldessaume in Ehren zu halten und erhielten dafür an den betreffenden Arbeitstagen freie Kost und freien Trunk. In diesem Rahmen bewegte sich im allgemeinen die gesamte Gemeindeverwaltung bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Wie die Oberhoheit dem Bischof von Straßburg zustand, so wohl auch die Grundherrschaft, in deren Mittelpunkt der Dinghof war, unbestritten den Erzherzögen von Oesterreich. Verfügte doch der Hof noch 1467 außer über Huben und Mentagen auch über Wälder, Wiesen und Allmenden, und zum Dinge waren nicht nur die Huber und Mentager verpflichtet, sondern von jeder Herdstatt ein Mann.[3]

In den Räumen des Hofes selbst wohnte der Meier, der jährlich einmal am St. Martinstag mit den Hubern als Beisitzern einen allgemeinen Gerichtstag abhielt, wobei die etwaigen Zins- und Güterstreitigkeiten geschlichtet und die jährlichen Abgaben entrichtet wurden.

Der Wald war Eigentum des Dinghofes und sollte von Meier und Huber in Frieden und Ehren gehalten werden; denn nicht nur Bau- und Brennholz verlangte die Genossenschaft von ihm, sondern auch das Material zu Joch, Wagen und Pflug.

Eigentümlich berühren die Bestimmungen über den Holzfrevel. Wer im freien Walde auf der Tat ertappt wurde, zahlte ein Stumpfgeld von 30 β; und, um vor dem Dinge einen Zeugen zu haben, genügte es, dem Frevler den Schuhriemen zu lösen und ihn dem Gerichte vorzuweisen. Wer den Diebstahl unbemerkt in seinen Hof brachte, war straffrei. Bei einem Dürrholzfrevel konnte nur das benutzte Werkzeug gepfändet werden u. a. m.

Am Hilariustag, (13. Januar) war großes Fest im Hofe.

---

[1] Bezirksarchiv Ober-Elsaß. Obermundat. Nur Gebweiler war frei, da es seinerseits Orschweier gegen Benutzung der Kalkbrüche am Bollenberge freien Markt gewährte.

[2] 1 Gulden dem Bischof, den ½ dem Schultheiß.

[3] Vergl. Anhang I.

Der Meier spendete von Hofes wegen dürres Holz, sechzehn Weißbrote und einen Eimer mit Wein.

Vom Hofe aus wurden schließlich noch Wege und Pfade im Banngebiet geordnet und die Viehherden mit den entsprechenden männlichen Tieren versorgt. —

Schon im Jahre 1131 erwähnt Schöpflin einen Dinghof (curtim dominicam) in Olleswilre als im Besitze des alten Benediktinerstiftes Ettenheimmünster. Aber eine genaue Untersuchung seiner Quelle ergibt, daß es sich um Orschweiler im Unter-Elsaß handelt.[1]

Dagegen vergabte Jakob von Rathsamhausen 1282 an das Kloster der Reuerinnen an den Steinen in Basel Güter, die Konrad Löber vormals hatte, die da gehören in des vor genanten gaber hof bei Alswilre, dem man spricht Dinghof, des vogt und beschirmer er ouch was von ydman gehalten.[2] Bei der Schenkung waren Werner Herzog, Otto von Falkenstein, Konrad Schedeler, Dietrich und Heinrich in Heidengassen u. a. als Huber des Hofes anwesend. Auch Peter von Ungersheim besaß nach derselben Urkunde Reben und Sigmund von Meienheim einen Hof im Orte — ob als Dinghofgut, ist nicht gesagt. Doch scheute in jener Zeit der bischöfliche Landadel in der Mundat die Abhängigkeit von den Dinghöfen keineswegs; haben doch etliche Huben des Gundolsheimer Dinghofes jahrhundertelang die Namen ihrer ursprünglichen adeligen Inhaber beibehalten.[3]

Die Urkunde läßt auch die Frage über den Eigentümer des Hofes offen; denn Jakob von Rathsamhausen wird nur als sein Beschirmer gehalten. Er starb 1289 ohne männliche Erben und so fielen seine Lehengüter wieder heim. Was mit seinen Orschweirer Besitzungen geschah, wissen wir nicht. Von anderer Seite aber erfahren wir, daß bei den Rappoltsteinern Rudolf von Andlau sein Lehensnachfolger wurde.[4]

Hof und Gut scheinen überhaupt damals nicht in fester Hand gelegen zu sein; hatte doch der vorerwähnte Löber seinen Hof bereits vor 1275 an Arnold von Blotzheim, einen Domherrn in Basel, verkauft, der ihn mit 15 Schatz Reben an die Reuerinnen am Steine geschenkt hatte.[5] Auch der

---

[1] Schöpflin. Alsatia illustrata II, 84. Die betreffende Stelle (Thes. anectod. III) erwähnt nämlich ausdrücklich Yllam fluvium und Eggenbach als Grenze. Ebenso falsch ist Schöpflins Nachricht an derselben Stelle Eschau betreffend.

[2] Basler Urkundenb II, 221.

[3] Th. Walter, Notice historique sur la cour colongère de Gundolsheim, 11

[4] Rappoltst. Urk. I, 140.

[5] Basler Urkundenb. II, 90.

Huber Otto von Falkenstein verkaufte Orschweirer Güter 1287 an St. Peter in Basel, desgleichen Werner Herzog. Ueberhaupt zeigt jene Zeit einen auffallenden Güterverkehr am Orte. Lautenbach verleiht Eigengüter 1274 an den Ritter Rudolf von Stotzheim,[1] ebenso Sophie von Pfaffenheim, die Witwe Rudolfs von Eichgassen, 1281 Güter und Zinsen an das Deutschordenshaus in Beuggen und Ita, die Tochter Gerhards von Bürgelin solche an Klingental. Wie sich alle diese Güter damals zum Dinghofe verhielten, ist nicht mehr nachzuweisen.

II.

Das ganze 14. Jahrhundert hat merkwürdigerweise keine einzige Nachricht über den alten Hof aufzuweisen. Erst 1418 erscheint er wieder in Schriftenmaterial und zwar als österreichisches Lehen im Besitze der vorerwähnten Andlau.

Die von Andlau bewohnten damals das an den Dinghof angrenzende Wasserschloß, das sie mit schönem Sondergut ihr Eigen nannten. Walter von Andlau bekleidete von 1484 bis 1494 die Stelle eines Obervogtes in Rufach und liegt auch dort mit seiner Gemahlin Suselin von Staufen begraben. Ihr Rechtsnachfolger, Wolf von Andlau, war kaiserlicher Rat und Forstmeister und zugleich Schultheiß der schönen Stadt Hagenau. Das arg zerrüttete Wesen in Orschweier war keineswegs nach seinem Gefallen, und gerne hätte er es an den bischöflichen Oberherrn in Straßburg veräußert; aber Bischof Wilhelm erklärte, nur dann in Unterhandlungen eintreten zu wollen, wenn auch der Dinghof zu gleicher Zeit erworben werden könnte.

Wolf Wilhelm stand bei Maximilian I. in Gunst und Ehren, und so war es ihm auch ein leichtes seinen kaiserlichen Herrn für seine Pläne zu gewinnen. Er erhielt unterm 15. März 1513 von seinem hohen Gönner das ganze Anwesen mit der einzigen Bedingung als Eigentum übertragen, daß, falls der Verkauf wirklich zustande käme, er binnen Jahresfrist Oesterreich womöglich anderweitig einen Ersatz bieten sollte.[2]

Am nächsten 20. April wurde der Verkauf endgültig abgeschlossen. Der Bischof zahlte eine einmalige Abfindungssumme von 3500 rheinischen Gulden, und am folgenden Urbanustage genehmigten die übrigen berechtigten Mitglieder der Familie Andlau, nämlich Hartung der Aeltere, Ludwig, Hans, Bern-

[1] Basler Urkundenb. II, 71.
[2] Bezirksarchiv Ober-Elsaß. Obermundat 15. 2. B.

hard, Dietrich, Ruland, Friedrich und Petermann, alle Gebrüder und Vettern, die Veräußerung. So war denn der Bischof von Straßburg mit dem Jahre 1513 Alleinherr in Orschweier geworden.[1]

Er nahm zunächst das ganze Gut in Eigenverwaltung. Zwar ging später manches Stück als Lehen an die Dorfbewohner ab; im allgemeinen aber verblieb dem bischöflichen Amtsschaffner in Rufach immer noch der Viehhof, der Freihof, die Lippelsbergreben, die Wälder, der Baumgarten am Schloß, der große Weiher, die Mühle mit dem Weiher, der Weiher an Sankt Wolfgang und der Roßstall, die zusammen einen Reinertrag von 1512 Gulden abwarfen.

Im Jahre 1523 erklärte sich die Bürgerschaft bereit, einen Teil des Dinghofes zu Nutz und Frommen des Gemeinwohles ankaufen zu wollen. Bischof Wilhelm konnte dieser Antrag nur genehm sein; waren doch seine Kassen infolge der bewegten Zeiten der Reformation schon bedenklich öde geworden. So kam es am Mittwoch nach Kreuzerhöhung 1523 zu einem neuen Kaufvertrage mit der Bürgerschaft, indem er ihr zum Preise von 1000 rheinischen Gulden nachfolgende Stücke überließ:

1. Den Wald St. Gangolfsberg, ausgenommen den Geißbühel, der dem Schlosse vorbehalten blieb.[2]
2. Den Wald am grünen Oerlin Rain.
3. Ein Gehölz im Sulzmattertal, stößt an Dietentals Matte am Bruderhaus.[3]
4. Den kleinen Weiher an St. Wolfgang.
5. Den Freihof samt der zugehörigen Stiermatte.

Der Dinghofmeier, dessen besonderen Schutze die erkauften Wälder unterstellt blieben, sollte in Zukunft von der Gemeinde gesetzt werden; doch mußte er dem Bischof schwören, das Dinghofgericht in dem erkauften Freihof abzuhalten und die in den alten Rodeln verlangten männlichen Tiere für die Dorfherde zu liefern, alles auf eigene Kosten. Das Rebgut am Lippelsberg und die Dinghofzinsen hatte sich der Bischof klugerweise zu wahren gewußt. Sie blieben durch Jahrhunderte eine schöne Einnahmequelle der Amtsschaffnei in Rufach.[4]

---

[1] Bezirksarchiv Unter-Elsaß G 1657.

[2] Es ist das der heute noch abgesonderte Laxi- oder Nesselwald.

[3] Das Bruderhaus an der sog. Schäferkapelle im Schäfertal.

[4] Im Jahre 1620 betrug der Reinertrag 77 ℔ 9 ß 10 ₰; 1590 nur 27 ƒ. — Die franz. Revolution verkaufte in Orschweier folgende Güter der toten Hand: 21 Schatz Reben des Bischofes am Lippels-

Schon im folgenden Jahre ging auch das Schloßgut, das noch immer ein Sondereinkommen von 4320 Gulden darstellte, in andere Hände über. Der glückliche Erwerber war ein Edelmann der österreichischen Vorderlande namens Hans von Rixheim. Am Mittwoch nach St. Niklaustage 1524 fand der Abschluß des Kaufvertrages zum Preise von 660 Goldgulden statt, und der Rixheimer erhielt das Schloß mit der Freiheit, als so einer leiblos thete oder in ander dergleichen Fälle in dasselbe Schloß keme, er vor weiterer Verfolgung sicher wäre, samt dem Viehhof neben dem Schneckengarten und dem schon erwähnten Geißbübel.[1] Zugleich wurden die Vorrechte festgelegt, deren sich der Adelsitz und seine Bewohner von nun an erfreuen sollten. Der Laufbrunnen, der heute noch in der Nähe der alten Schloßmauer seine Wasser ergießt, sollte sowohl der Bürgerschaft als dem Schloßherrn zustehen, die ihn auch beide zu unterhalten hätten; die Abwasser aber dienten ausschließlich der Speisung des Schloßgrabens. Im Falle eines Baues mußte Rufach gegen ein gewisses Stumpfgeld das Bauholz aus seinen Wäldern abgeben.[2] Ferner durfte der jeweilige Besitzer zehn Stück Rindvieh und 25 Schweine auf die Almende des Dorfes treiben und erhielt Anrecht auf das sog. Aeckerich (Eichelmast) im Walde. Das Taubenhaus sollte niemals über 50 Paare beherbergen und der Erwerb von liegendem Gut nur unter Vorbehalt gestattet sein. Das Schloß wurde als freier Adelssitz anerkannt und die Hasen- und Rebhuhnjagd im Banngebiete damit vereinigt. Die Waldjagd blieb ein bischöfliches Lehen, das indes dem Käufer übertragen wurde unter der Bedingung, daß er dem Bischof beritten Gefolgschaft zu leisten habe. Schließlich mußte er sich verpflichten alle Streitigkeiten mit des Dorfes Bürgern nur vor dem Bischof und seinen Räten zum Austrag zu bringen. Noch 1539 erhielt Hans von Rixheim mit Nikolaus Bapst von Rottersdorf, dem Kanzler im Ober-Elsaß, österreichische Lehen in Orschweier, so u. a. acht Ohmen Wein süß von der Trotte;[3] doch schon 1544 starb er ohne Leibeserben. Das österreichische

---

berg, 1 Juch Wiesen des Klosters Engelpforte in Gebweiler, Haus, Reben und Schießstand der Schützengesellschaft, 22 Schatz Reben der Antoniter in Isenheim, Reben der Kaplaneien Orschweier, Gundolsheim und Ursehenheim, eine Kapelle und den Pfarrhof. — Bezirksarchiv Ober-Elsaß, Domänen.

[1] Bezirksarchiv Unter-Elsaß, G 707.

[2] Bauwholtz Junkern Philipp Trucksäß zu Orßweir zu seinem schloß an Enden, wo sichs gepürt 100 Stuckh. 17. März 1579. — Arch. Rufach, BB 12.

[3] Statthaltereiarchiv Innsbruck, Lehnb. III, 534.

Lehen blieb den Bapst allein und ging 1567 an die Zotten über.[1] Das Schloßgut aber kam durch Kauf an Christof von Erdmannsdorf, der es längere Zeit mit seiner einzigen Tochter Clarelse bewohnte. Letztere vermählte sich mit Philipp Truchseß von Rheinfelden, brachte ihm das schöne Gut von Orschweier als Morgengabe zu, und so erstand die Orschweirer Familie der Truchsesse von Rheinfelden.[2] Die jeweiligen Besitzer des Schlosses blieben von nun an in regelrechter Erbfolge:

Philipp Tr. v. Rh. 1550, 1579.
Clarelse von Erdmannsdorf.

|

Hans Christof Tr. v. Rh. 1580, 1620.
Martha Zind von Kenzingen aus Pfaffenheim.

|

Johann Friedrich Tr. v. Rh., 1645, † 31. Aug. 1671.
Beatrix Reich von Reichenstein, † 20. Mai 1672.

|

Johann Franz Tr. v. Rh., † 17. Febr. 1689.
Eva Salomea von Andlau.

|

Franz Joseph Maurus Tr. v. Rh., † 18. Okt. 1709.
Maria Eva von Schauenburg, † 2. Juni 1744.[3]

Schon Franz J. M. bewohnte, obschon er im Schlosse zu Orschweier verstarb, meistens das heute verschwundene Schloß zu Niederenzen, da seine Mutter Eva Salomea ihren Witwensitz in Orschweier erhalten hatte. Auch seine Witwe zog sich 1709 dahin zurück, und obwohl er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ (zehn Kinder waren ihm geboren), ging doch das Orschweierer Geschlecht der Truchsesse mit ihr zu Ende. Starb doch der ältere Sohn Karl Ludwig am 16. April 1765 unvermählt im Adelssitze zu Niederenzen, nachdem der jüngere Fr. J. Maurus bereits 1743 im Chorherrnstift von Murbach ins bessere Jenseits vorangegangen war.

Eine schwere Feuersbrunst suchte am 25. Februar 1722 die Gebäulichkeiten in Orschweier heim, bei der das gesamte Inventar zugrunde ging.[4] Zwar erstand der altererbte Stammsitz

---

[1] Statthaltereiarchiv Innsbruck, Lehnb. III, 534.
[2] Philipp war ein Enkel von Bläsius von Müllheim, dem der Adelssitz im nahen Gundolsheim gehört hatte.
[3] Bezirksarchiv Ober-Elsaß, M. 218.
[4] Fortuito et gravi incendio rediguntur in cineres Orschwihrii aedes perilustris dominae Evae Truchsess a Rheinfelden ... magna documentorum et mobilium, sed imprimis scyphi divi Leonis IX papae amissi jactura. — Ingold, Diarium II, 131.

wieder aus seiner Asche; aber 1740 gab Maria Eva den Bitten ihrer verwitweten Tochter Hypolita nach, und zog sich zu ihr nach Straßburg zurück. Wenige Monde darauf war das Schloß im Besitze von Nikolaus de Griset, Baron de Forelle, einem Edeling aus Freiburg in der Schweiz, dem es 1761 noch gehörte.[1] Doch schon am 18. Dezember 1764 verkauften es der Sulzmatter Schultheiß Nessel und der Jude Leib Dockes aus Hattstatt gemeinsam an Franz Stephan Willemain, conseiller honoraire à la chambre des comptes de l'évèché. Am 21. November 1765 verzichtete dann Willemain vor dem Bischof von Straßburg auf alle herrschaftlichen Vorrechte, die das Schloß und seine Eigentümer bisher genossen hatten, insbesondere auch darauf, nur vor das bischöfliche Tribunal zitiert werden zu können. Dafür erließ ihm der Bischof die sog. droits des lots et ventes und verlieh ihm überdies samt einem Freunde und einem Diener für die Zeit seines Lebens die Hasen- und Rebhuhnjagd im Banne von Orschweier.[2] Mit seinem Tode schwand die letzte Spur eines adeligen Sitzes in Orschweier dahin; das Schloß verblieb in bürgerlichen Händen bis auf den heutigen Tag.

III.

Merkwürdigerweise stand die ursprüngliche Leutkirche von Orschweier nicht im Dorfe selbst, sondern auf einer Höhe des Bollenberges, eine gute Wegestunde vom Dorfe entfernt.

Das seltsame Gebilde des Bollenberges mit seinen weiten Oedflächen, seinen fremdartigen Felsgebilden und seiner eigenen Pflanzenwelt ist schon so oft in der elsässischen Literatur behandelt worden, daß ich mit Fug und Recht darüber hinweggehen kann.[3] Nur soviel sei auch hier erwähnt, daß die vielfach gerühmten Menhire und Steinkreise in das Reich der Fabel zu verweisen sind. Das einzige Wahrzeichen des Berges im Mittelalter war seine alte, einsame Bergkirche am östlichen Hügelhange.

Freilich können wir den Ursprung dieses Heiligtumes nicht nachweisen; doch steht soviel fest, daß unterhalb der Kirche eine alte Römerstraße sich hinzog und daß das ganze Gelände des sanft ansteigenden Hanges der Ostseite einst mit

[1] Franz Joseph de Forell, sein Bruder, war in jener Zeit Johanniterkomtur in Sulz und durch ihn mag wohl der Kauf vermittelt worden sein.

[2] Bezirksarchiv Ober-Elsaß, Mundat, 13, 3, K.

[3] Vgl. Literaturangabe in Clauß, Wörterbuch, S. 155.

einer römischen Niederlassung bedeckt war. Das verbürgen sowohl die aufgefundenen Münzen, als auch die Mauer- und Ziegelreste, die immer und immer wieder zutage gefördert werden.

So erwuchs die Bollenbergkirche wohl aus einem römischen Trümmerfeld des 5.—6. Jahrhunderts, und daß sie jener Zeit entstammt, dafür sprechen einesteils die reichlich aufgefundenen Sarkophage andernteils ihr Patronat, das durchaus nicht der so oft erwähnte St. Apollonia zustand, sondern St. Martinus, dem hehren Gottesmanne von Tours.

Diese alten Bergkirchen waren gewöhnlich nicht einer einzigen Ortschaft zugewiesen, sie erstanden in den ersten Jahren des Christentums im Lande und dienten einer ganzen Gegend als gemeinsame Kultusstätte. Dorthin strömten an Sonn- und Festtagen die Gläubigen von nah und fern zu Gebet und Opfer. Doch auch Händler und Krämer machten sich dieses Zusammentreffen zu Nutzen, um allerlei Waren an den Mann zu bringen, und so entstanden dort nach und nach in Verbindung mit den Kirchen regelmäßige Märkte. Ein solcher Markt bestand im Bereich der Bollenbergkirche noch im 12. Jahrhundert. Brachte doch das Kloster Heiligkreuz einen Teil seiner Erträgnisse regelmäßig dort zum Verkaufe.[1]

In jener Zeit standen Kirche und Berg im Besitze der Edlen von Bollweiler, die ihren Ursprung von einem uralten an der Bollenbergkirche gelegenen, sagenhaften Schlosse herleiten wollten. Heinricus de Bollwiler war 1281 in eigener Person Plebanus in Alswiler[2], und Nikolaus von Bollweiler behauptete noch 1555, die hl. Jungfrau Appollonia hätte dem Berg sowohl als ihrem Geschlechte den Namen verliehen, ja sie hätte sogar ein Frauenkloster dort gegründet und von ihr trügen die Seinigen ein Jungfräulein als Helmzier. Wie dem auch sei, Tatsache bleibt immer, daß Bollweiler und Bollenberg ein altes Besitztum bildeten, das den Edlen von Bollweiler bis zu ihrem Erlöschen zustand.

Im Laufe der Jahrhunderte lösten sich die erstarkten *Nachbarorte* allmählich von der alten Mutterkirche los, so daß *schon vor dem* 15. Jahrhundert Orschweier noch allein getreu verblieb. So können wir uns auch erklären, daß Orschweier durch Jahrhunderte eine Pfarrkirche sein eigen nannte, die außerhalb seines Banngebietes lag. Rufach, Sulzmatt, Westhalten, Gundolsheim und Pfaffenheim erschienen indes noch

---

[1] Hoc igitur in festivitate sanctae Crucis congregatur ut ad forum Bollenburc afferatur.. Schöpflin, Als. dipl. I, 478.

[2] Basler Urkundenbuch II, 194.

jährlich, um ihre Erkenntlichkeit durch Prozessionen und Opfer zu beweisen.

Der seltsame Zustand führte 1502 zu einem heftigen Rechtsstreit mit der Stadt Rufach. Und um beiden Teilen gerecht zu werden, suchte der Bischof dem Mißstande dadurch abzuhelfen, daß er bestimmte: Die Banngrenze ziehe sich leider so, daß die Orschweirer Leutkirche wirklich im Rufacher Banne liege, daß aber denen von Olswiller, die weydt vndt fruchtbäum in obgenanndten denen von Rufach gezürkh vndt bahn . . . durch die von Ruffach gegondt vnd zugelossen werden solle . . . .

Die Unruhen des Bauernkrieges scheinen nicht nur das entlegene Gotteshaus beschädigt, sondern auch den ersten Anstoß zur Loslösung Orschweiers gegeben zu haben. Und wie dann 1529 auch Caspar von Mülnheim, der seinen Sitz im nahen Gundolsheim hatte, mit allerlei Belästigungen begann, da wurden die Bürger des weiten Weges überdrüssig. Sie blieben in des Dorfes Gehege und versammelten sich in der alten Dorfkapelle zu St. Wolfgang zum Gottesdienst. Darob erhob Nikolaus von Bollweiler, der sein altererbtes Heiligtum auf dem Bollenberg auf einmal öde fand, energischen Widerspruch. Erst nach langen Verhandlungen in Basel und Straßburg vermochte er sich ins Unvermeidliche zu fügen, und am 14. Januar 1550 kam es schließlich zu einem Vergleiche nachfolgenden Inhaltes:[1]

Orschweier wird von der Pflicht des Kirchenbesuches auf dem Bollenberge enthoben, muß aber dort die Kirche samt Bruderhaus und Zubehör im Stande erhalten.

Das Opfergeld soll zum besten der Kirche verwendet werden; die jeweilige Jahresrechnung ist den Herren von Bollweiler vorzulegen. Das Patronatsrecht beider Kirchen verbleibt denen von Bollweiler. Orschweier zahlt an die Edeln von Bollweiler für die bis jetzt entstandenen Prozeßkosten usw. eine einmalige Entschädigungssumme von 200 g.

Somit war die uralte mater ecclesia auf dem Bollenberge vom Jahre 1550 an endgültig eine einsame verwaiste Bergkirche. Nur zweimal jährlich zogen Orschweiers Bürger noch zum gemeinsamen Gebet hinüber, am Patronstage zu St. Martin und am Dreifaltigkeitstage.

Die Kirche verblieb, wie von jeher, der besonderen Obhut eines Bruders, eines sog. Eremiten, der nebenbei die verschiedenen Kirchendienste zu versorgen hatte, und von den Herren

[1] Vergl. Anhang II.

von Bollweiler ernannt wurde. Da das Bruderhaus im Rufacher Banngebiete lag und der Bruder sich mancherlei Vergehen gegen Jagd und Forst zu schulden kommen ließ, entbrannte 1555 ein Prozeß zwischen Niklaus von Bollweiler und der Stadt Rufach, die den frevelnden Bruder gefänglich hatte einziehen lassen. Durch Vermittelung des Grafen Philipp von Hanau-Lichtenberg kam es endlich am 15. Juli 1557 zu einer Verständigung, wobei des Bruders wegen bestimmt wurde:

Sovil dan gemelter freyherren Claußner odter Bruedter, der jetzo in dem Bruedterhaus bey der Capellen auf Bollenberg wohnet oder sye künftiglichen darin setzen vndt ordtnen werdten betrüft, ist bethediget, das derselb in gemeltem Bruedterhaus vnd dessen Zugehörungen guth, wie das mit einem Heglin odter selbsgewachsenen Zaun vmgeben, seinen freyen sitz forther wie bishar haben, auch demselben Bruedter jedter Zeidt zue Nothurft seiner Haushaltung Beholtzung an denen orthen, da es den burgern zu Ruffach auffgethon vnd erlaubt ist, ohne Mangel zuegelassen werdten solle. Es solle ouch ihme, dem Bruedter, vnbenommen sein gelegener Zeit, auff bemeltem Bollenberg Weckholderbeeren zue schlagen. . .[1] —

Aus der inneren Geschichte der Pfarrei ist uns bis zu diesem Zeitpunkte wenig bekannt. Schon 1394 bestand in derselben die alte Dorfkapelle zu St. Wolfgang, deren Stifter uns nicht bekannt sind und von der es noch 1625 heißt: Habetur sacel. ad st. Wolfgangum, possidetur a Ludimoderatore pagi. Collator quidam Colmariensis nomine Kriegelsteiner.[2] Zur Zeit der Armagnakeneinfälle war der Primissarius von Sulzmatt Johannes Suntheimer zugleich Plebanus in Orschweier (1443). Hundert Jahre später sind die beiden Pfarreien unter dem Leutpriester Heinrich Herken vollständig vereinigt. Dessen Nachfolger Claudius Nobilis verzichtet 1547 auf Sulzmatt, erhält aber dafür außer Orschweier das nähere Bergholz, bis dann

[1] Stadtarchiv Rufach. Urbar S. 50. — Ein im Gelände aufgefundener Stein trägt die Inschrift «Bruder Jacob Eremit 1531». Das 1714 errichtete Bruderhaus steht heute noch mit der Giebelschrift: Anno . 1714 . ist . dises . Haus , gebauen . worden . und . geherd . alhie · zue . diser . Bollenkirch.

[2] Bern, bischöfl. Archiv. — Die Kaplanei wurde am 9. April 1707 durch einen gewissen Matheus Christen neugegründet. — Die heutige Kapelle zu St. Wolfgang ist 1849 an Stelle der 1798 zerstörten errichtet worden.

in dem vorerwähnten Vertragsjahre 1550 Petrus Laborier als eigener Pfarrherr in Orschweier erscheint. Die magere Pfründe reichte eben zum Unterhalte kaum hin. In den folgenden Jahren treffen wir dann noch:

Johann Burkmann 1554—67.
Johann Honstein 1567—71.
Thomas Spielmann 1571—74.
Andreas Mack 1574—77.

Unter dem Plebanat des letzteren kam die Gemeinde endlich dazu ein würdiges Gotteshaus zu errichten, das sie, wohl aus Dankbarkeit gegen ihren gütigen Satzherrn, Niklaus von Bollweiler, dem Himmelsfürsten St. Nikolaus unterstellte. Rufach lieferte aus seinen Wäldern das nötige Bauholz und der Bischof aus seiner Steingrube obwendig des Dorfes bi Stathenberg gut das Steinmaterial. Die Baukosten, die sich auf etwas über 2000 Gulden beliefen, hatten die Bürger aus eigener Tasche beizubringen. Groß war daher auch ihre Entrüstung, als der Schloßherr Christof von Rheinfelden, der niemals einen Groschen zum Baue beigesteuert hatte, mit allerlei Gezänk aber stets bei der Hand war, seine verstorbenen Eltern feierlich darin beisetzen ließ. Heute ist von diesem alten Baue nur noch der stolze Turm mit Satteldach und den Daten 1576 und 1577 erhalten.[1]

Genaueres über die Bollenbergkirche erfahren wir erst wieder 1675. Der Pfarrherr Nikolaus Rothbletz erzählt in einem Berichte an den Bischof zu Basel, daß die Polleberger Kirch keine Einkünfte mehr habe. Der Mittwoch der Bittwoche sei der gemeinsame Prozessionstag der ganzen Umgebung und da sei jeder Gläubige zu einem Geldopfer verpflichtet, womit die Kirche unterhalten worden wäre. Das Opfer sei aber jetzt schon eine Zeitlang dem jeweiligen Pfarrer in Orschweier bona fide precario überlassen worden. Er bitte deshalb, das arme desoluite Kirchlein, in dem keinerlei Gottesdienst gehalten werde und das mit Einsturz drohe, aufzugeben. Dazu kam es indes nicht, sondern Orschweier wurde zu weiterem Unterhalte verpflichtet.[2]

Noch 1735 fanden die altüblichen Prozessionen von Orschweier aus statt. Erst die Revolution brachte der Kirche den Untergang. Am 17. August 1792 wurde sie als Nationalgut versteigert und kam zum Preise von 175 liv. in den Besitz

---

[1] An den Quadern kehrt überall ein und dasselbe Steinmetzzeichen wieder; das heutige Langhaus mit Chor ist am 12. Mai 1782 eingeweiht worden.

[2] Bern, bischöfl. Archiv.

eines gew. Daniel Bippert aus Colmar; drei Altäre und ein Glöckchen wurden bei der Versteigerung vorbehalten. Einige Jahre später ging die Ruine samt den anliegenden Gütern an eine Familie Lidy über, die um 1828 die letzten baufälligen Reste entfernte und an deren Stelle einen Rebgarten anlegte. Doch heute noch suchen deren Nachfolger nach dem verborgenen Gange, der erst in Merxheim sein Ende erreichen soll und nach den ungeheueren Schätzen, die ein auf der Höhe beigesetzter Bischof mit sich ins Grab genommen haben will.

Wo aber bleibt der sonst gerühmte Kultus zur heiligen Apollonia, der den Namen Bollenberg geschaffen haben soll? Sonderbarerweise ist er urkundlich gar nicht nachweisbar. Damit soll nicht behauptet werden, daß er im alten Kirchlein gänzlich fehlte; kam doch nach der Zerstörung desselben ein Apolloniabild von dort in das Franziskanerkloster nach Rufach, wo es noch jahrelang gegen Zahnschmerz verehrt wurde.[1] Doch ist der Name Bollenberg entschieden älter, als die etwaige Verehrung der Heiligen auf der Höhe, älter die Bezeichnung Bollenbergkirche, Bollenkirche, als Sankt Bollenkirche. Auch hat die Volksüberlieferung der ganzen Umgebung keine Nachricht von einer Wallfahrt zur Heiligen bewahrt; dagegen berichtet sie noch mancherlei von dem Festtage des hl. Fridolinus, der am 6. März Scharen von Pilgern auf der Bergeshöhe zusammenführte. In einem Schreiben des Pfarrherrn Stadel bekennt dieser auch unterm 23. April 1771, daß er am Fridolinstage zu einer Messe auf dem Bollenberge verpflichtet sei, und die Familie Lidy besitzt heute noch das alte Gnadenbild des Heiligen, ein ziemlich rohes Werk der späten Renaissance, das sie wie einen Talisman schätzt und wahrt.

Der Kirchensatz der Bollenbergkirche, wie auch der der spätern Dorfkirche lag ursprünglich in den Händen der Edlen von Bollweiler; nach ihrem Erlöschen im Mannesstamme ging er 1617 an die versippten Fugger über. Die Wirrsale des 30jährigen Krieges brachten ihn der Livländischen Familie der Rosen, von denen er 1779 an die Brogly kam, die das Recht 1789 noch wahrten.

Den sog. Kirchenzehnten an Wein und Korn treffen wir schon sehr frühe in Teilbesitz. Nach dem Codex Johannis hatte Petrus von Bollweiler Mitte des 14. Jahrhunderts den halben Zehnten in Lehen. Am 9. August 1542 verkaufte Diebold Stör seinen Anteil an Erasmus Böcklin von Böcklinsau

[1] In der Sulzmatter Kirche wird heute noch St. Apollonia als Patronin a latere verehrt.

um 100 Gulden. Diebold selbst hatte ihn erstanden von Martha, Martin Störs seines Vetters selig Tochter, und von Agnes von Hagenbach, Hans Georgs von Reinach Hausfrau.[1] Im Jahre 1578 gehörte der Gesamtzehnte dem Bischof von Basel, Burghard Stör, Rudolf Wilhelm Böcklin und dem Dorfpfarrer zu gleichen Teilen. Etwa dreißig Jahre später besteht die Teilung noch; doch ist an Stelle der Böcklin Junker Venninger von Weier[2] getreten und an Stelle Burkhards dessen Witwe in Gebweiler. Als 1722 das alte Zehnthaus am Dorfplatze wegen Baufälligkeit versteigert werden mußte, waren von den alten Zehntherren nur noch Bischof und Pfarrer vorhanden. In die übrige Hälfte teilten sich die Grafen von Reinach-Foussemagne, die Grafen Waldner, die Edlen von Landenberg und die Wetzel von Marsilien,[3] die sämtliche ihrerseits wieder schon vor 1762 durch die Rosen, Dietrich, greffier du Marquisat de Bollweiler, und die Schauenburg-Herlisheim abgelöst wurden.[4]

Noch heute hat Orschweier sein Heiligtum auf der Höhe des Bollenberges, wenn auch an andrer Stelle wie früher. Es ist dies eine schlichte Kapelle, deren weißgetünchtes Mauerwerk von dem kahlen das Dorf beherrschenden Rücken des Affenberges weit in die Lande hineinschaut. Eine bunte Menge von Exvoto (Hände und Arme in Holz, Kränze und Bilder) belebte einst die kahlen Wände; sie sind alle vor wenig Jahren der Engherzigkeit eines Pfarrherrn zum Opfer gefallen, der sie dem Scheiterhaufen überliefern ließ. Wahrscheinlich ist das dieselbe chapelle de Ste Polona sur le Bollenberg, commune d'Orschwihr, die am 7. Januar 1793 zu 25 liv. an Markus Jakob Hagenmüller verkauft wurde.[5] Kein Votivaltar schmückt indes mehr das Innere; nur ein einfaches Holzkreuz mit dem Erlöser steigt aus schwerem steinernem Untergrunde zur flachengetäfelten Decke empor.

Einsam liegt das Kirchlein meistens auf der Höhe; nur am St. Martinstage, dem alten Patronatstage der uralten Bollenbergkirche, füllen sich die Räume mit Pilgern im Festgewande: Die Mitglieder der Schützengilde von Orschweier, deren Uebungsplatz unfern am Hange liegt, erscheinen, einem alten Gebrauche folgend, gemeinsam zum Gebete. Die Schützengenossenschaft

---

[1] Bezirksarchiv Unter-Elsaß, G. 1905.

[2] Eva Böcklin, die Schwester Rudolfs, war mit Georg von Venningen vermählt und erbte auch 1584 mit ihrem Bruder Zehnten in O. (G. 1905.)

[3] Bern, bischöfl. Archiv.

[4] Bezirksarchiv Unter-Elsaß, G. 1905.

[5] Vgl. Levy, Ventes des chapelles et Oratoires . . Rixheim. 1904. Die Anmerkuug bezieht sich auf die Bollenbergkirche.

selbst aber ist eine der ältesten des Landes; gewährt ihr doch schon 1567 der bischöfliche Oberherr 3 ℔ 2 Plappert zu einem Freischießen unter der Bedingung, daß sie es mit dem Schießen halte wie andere Flecken. —[1]

IV.

Nur wenige hundert Meter westlich von der neuerstandenen Kapelle zu St. Wolfgang droht ein unförmliches, rissiges Gemäuer von buschiger Höhe nach dem Vogelbachtale hernieder. Die Anwohner geben ihm den Namen Altschloß und mancherlei Sagen berichten von kostbaren Schätzen und fürsorglichen Geistern, ihren getreuen Hütern. Die Geschichte aber nennt es Stettenberg, wie ja das zugehörige aber entferntliegende Waldgebiet heute noch den Namen Schattenberg führt.

Die erste bekannte Erwähnung fällt in das Jahr 1256. Damals besaß Junta, die Gemahlin des Ritters Algoz von Sulzmatt, Eigengüter auf dem Hügel, gegen Stettinberg über.[2]

Das Schloß selbst war aber im Besitze eines Zweiges des Rittergeschlechtes der Mönche von Basel, das sich nach dem Eigentume den Namen von Stettenberg beigelegt hatte.

Zwar erwähnt Gatrio in seiner Geschichte von Murbach[3] einen Heinrich von Stettenberg, der 1254 Chorherr von Lautenbach war, sowie einen Günther von Stettenberg, welcher 1303 bei Veräußerung von Murbacher Gütern in Lutterbach beteiligt war; desgleichen schenkte Ritter Richard von Epfig 1299 Reben im Pfingstberg an Unterlinden, die neben des Vicetums gut von Alswilr und Conradens gut von Stettenberg lagen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach waren auch das Mitglieder der Familie der genannten Mönche. Wenigstens weisen sich Günther und Conrad als Brüder aus, und Conrad führte den Mönch als Siegelbild. Günthers Siegel trug zwar einen Querbalken im Schilde, dabei aber die untrügliche Umschrift: S. Guntheri militis dci. Monachi de Stetenberg.[4]

Der reichlich mit Kindern gesegnete Günther, der 1288 das Schloß inne hatte, erhielt in demselben Jahre schöne Güter bei Staffelfelden von St. Clara in Basel zu Erblehen, verkaufte dagegen 1289 mit Einwilligung seiner Gemahlin Hedewigis und

---

[1] Bezirksarchiv Ober-Elsaß. Mundat 11, 2. C.
[2] Basler Urkundenbuch I. 232.
[3] Murbach I, 205.
[4] Kindler v. Knobloch, Der alte Adel im Ober-Elsaß. 90.

ihrer Kinder Gunther, Kunzi, Rudi, Junta, Jenta, Agnes, Anua, Gisela und Guta Rebgüter in Sulz an St. Leonhard.[1]

Etwa fünfzig Jahre später war der stille Waldsitz Eigentum der Edlen von Schönau, ohne daß es uns möglich wäre, Zeit und Umstände des Besitzwechsels nachzuweisen.

Am Zinstag nach St. Markus 1354 vermachten die Gebrüder Johann Heiden von Schönau,[2] Schulherr in Lautenbach, und Hartung von Schönau, Chorherr in Haslach, dem Sohne ihres Bruders Günther, Henmann mit Namen, all ihr Hab und Gut samt der burg, gelegen by dem dorf olswir, genant stettenberg.[3] Die beiden Schenkgeber hofften durch die edelmütige Schenkung dem lieben Anverwandten, dessen Wohlstand durch das verschwenderische Leben seiner Frau, einer Edlen von Nufar[4] (Niffer), zugrunde gerichtet worden war, wieder aufzuhelfen. Inwiefern sie ihren Zweck erreichten, ist uns indes nicht bekannt.

Die übrigen Verwandten scheinen indes mit den Maßnahmen nicht vollständig einverstanden gewesen zu sein. Während die von Scharach sich bald beschwichtigten, hoffte Hugo Zu Rhein (1365, 1384)[5] mit bewaffneter Hand seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Er zog mit seinen Reisigen vor den Burgstall, belagerte und erstieg ihn und hielt ihn einen ganzen Monat besetzt. Inzwischen sah er sein Unrecht ein; er versöhnte sich mit Henmann und zog als Freund wieder von dannen.

Im Herbste 1375 brachen bekanntlich die Horden der sog. wilden Engländer zum andernmale ins Elsaß ein, und alles flüchtete vom offenen Lande in die festen Städte und Burgen. Auch Stettenberg diente den Anwohnern als Zufluchtsort. Die Engländer aber erstürmten die Waldfeste, wobei des Schloßherrn Mutter sogar den Tod fand und schleppten ihn samt einem Priester in die Gefangenschaft. Das Anwesen selbst wurde ausgeplündert und verbrannt vnd bleib dornach wüste vnd öde stan vnd zerviel dornach. Das war im Winter 1375—76.

Hennmann verbrachte später einsame Tage im Spitale zum hl. Geiste in Rufach. Jakob von Schönau aber, dem ehemalig

[1] Trouillat, II, 468, Basler Urkundenbuch II, 344.
[2] Ueber den Vornamen Heiden, vergl. Anhang III.
[3] Bezirksarchiv Ober-Elsaß. Antoniter 50,₄. — Gatrio hat in seiner Geschichte der Abtei Murbach (I, 205) die betreffende Urkunde vollständig falsch gelesen.
[4] Thulemann von Nuffar und Wibelin sein Weib, bewohnten 1353 Pfaffenheim, (Basel Urk. von Gnadental Nr. 91).
[5] Ein Hugo dictus ze Rine und seine Gemahlin Katharina verkauften schon vor 1303 Reben in banno ville Alswilre an St. Peter in Basel. Staatsarchiv Basel, St Peter, Urk. Nr. 110.

bischöflichen Vogte von Rufach, tat es in der Seele weh, daß der altehrwürdige Sitz am Wasgauhange so elendiglich zugrunde gehen sollte; und so faßte er denn den Gedanken, seinem Vetter Schloß und Gut abzukaufen und in alter Frische wieder erstehen zu lassen. Aber die Weiber seiner Söhne, d i e w o l t e n n i t i n d e n w a l d e v n d w o r t w e n d i g.

In seiner Not überließ Hennmann schließlich die Burg Günther Marschalk, dem Sohne seiner Schwester, in Basel. Marschalk ließ den Bau nicht wieder errichten, sondern verkaufte das gesamte Gut an die Antoniter in Isenheim.

Nach dem 1414 erfolgten Tode Günthers erhoben die Scharach und die Zorn von Bulach abermals Rechte auf Stettenberg und forderten dessen Rückerstattung an die Familie, allein vergebens. Die Scharach wurden infolge der erhobenen Zeugnisse sofort abgewiesen, während Hans Zorn von Bulach erst am Zinstag vor Joh. Baptisten Tag 1437 freiwillig auf alle seine etwaigen Ansprüche auf Stettenberg zu Gunsten der Antoniter verzichtete. Damit hört auch jegliche Geschichte des Altschlosses Stettenberg auf; denn in der Folge blieb die Ruine ein vielbesuchter Steinbruch. Bald zog durch den ehemaligen Wallgraben ein bequemer Abfuhrweg, auf welchem die schönen Buckelquader zu Tale wanderten, so daß heute nur noch eine etwa acht Meter hohe unförmliche Mauermasse, die Reste des alten Bergfriedes, mit einer seltsamen quadratischen Verproviantierungs- oder Sprachröhre übrig geblieben ist. Der zugehörige Wald kam 1552 als Lehen an die Gemeinde Orschweier, die nach der Auflösung des Ordens Eigentumsrechte erwarb und noch ausübt.

Anhang.

I. Dinckhoff zu Orßwyr die Rechtigunge des Hoffs vernuwert vnd von nuwe geschriben an sand Martinß Abent des Jors Tusent vier hundert Sechtzig vnd siben.

Diß sind myner Herren von Andelo Recht in dem dingkhoff zû Orßwilr vnd ist diß das erste Recht, das myn Herr einen wissenthafften dingkhoff sol haben, dor inne sol sitzen ein wissenhaffter geschworner meyger von zit zu zit vnd sol ouch der Hoff bedeng vnd beschlossen sin, das kein viehe dar uß enmag.

Wer es dz. das viehe in den ban keme vnd schaden tete, so sol man es triben in den Hoff vnd sol also lange dorinn stan, vntz das dem manne sin schaden wirt ußgerichtet, dem der schad bescheen ist.

Man sol wissen, das an dem nechsten tag nach sant Martins nacht ding ist, vnd von yeder Hertstat ein man sol sin zu ding, vnd wer nit do were, ebe das gericht vffstünde, der bessert minem Herrn Acht halben schilling Pfennig.

Es ist ouch Recht, das ein Forst höret in den dinghoff, da sol myn Herr Inne haben einen wissenhafften geswornen Förster von zit zu zit ; man sol ouch das Holtz in friden haben vnd in eren, das die Hůber und die mentager darinne vinden hörnungs, wide vnd Pflûges höbel ; vnd het ouch myn (Herr) die Recht darinne, wer es das jemant dar Inne hiebe, also maniger stumpff er darinne machet, als manig worb drißig schilling sol er bessern mynem Herrn vnd als manigen Heweling, ehe in der forster begriffet.

Es ist ouch recht, begriffet in der forster vor sinem Thor, das er im vff den gipfel getreten mag des Holtzes, so ist er schuldig als douor geschrieben stot.

Wer es, das er kein pfand hette, so sol er im den gegenriemen an dem schûhe usziehen, vnd sol in ögen in dem nächsten dinghoff zu eim werem.

Wer es ouch, das der forst nit stunde in friden vnd in eren, als douor geschriben stat, wolten denne die burger, so leystent sie nit ding.

Man sol ouch wissen, wo myn Herre Holtz hett, one sin eygen Holtz, das der Burger viehe dorinn sol gan von Zit zu zit, denn wo min Herre Holz howet, dorinn sol das viehe nit komen vnd sol es myden die nächsten drú Jar.

Es ist ouch, das die burger in dem vorgeschribenen Holtze recht hant, wer es, das einer hiebe ein burde döp Holtzes, so sol man in nit pfenden anders denn das selbe pfand, domit er howet.

Ist es aber, das er zu dem rechten wege kommet, so hat der forster kein recht in zů pfenden, tet er das dorüber, so leystent die burger nit ding, eben sie woltent.

So haben die hûber und die Mentager dz recht, wenn sant Gleristag komet, so sol man in geben vs dem Holtze ein fůder döp Holtzes vnd sechßehen wißbrot vnd einen eymer wines.

Man sol ouch wissen, wer es, das der meyger erzurnet wurde mit einem hûber oder mit einem Mentager, das er sin Zinse nit en wolte, nymet er denn einen hûber oder einen mentager zu im vnd leyt sinen zinß vff den dingkstein vnd bringet das fur mit dem Hûber oder mit dem Mentager, so ist er ledig der besserunge.

Es ist ouch recht, das der meyger in dem dinghoff haben sol einen Stier vnd einen Eber, die den burgern vnd dem viehe

ueruenglich sind vnd sol ouch yetweders der stier vnd der eber selb dritte ledig vs vnd in gan.

Es ist ouch recht, das der meyger die matten bannen mag von sant Jorgen tag bis sant Johannsen tag vnd sollen ouch dieselben matten zů sand Johannsen tag gerumet sin; wer das nit beschehen, so můgent die burger ir viehe darinn slahen on alle ir schaden, vnd sint das die matten also gelegen: Unden an dem brúgel ein Juch by der bach, item vnd die sinwel matte oben an dem brúgel. Item vnd ein stucke by der bache uff an der langen matten; die drú stucke ligend gegen der nydern Hůbe matten wider Berckholtz vnd ligend die vorgeschriben drú stuck matten vnd die matte gegen ander also lang myn Herre wil.

Es ist ouch recht, das vier rúttige wege sollen gan vber die matten, vnd ist diß ein wege von dem pfindestberge vntz an den epphen berge, vnd an der langen Matte einre vntz an die usser Hůbmatte vnd von der Ripengasse vntz an die Hůbmatte vnd von brúgelngassen nebent dem bomgarten us vntz den epphen berg.

Man sol ouch wissen, wenn die burger die weg offen wollen han, so solten die fußpfade verslagen sin vnd wen myn Herr die fůßpfade wolt offen han, so solten die vier wege verslahen sin.

Es ist ouch beret mit gedinge vnd mit liebe, das die obern garten gegen den nydern garten der burger almende also lange ligend als myn Herre wil.

Es ist ouch recht, wer sin zins nit engit vnd im lat us tragen vor den Hûbern vnd vor den Mentagern, das die guter mynem Herrn eigentlich zugig sint bis an mynes Herrn gnad vnd wenn ein gut gezogen wirt, so gibt der meyger den Hûbern funf schilling.

II. Vertrag zwischen Nikolaus von Bollweiler und der Gemeinde Orschweier wegen Verlegung der Pfarrkirche vom Bollenberg nach dem Dorfe. — 14. Januar 1550.

Zu wissen, als sich zwischen dem Wohlgebornen Herren Herren Niclausen Friherren zu Bollwiler, Römischer Khunigclicher Maiestat etc. Rat vnd Hauptman zu Costentz, in namen sein vnd seiner gnaden gebrueder ains, vnnd den Erbaren Schulltheis, Geschwornen gantzen Gemeind vnd Einwoner des Fleckens Orßweier anderstails von wegen des Kirchgangs auff Bollenberg, dahin die genantten von Orßweier laut erlangter vrteil glaubwúrdiger Tittul vnd schein, so Ir gnaden furgebracht von recht vnd alter gewonheit wegen lebendig vnd tod gehörig gewesen, vnd Irem der von Bollwiler anrueffen vnd begeren nach

noch sein soltten, deß sich aber gedachte von Orßweier, von wegen das die Kirch auff Bollenberg Inen zů weit entlegen vnd zu besuchen beschwärlich, bishär gewaigert vnd dann vff des diser sachen vfferloffens Cosstens halb Spen vnd Irrung geholtten, derhalben Sy beiderseitz vff die Edlen Vesten Jacob Böcklin, Vogt zu Rufach vnd Obervogt der Mundat, vnd Roch Mertzen von Staffelfeld zum Schramberg als erbetne vnderhändler zu gůtlicher verhör vnd hinlegung ermelter Irrung kommen sein, die ouch zu solchem von wolgemeltem Herren Niclausen vnd denen von Orßwier erbetten vnd an heut datum alhie zu Gebwiler zusammen kommen sein. Sy derselben mit Ir aller gutem vnd freiem willen, wissen vnd annemen sölcher Irer Spenn vnd Irrungen veraint, vergleicht vnd vertragen wie hernach uolgt, Namlich vnd zum Ersten Sollen die von Orßwier vnd Ir nachkommen deß Kirchgangs vnd anderer daran hangender beschwärden, mit denen Sy lebendig vnd tod auf Bollenberg Kirchen gehört haben, hiemit von den Herrn von Bolwiler vmb souil als die in crafft Irs Rechten macht vnd gewalt haben vff die Ewigkait erlassen sein vnd pleiben, Dagegen aber sollen die von Orßwier vnd Ir nachkommen die ermelt Kirch vff Bollenberg sampt dem Bruderhauß, so weit die bede Itz greiffen, Ewiglich in gutem wesenlichem Baw vnd ehren haben vnd erhaltten vnd zu dem Kirchendienst daselbs die Ornata, Meßgewant, Kelch vnd ander dergleichen notturfft sampt dem Wachs vnd Öl, souiel deß darzů gehört, auch raichen vnd geben, alles in Irem vnd des Flecken cossten vnd on der Herren von Bollwiler auch beder Kirchen Bollenberg vnd Orßwier schaden; Doch soll denen von Orßwier das Jhenig, so von Cristgleubigen Järlich in den Stock daselbs zum Bollenberg gefalt, hieran zu Steur vnd Statten kommen, vmb welchs sy dann den Herren von Bollwiler in sonderhait Järliche Raittung, was vnd wieuil des gewesen vnd wie auch wohin es verwendt, geben soln. Zum andern sollen die Herrn von Bollwiler hinfürter wie bißhär Ir alt härgebracht ius patronatus, Collationrecht, Ober- vnd Herligkait der Kirchen, Kirchensätz vnd pfarr zu Orßwier vnd Bollenberg ewiglich haben vnd behalten vnd denen vßerhalb deß, das sy sich in vorgeschribnem ersten Articul bewilligt, daran nichts benommen noch entzogen sein. Es sollen ouch Sy, die von Orßwier den Herren von Bollwiler vnd Iren erben Järlich vmb bemelt beder Kirchen Einkommen, Nutzung vnd Gefäll ordenliche vnd gute Raittung thun. Zum dritten sollen die von Orßwier den Hern von Bollwiler fur Iren cossten vnd schaden, den sy gegen Inen denen von Orßwier diß Kirchgangs halben vor den Gaistlichen richtern zu Basel vnd Bysantz vor Jarn vnd biß an heut dato erlitten,

vff Faßnacht negst künfftig vßrichten erlegen vnd bezalen zweihundert pfundt Stebler, mit welchen Ire gnaden auch fur al len angezaigten cossten gentzlich vernügt vnd vmb verrer oder merer bekerung ainichs cosstens oder schadens kein sprûch nach vorderung haben, suchen noch gewinnen sollen. Zum vierden soll dem Gaistlichen Ordinario, dem Herrn Bischof zu Basel durch disen vertrag vnd guetlichen entschaid an seiner Fürstlichen gnaden bischofflichen Rechten vnd gerechtigkaiten gantz nichts abgestrickt noch benommen besonder gentzlich vnd in allweg vorbehalten sein. Vnnd sollen hiemit bede tail für sich, Irer gnaden Erben vnd nachkommen obberuerter Irer Spenn vnd Irrungen, wie gehört, vff die Ewigkait vertragen vnd verainigt sein vnd pleiben vnd kain tail den andern verrer oder weiter derhalben weder mit noch on recht ersuechen noch bekommen kainswegs, wie sie dann das alles zu halften geredt vnd versprochen. Vnd des zu Vrkunt haben wir obgemelter Niclaus vnd dan zu merer beuestigung wir Christoff bede Freiherrn fur vns selbs vnd In namen vnserer Gebrüder obgemelt vnser angeborn vnd dann dieweil wir Schultheiß geschworn vnd Gemeind zu Orßwier vns aigens Insigels nit gebrauchen, vff vnser vnderdienstlich Bit ich mergemelter Jacob Böcklin mein Insigel (doch mir vnd mein erben auch sonst amptshalben on schaden) für Sy an disen vertrag, deren zwen glichlauts aufgericht vnd jedem tail einer geben vns vnd Sy, des alles Krefftigelich zu bezeugen vnd zu besagen thûn hengen, der geben ist zu Gebwiler, den vierzehenden tag des Monats January nach Christi gebúrt Funfftzehen hundert vnd Fünfftzig.

Orig. im Besitze von Herrn A. Gasser in Mantoche.

III. Gilg von Hattstatt, die Witwe von Hans von Schönau, gibt Auskunft über die Schicksale des Schlosses Stettenberg. — 21. August 1416.

Ich Gilg von Hattstat, Hansen von Schônawe seligen eliche Wirtin, vergich vnd kunde aller menglichem mit vrkunde ditz briefes: Das zû mir komen sint: Erbere botschaft des Himelfürsten sant Anthônien ordens des Huses ze ysenhein vnd hant mir geôffenbaret, Alzo der Meister ze Ysenhein ein ôde vesten vnd burgestal genant Stetenberg mit aller zûgehôrde von Hern Günther Marschalk vor ziten gekaufet habe: Daran aber die von Scharrach etwas rechtén vnd ansprach meinent ze habn: vnd sige ouch daz komen ze clage vnd ze entwurt ze Straßburg offen der Pfalletz vnd inen beiden teilen darvmbe küntschaft erkant were ze verhören: vnd batent mich durch got vnd vmbe daz recht, obe ich vt da von wissete, inen des ein besigelt vrkund ze geben: Da spriche

ich by wiplichen truwen vnd eren vnd also hoch vnd ich daz sprechen sol, niemant ze liebe noch ze leide vnd vmbe daz blos recht, daz iederman by sinne rechten belybe, daz mir wol kunt vnd wissentlich ist vnd angedenke: Daz die selbe vesten Stetenberg mit aller zůgehôrde des Heidens seligen von Schônawe, der in den selben geziten ein Tûmherre vnd auch ein Custer der Stifte ze Lutenbach waz, allz sin ledig eigen waz vnd nit manlehen: wann were die vorgenannte vesten manlehen gesin, so were sú doch vorabe sunderbar an minen vettern seligen, Henman von Schônawe genant von Stetenberg, geuallen, wann er dem Heiden vaterhalbe aller nechste waz vnder den andern sinen miterben: Je doch so teilte der Heiden allz sin gůte by sûne lebendigem lybe vnd sunderte in allen, ir jeglichem besunder wart sin teile vßgescheiden vnd hin dan gesetzet mit ir aller gůten willen vnd gunst vor Sechzig Joren vnd mere: vmbe daz sy hienach noch des Heidens abesterben mit liebe lebten vnd ouch vmbe daz min vorgenanter vetter Henman von Schônawe genant von Stetenberg by Stetenberg beliben solte: wann er arm vnd nôtig waz vnd eine hoffertiges wibe von Nufare hete vnd mer verhofieren wolte, denne erzugen môchte, daz sú aber ze Stetenberg in dem walde nit getriben môchte: vnd hette keiner von Scharrach nie kein recht doran: Denne allein Hug ze Ryne, der meinte etwaz rechten dar an ze haben, vnd gewan ims ab: vnd da er Stettenberg wol einen monat inne gehette, da erfant sich, daz er im vnrecht det, vnd nit recht dazů hette vnd gab ims widerumbe vnd hat sú ouch in gewalt vnd in gewere behalten, vnangesprochen von menglich, vntzen daz die Englischen in daz lande komen vnd ims abegewonnen vnd verbranten, vnd alle sin briefe vnd, waz er vnd ander lút darinne hetten, verdarbe vnd sin můter dar inne erschossen wart vnd er selben vnd ein priester dar inne gevangen vnd enweg wurden gefúrt vnd bleib dornach wůste vnd öde stan vnd zerviel; darnach uber vil Jare da gab daz burgstal vnd alle sin recht dor an Herrn Gunther Marschalk seligen, súne schwester sune; Doz man ouch wol verstande, worumbe der obgenannte Heiden von Schonawe Heyden hieße: Daz waz darumb, daz er gar lange zite vngetaufet bleib: wanne man des Keisers zůkunfte wartende, waz der im ouch vsser tauffe hůb, vnd gieng sin můter mit im zů der Tauffen. Ouch gedenket mir wol, daz min Schweher selig, Her Jakob von Schônaw, daz vorgenante Huse Stetenberg gern wolte vm sinen vettern gekauffet haben, da hette er vnsere zwû Dôchter, siner sunes wibe, die wolten nit in den walde vnd wart wendig: vnd vm alle vorgeschriben dinge getarre ich wol getůn, waz mir darumbe erkant wirt,

wa es not beschicht, nieman ze lieb noch ze leide vngeverlichen; vnd dez zů eime waren vrkunde hab ich, die obgenante Gilge von Hatstat, min Ingesigel gehenket an disen briefe nach Christi geborte viertzehenhundert vnd im sechzehenden Jare vffen den nechsten Fritag vor sant Bartholomeus tage dez heiligen zwelifboten.

Staatsarchiv Basel. — St. Clara Urk. Nr. 559. O. P. Siegel der Hattstatt mit obeneingesetztem sechsstr. Stern und der Umschrift. B'. FROWE GILGEN V. HATAT. Die Nr. 558 derselben Urkunden enthält das Zeugnis des Orschweirer Schultheißen Werlin Boltzelin, das sich aber mit obigem vollständig deckt.

V.

Der Ursprung des Klosters Klingenthal.

Von

Theobald Walter.

(Nachtrag zum Jahrbuch XXI. S. 11.)

Im Laufe dieses Jahres führte mir ein Zufall die Gründungsurkunden des alten Frauenklosters in Husern bei Pfaffenheim, allwo Klingenthal seinen Ursprung genommen hat, in die Hände. Es sind drei kleine zusammenhängende Pergamentblätter, Originale mit Siegelresten, die im Bezirksarchiv Ober-Elsaß unter Murbach L. 47, 4b aufbewahrt werden, wo sie eigentlich nicht hingehören. Das erste, ohne Datum, trägt die Einwilligung der beiden Edelinge Walther und Conrad von Horburg, die den Kirchensatz zu Pfaffenheim vom Straßburger Bistum zu Lehen trugen, zur Abtretung der Kapelle nebst Zubehör; die zweite Urkunde berichtet über die bischöfliche Schenkung der Kapelle usw. an einige Frauen von Sankt Markus in Straßburg aus dem Jahre 1236, und die dritte enthält die Bestätigung der Niederlassung durch die im Namen des Basler Bischofs handelnden beiden Leutpriester in Rufach und Pfaffenheim und den Dekan in Lautenbach. Eine weitere Urkunde an derselben Stelle erzählt, wie Margret, die Aebtissin von Tennikon,[1] am St. Martinsabend 1310, die Hofstatt vnd daz Kloster ze Hvsern vnd daz gůt, daz darzů höret, das sie ehedem im Banne von Pfaffenheim von den

[1] Tennikon, ein 1257 gegründetes Zisterzienserinnenkloster, das auch die Namen Maria Lilienthal, Vallis Liliorum trug, lag, bei Aadorf im Thurgau und ist heute ein Meierhof. — Vgl. Mulinen, Helvet. sacr. II 136, wo indes fälschlich eine Adelheid 1309—1381 als Aebtissin angegeben ist.

Frauen von Klingenthal erkauft hat, um 40 Pfund an Margret von Marlis und ihre Tochter Diemût in Straßburg weiter verkauft hat. Ich lasse die drei ersten noch ungedruckten Urkunden ihres geschichtlichen Wertes halben wörtlich hier folgen :[1]

1. Omnibus Christi fidelibus ad quos presens scriptum peruenerit nobiles Waltherus et Cůnradus de Horburc rei geste noticiam. Quia gesta mortalium ab humana frequenter mutabilitate temporum elabuntur memoria, cautum est eorum noticiam litterarum testimonio superuenture relinquere posteritati. Notum igitur sit omnibus tam futuris quam presentibus, quod dominus noster venerabilis B(ertholdus) Argentinensis episcopus, a quo feodaliter ius patronatus ecclesie de Pfaffenheim possidemus, de consensu et bona voluntate nostra capellam in Husern sitam in parrochia ecclesie de Pfaffenheim cum cymiterio et locis aliis attinentibus sororibus ordinis sancti Marci in Argentina libere contulit possidenda, vt ibidem ordinis sui monasterio fundato nostri ac parentum nostrorum memores sub nostra protectione domino famulentur. Vt autem contra iamdictam donationem nulla malignandi habeatur occasio, presentem paginam sigillis nostris roboramus.

2. B(ertholdus) dei gratia episcopus Argentinensis vniuersis Christi fidelibus presens scriptum inspecturis salutem in perpetuum. Ea que salubriter gesta fuerint, ne obliuio intercipiat, solent litteris commendari. Nouerint igitur universi tam presentes quam posteri, quod nos de consensu[2] . . . capituli nostri capellam in Hûsern, quondam filiam ecclesie de Pfaffenheim cum cymiterio et aliis locis . . . . et voluntate nobilium Waltheri et Cvnradi de Horburch filiorumque eorundem, qui ius . . . . Phaffenheim a nobis et ecclesia nostra iure tenent feodali, nec non et de concensu . . . Phaffenheim quibusdam sororibus ordinis sancti Marci in Argentina libere contulimus et presentium auctoritate . . . . possidenda, vt ibidem sub regulari disciplina iugiter domino famulentur. Vt autem nulla calumpniantibus in posterum occasio pateat, presentem paginam sigillis nostro et capituli nostri volumus confirmare. Datum anno domini M°. CC°. XXX°. VI°.

---

[1] Der auf Seite 11 des XXI. Jahrbuches angeführte Index litterarum ist ein im Bezirksarchiv Ober-Elsaß (Marbach L. 1) aufbewahrtes Inventar des Klosterarchives von Marbach, das der Prior Matthias Datem 1497 anfertigte.

[2] Die Urkunde ist in den mit Punkten bezeichneten Stellen in der Mitte durchlöchert.

3. Omnibus Christi fidelibus ad quos presens scriptum peruenerit W. decanus Lutenbacensis, L. de Phaffenheim et S. de Rubiaca plebani in uero salutari salutem. Quia gesta mortalium mutabilitate temporum ab humana sepius elabuntur noticia, cautum sane est, ipsorum memoria litterarum testimonio superuenture relinquere posteritati. Notum sit igitur omnibus tam futuris quam presentibus, quod cum quedam honeste matrone sancti spiritus inspiratione ad seruiendum domino capellam et quedam loca in Husern ex donatione venerabilis domini B(ertholdi) Argentinensis episcopi de consensu et uoluntate L. plebani de Phaffenheim et nobilium W(altheri) et C(unrodi) de Horburc libere possidenda optinuissent, venerabilem dominum H(einricum) Basiliensem episcopum predicte matrone adeuntes petierunt, vt ipsarum votis annuendo monasterium ordinis sororum sancti Marci in Argentina ipsis in predicto loco Husern sua auctoritate fabricandum assentiret vt in eodem loco ordine memorato iamdicti domini Basiliensis auctoritate mancipate iugiter domino possent famulari, super quibus ipse dominus Basiliensis suam nobis auctoritatem commisit, quidquid super talibus ordinandis dominus nobis inspiraret ratum et firmum habiturus. Nos igitur tam sanctum et pium dictarum matronarum propositum fauore beniuolo prosequentes, ipsis iam dictam capellam et loca in Husern auctoritate nobis commissa libere ac quiete possidenda confirmamus eadem auctoritate ordinem et consuetudines sororum sancti Marci in Argentina ipsis assignando, vt ibidem dicti ordinis monasterio constructo sub ordine et regula iam dicta nostri memores in pace domino famulentur. Actum anno domini $\overset{o}{M}$. $\overset{o}{CC}$. $XXX\overset{o}{VI}$.

VI.

Die Bruderschaft der elsässischen Scherer.

Von

Dr. **Aug. Hertzog-Colmar.**

Wollte ich über das mittelalterliche Zunftwesen an dieser Stelle mich einleitungsweise auslassen, so hieße dies so viel als Steine den Berg hinauf tragen. Nur so viel sei hier davon gesagt, daß die Zünfte eines Landes und eines Handwerks, um ihren Einfluß zu verstärken, und in gewissen Dingen Einheitlichkeit über ein ganzes Land zu bringen, sich zu größeren Landesverbänden zusammentaten, gerade so wie heutzutage es die Gewerbe- und Handwerkervereine auch tun; nur hießen diese Verbände damals Bruderschaften, und verfolgten neben den rein handwerksmäßigen Interessen auch noch, man möchte sagen, an erster Stelle, religiöse Zwecke. Denn in Zunftstatuten sowie in Bruderschaftsordnungen, werden religiöse Motive und das Heil der Seelen, immer als erster Hauptzweck der zu erlassenden Ordnungen hingestellt, wie dies in der im Original mitzuteilenden Bruderschaftsordnung der elsässischen Scherer von 1429, in der damaligen fromm-naiven Weise von seiten dieser Handwerker geschieht.

Diese Bruderschaftsstatuten liegen mir in einer vom Ruffacher Schultheiß und Rat 1486 vidimierten Abschrift der im Jahr 1429, ebenfalls zu Ruffach dem Hauptorte und Sitze der Landesbruderschaft der Scherer und Balbierer, errichteten Originalurkunde vor. Diese Abschrift liegt z. Z. im Colmarer Stadtarchiv, wo ich dieselbe kennen lernte und abgeschrieben habe, in der Absicht sie später zu veröffentlichen; denn die Urkunde schien mir in mancher Hinsicht sehr wichtig, einmal in

sprachlicher Hinsicht, und dann in Hinsicht auf die historische Tatsache, die uns darin überliefert wird, daß in jener weit zurückliegenden Zeit, die Scherer und Balbierer, die doch sonst keine wichtige Zunft bildeten, es soweit brachten, für das ganze Land Elsaß, sozusagen einen Landesverband zu gründen, um dadurch ihre, wahrscheinlich durch die rücksichtslose Konkurrenz vieler andern Handwerke verletzten Rechte und Interessen zu wahren.

Wiewohl der noch mitzuteilende Text der erwähnten Urkunde, die Sache genügsam und deutlich darstellt, so möchte ich doch in einigen einleitenden Zeilen, die wichtigsten Punkte derselben hervorheben und auf gewisse Eigentümlichkeiten aufmerksam machen.

Aus der Einleitung der Urkunde erfahren wir nun, daß damals die Schererbruderschaft schon bestand und nicht erst errichtet wurde; denn unsere Schrift erzählt daß die «Scherermeister gemeinlichen im Eylsas, bißhar in unser lieben Frowen Münster von Ruffach eine Brůderschaft gehabt hand und jerlichen zůsammen daselber in dieselben Statt Ruffach kumen sint». Hier hätten sie die Angelegenheiten ihres Handwerks besprochen, die Strafen und Besserungen so aber da gezahlt und fällig wurden, hätten sie samt und sonders in der Irten, d. h. in Essen und Trinken verzehrt. Jetzt meinen sie aber daß es besser wäre einen Teil dieser Gelder zu religiösen Zwecken, «an unser lieben frowen nutze und in Irem Dienst mit gůten gŏttlichen wercken» zu verwenden, um dadurch ihr Seelenheil zu bewirken.

Hier erfahren wir nun den Namen des bischöflichen Vogts zu Ruffach 1429, der da war Dietrich von Ratsamhausen zum Stein, eine bekannte adelige Familie des Elsasses. Auch lernen wir die zwei Bruderschaftsmeister kennen: Hans Ludwig und Claus Scherer, welche der Ruffacher Obrigkeit im Jahr 1486 den Statutenbrief von 1429, zur Vidimierung unterbreiteten. Aus all den vielen religiösen Motiven, welche in einer langen Einleitung einzeln mitgeteilt werden, hat die Bruderschaftsversammlung zu Ruffach, die neuen Statuten errichtet und auszuführen beschlossen.

An der Spitze der Bruderschaft stand ein alljährlich in der Generalversammlung zu Ruffach zu erwählender Obermeister, der ausführende Beamte des Verbandes. Dem Obermeister waren zur Beihilfe zwei beigeordnete Handwerksmeister zugesellt, die den ersteren getreulich in seinem Amte unterstützen sollten. Alle Mitglieder haben gelobt alle Jahre zu der Bruderschaft-Hauptversammlung nach Ruffach zu kommen, es sei daß einer aus ehehaftem Grunde nicht erscheinen konnte, dies war Leibesnot und Herrendienst, die durch Zeugnis des Ortsvorstehers

dargetan werden sollten. Wer ohne Entschuldigung ausblieb der besserte fünf Schilling.

Ehrabschneidende Redensarten und Ungebührlichkeiten während der Verhandlungen bei den Bruderschaftstagen ward scharf gerügt und gestraft; man hielt daran daß einträchtiges Benehmen und bescheidenes höfliches Gebahren das Handwerk ehrten, und die Handwerksehre war auch für alle etwas Heiliges. Verboten waren auch noch das Kunden-abwendig-machen, das Knechte-abdingen, das Abbitten und «untertringen» der Klöster die ein Mitglied als Kunde haben konnte, und zwar sowohl für die Scherer als auch die Bader, welche zur Bruderschaft gehörten. In diesen Vorschriften sehen wir daß Scherer und Bader auch Beinbrüche pflegten. Das Scheren von «Feldsiechen» Aussätzigen war den Genossen verboten; wer gegen diese Vorschriften handelte, besserte «unser lieben frowen ein pfundt wachs und zehen schilling Straßburger in unser frowen büchsen».

Die Urkunde enthält auch Vorschriften über das Dingen und Halten von Lehrjungen und Knechten, und stellt das frühzeitige Verlassen der Lehre oder des Dienstes unter Strafe. Zwistigkeiten zwischen Meister und Lehrlingen oder Knechten durften nur vor dem Handwerke ausgetragen werden. Interessant sind dann noch die Vorschriften über den Verkehr mit solchen des Handwerkes, welche nicht Mitglied der Genossenschaft wären, den sogenannten Wilden oder Bönhasen, sowie die Bestimmungen, welche den einzelnen Meistern verbieten sich bei Ausübung ihres Gewerbes in die Quere zu kommen.

Charakteristisch ist die Achtformel über einen Knecht, welcher die ihm auferlegte Besserung nicht leistet, «den sol kein meister weder husen noch hofen noch keine gemeinschaft mit Ime haben, un sol ouch kein meister nit werden, Er habe denn ee den meistern gnůg geton umb die besserunge on allen verzog.» Ueber die Sonntags- und Feiertagsruhe enthält die Bruderschaftsordnung Bestimmungen deren Nichtbeachtung mit «ein pfundt wachs unser lieben frowen» gestraft war; wir sehen in der hier gemachten Aufzählung, daß damals der sogen. gesetzlichen Feiertage weit mehr waren als heutzutage, Ausnahmen gab es nur für an jenen Tagen frisch verwundete Leute.

Dann folgt ein Tarif der Arbeiten, es war aber ein Minimaltarif, weniger durfte keiner für seine Arbeit nehmen. Unter den aufgezählten Verrichtungen sei hier hauptsächlich das «küttenieren» und das «lossen» hervorgehoben; für Ersteres weiß ich keine Erklärung, fand das Wort auch in keinem Wörterbuche; vielleicht dürfte unter den Lesern des Jahrbuches jemand für diesen merkwürdigen Ausdruck eine Erklärung

finden; ich vermute es dürfte das Rasieren sein, von «cutis», Haut, kuttenieren die Haut bearbeiten, Schaben.

Die Verhandlungen des Genossenschaftskapitels sollten geheim gehalten werden, und das aus der Schule Schwatzen, war bei Strafe eines Pfunds Wachs unserer lieben Frauen und jedem Meister zehn Schilling Straßburger, verboten. Gemeint sind hier natürlich die Bruderschaftsmeister. Streitigkeiten unter den Meistern in bezug auf Wundbehandlungen sollten einzig und allein vor der Versammlung der Handwerksmeister aus der Bruderschaft ausgetragen werden. Ungehorsam gegen die Gebote und Vorladungen vor das ehrbare Handwerk wurde geahndet und wer dabei unterlag, wurde mit fünf Schilling jedem der zweien Meister, und einer durch das Zunftgericht zu erkennenden Geldbuße gestraft. Ganz dem Geiste jener frommen Zeiten entsprechend sind die sinnigen Vorschriften über das bei der Generalversammlung übliche und vorgeschriebene Gedenken der toten Mitglieder der Bruderschaft; denn die Bruderschaften waren zugleich auch Begräbnisvereine. Das Ausbleiben eines der Meister vom Kapitel ist mit einer Buße belegt zu Händen der anderen anwesenden Meister, die das Geld in die Büchse legen sollten. Der Jahresbeitrag eines Bruderschaftlers betrug acht Pfennige; als Eintrittsgeld entrichtete man ein Pfund Wachs und ein Blappert (blaphart) Geld in die Büchse.

Dies in aller Kürze und in großen Umrissen der Inhalt der geschichtlich und zunftpolitisch wichtigen Urkunde, aus jener Zeit der Zunftblüte in Stadt und Land; denn auch die Handwerker auf dem Lande, im Tale oder Dörfern, wie das Dokument sagt, waren irgend einer Zunft eingegliedert, so z. B. waren die Handwerksleute der oberen Mundat, für das Amt Ruffach, in dieser Stadt, für das Amt Sultz, hier zu Sultz eingezünftet. Es ist aber dies nicht das einzige Beispiel einer Landesbruderschaft von gewissen Handwerkern im Elsaß; ebenfalls zu Ruffach hatte ein anderer Landesverband, die Bruderschaft der Zimmerleute, ihren Sitz, deren Urkunde in Theobald Walters Urkundenbuch der Pfarrei Ruffach, Seite 117, unterm Datum des 27. Januar 1518, abgedruckt ist, an welchem die Urkunde die Bestätigung des Bischofs von Straßburg erhalten hatte. Als grundherrliche Zünfte, konnten die Handwerke des weltlichen Bistumsgebietes nur mit Genehmigung des Bischofes Zunftordnungen erlassen.

Zunftverbände, welche sich über mehrere Grundherrschaften des Elsasses erstreckten, durften nur mit Genehmigung der jeweiligen Grundherren gebildet werden, darum auch werden in der vorliegenden Urkunde der elsässischen Scherer, die Hoheitsrechte des Bischofes von Straßburg und der anderen

Grundherren des Landes, ausdrücklich anerkannt und bewahrt: «unser Eyden so wir alle und unser Jeglicher besonder sinem Herren geton und geschworen hat ungeverlichen», versprechen die Scherer die errichteten Statuten getreulich zu halten.

Obige einleitenden Vorbemerkungen zum Texte der wichtigen Bruderschaftsordnung, der hier im Abdrucke beigegeben ist, dürften genügen dieselbe der Aufmerksamkeit der Leser dieses Jahrbuches zu empfehlen, und ihnen deren Durchlesen anziehender zu gestalten. Man wird anerkennen daß in solchen und ähnlichen Dokumenten, eine gewaltige erziehliche Macht sich kund gibt, welche in einer Zeit, wo die meisten Leute der Schulbildung noch entbehren mußten, nicht gering anzuschlagen ist. Zugleich wird man darin erkennen, daß im damaligen Arbeiterstande eine starke Dosis persönlicher Würde, Selbst- und Schicklichkeitsgefühls durch solche Gesetzeskraft besitzenden Vorschriften, anerzogen wurde. Besonders aber wurde für eine gute technische Ausbildung gesorgt. Es sei hier kurz nur speziell auf die Lehrlingsvorschriften verwiesen. Es sind dies alles recht lehrreiche Gesichtspunkte von denen aus die hier mitgeteilte Ordnung der elsässischen Scherer, betrachtet und beurteilt werden muß. Dadurch ward gar manches erstrebt und erreicht, was erst kürzlich wieder in unsere moderne Arbeitsgesetzgebung, in die Reichs-Gewerbeordnung, Aufnahme gefunden hat.

Anhang.

Bruderschafts-Ordnung der elsässischen Scherer de Anno 1429.

Wir der Schultheis und der Rote zû Ruffach Bekennen uns offennlich, Und Tûnd kundt aller menglich mit disem Brieff Das für uns kom̄en sint die Ersamen Hans Ludwig und Claus Schérer Bede unsere Ratsfrûnde Und brochtent uns für einen unargwenigen unbresthafften Boermentin versigelten Brieff gantz ungeletzt und unversert an sinen pressen geschrifften und Insigeln den wir also gesehen und lesen gehört haben der lutett von wort zû wort also. Allen den so disen Brieff ansehent oder hôrent lesen nû oder har noch kûndent wir die Schérermeister gemeinlichen Im Eylsas und die so in die Brûderschafft unser lieben frowen münster gôn Ruffoch gehôrent Und verjehent offentlichen Als wir bißhar ein Brûderschafft do selbs gehabt hand und jerlichen zûsam̄en daselber in die selben Statt Ruffach kum̄en sint Und aldo alle unsere sachen stûcken und artickele

unsers Handwercks antreffende fürhand genom̄en und soliche besserungen sodan̄ do von uff erstanden sint in die Ürtin als wir dan̄ by einander gewesen sint geton und dz also verzert habent. Do uns aber nů zů mole beduncket dz das also nit gôtlich noch billich gewesen ist dz wir also soliche besserunge so von der Brůderschafft gevallent dz sich doch ein teile zů geistlicher stattunge rûret verzeren Besonder die an unser lieben frowen nutze und in Irem dienst mit gůten gôtlichen wercken bewenden Und do durch unserer selen Heile wůrcken sollent Unn darumb somit wir einer ordenunge einhelliglichen one hinderziehunge mit gůter zitlicher vorbetrachtunge überkom̄en In die wise als hie nachgeschriben stot Dz wir ouch alle sam̄enthafft und jeglicher besonders So uff hût datum dis Briefs zů Ruffach In der Brůderschafft by einander gewesen sint By unsern eyden so wir alle und unser jeglicher besonder sinem Herren geton und geschworen hat ungeuerlichen gelobt hant Nů und harnoch zů haltende und zů vollefürende Besonder mit wissende gunst und gehelle und gůtem willen Des from̄en und vesten Jungherrn Dietrichs von Ratsam̄husen vom Stein zů den Ziten vogt zů Ruffach Und ouch der Ersam̄en und wisen Schultheis und der Rete doselbs Des ouch wir und der yetz genant Dietrich der Vogt und wir der Schultheis und die Reete uns also erkennent dz es also mit unserm willen zůgangen ist als vorstot. Und wann nů ein Jeglicher Cristen mensche von gottes gebotten wegen und nach ordenung der Heiligen cristenheit darzu geschaffen geschicket unn geordent sy, un darzů werden unser sterben unn die gerechtikeit des allmêchtigen gottes unn den ewigen lone allezit unn stunden betrachten sol umb dz es den wege der ewigen selikeit noch seinem letzten ende dester sicherer hab und vinde. Darumb so ist har inne betrachtett und vorbedocht wie dz der mensche Blöde an der natur Besonder tôtlich und nit bliblichen mit sinem zergenglichen lebende uff disser erden ist. Und als nů solich ewiger lone und die ungezalte froûde in der ewikeit manigvalt und nit zerrinnende und Jemer me ewig ist. Do ouch ein jeglicher Cristen mensche umb unsern ewigen vatter Ihm Xp̄m[1] und siner allerwürdigisten můter und magt Marien insonder und darnach umb alle Ire himelschen frôude wol verdienen kan und mag dz er es soliche sicher wege und frôude zu der ewikeit sicher sie Und sider die sache und Brůderschafft zů anhabe derselben unser allerwürdigsten můter und magt Marien angefangen die doch unser aller sünder un sünderinen fürsprecherin und trôsterin ist gegen

[1] = Jesum Christum.

irem lieben sune Ihm.[1] Darumb so sint dis die stücke artickele und ordenunge von den davor geseit ist.

Des ersten so sollent wir jerlichen einen obersten meister zû Ruffach uff dem tage als wir in der Brûderschafft wise zusammen kummen erkennen und kiesen der uns dann darzû der beste beduncket zû sinde. Der selbe oberste meister ouch schweren sol einen Eyde liplich zû gott und den Heiligen unser lieben frowen Zinse und besserunge uff zu habende und dz beste do inne zûtünde soverre und er sich dann des vermag. Dar nach so sol man dem selben obersten meister zwen andere meistere des hantwercks zûgeben und welhe man Ime ouch also mit dem gemeinen erkennen under uns ouch in der Bruoderschafft zugift die selben zwen sollent by iren trûwen an eines eydes statt dem selben irem obersten Meister gehörig sin und dz beste dar inne zutûnde. Sodenn ist aber zû wissen dz wir alle gemeinlichen gelobt hant by dem eyde so wir alle und Jeglicher besonder sinem Herren geton hat jerlichen also gôn Ruffach zû der Brûderschafft zu kummende. Wer es aber dz einen libes oder Herren not irrete oder sunste und dz küntlichen wer dz sol er also mit sinem obersten an dem ende er dann wonhafft ist, Es sie zû Stetten tale oder dörffern fürbringen mit einem versigelten urkunde und solich urkunde in die Brûderschafft uff die Zit schicken und domit einen Schilling Pfenning nemmlich zwen Heilbeling für einen in unser lieben frowen bûchsen die wir dar zû geschicket und geordent hant umb dz man von dem verstand und mercken möge dz er nit dar inne sinen mûtwillen begat. Dor nach wer es aber dz einer sust do heimen verlibe dem solichs nit anligende wer in mossen als dovor bescheidenn ist der soll bessern fünff schilling Pfenninge der obgenannten münsse. Und welhe also solich besserunge zû gebende dem obgenanten obersten meister und den andern Zwein oder dem sy dz bevelhent nit gehörig werent in die bûchsen zu gebende dar in es ouch gehört was costen und schaden denn daruff gieng oder getriben würde es wer umb die oder ander besserunge so in disem Brieff begriffen sint als hie noch stot. Denselben costen und schaden sol ouch derselbe der dann also ungehörig wer uffrichten und bezalen mit der Hauptschulde. Denn in dovor keyne handfryheit oder schirme Es sie von Herren oder stetten so nûzûmole erdocht wer oder harnoch erdocht môcht werden nit hilfflichen sin one geuerde. Denn wir uns des gentzlichen für uns und alle unsere nachkomen nû und hie noch verzigen und begeben hant ungeuerlichen. Ouch so ist har inne beredt worden Wer es dz einer den andern siner eren uff dem ob-

[1] = Jesum.

genannten tage in der Brůderschafft oder sust schuldigte und ob einer unzůchtig wer wie sich denn solichs verhandelte dovor gott sie der sol dorumm besserunge liden nach dem denn dz die meister dorůber erkennent Und was desshalben erkennet wůrde doby sol es ouch bliben gehalten und vollenbrocht werden als vorstot. Dar noch so soll unser keiner dem andern sin huss undertringen Er sie schërer oder Bader der under uns ist. Es ensol ouch keiner dem andern sinen knecht abe dingen noch sin closter ab bitten noch undertringen mit bette siner frůnde noch siner gesellen. Es ensol ouch keiner dem andern sine lüte zů scherende noch zu lossende abe bitten und sol ouch keiner dem andern ůber sine verwunten lůte gon die er denn verbunden hette Er sie denn vor mit dem ůberkummen der in dann vor verbunden hett. So dann ein beinbruch ein Armbruch hat auch dz selbe Recht ußgenommen wer einen verbindet von beinbrůchen oder armbrůchen wegen der sol im zehen schilling Stroßburger geben und mag denn zů einem andern gon. Darnach so ensol ouch kein schërer keinen veltsiechen weder scheren noch lossen Und welher meister derselben stücken deheins verbreche und nit stet hielte der bessert unser lieben frowen ein pfundt wachs und zehen schilling Stroßburger in unser frowen bůchsen. Ouch ist zů wissen welher meister einen lerknaben oder knecht verdinget Derselbe knecht oder knabe sol geben unser lieben frowen ein pfundt wachs, Und wer es ouch dz derselbe knecht ußer sinen lere Joren gienge So sol er ouch bessern unser lieben frowen ein pfundt wachs und zehen schilling Stroßburger in unser frowen bůchsen und sol ouch darzů mit sinem ersten meister überkommen. So denn welher meister einen knecht dinget uff ein Zile, gienge der knecht von sinem meister vor dem Zile der bessert ein pfundt wachs unser frowen und zehen schilling Stroßburger in unser frowen bůchsen unn sol ouch mit sinem meister überkommen Und wer dz sy keinen stoß wider einander hettent den sollent sy für das hantwerck legen. Wer ouch dz ein knecht sinen meister ützit entrůge dz sich erfinde Es wer vil oder wenig clein oder gross der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen und zehen schilling Stroßburger in die bůchsen und sol ouch mit sinem meister überkommen. Ouch so sol ein Jeglicher meister verbieten sinem Knecht dz er keinem sol slyffen oder wetzen er sie dann in unser Brůderschafft und welher dz verbreche es sie meister oder knecht der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen und zehen Schilling Stroßburger in die bůchsen. Ouch so sol kein meister in unser Bruoderschafft keinem nit geben zů kouffen der nit unser Brůderschafft hett Er sie meister oder knecht weder beckin slyffstein noch keinerley dz zů unserm hantwerck gehört, noch ensollent keine gemeinschafft mit in haben Welher

dz verbrieche der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen und zehen schilling Stroßburger in die büchsen. Sodenn welher meister den andern hinderte an sinen bresthafftigen luten Es sie mit worten oder mit werken Und er die hinderunge nit bewēren mag vor den meistern der sol bessern ein pfundt wachs unser lieben frouen und zehen schilling Stroßburger in die bůchsen und sol ouch bessern ein pfundt Stroßburger dem meister den er do gehindert hat, Und welher knecht einem meister dienet Get er in die badstuben dienen von sinem meister der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen und zehen schilling Stroßburger in die bůchsen also dick und er es tůt. Und welher Knecht besserunge nit gebe den sol kein meister weder husen noch hofen noch keine gemeinschafft mit Ime haben unn sol ouch kein meister nit werden Er habe denn ee den meistern genůg geton umb die besserunge on allen verzog. Es ensol ouch keiner under uns niemanten scheren vorabe an unser lieben frowen tag und an die vier hochziten an aller zwelffpotten tagen an des Heiligen crůtzes tagen Es wer denn einen wunden menschen dz denn zů mole wund wůrde Und welher meister dz nit hielte der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen. Und welher minder nymt denn zwen heilbeling zů scheeren von dem Bart unn zů kůttenieren unn zu lossende von jedem arme zwen heilbeling und von jedem fuß einen Stroßburger und uff den henden ouch einen Stroßburger der bessert ein pfund wachs unser lieben frowen und fünff Schilling Stroßburger. Es sol ouch verswigen sin by dem eyde so jeglicher sinem Herren geton hat, ungevārlichenn was wir do redent und verhandelent so wir byeinander zu Capittele sint. Welher dz verbreche under uns der bessert ein pfundt wachs unser lieben frowen und jedem meister zehen Schilling Stroßburger gehôrt ouch in die bůchsen. Darnoch ist zů wissende dz wir überkommen sint was stôsse und misshellunge wir wider einander hette Es wer von wunden von beinbrůchen von armbrůchen oder von alten schaden wie sich dz gefůgte von des hantwercks wegen dz sollent wir under einander für unsere meisterschafft kummen und sol ouch kein fremder mann der des Hantwercks nit enist in unser sachen und handele nit urteiln. Es weren den zwen des Rats in der selben Statt do die sache henget und sy ouch nit angienge weder zů gewinne noch zů verlust. Wir sollent ouch gehorsamm sin einem obersten meister und den zweyen meistern by unsern trůwen an eydes statt. Und welher under uns im heißet ein gebott machen dem sollent sy ouch gehorsamm sin. Und von des gebottes wegen der do unrecht gewinnet der bessert dem obersten zehen schilling stäbler Und den zweyen meistern Jeglichem fůnff schilling Und darzů die besserunge die wir darum balle erkennent, gehôrt

in die bůchsen. Darzů so hant wir ouch einhelliglichen erkant welher in unser lieben frowen und in unser Brůderschafft kumint und also von uns empfangen wůrt Der sol dise Brůderschafft nit uffgeben noch darus kummen Es wer denn dz die vorgeschribenen meistere und ouch wir alle in der Brůderschafft gemeinlichen erkennent dz er nit wůrdig dar Inne wer zů blibende. Aber so ist von uns erkant welher in unser Brůderschafft abegieng dz gott lang wende des selben erben sollent ein pfundt wachs geben an die obgenannten Kertzen. Ouch ist zu wissen welhes Jores wir die also in diser Brůderschafft sint Cappittel hant wo dz beschicht Do sollent wir alle gemeinlichen und vorabe der oberstmeister und die zwen meistere zůchtiglichen und bescheidenlichen je zwen und zwen mit einander gon in die kilchen und do ein sele messe hôren und ouch wir allesamment die selben messe frummen und opfern durch unsern und der willen die die obgenannten ůnser Brůderschafft gestifftet und uffbrocht hant Si sint todt oder lebendig und am obent ein vigilie mit singen und lesen als denn billichen ist. Es ensol ouch keiner wenn wir dz cappittel hant oder sust dem andern mißantwůrten oder unzucht bieten mit worten oder wercken Er bessertes denn nach der meister erkennen als vor stot. So denn ist aber zů wissen welcher under den obgenannten zweyen meistern so zů dem obersten meister erwelt werdent nit Jors zů unserm Capittel kummen môchten oder wollten Der sol den meistern die dann by dem Capittel sint zehen schilling Stroßburger verfallen sin und gehôrt ouch in die bůchsen Und sol ouch die zů stunde geben on alle widerrede. Und zů Jüngste welher diser vorgenannten stůcke dheins verbrêche und nit hielte und des zů besserung kême der bessert zehen schilling stebler ouch in die bůchse. Und alle so in diser Brůderschafft sint der gitt Jeglicher Jors acht pfenninge in die bůchs. Und wer in die Brůderschafft kummen will der gitt ein pfundt wachs und ein blaphart in die bůchsen. Wer ouch das einer under uns dise Brůderschafft verlüre und nit endete noch hielte als er dann solte und als diser Brieff wiset Über denselben hant die obgenanten meistere zů Richten und ouch ůber die besserunge zu sprechende. Es ist ouch zů wissende dz wir der oberst meister und die anderen zwen meistere und wir alle uff hůt datum diß Brieffs by einander zů Ruffach gewesen sint und Capittel gehalten hant als denn unser gewonheit gewesen ist. Und darumb dise ordenunge und alle vorgeschriben dinge und jeglichs besonder von uns unn allen unsern nachkommen die nů oder harnach in diser Brůderschafft sind oder darin kumment dester vˆlliglichen gehalten und vollenfürt werdent one alle Inträge So haben wir unserer Brůderschafft

Ingesigel mit einhelliger stymme und unser aller urteile heran geton hencken an disen Brieff uns und alle unsere nachkommen domit zû besagende aller vorgeschriben dingen. Und zû merer gezûgniß und sicherheit willen So hant wir alle mit ernst gebetten den obgenannten Jungherren dietrichen von Ratsammhusen den vogte und den Schultheißen und die Rete zu Ruffach dz sy derselben stette Ingesigel ouch zû dem unsern hencken an diesen Brieff. Das ouch wir der selbe Dietrich der vogt und der Schultheis und die Rete zû Ruffach vorabe durch fûrdrung willen gottes dienstes und durch Ere willen siner wûrdigen mûter und maget Marien willen, Und darnach von ernstlicher bette wegen der obgenannten erbern meistern geton Und der selben Stette Ruffach Ingesigel zû dem Iren gebenckt hant Dann es also vor uns zûgangen und beredt worden ist In der mossen als vor geschriben stot. Und wart dieser Brieff geben der do zû Ruffach bliben und ligen sol uff Zinstag nechst nach unser lieben frowen tag der Eren als sy zû himel fûr die man zu latine nennet Assumptio Marie In dem Jore do man zalt von der gel ûrt Cristi Viertzehen hundert zwentzig und nûn Jore. Ouch ist harinne beredt und usgescheiden dz dise obgeschribne sachen stûcke und artickeln und alle dise vorgemelte besserunge und ob man unzûchtig wûrde und frevelkeit zû Ruffach begienge dz sol unsers Herren gnoden von Stroßburg an sinen fryheiten und Rechten unschedlichen sin one alle widerrede und geverde. Und dz wir Schultheis und Rote obgenannten solichen yetz gemelten Brieff In aller gestalt wise und forme wie denn obgelutett hat also habent gesehen und hôren lesen dz sagent wir so hoch uns dz gebûrt. Und habent des zu urkûnde und gezûgniß ouch durch Bitt willen der obgenannten Zweyer unserer Ratsfrûnde der Statt Ruffach Secret Ingesigele offennlich tûn hencken an disen Brieff Der geben ist uff Mendag nechst nach sanct Urbanstag des Heiligen Bobstes des Jores do man zalt von der geburt Cristi unsers lieben Herren Tusent Vierhundert Achtzig und Sechs Jore.

Perg.-Urk. (58/56 : 36/37 cm), guterhalten mit einem an PR. hängenden rechtsseitig etwas verletztem Siegel, mit verschwommenem Gepräge, aus braunem Wachs, ohne Schüssel. Siegel der Stadt Rufach mit thronender Madonna und Kind. Umschrift: + RVBIACENSIS. (Sig. secr. civitatis). Stadt-Arch. Colmar. S. E. L. 23 Scherer Nr. 1. Brieff uber der Scherer brûderschaft zuo Ruffach de ao 1486.

Vidimus Von Schuldtheiß undt Roth zû Ruffach Ertheilt uber der Scherer bruoderschafft ordtnung undt Statuten brieff, daselbsten auffgerichtet anno 1429.

VII.

Das Gutleuthaus in Ingweiler.

(Ein Beitrag zu dessen Verwaltung und Einkünften im 16. Jahrhundert.)

Von

E. Herr, evgl. Pfarrer.

Der Aussatz, eine der ekelerregendsten Krankheiten, an welcher im Orient Tausende von beklagenswerten Menschen leiden, hat auch Europa während mehrerer Jahrhunderte heimgesucht. Man hat früher angenommen, daß die Krankheit durch Kreuzfahrer eingeschleppt worden sei, doch ist dies nicht richtig. Unter dem Volksstamm der Langobarden war sie im 7. und 8. Jahrhundert sehr verbreitet, und schon im 9. Jahrhundert baute man in Bremen ein Hospital für Aussätzige. Daß es eine orientalische Krankheit ist, mag wohl angenommen werden, auch daß die Kreuzfahrer zur Verbreitung derselben viel beigetragen haben. Ihren Höhepunkt erreichte sie im 13. Jahrhundert, und gegen das Ende des 16. Jahrhunderts verschwand sie wieder langsam aus Mitteleuropa, so daß sie jetzt nur noch an der Peripherie des europäischen Erdteils gegen den Orient hin regelmäßig vorkommt, in Deutschland beispielsweise fast nicht mehr anzutreffen ist.

Man hat den Aussatz von Alters her als eine ansteckende Krankheit betrachtet und sich deshalb schon früh bemüht, die von demselben Befallenen von den Gesunden abzusondern. Man baute besondere Siechenhäuser, welche meist außerhalb der Städte lagen, mindestens aber an einem abgelegenen Orte innerhalb derselben. Ländliche Gemeinden begnügten sich mit der Errichtung einer oder mehrerer Hütten im Felde, wo sie ihre

derartigen Kranken unterbrachten. Da man die Aussätzigen in mitleidsvoller Weise als die *«guten Leute»* bezeichnete, wurden solche Anstalten auch *Gutleuthäuser* genannt. Weil die Aussätzigenhäuser oder -hütten außerhalb der bewohnten Orte im freien Felde lagen, hieß man die Kranken auch *«die Feldsiechen* oder *Sondersiechen»*. In den Gutleuthäusern herrschte strenge Ordnung: Außerhalb derselben trugen die Kranken eine besondere, auffallende Kleidung und durften mit niemandem näher verkehren. Eine Klapper, welche sie ertönen ließen, oder ein anderes passendes Lärminstrument warnte die Leute bei ihrer Annäherung, und wenn sie etwas begehrten, so mußten sie es mit einem Stocke zeigen, durften es aber nicht berühren.

Auch Ingweiler besaß ein Gutleuthaus. Nach *Letz*[1] lag dasselbe ungefähr 1 km von Ingweiler entfernt gegen Rauschenburg zu, rechts der Gutleutbachbrücke an der Straße nach Wimmenau. Wir erfahren nicht, wann es errichtet wurde, weil sich hierüber in dem von Letz benutzten Urkundenmaterial offenbar nichts vorgefunden hat, und auch ich bin vorläufig nicht in der Lage, etwas Sicheres darüber beizubringen. Hinsichtlich der dem Hause zur Verfügung stehenden Mittel berichtet uns Letz, daß von allen Almosen und Legaten, welche reiche Leute testamentarisch den Armen zukommen ließen, die Hälfte dem Gutleuthaus zugewendet wurde; wir hätten aber auch gerne die Quelle ersehen mögen, in welcher diese Bestimmung zu finden ist, weil sich daselbst vermutlich noch manches andere über das Gutleuthaus Wissenswerte finden ließe. Ueber die innere Organisation des Hauses ist wenig bekannt. Nach Letz befand sich in demselben ein Aufseher über die Kranken (aus einer Notiz des Pfarrregisters vom Jahre 1607). Vermutlich war derselbe einer der leichter Erkrankten, welcher über die Hausordnung wachte. Auch war ein «Klingler» dortselbst, welcher nicht aussätzig war.[2] Letz meint, derselbe habe durch Klingeln anzeigen müssen, wenn jemand beim Hause vorbeikam, damit sich die Aussätzigen in dasselbe zurückzogen, oder er habe die Aussätzigen durch Klingeln aufgefordert, ihr Essen an einem bestimmten Orte abzuholen. Nun ist aber nicht daran zu zweifeln, daß die Aussätzigen sich ihr Essen im Gutleuthause selbst zubereitet haben; zu diesem Küchendienste wurden leichter Erkrankte genommen, ebenso wie solche auch die Landwirtschaft des Hauses besorgen mußten. Der Hauptvorteil der im Gutleuthause wohnenden Aussätzigen bestand

---

[1] K. Letz, Gesch. der Stadt Ingweiler, 1896. S. 58 f.
[2] Vergl. die Notiz des Aufnahmestatuts, S. 93.

ja gerade darin, daß sie, die sonst ausgestoßen gewesen wären, dort eine Heimat hatten, welche ihnen Nahrung, Pflege und angemessene Beschäftigung gab, so daß sie nicht mehr gezwungen waren, ihre Mahlzeiten zu erbetteln oder zu warten, bis mildtätige Seelen ihnen dieselben brachten. Der Klingler hatte also zu den Mahlzeiten der Gutleuthausinsassen keine Beziehung. Er diente vielmehr dazu, die Aussätzigen bei notwendigen Gängen in die Stadt und Umgegend zu begleiten, um den Leuten durch sein Geklingel anzuzeigen, daß Aussätzige in der Nähe seien, damit sie sich nicht in allzu nahe Berührung mit denselben brächten. Eine andere notwendige Person im Gutleuthause war der Pförtner,[1] welcher, da das Haus streng gegen die Außenwelt abgeschlossen war, die Aus- und Eingehenden zu überwachen hatte. Auch dieser war offenbar nicht aussätzig, da ja auch Gesunde an seiner Pforte anklopften, sei es daß sie einen Kranken brachten, sei es daß sie sich nach einem der Insassen erkundigen wollten. Außer dem Klingler und dem Pförtner wird aber wohl kaum noch ein Gesunder im Gutleuthause beschäftigt gewesen sein, und auch diese beiden schlossen sich nach Möglichkeit von den Kranken ab. Freilich, um diese beiden Stellen wird wohl auch nie ein großer Wettbewerb bestanden haben; es waren armselige Versorgungsposten für sonstwie gescheiterte Existenzen. Die Verwaltung des Gutleuthauses hatte ihren Sitz in Ingweiler. Sie bestand, wie aus der hier folgenden Untersuchung hervorgehen wird, in der Hauptsache aus einem Gutleutschaffner, welcher die laufenden Einnahmen und Ausgaben führte, und einem Gutleutmeister, welcher, wie es scheint, unter der Aufsicht des Bürgermeisters, die Oberleitung des Ganzen hatte.[2] — Das Gutleuthaus ist vermutlich im Verlaufe des 30 jährigen Krieges ausgestorben. Letz erwähnt, daß 1637 noch zwei Personen genannt werden, welche früher in demselben gewohnt hatten. Damit könnte stimmen, daß die letzte mir bekannte Ingweiler Urkunde, welche noch einen Gutleutschaffner erwähnt, also das Bestehen des Gutleuthauses als solchen noch voraussetzt, aus dem Jahre 1630 stammt. Das Haus selbst diente später den verschiedensten Zwecken, bis es in neuerer Zeit abgerissen wurde.

Ueber dieses Ingweilerer Gutleuthaus ist bisher urkundlich fast nichts bekannt gewesen. Ich glaube deshalb, mit gutem Recht einiges über dasselbe bekannt geben zu können, was mir gelegentlich anderer Forschungen unter die Hände gekommen ist.

---

[1] Vgl. die Merknotiz. S. 94.
[2] Vgl. die Ausführungen, S. 101 ff.

In 24 Urkunden des ziemlich umfangreichen Urkundenarchivs der Kirchschaffnei Ingweiler wird des Gutleuthauses Erwähnung getan, von 1428 an bis 1630. Was uns dieselben zur Erläuterung dieser Untersuchung bieten, wird am passenden Orte benutzt werden. In diesem Archiv fand ich nun auch ein im Jahre 1506 angelegtes Quartheft,[1] welches ein bis etwa 1530 fortgeführtes Verzeichnis der Einkünfte des Gutleuthauses darstellt und in Betreff der Verwaltung desselben Aufklärung gibt, ja u. a. auch eine Art Aufnahmestatut oder Hausordnung bietet. Die interessante Urkunde würde an Eigentümlichkeit und Wert verlieren, wenn ich sie nur auszugsweise oder in Ueberarbeitung bringen würde. Ich gebe sie deshalb vollständig. Zur besseren Uebersicht habe ich die einzelnen Teile derselben mit Ueberschriften versehen.[2] An die Wiedergabe der Urkunde schließt sich alsdann die Untersuchung und Erklärung derselben mit ihren Ergebnissen an.

* * *

Auf der ersten Seite des in eine Pergamenturkunde von a. 1430 eingebefteten Verzeichnisses, welches 18 Blätter groben Papieres in 4° umfaßt, davon aber mehrere unbeschrieben sind, steht folgender Titel:

Diß jſt das zinß büchel über pfennig gelt vnd auch wyn zinß[3] der gůtten lüt hie zů Jngwiller, vnd jſt gemacht worden jn anno xv^c Sechs vff mentag nach ſanct v̊ttilligen tag[4] jn byſin Hans Hawmeſſers, Waltterſchans Niclauß, Paulus Wagner, Schôffen, vnd Hügen Henſel, vnd auch Hans Schôffenleder vnd Symontz Hans, bede gůttlütt meiſter zu der zit.

---

[1] In fasc. Ingweiler III.

[2] Bei der Wiedergabe des Textes ist die Schreibart des Originals beachtet worden. Zugeständnisse sind für leichteres Lesen desselben nur insofern gemacht worden, als Eigennamen groß geschrieben, die nötigen Interpunktionen gesetzt und die das Auge belästigenden unnötigen Doppel-n weggelassen sind.

[3] Zinsen in Geld und in Wein.

[4] 14. Dezember.

Auf der dritten Seite beginnt dann das Verzeichnis der Einkünfte. Die am Rande stehenden eingeklammerten römischen Zahlen habe ich zur Bezeichnung der verschiedenen Hände, welche bei Aufstellung desselben tätig gewesen sind, hinzugefügt. Die einzelnen Eintragungen sind, der bessern Uebersicht halber, fortlaufend numeriert worden. Die vorkommenden Ortsnamen sind in einem Anhang am Schlusse der Untersuchung zusammengestellt und erklärt. —

Die Einkünfte in Geld.

(Vgl. die Erläuterungen S. 97 ff.)

(I.) 1. Jtem iij β ₰ geltz git jors Vix von Engwiller vff ſanct margretten tag lut eins verſigeltten brieffs. dauon nympt Richart drig blaphart[1] jm gůtlüt huß ſin lebtag lang.

(ist durchgestrichen).

2. Jtem iij β ₰ geltz git jors Kepts Joſt zů Liechttenberg vff ſanct martins tag lut einß verſigeltten brieffs darüber.

Der Name Kepts Joſt ist durchstrichen und darüber geschrieben: Joſt Antheng. Unter dem Eintrag steht von der fünften Hand:

gibt nun Diebolt, Olmans Veltins dochterman.

3. Jtem iiij β ₰ geltz git jors Koch Jacob von Boßeltzhuſen vff ſanct mathis tag lůt eins verſigeltten brieffs darüber ſagende.

(ist durchgestrichen).

4. Jtem iij β ₰ geltz git jors Niclauß Wagner zů Doßenheim vnd Rincken V̊rrich zů Roppach von ſins brůder Rebhanſen ſelligen kůnd wegen vff Zabren meſtag[2] lut eins verſigeltten brieffs. jſt nit vnderpfand jm brieff.[3]

(ist durchgestrichen).

---

[1] Silbermünze, welche gewöhnlich = etwa 12 ₰ gerechnet wurde. Hier ist es aber offenbar eine Münze von geringerem Werte, denn sonst würden ja 3 Blaphart genau = 3 β ₰ (à 12 ₰) sein, was aber hier dem Sinne nach nicht zutreffend sein kann.

[2] Zabern hat seinen Meßtag noch immer am 9. September.

[3] In der darüber aufgenommenen Urkunde ist vergessen worden. Bürgschaft und Unterpfand für regelmäßige Leistung der Summe zu geben.

5. Jtem iij β ₰ geltz git jors Jacob Büheller vff vnſer frawen tag zů liechtmeß lut eins verſigeltten brieffs darüber.

Ist durchgestrichen mit der Bemerkung von der dritten Hand:

iſt erloſt mit iij ℔ vnd iij β Zins,[1] hat Reben Hans Empfangen.

6. Jtem iij β ₰ git Bőgels Jacob jors zů Nidern Sultzbach vff ſanct jergen tag lut eins verſigeltten brieffs darüber.

7. Jtem xj ₰ git jors Briden Heinrich zů Wyngberg, V̊rrich Bidhawgers brůder, vff vnſer frawen tag zů liechtmeß lut eins usw.

Ist durchgestrichen mit der Bemerkung von gleicher Hand:

diß iſt bezalt, haubtgelt vnd zinß.

8. Jtem iiij β ₰ geltz git jors Hermans Hans zů Schillerſchtorff vff ſanct martins tag lut eins usw.

9. Jtem v β ₰ geltz git jors Symon Weber vnd ſin ſchwiger, Bőgels Henſels ſelligen witwen, vff ſanct martins tag usw. Nüßt Ketherin jm gůtlüthuß zů Nůgwiller jr lebttagen.

Darunter von der fünften Hand:

Hart nuon fierter hiren jnß huoß, dan ſie abgeſtorben jſt.

10. Jtem ij β ₰ geltz git jors Waltterſchans Niclauß zů Jngwiller vff ſanct velttens tag usw.

Darunter steht von der fünften Hand:

gibt nun Kyllian Wagener.

(ist durchgestrichen).

11. Jtem iij β ₰ git mer jors Waltterſchans Niclauß vff ſanct jergen tag. vnd iſt nach kein brieff darüber. nüßt die fraw jr leben lang (letzterer Satz von anderer Hand).

Dieser letzte Satz ist später durchgestrichen worden, und dafür hingesetzt worden von derselben Hand:

git nun Voltzen Diebolt v̈ber iij β, die fraw nüßt, ſullen verleit vnd verbrieff[2] werden.

(ist durchgestrichen).

[1] Der Zinsfuß war also 5%.

[2] Es sollen Unterpfänder für regelmäßige Zahlung der Summe gegeben und eine Urkunde darüber errichtet werden.

12. Jtem iiij ß ₰ geltz git jors Ridiger vnd Ridigers Clauß zü Wingberg vff der heilgen drig kinig tag usw. Dauon nympt Michel jm gůtlüt huß ſin leben lang ij ß ₰.

Der letzte Satz ist später durchgestrichen worden.

13. Jtem iij ß ₰ geltz git jors Balttiſſar Weber zû Menchenhoffen vff ſanct martins tag usw.

Von der fünften Hand steht darunter:

gibt jetz der jung ſnyder doſelbſt.

Von einer Hand, welche später als die siebente ist:

Jetzt Olwendlieng.

14. Jtem iiij ß ₰ geltz git jors Rüdiger vnd Riedigers Clauß zû Wingberg vff den heilligen winnachttag usw.

15. Jtem iiij ß ₰ geltz gent jors Klorren Jöckels ſelligen erben zû Obren Sultzbach vff vnſer lieben frawen tag zû liechtmeß usw.

16. Jtem vj ß ₰ geltz git jors Erwin zû Wingberg vff ſanct Jacobs tag usw.

(ist durchgestrichen).

17. Jtem iiij ß ₰ geltz git jors Voltzen Diebolt vff ſanct Barberen tag usw. zû Jngwiller.

Ist durchgestrichen mit der Bemerkung von der fünften Hand:

hetz abgeleſt.

18. Jtem iij ß ₰ geltz git jors Götzen Clauß zû Wingberg vff ſanct martins tag usw.

19. Jtem iij ß ₰ geltz gendt jors Veltten Zymmermans erben zû Menchenhoffen vff vnſer lieben frawen tag zû liechtmeß usw.

Darunter steht von der dritten Hand:

iſt todt vnd abgeleſt.

20. Jtem iij ß ₰ geltz git jors Sigels Hans von Wingberg vff ſanct martins tag usw.

21. Jtem vij ß ₰ geltz git jors Remygk von Wingberg vff ſanct martins tag von Clauß von Brünßheims wegen usw.

22. Jtem iij ß ₰ geltz git jors Kepts Joſt zû Liechttenberg vff den heylgen pfinſtag usw.

Ist durchgestrichen mit der Bemerkung von gleicher Hand:

iſt abgelößt jm jar xv^c^ Siben.

23. Jtem iij ß ₰ geltz git jors Stocks Hans von Wingberg vff vnser frawen tag zů liechtmeß. dauon git Stocklanß Sün von Kirwiller, sitzt zů Öbren Mottern, ij ß ₰, vnd den ÿbrigen schilling pfennig git Petters Hensel zů Wingberg.

24. Jtem iij ß iij ₰ geltz git jors Kŭtten Diebolt vff sanct philypen vnd sanct Jacobe tag usw. zů Jngwiller.

Darunter von der fünften Hand:

gibt jetz Gall.

25. Jtem iij ß vij ₰ git jors Martzolff Haffner zů Jngwiller vff sanct martins tag usw.

26. Jtem iiij ß geltz git jors Bürckel Meiger vff sanct martins tag usw. zů Wingberg.

Darunter von der dritten Hand:

git Hanns Ziegler.

27. Jtem ij ß ₰ geltz git Volmar zů Wymnaw vff Zabern mestag[1] usw.

Darunter von der dritten Hand:

git nun Jacop Wurt,

und von einer Hand, später als die siebente:

gibt Jetz Claus Metziger.

(ist durchgestrichen).

28. Jtem xviij ₰ git jors Jost Gerber vff sanct Barberen tag usw. zů Jngwiller.

29. Jtem iiij ß ₰ geltz git jors Pillersch Contz von Schillerschtorff vff sanct niclauß tag usw.

30. Jtem vj ß ₰ geltz git jors Hans Schöffenleder vff sanct michels tag usw. zů Jngwiller.

(ist durchgestrichen).

31. Jtem vi½ ß ₰ git Engenlenders Werlin zů Eberen Burn vff den palm tag usw.

Darunter von derselben Hand:

git nun sin dochtterman Martten Schůmacher zů Öberen Bŭrn.

(ist durchgestrichen).

---

[1] S. Anm. zu Notiz Nr. 4.

32. Jtem v β ₰ geltz git jors Kieffer Hans by der lauben zů Wingberg vnd ſin brůder Lux vff unſer frawen tag zů liechtmeß usw.

33. Jtem xviij ₰ git Mathis Kôffeler von Biſcholtz jors vff ſanct Johans tag lut eins verſigeltten brieffs mit eim důrchzůg.[1]

34. Jtem iiij β ₰ geltz git jors Konratz Henſel der alt zů Jngwiller vff ſanct Jergen tag usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt nůn Barttehel Schůmacher.

35. Jtem vj β ₰ geltz git jors Hans von Kirſpach[2] vff ſanct martins tag zů Jngwiller usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt nun Hans von Gotzheim der Rotgerber.

(ist durchgestrichen).

36. Jtem iij β ₰ geltz git jors Kütten Diebolt vff den heilgen winnacht tag usw.

37. Jtem ij β ₰ geltz git jors Wiſſen Hans zů Wymnaw vff ſanct matheus tag usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt jetz Berman.

(ist durchgestrichen).

38. Jtem iiij β ₰ geltz git jors Hügen Henſels nachkomen Martzolff zů Jngwiller vff ſanct velttens tag usw.

Darunter von anderer Hand:

gibt Itzt Heintzen Hans.

39. Jtem v β ₰ git Hans Treger von V̊ttilgen Steffans wegen vff ſanct martins tag jors zů Ingwiller usw.

Darunter von einer späteren Hand, als die siebente:

git Nun Claus Olmann.

40. Jtem ij β ₰ geltz git jors Petters Henſel zů Engwiller vff ſanct martins tag von einer

[1] Durch den Schlitz, in welchem das Siegel hing, war der Siegelstreifen einer zweiten Urkunde durchgezogen, diese also mit der ersten zusammengesiegelt, weil sie zusammengehörten d. h. die zweite auf die erste Bezug nahm.

[2] War Schultheiß von Ingweiler. Er erscheint als solcher in Urkunden von 1497 und 1515.

matten, lit jn Gůmperhoffner banne, lut eins haubtbrieffs darüber ſagende, vnd wart jm geluhen nün jar lang, beſchen jm jar xv^c dry jar

(ist durchgestrichen).

41. Jtem iij β ₰ geltz git jors Hans Haffner von Wôlfflingen vff ſanct niclauß tag zů Jngwiller usw.

(ist durchgestrichen).

42. Jtem v β ₰ geltz git jors Marx Schôffer zů Ingwiller vff ſanct mathis tag usw.

Darunter von der dritten Hand:

synnt erlôſt, iſt das houptgut zum auslehnſ kummen.[1]

(ist durchgestrichen).

43. Jtem v β ₰ geltz git jors Criſtman, Criſtions Henſels ſůn zů Jngwiller vff ſanct thomans tag vor dem heilgen winnachtag usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt nůn Siemodt jm acker hoff.

44. Jtem iij β ₰ geltz git jors Hans Seiller, würt zůr yllen[2] zů Jngwiller, von ſins ſůns ſelligen wegen vff ſanct michels tag. jſt nach nit verbriefft.

Dieselbe Hand hat später zugesetzt:

iſt abgelôßt.

(ist durchgestrichen).

45. Jtem vj β ₰ geltz git aber Hans Schôffenleder vff ſanct johans tag zů ſingůntten[3] usw.

(ist durchgestrichen).

46. Jtem iiij β ₰ geltz geben jorſch etlich burgere vff ſanct johans tag zů ſingůntten usw. vnd iſt Veltten Weber vnd Hans Scheübel treger jn diſem brieff.

Zusatz von derselben Hand:

iſt abgelô ßt biß vff drig gulden.

(ist durchgestrichen).

---

[1] Das Kapital ist wieder aufs neue verliehen worden.
[2] Zur Eule.
[3] Sonnenwende.

47. Jtem ij β ₰ geltz git jors Conratz Henſel der alt vff Sanct matheůs tag usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt nůn Barthel Schůmacher.

(ist durchgestrichen).

48. Jtem vj β ₰ git Criſtions Henſel vff ſanct Johans tag zu Singuntten usw.

Darunter von der dritten Hand:

git Nun Crißman Sin Sun.

(ist durchgestrichen).

49. Jtem iij β ₰ geltz geben jors Hans Seillers brůder, mit namen Martzolff vnd Veltten, hant ſie zůgeſeit zů verlegen.[1] nůſt Hans Seiller ſin leben lang, vnd nach ſim abgang feltz an das gůtlüthuß, den armen lütten zů nyeſſen, von den x gulden, ſo junen werden ſollen von juncker Aſimus von Ottendoffs ſelligen verloſſen gůt.

Darunter von der dritten Hand:

gibt yetz Hans von Kirßbach.[2]

(ist durchgestrichen).

(II.) 50. Jtem iij β ₰ Hans von Gotzheim vff johannis baptiſte.

Darunter von der fünften Hand:

gibt jetz Cunradt ſin ſun vom huſe.

(III.) 51. Jtem v β geltz Voltzen Diebolt vff martini von Walterſchans Nicklaus wegen. ſol er verbriefen.

(II.) 52. Jtem iij β ₰ git jors Claus Keüſſer von Wingberg vff Vrbani.

(III.) 53. Jtem iiij β geltz manus[3] Hanſen Boſen vff wihenachten.

54. Jtem iij β geltz gibt der gutlutmeiſter jorlich Gertruten von Ofwiler vff Santjergen tag. Hat ſie das houptgut iij ℔

1 Unterpfand zu geben.
2 S. Anm. zu Notiz Nr. 35.
3 Aus der Hand, seitens.

Bar geben, ist am nugen huse[1] verbuwen worden, vnd nüst den zins jr leben lang, vnd noch jrem abgang so ist es todt vnd abe. Anno xv^{c} xi. —

(ist durchgestrichen).

55. Jtem iiij ß geltz sol der gutlut meister Hans von Medelßheim jerlich vff johannis geben. Hat iiij ɞ ʝ houptguts bar geben, sint auch verbuwen worden an obgnanten huse. Anno xv^{c}xi. —

(ist durchgestrichen).

56. Jtem iiij ß geltz gibt Nicklaus Wagner vff Liechtmes.

57. Jtem ij ß Endris Gerber vff Sant matis tag.

58. Jtem ij ß geltz Vrrich Schumacher vff vnser lieben frawen klibel tag.[2]

Zusatz von der fünften Hand:

gibt jetz Petter von Rorbach.

59. Jtem iij ß Jörg Welcker vff sant barbeln tag.

Die drei letzten Worte sind später von der vierten Hand zugefügt worden. Dieselbe Hand hatte ursprünglich geschrieben:

vff sant vrban,

dann durchgestrichen und dafür gesetzt:

vff den nontag,[3]

dann auch dieses ausgestrichen und endlich Obiges geschrieben:

vff sant barbeln tag.

60. Jtem iiij ß Hans Ziegler von Wingberg von Sins schwohers Burckel meyers wegen.

61. Jtem iiij ß Rulin Lorentz von Winberg vf den palmtag, lut eins versigelten briefs.

Darunter von fünfter Hand:

gibt jetz Jocob Kesseler.

---

[1] Wahrscheinlich ein Anbau an das alte Haus.
[2] Mariä Verkündigung.
[3] Christi Himmelfahrt.

(IV.) 62. Jtem iiij ß geltz git Sigelſ Marttein vff ſant vrbaneſ tag.

(ist durchgestrichen).

(III.) 63. Jtem iij ß geltz Martzolff Kouffherr vff Sant Michels tag.

64. Jtem iiij ß geltz Adolff Storckhenſels Sún von Bußwiler, gnant Haberſtroel, vf Sant Jorgen tag.

Darunter von einer Hand, die später ist als die siebente:

gibt Jetzt Claus Metziger.

(IV.) 65. Jtem iij ß Reb Lorentz von Ebern Born.

66. Jtem iiij ß geltz Marttein Sigel vf ſant vrbanes tag.

(ist durchgestrichen).

67. Jtem iiij ß git Adeſ Henſelſ erben in Winberg vff ſanct Endriß[1] tag.

Die letzten fünf Worte sind Zusatz von der fünften Hand.

68. Jtem iij ß gyt Jerg Welcker vff

(ist durchgestrichen).

69. Jtem iiij ß git Wolff Steinmetz vnd Wiricheß Margred.

70. Jtem vi ß git Peter Rotgerber vff jnuentionis steffanj.[2]

Die drei letzten Worte sind Zusatz von einer Hand, die später ist als die siebente.

(V.) 71. Jtem iij ß ₰ gibt er auch vff die lichtmeß, ſtont iij lib. ₰.

(ist durchgestrichen).

(IV.) 72. Jtem j ß Hans in der glamen vff Sant vrbanus dag.

73. Jtem iij ß git Hanß von Kyrſpach[3] von Hans Seilers wegen.

(ist durchgestrichen).

(V.) 74. Jtem iij ß geltz git jerlich Joſt Glaſſer von Volßperg.

Die vier ersten Worte sind noch von der vierten Hand.

---

[1] Andreas.
[2] Stephanus' Auffindung, 3. August.
[3] S. Anm. zu Notiz Nr. 35.

75. Jtem iij ß ₰ geltz gibt jors Martin Metzigers vff der vnſchuldigen kindelen tag.

76. Jtem j ß ₰ geltz gibt jors Hans von Gotzheim, der Rotgerber, vff Sant veltins tag.

77. Jtem ij ß ₰ geltz gibt jors Wolffgang, Jocob Kieffers ſun zu Windberg, vff Sant Bartholomeus tag.

78. Jtem iiij ß ₰ geltz jors Mathis Duchſcherer, Burger zu Jngwiller, vff Sant paulus bekerung tag.
(ist durchgestrichen).

79. Jtem v ß ₰ geltz gibt Petter Wißgeber vff Sant johans tag. Jtem mer gibt er ij ß ₰ vff halbfaſt.[1]

80. Jtem viij ß ₰ geltz gibt jors juncher Eraklyus von Ettendorff vff die lichtmeß, stont viij lib. ₰ houbtgeltz.

81. Jtem iij ß ₰ geltz gibt jorß Petter von Rorbach, der Rotgerber, vff vnſer lieben frowen klibel tag,[2] ſtont iij lib. ₰.
Mer ij ß ₰ vff obgenanten tag.
Diese Notiz von einer viel späteren Hand.

82. Jtem iij ß ₰ geltz gibt jors Martzolff Banhirt vff vnſer lieben frowen klibel tag,[3] ſtont iij lib. ₰.

83. Jtem ij ß ₰ geltz gibt jors Killian Wagener vff Sant gangolffs Dag.

84. Jtem iij ß ₰ geltz gibt jors Spieß Martzolff von Schillerßdorff.

85. Jtem xviij gibt jors Jtelins Hans von Sultzbach.

(VI.) 86. Jtem v ß ₰ gelts gybt Hanß Schnider von Nugwyler vff der helgen dry kingen dag.

---

[1] Mittfasten.
[2] S. Anm zu Notiz Nr. 58.
[3] S. Anm. zu Notiz Nr. 58.

87. Jtem v ß ₰ gibt Petters Hanns der kyffer vff Sandt johans dag zu Singeten.[1]

(V.) 88. Jtem ij guldin iſt Adam, Barthomeus ſun von Nidernſultzbach noch ſchuldig von dem ſtuck Reben, das er vmb die gutlut meiſter koufft het zu Nidernſultzbach. ſol alle Martins geben j guldin, vnd als es zwen guldin iſt geweſſen, het er Martzolff Haffener den erſten j guldin geben, als ein gutlut meiſter.

89. Jtem iiij ß ₰ geltz gibt jors Hirtzen Hans, der frieſe, vff den palmdag, ſtont iiij lib. ₰.

90. Jtem v ß ₰ gelts gibt jors Petter Schmydt.

91. Jtem ij ß ₰ ſol Hans Snyder von Nuwiller geben von ij lib. ₰ houbtgelts. het man Vix von Engwiller an ſiner end Rechnung an ſiner ſumme abgezogen. het man jm j jor on brieff loſſen ſton, vnd leſt er es jn eim jor nit ab, ſo ſol er es darnoch verbrieffen, verleit die beſſerung[2] an ſiner matten oben an den gutten.

92. Jtem ij lib. ₰ hat Jerg Welcker, gutlut ſchaffener von der gutlut wegen geluhen Hans von Sarburg, ſol er mit der nehſten Retten[3] wider bezallen, verleit Ein viertzal Reben am ſteinberg, einſit neben Karch Diebolt, anderſit Olmans Veltin ſym ſweher, vnd wo er es mit der nehſten Retten nit bezalt, ſol er es verbrieffen vnd verbirgen[4] on lengern verzugk vnd widerrede. douon ſol er geben ij ß ₰ zinſen. actum vff Sondag noch ſant gangolffs dag Anno xxvij jn byſien Krebß Hanſen, burgermeiſters, vnd ſiner geſellen.

(ist durchgestrichen).

---

[1] S. Anm. zu Notiz Nr. 45.

[2] Der Mehrwert, um welchen ein Grundstück eine bereits darauf lastende Schuld übersteigt.

[3] Der Ertrag der Ernte der Färberröte, welche früher viel angepflanzt wurde.

[4] Bürgen stellen.

93. Jtem het Cunradt, knecht[1] Hans sun, witter gebetten, jm die ij lib. ₰ ston zu lossen noch j jor, vnd wil er den zins geben, verleit zu der viertzal Reben alle sin Redt,[2] so man jm jor xxviij delben[3] wurt. douon sol er die ij lib. vnd den zinß on verzugk.

(ist durchgestrichen).

94. Het aber gebetten, j jor stil zu ston mit den ij lib. ₰ houbtgutz, verleit aber sin Ret zu der viertzal Reben. sol zins vnd houbtgelt jm jar xxjx bezallen vnd kein wittern lufft mer haben, oder sol es verbrieffen vnd verlegen, wan der gutlut meister Rechen wurt. Het Cunradt die zwen ersten zins bezalt iiij β ₰.

(VII.) 95. Jtem ij β ₰ gibt knecht Hanssen Kůrat vff der helgen drig kinnig dag, verleit ein virzal reben, darvber ein versiegelter brieff.

Diese Notiz steht am Rande, quer zu den drei vorhergehenden.

Die Einkünfte in Wein.

(Vgl. die Erläuterung S. 99 f.)

Wyn zinß, So genant
gůtlüt jors vallen haben.

(I.) 1. Jtem j omen wins gitt jors Wilhelms Diebolt zů Menchenhoffen lut eins versigeltten brieffs.

2. Jtem j omen wins git jors Struben Hensel von Wingberg jm herbst, lut eins usw.

Darunter von der dritten Hand:

gibt nun Hans Koch zu Ingwyler.

Von der fünften Hand:

gibt jetzt Bechtolt.

(ist durchgestrichen).

---

[1] Der in Nr. 92 genannte Hans von Saarburg wird hier ein «knecht» genannt, d. h. Edelknecht. Wir sehen daraus, wie selbst Adelige vom Gutleuthaus borgten.

[2] Färberröte.

[3] graben. Die Wurzeln der Röte, welche den Farbstoff lieferten, mußten tief ausgegraben werden.

3. Jtem j omen wins git jors Diettrichs Heintz zů Menchenhoffen jm herbſt usw.

4. Jtem j omen wins gebent jors Rincken V̊rrich zů Roppach von ſins brůder Rebhanſen ſelligen künd wegen, vnd Lorrentz von Biſcholtz, Waltters sŭne, yeder ein halben omen jm herbſt.

(ist durchgestrichen).

5. Jtem ij omen wins git jors Balttiſſar Weber zů Menchenhoffen jm herbſt usw.

Darunter von der dritten Hand:

gibt Nun Hans Rorich der ſcheffer.[1]

6. Jtem j omen wins git jors Petter von Dachſtein im herbſt usw. zů Jngwiller.

Darunter von der dritten Hand:

git yetz Diebolt Scherer.

Die fünfte Hand hat an Stelle dieses Namens erst gesetzt:

Hans Dreger.

Dann hat sie beides ausgestrichen und geschrieben:

gibt nun Gangolff vnd Martzolff. ſint den omen vom jor xxviij noch ſchuldig.

7. Jtem j omen wins git Wintters Diebolt von Menchenhoffen jm herbſt usw.

Darunter von der fünften Hand:

gibt jetzt Cunradt Weber von Schillerßdorff.

8. Jtem j omen wins git jors Lorrentz zů Biſcholtz, Waltters ſŭn jm herbſt usw.

(ist durchgestrichen).

9. Jtem ein omen wins git jors Bartthelomeus nachkomen zů Nidern Sultzbach, der jung Schobphans, jm herbſt usw.

10. Jtem ein omen wins git Bernhartz Ennel von Nidern Sultzbach jm herbſt usw.

Darunter von der dritten Hand:

Gibt nun Vix von Menchenhouen.

---

[1] Schäfer.

11. Jtem j omen wins git jors Martzolff zů Menchenhoffen, Balttiſſar Webers dochtterman jm herbſt.

(ist durchgestrichen).

12. Jtem j omen wins git jors Olmans Hans von Nidern Sultzbach von Vogts Hanſen wegen jm herbſt.

(ist durchgestrichen).

Damit schließen die Aufzeichnungen der Geld- und Weinzinsen. Es folgen dann zehn unbeschriebene Seiten. Am Schlusse des Büchleins, auf den drei letzten Seiten, hat der Gutleutschaffner noch sonstige wissenswerte Dinge notiert. Von welchen Händen dieselben stammen ist jedesmal wieder am Rande mit einer eingeklammerten Zahl angegeben. Zunächst kommen zwei Notizen, von welchen die eine eine Entschädigung für die Gutleutschaffner festsetzt, wenn sie ihre Rechnungsablage machten, die andere eine Art Statut über die Aufnahme ins Gutleuthaus enthält. Besonders die letztere ist ziemlich merkwürdig.

Rechnungsablage betr.

(V.) Jtem wan die gutlut meiſter die Rechnunge thunt, ſo gibt man jr jedem j plappart[1] fur jr oben jrten.[2]

Aufnahmestatut.

(Vgl. die Erläuterung S. 100 f.).

(V.) Jtem Alle die gynnen, ſo jn dis gutluthus begeren vnd darin komen wellent, do ſol einer zum erſten geben xv ß ₰ fur holtz, Jtem v ß ₰ fur hynner, Jtem v ß ₰ vff den Diſch, Jtem dem klingeler[3] j ß ₰, Jtem Darnoch ſol er haben ein Bett vßbereidt mit ein Wath[4], Jtem er ſol haben Einhab[5] meſſig kan vnd Ein Miſtken nel[6]

---

[1] S. Anm. zu Nr. 1 der Geldeinkünfte.

[2] Abendimbiß

[3] Vgl. darüber S. 77 f.

[4] mit ein Wath ist späterer Zusatz. Wath = Kleid, Anzug; hier ist der Bettbezug gemeint.

[5] Verschrieben für einhalb. Eine Kanne, welche ein halbes Maß hält.

[6] Hiermit kann nur ein Nachtgeschirr gemeint sein.

vnd Ein pfennel, Jtem ein Zweyemyg faß, Jtem Ein Dirch Duch vnd Ein hantquwel.[1]

Dann folgt eine

Merknotiz.

(I.) Jtem iij lb. ₰ irt Hans von Gotzheim geluhen worden, kam von Matern portner[2] her, műß man Rechtuertigen.

Endlich folgen hier die verschiedenen protokollartigen Aufzeichnungen über

Die Amtsübergabe der Gutleutmeister an ihre Nachfolger.

(Vgl. die Erläuterungen S. 101 ff.)

(I.) 1. Jtem lvj brieff v̈ber geltzinß vnd v̈ber winzinß hat Hans Schnider, genant Hans Schőffenleder v̈berlüffert Symontz Hanren vff dornrtag nach ranct rebaftionus tag jm jar xv^c Syben.

(ist durchgestrichen).

2. Jtem lij brieff hat Symons v̈berlüffer Petter Wißgerber, ro v̈ber geltzinß vnd winzinß ragen, vff dornrtag ranct blőrius tag jm jar xv^c acht.

Jtem mer rint ij brieff jn die lad gelüffret, der j von Hans Schnider, der ander von etlichen burgern mit der Rőtdarren.[3]

(ist durchgestrichen).

3. Jtem liiij brieff hat Petter Wißgerber v̈berluffert Jerg Seiller vff dornrtag nach ranct anthonigen tag jm jar xv^c nün, ro v̈ber geltzinß vnd winzinß von der armen lüt wegen.

(ist durchgestrichen).

4. Jtem lv brieff hat Jer Seiller v̈berlüffert Vixen von Engwiller vff dornrtag

[1] Handtuch.
[2] Als Pförtner, vgl. S. 78.
[3] Das Gebäude, in welchem das Röt, die Wurzeln der Färberröte, gedörrt wurden, um dann zu Farbpulver vermahlen zu werden.

nach ſanct ſebaſtianus tag jm jar xv^c x, mit eim brieff, ſo hünder dem ſchultzen lit von Remigkx wegen.

Hier schiebt sich nun eine Quittungsnotiz ein, welche ich am Ende bringen werde.

(V.) 5. Jtem lxiij brieff von gelt zins vnd win zins het Vix von Engwiller, der gutlutmeiſter, vberlyffert Diebolt Seiller vff Mentag noch Sebaſtianny vnd fabyany Anno domini xv^c vnd xxij jor.

6. Jtem lxiij brieff von gelt zins vnd win zins het Diebolt Seiller, der gütlut meiſter, Petter von Rorbach vberlyffert, als er ſin Rechnung gethon, jn bysien nun vnd Alt[1] Burgermeiſter vnd jrer geſellen.

7. Jtem lxx zinsbrieff hat Petter von Rorbach, jr geltzins vnd win zins, gelyffert jn der gutlut laden vff donerßdag noch lichtmeß, als er ſin Rechnung gethon, Anno xxiiij, Mattern Becker, dem nuwen burgermeiſter, vnd Niclaus Patternoſter, dem alten burgermeister, vnd jr beder geſellen, nun vnd alt.

Es folgt nun noch die

Quittungsnotiz.

(Vgl. die Erläuterung S. 103)

welche zwischen Nr. 4 und 5 der Amtsübergabenotizen eingeschoben ist und welche dort übergangen wurde, herrührend von der dritten Hand des Einkünfteverzeichnisses.

(III.) Jtem iij lib. ₰ hauptguts Enpfangen von Vixen von Engwilers wegen vnd iiij ß ij ₰, noch anzal des jors abgerecht, vnd mit dem briefkaſten, vff zinſtag noch purificationis marie Anno d. xj. hieby iſt geweſen Jacob Buhele vnd Vix von Engwiler, Altgutlut Meiſter.

* * *

[1] D. h. des jetzigen und des alten.

An der Aufstellung dieses Verzeichnisses der Einkünfte des Gutleuthauses zu Ingweiler sind sieben verschiedene Hände beteiligt, und zwar sind es, wie nachher weiter ausgeführt werden wird, die Gutleutschaffner gewesen, welche dieses Verzeichnis aufgestellt haben. Jeder folgende Gutleutschaffner übernahm es von seinem Vorgänger und trug, dasselbe fortsetzend, die während seiner Amtsführung hinzukommenden Zinseinkünfte weiter in dasselbe ein. Wenn ein Posten erlosch, so wurde die Eintragung durchgestrichen und am Rande wohl auch hinzugefügt: «*vacat*» oder «*ab*» oder «*ist nit*». Auch wurde jede Aenderung genau vermerkt.

Bei dem Verzeichnis der Geldeinkünfte endigt die Eintragung der ersten Hand, welche das Buch anlegte, mit Nr. 49. Sie hatte alle zu ihrer Zeit bestehenden und die während ihrer fünfjährigen Amtsdauer[1] hinzugekommenen Zinsgefälle eingetragen. Von der zweiten Hand sind nur zwei Eintragungen gemacht worden; es war also während der wahrscheinlich nur kurzen Amtsdauer dieses Schaffners weiter nichts vorgekommen. Zwischen diese beide Eintragungen ist eine von der dritten Hand eingeschoben, vermutlich weil der sparsame damalige Schaffner den leeren Platz ausnützen wollte oder weil sein Vorgänger dieselbe vergessen hatte. Ebenso hat auch später die vierte Hand eine Eintragung zwischen diejenigen der dritten Hand gesetzt, und die sechste Hand zwei solche zwischen die der fünften, weil die Seite dort noch viel freien Raum hatte. — Bei dem Verzeichnis der Weinzinsen ist nur die erste Hand beteiligt.

Die Aufzeichnungen erstrecken sich über einen Zeitraum von etwa 25 Jahren. Im Jahre 1506 ist das Büchlein angelegt worden und die letzten Aufzeichnungen der Geldeinkünfte weisen ins Jahr 1529. Da sich bei einzelnen Eintragungen noch zwei Hände aufweisen lassen, welche unbedingt später sind als die siebente, also später fallen als 1529, dieselben aber nur ältere Eintragungen berichtigt und selbst keine neuen hinzugefügt haben, so wird wohl ums Jahr 1530 ein neues Schaffnerbüchlein angelegt worden sein. Das alte Büchlein mußte natürlich weiter benutzt werden, um daraus die Zahlungspflichtigen jeweils feststellen zu können; schriftlich festgelegt wurden darin aber nur noch Berichtigungen älterer Eintragungen oder Löschungen derselben.

Zur Bezeichnung der einzelnen Hände habe ich einge-

---

[1] Diese ergibt sich aus den bis ins Jahr 1510 fortgeführten Aufzeichnungen der ersten Hand über die Amtsübergaben der Gutleutmeister, Nr 1–4, S. 94 f.

klammerte römische Zahlen benutzt, welche jedesmal dort an den Rand gesetzt sind, wo eine Hand anfängt.

Wie hoch beliefen sich nun die jährlichen Einnahmen des Gutleuthauses? Wenn wir die Zahlen, welche die erste Hand im Jahre 1506 aufgezeichnet hat, bei den Geldeinkünften, zusammenzählen — es sind dies die Nr. 1—49 — so erhalten wir 170 β und 56½ ₰, was gleich 8 ℔ 14 β 8½ ₰ ist, nach Straßburger Währung, welche hier vorauszusetzen ist. Die 5 β der Nr. 9 sind dabei natürlich nicht mitgerechnet, weil diese Summe einer Frau im Gutleuthaus zu Neuweiler zugute kam und erst nach deren Tod ans Gutleuthaus in Ingweiler fiel. Die Einkünfte für das Jahr 1529, in welchem die siebente Hand die letzten Aufzeichnungen in dem Büchlein machte und dieses selbst durch ein neues ersetzt wurde, können wir leider nicht berechnen, da, wie schon oben bemerkt, noch spätere Hände an den Eintragungen Streichungen und Aenderungen vorgenommen haben. Wir können aber bestimmt sagen, daß die Einnahmen von 1506 an wuchsen. Denn nehmen wir sämtliche Geldeinkünfte des Büchleins zusammen (Nr. 1—95)[1] und ziehen davon die gestrichenen ab, womit wir dann etwa den Stand von 1540 erreichen (bis in dieses Jahr etwa können sich die über die siebente Hand hinausreichenden Hände, welche in dem Büchlein nachweisbar sind, erstrecken), so erhalten wir 202 β und 64 ₰, was gleich 10 ℔ 7 β 4 ₰ ist, wozu noch 1½ Gulden = 15 β kommen, welche als Kaufschuld ausstanden (Nr. 88), im ganzen also 11 ℔ 2 β 4 ₰. Um diese Zeit müssen aber auch in dem neuen Schaffnerbüchlein wieder eine Anzahl Einkünfte notiert gewesen sein, welche seit 1530 hinzugekommen waren. Also werden sich diese Einnahmen noch um eine Summe von einigen Pfund vermehrt haben.

Woher stammen nun diese Geldeinkünfte?

1. Einige sind sicher Zinsen für ausgeliehenes Kapital. Bei Nr. 22, 44, 46 steht so der Zusatz, daß die Schuld abgelöst ist; bei Nr. 71, 80, 81, 82, 89, 91 ist die ausstehende Kapitalsumme genannt; in Nr. 92—95 ist ausdrücklich von einem Herleihen der Summe die Rede. Aber wie sind diejenigen Nummern zu verstehen, bei welchen nichts bestimmtes bemerkt ist? Da kann man auch nach genauester Prüfung der Fassung der einzelnen Eintragungen zweifelhaft sein, ob in denselben ebenfalls Schuld-

[1] Hier ist die Nr. 9 dann mitgerechnet. Nr. 54 und 55 zählen nicht, weil die dort verzeichneten 7 ℔ verbaut waren, also nichts eintrugen. Nr. 92—95 zählen nur einmal, da es sich um denselben Artikel (2 β Zinsen von 2 ℔ Kapital) handelt.

zinsen gemeint sind, oder ob es sich um freiwillige Leistungen handelt, welche urkundlich sicher gestellt waren. Es befremdet jedenfalls, daß unter den Zahlungspflichtigen dieser letzteren Art auch *Hans von Kirspach* erscheint (Nr. 35), welcher, wie uns aus anderen Ingweilerer Urkunden bekannt ist, Schultheiß in Ingweiler war. Von ihm würde man es eher begreifen, wenn er als Wohltäter des Gutleuthauses aufträte, während es andrerseits auch nicht unmöglich ist, daß seine Vermögenslage ungünstig war und er vom Gutleuthause Geld entleihen mußte. Das Wort «pfennig gelt» in der Ueberschrift weist übrigens auf Geldzinsen. Je nach der Auffassung würde sich die Vermögenslage des Gutleuthauses in einem besseren oder geringeren Lichte darstellen. Daß aber das Gutleuthaus Kapitalien auslieh, steht auch anderweit fest, indem die in dem Archiv der Kirchschaffnei Ingweiler vorhandenen, auf das Gutleuthaus Bezug nehmenden Urkunden sämtlich Schuldurkunden sind, eine aus dem Jahre 1418, die andern aus den Jahren 1549 bis 1630, und zwar über ausgeliehene Summen von 3 bis 50 ℔.

2. Um jährliche freiwillige Leistungen behufs Einkaufung ins Gutleuthaus handelt es sich bestimmt bei Nr. 9 und 49, wo ausdrücklich festgesetzt ist, daß eine dritte Person den Genuß der Summe haben soll, welche nach deren Ableben an das Gutleuthaus fällt oder, wie in Nr. 9, bereits gefallen ist. Solche Einkaufungen wurden in erster Linie von Verwandten (vgl. Nr. 49) für im Gutleuthaus befindliche Angehörige gemacht, um denselben lebenslängliche Pflege zu verschaffen, mit der Maßgabe, daß die Summen auch nach dem Ableben derselben weitergezahlt werden sollten.[1] Ebenso scheint es sich bei Nr. 11 zu verhalten, nur daß dort nicht erwähnt ist, daß die gespendete Summe nach dem Tode der Frau ans Gutleuthaus fällt. Aehnlich steht es auch mit Nr. 1 und 12. Hier scheint jedoch die Einkaufung nicht von Angehörigen, sondern von dritten Personen herzurühren, welche an einem ihnen sonst fernstehenden Kranken ein gutes Werk tun und ihn im Gutleuthaus verpflegen lassen wollten.[2] Nebenbei sollte der Betreffende von der gespendeten Summe noch einen geringfügigen Teil zu persönlichem Gebrauch an sich nehmen dürfen. Schwieriger sind diejenigen Nummern zu erklären, in welchen bemerkt ist, daß die Zahlung einer jährlichen Summe «*von*

---

[1] In Nr. 9 ist es eigentümlich, daß der Genuß einer Kranken im Gutleuthaus zu Neuweiler zukommen soll, und nach deren Tod das Kapital ans Haus zu Ingweiler fällt. War vielleicht das Gutleuthaus zu Neuweiler eine Filiale des Hauses zu Ingweiler?

[2] Die Aufnahme erfolgte durchaus nicht unentgeltlich. Vgl. dazu die Erklärung zum Aufnahmestatut, S. 100.

wegen» eines Dritten geschieht (Nr. 4, 21, 39, 44, 51, 60, 73). Es handelt sich hier um Angehörige (4, 44, 60) und vielleicht auch um fremde Personen (21, 39, 51, 73). Das «*von wegen*» kann bedeuten, daß die genannten Zahlungspflichtigen eine Zinsleistung aus geliehenem Kapital auf irgend eine Weise überkommen oder übernommen haben und die Zinsen nun an Stelle des ersten Schuldners entrichten müssen. Daß Eintragungen dieser Art durchgestrichen sind (Nr. 4) oder den Vermerk der Ablösung tragen (Nr. 44), läßt auf eine Zinsleistung dieser Art schließen. «*von wegen*» kann aber auch bedeuten «zu Gunsten». Nr. 73 kann in diesem Sinne ausgelegt werden, und dann würde der unter 1. erwähnte Schultheiß Hans von Kirspach in der Tat im Lichte eines Wohltäters der armen Aussätzigen erscheinen, zumal wir aus Nr. 49 schließen zu dürfen glauben, daß der Hans Seiler, von dessen wegen Hans von Kirspach 3 β gibt, ein Bewohner des Gutleuthauses war.

3. Es kamen auch Pachtzinse ein. So wird nach Nr. 40 für eine auf 9 Jahre verpachtete Wiese im Gumbrechtshofener Bann ein Zins von jährlich 2 β entrichtet. Immerhin ist dies die einzige derartige Notiz, und da bei größerem Güterbesitz auch mehr Güter verpachtet gewesen wären, so hat das Gutleuthaus an liegenden Gütern wohl nicht mehr als nötig besessen, und was es in der Nähe von Ingweiler besaß, bewirtschaftete es selbst. [1]

4. Endlich spendeten auch manche Personen dem Gutleuthaus Kapitalien unter der Bedingung einer jährlichen Leibrente. Dies geht aus Nr. 54 und 55 hervor. Es kam aber auch wohl ziemlich selten vor,

Was nun die Einkünfte in Wein anlangt, so ist das Verzeichnis derselben, welches sich an das Verzeichnis der Geldeinkünfte unmittelbar anschließt, von der ersten Hand allein aufgestellt und hat später keine Zusätze erfahren. Im Jahre 1506, bei Aufstellung des Verzeichnisses, beliefen sie sich auf 13 Ohmen; ziehen wir die Streichungen ab, so bleiben für später nur noch 8 Ohmen, was also einen erheblichen Rückgang darstellt. Diese 13 bezw. 8 Ohmen Wein sind, wie aus der Fassung der Eintragungen hervorgeht, sicher sog. Weingülten gewesen, d. h. ein Zins in Wein, in Natur, worauf auch das Wort «*Wyn zinß*» in der Ueberschrift hinweist. Dies wird auch bestätigt durch eine Urkunde der Kirchschaffnei Ingweiler, wonach im Jahre 1428 ein Ehepaar von «*den gütelüten vſwendig der ſtat zû Jngwilr yn dem gûten huſe*»

[1] Ab und zu wurde auch ein Grundstück verkauft, wie aus Nr. 88 hervorgeht.

ein Kapital von 1 ℔ 5 β entleiht für *«einen Omen wingeltes»*. Das Gutleuthaus hat diesen Naturalzins offenbar später nicht mehr gewünscht, sondern seine Kapitalien nur noch gegen Geldzinsen ausgeliehen, weshalb auch später das Verzeichnis der Weineinkünfte nicht mehr fortgesetzt wurde. Das Gutleuthaus besaß vielleicht selbst soviel Reben, daß seine Bedürfnisse an Wein gedeckt waren. Nach Nr. 88 des Verzeichnisses der Geldeinkünfte hat man sogar einmal ein Stück Reben verkauft. Von den 13 bezw. 8 Ohmen des Verzeichnisses konnte man aber offenbar eine größere Anzahl Pfleglinge nicht erhalten, wenn man nicht eigenes Gewächs hatte oder Wein dazukaufte.

Fassen wir diese Angaben zusammen, so können wir zwar von der Vermögenslage des Gutleuthauses zu Ingweiler kein durchaus klares Bild entwerfen, aber wir können feststellen, daß dasselbe nicht ganz unbemittelt war. Es besaß Kapital, welches es in meist kleineren Summen zum landläufigen Zinsfuß von 5% auslieh. Dieses Kapital rührte jedenfalls aus milden Stiftungen her. Von Zeit zu Zeit half dann eine erneute Stiftung und Schenkung, an welche z. T. besondere Bedingungen geknüpft waren, das angesammelte Kapital zu vermehren. Wenn im Jahre 1623 (Urk. des Kirchschaffnei-Archivs) 50 ℔ auf einmal an eine Person ausgeliehen werden konnten, so muß das Gutleuthaus diese Summe doch übrig gehabt haben, ein Zeichen, daß es mit seinen Kapitalzinsen und den gezahlten Pflegegeldern (vgl. hierzu die Bemerkung zum Aufnahmestatut), sowie dem Ertrage seines Güterbesitzes seine laufenden Ausgaben bestreiten konnte. Hundert Jahre früher stand es wohl nicht schlechter. Wir dürfen uns also unter dem Gutleuthaus keine armselige Anstalt denken, in welcher die Kranken schlecht gehalten waren, sondern es ist, wenn auch natürlich die hygienischen Verhältnisse, der Zeit entsprechend, nicht auf der Höhe unserer Tage standen, als ein auskömmlich dotiertes Spital anzusehen, welches kleineren Stadtspitälern von heute nicht viel nachstand. Der einzige Unterschied ist vielleicht der gewesen, daß, der Ansteckungsgefahr wegen, keine besonderen Pfleger angestellt waren, sondern der Dienst im eigentlichen Krankenhause von den weniger stark Erkrankten versehen wurde. Es wurde auch, wie das Aufnahmestatut zeigt, durchaus nicht jeder Beliebige aufgenommen.

Dieses Aufnahmestatut ist leider etwas kurz ausgefallen. Wir können jedoch daraus ersehen, was ein Kranker, welcher in das Gutleuthaus aufgenommen wurde, zu leisten hatte. Er mußte für die Heizung, für das Essen, für besondere Fleischdiät (Hühner), sowie für den Klingler bezahlen.

welcher die Kranken bei ihren Ausgängen begleitete.[1] Ferner mußte er ein bezogenes Bett, mehreres Geschirr, Tisch- und Handtuch, ja sogar ein Hektoliterfaß mitbringen. Dies konnte natürlich nicht jeder Kranke leisten, hauptsächlich nicht die (wohl aufs Jahr berechneten) Pflegegelder. Wir können daraus ganz deutlich ersehen, daß in das Gutleuthaus in der Regel keine Mittellosen aufgenommen wurden. Da es eine Gründung der Stadt Ingweiler war, wird letztere ja meist ihre Armen auf ihre Kosten in das Haus eingekauft haben, oder reiche Leute übernahmen dies in Ansehung des guten Werkes. Ob es aber auch ebenso bei Aussätzigen aus den umliegenden Dörfern gehalten wurde? Da wird wohl mancher arme Aussätzige, welcher keine Angehörigen mehr hatte oder um welchen sich niemand kümmerte, draußen im Feld in armseliger Zweighütte haben wohnen müssen, wo er vielleicht mehr als einmal Hunger litt.

Was nun die Verwaltung des Gutleuthauses betrifft, so erfahren wir darüber ziemlich wichtige Tatsachen aus den in dem Schaffnerbüchlein verzeichneten Amtsübergaben der Gutleutmeister (Nr. 1—7).

Das Gutleuthaus stand unter einem (oder mehreren?)[2] Gutleutmeister, welcher vor allem die sämtlichen Urkunden des Hauses in einer Lade (vgl. Nr. 2 und 7) aufbewahren mußte, also offenbar der gesamten Verwaltung desselben vorstand. Außerdem hatte es einen Schaffner,[3] welcher die Kasse führte, über den richtigen Eingang der fälligen Gelder wachte und die laufenden Ausgaben besorgte. Daß Gutleutmeister und Gutleutschaffner nicht identisch waren, wie man vielleicht vermuten könnte, geht aus den Handschriften der uns vorliegenden Amtsübergabenotizen hervor. Nach denselben erscheint jedes Jahr ein neuer Gutleutmeister,[4] welchem der abtretende alte das Amt übergab; die Amtsdauer derselben war also ein Jahr. Wären sie mit den Schaffnern identisch, so müßten diese letzteren also auch nur je ein Jahr amtiert haben, und jede von denselben eingetragene Amtsübergabenotiz müßte eine andere Handschrift aufweisen. Dies ist aber nicht der Fall, sondern es sind die Amtsübergaben von 1507

---

[1] Vgl. hierüber S. 77 f.
[2] Vgl. hierüber dieAusführungen auf S. 103 f.
[3] Der Titel findet sich in Nr. 92 des Verzeichnisses der Geldeinkünfte.
[4] Erst in Nr. 5 u. 6 der Uebergabenotizen findet sich die deutliche Bezeichnung der Personen als Gutleutmeister, woraus aber durch Vergleichung folgt, daß es sich in allen Notizen nur um solche handelt.

bis 1510, und die von 1522 bis 1524 je in gleicher Handschrift abgefaßt, und diese beiden Handschriften stimmen mit der ersten und fünften Hand im Verzeichnis der Geldeinkünfte überein, welches von den Schaffnern geführt wurde. Außerdem ist in den Amtsübergabenotizen von den Gutleutmeistern als von dritten Personen die Rede.[1] Die Schaffner, welche auch diese Amtsübergabe notierten, haben sie nicht für mehrere Jahre auf einmal ein- bezw. nachgetragen, sondern, wie die verschiedene Tinte bei gleicher Handschrift zeigt, dies jedes Jahr gleich beim Wechsel des Gutleutmeisters getan, woraus folgt, daß die Schaffner zum Unterschied von den Gutleutmeistern mehrere Jahre im Amte bleiben konnten, falls sie nicht freiwillig zurücktraten. Es wird nun allerdings von der Amtsübergabe der Gutleutmeister der Ausdruck gebraucht «ihre Rechnung tun» (Nr. 6 und 7). Dies kann aber nur bedeuten, daß nicht die Schaffner, sondern die Gutleutmeister die verantwortlichen Verwalter des Vermögens waren, letztere also auch die Rechnung legten. Die Kasse hatte wohl der Schaffner, aber der Gutleutmeister wies alles an, und dafür mußte er eben am Ende seines Amtsjahres Rechenschaft ablegen. Dies schließt nicht aus, daß die Kasse von den Gutleutmeistern öfters auf ihre Richtigkeit geprüft wurde. Möglich ist auch, daß der Gutleutmeister, ebenso wie er die Urkunden verwahrte, die Hauptkasse bei sich hatte. Die Schaffner hätten dann weiter nichts zu tun gehabt, als die fälligen Gelder einzuziehen, wozu ihnen das Verzeichnis ihres Schaffnerbüchleins dienlich war, hätten auch die eingegangenen Gelder möglichst bald dem Meister abliefern müssen. Die Auszahlungen hätte dann der Meister allein besorgt, womit die Nr. 54 und 55 der Geldeinkünfte stimmen würde, wo gesagt ist, dass der Meister zwei Renten auszuzahlen habe. In diesem Falle würde der Ausdruck «die Rechnung tun» noch wörtlicher auf die Gutleutmeister anzuwenden sein als im vorher behaupteten Falle.

Die Gutleutmeister standen unter der Stadtverwaltung, als deren Vertreter der Bürgermeister erscheint. Deshalb legten sie ihre Rechenschaft vor dem Bürgermeister, dem der Altbürgermeister noch zur Seite trat, und «*deren Gesellen*» ab (Nr. 6 und 7). Unter den «*gesellen*» kann unmöglich anderes verstanden werden als die übrigen Mitglieder des Stadtrates.

Der Amtsantritt der Gutleutmeister fiel ungefähr mit unserem Jahresanfang zusammen. Wir können dies darauf

[1] Auch in Nr. 94 der Geldeinkünfte unterscheidet sich der Schaffner vom Gutleutmeister.

schließen, daß der abtretende Meister seine Akten und Urkunden jedes Mal im Laufe des Monats Januar oder Februar dem Nachfolger übergab. Im Jahr 1507 war es am 21. Januar (Nr. 1), 1508 am 9. Februar (Nr. 2),[1] 1509 am 18. Januar (Nr. 3), 1510 am 24. Januar (Nr. 4), 1522 am 27. Januar (Nr. 5), 1524 am 3. Februar (Nr. 7). Es muß vorgekommen sein, daß die Amtsübergabe des abtretenden Gutleutmeisters an den Schaffner stattfand anstatt an den neuen Gutleutmeister. Dies scheint wenigstens aus der Quittungsnotiz (S. 95) hervorzugehen, wo der notierende Schaffner vermerkt, daß er von dem Altgutleutmeister des Jahres 1510, Vix von Engwiler (vgl. Nr. 4 der Amtsübergabenotizen, S. 94), neben einer geliehenen Summe nebst Zinsen auch den « Briefkasten » d. h. die Lade mit den Urkunden, zugestellt bekommen habe. Diese Lade hatte der Gutleutmeister in Verwahrung (vgl. Nr. 2 und 7 der erwähnten Notizen, S. 94 f.) und er übergab sie bei der Uebergabe seinem Nachfolger. Wir müssen annehmen, daß der neue Gutleutmeister entweder noch nicht ernannt oder verhindert war, und daß in einem solchen Fall der Schaffner dessen Geschäfte führte.

Nach dem Titel des vorliegenden Büchleins zu schließen, hat es im Jahre 1506 zwei Gutleutmeister gegeben. Nun kommen aber die dort zum Jahre 1506 genannten beiden Namen in unsern Amtsübergabenotizen nochmals vor, und zwar zum Jahr 1507 (Nr. 1), und da zeigt es sich ganz deutlich, daß der eine, *Hans Schöffenleder*, im Jahre 1506 Gutleutmeister gewesen sein muß, der andere, *Symontz Hans*, aber im Jahr 1507, weil dem letzteren am 21. Januar 1507 von ersterem das Amt übergeben wird. Die Angabe in dem Titel des Büchleins ist also nicht genau. Wir können es uns nur so erklären, daß der Gutleutmeister für das Jahr 1507 zur Zeit der Anlegung des Büchleins, am 14. Dezember 1506, vom Stadtrate schon bestimmt war, so daß gleichsam zwei Gutleutmeister vorhanden waren. Anders steht es mit den Angaben zweier Urkunden des Kirchschaffneiarchivs Ingweiler vom Jahre 1549 und 1558, also geraume Zeit später, als unser vorliegendes Schaffnerbüchlein weist. Damals muß es in der Tat zwei Gutleutmeister gegeben haben, da diese Urkunden die in ihnen angeführten beiden Personen deutlich als die beiden Gutleutmeister nennen, und zwar unter einem Datum (1549, 14. April, und 1558, 25. November), an welchem weder der eine von beiden schon als fürs nächste Jahr desig-

---

[1] Das Wort *nach* hinter *dornstag* ist vom Schreiber der Notiz vergessen worden.

niert, noch der andere als bereits abtretend gedacht werden kann.

Aus den Angaben unseres Schaffnerbüchleins und aus den bereits angeführten Urkunden des Kirchschaffneiarchivs Ingweiler können wir folgende Gutleutmeister festlegen:

1506.	*Hans Schnider* gen. *Hans Schöffenleder.*	Amtsübergabenotizen Nr. 1—4.
1507.	*Symontz Hans.*	
1508.	*Petter Wißgerber.*	
1509.	*Jerg Seiller.*	
1510.	*Vix von Engwiller.*	

Von 1510 bis 1521 fehlen die Angaben, weil die Schaffner darüber nichts aufgezeichnet haben.

Vielleicht vor 1521. *Martzolff Haffener* — Nr. 88 des Verzeichnisses der Geldeinkünfte.

1521.	*Vix von Engwiller.*	Amtsübergabenotizen Nr. 5—7.
1522.	*Diebolt Seiller.*	
1523.	*Petter von Rorbach.*	
1549.	*Jerg Seiler* und *Hans* von *Burckenueldt.*	Schaffneiurkunden.
1558.	*Jung Hans Gerber* und *Hanns Rechenberger.*	

Ueber die Gutleutschaffner können wir folgende Angaben machen.

1506—1510. Unbekannt. Hand I des Verzeichnisses.

1521—1529. Unbekannt. Hand V des Verzeichnisses.

Vielleicht *Jerg Welcker*, Nr. 92 des Verzeichnisses der Geldeinkünfte.

1578.	1584.	*Peter Eyffler.*	
	1601.	*Vrbans Hans.*	Aus den Schaffneiurkunden.
	1602.	*Paulus Gerber.*	
	1603.	*Zyriax Barttel.*	
	1604.	*Mathis Hugman.*	
	1606.	*Mathiß Müller.*	
	1612.	*Peter Hauser.*	
	1613.	*Richart Ingoldt.*	
	1614.	*Hanß Rotter.*	
1616.	1617.	*Philips Westermann.*	

1623. 1624.	*Hannß Jacob Schöffer.*	Aus den Schaffneiurkunden.
1626.	*Hanß Jacob Hildebrandt.*	
1628—30.	*Hanß Landtgraue.*	

* * *

Am Ende unserer Untersuchung angelangt können wir sagen, daß unser Schaffnerbüchlein uns doch manches mitteilt, was bisher unserer Kenntnis entzogen war. Leider ist ja auch dies noch lückenhaft. Vielleicht kommt aber gelegentlich in irgend einem Archive noch etwas zum Vorschein, was das Vorliegende ergänzt.

ANHANG.

Erklärung der vorkommenden Ortsnamen und deren alter Namensformen.

Bifcholtz	= *Bischholz*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Boßeltzhufen	= *Bosselshausen*, » »
Brünßheim	= *Prinzheim*, Kr. u. Kt. Zabern.
Bußwiler	= *Buchsweiler*, Kr. Zabern.
Dachftein	= *Dachstein*, Kr. u. Kt. Molsheim.
Doßenheim	= *Dossenheim*, Kr. Zabern, Kt. Lützelstein.
Engwiller *Engwiler*	= *Engweiler*, Kr. Hagenau, Kt. Niederbronn.
Eberen Bůrn *Ebern Born*	= siehe *Oberen Bůrn*.
Gotzheim	= *Gottesheim*, Kr. u. Kt. Zabern.
Gůmperhoffen	= *Gumbrechtshofen*, Kr. Hagenau, Kt. Niederbronn.
Kirwiller	= *Kirweiler*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Liechtlenberg	= *Lichtenberg*, Kr. Zabern, Kt. Lützelstein.
Matern	= wahrscheinlich *Mothern*, Kr. Weißenburg, Kt. Selz, und nicht *Ober-* oder *Niedermodern*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler, da man diese beiden damals deutlich unterschied, der vorliegende Name aber ohne jede unterscheidende Bezeichnung steht.

Medelßheim	=	vielleicht *Melsheim*, Kr. Straßburg, Kt. Hochfelden. Vielleicht nennt sich der in Nr. 55 des Verzeichnisses der Geldeinkünfte vorkommende *Hans* von *Medelßheim* aber auch nach einem außerhalb Elsaß-Lothringens gelegenen Orte.
Menchenhoffen *Menchenhouen*	=	*Menchhofen*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Nidern Sultzbach *Niedernſaltzbach*	=	*Niedersulzbach*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Nügwiller *Nugwyler* *Nuwiller*	=	*Neuweiler*, Kr. Zabern, Kt. Lützelstein.
Öberen Bürn	=	*Oberbronn*, Kr. Hagenau, Kt. Niederbronn.
Obren Mottern	=	*Obermodern*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Öbren Sultzbach	=	*Obersulzbach*, » »
Öttendo(r)ff	=	*Ettendorf*, Kr. Straßburg, Kt. Hochfelden.
Offwiler	=	*Offweiler*, Kr. Hagenau, Kt. Niederbronn.
Roppach	=	*Rothbach*, » »
Rorbach	=	vielleicht *Rohrbach*, Kr. u. Kt. Saargemünd.
Schillerſchtorff *Schillerßdorff*	=	*Schillersdorf*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Sultzbach	=	*Ober-* oder *Niedersulzbach*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Volßperg	=	*Volksberg*, Kr. Zabern, Kt. Drulingen.
Wölfflingen	=	*Wölflingen*, Kr. u. Kt. Saargemünd.
Wymnaw	=	*Wimmenau*, Kr. Zabern, Kt. Lützelstein.
Wyngberg *Wingberg* *Winberg* *Windberg*	=	*Weinburg*, Kr. Zabern, Kt. Buchsweiler.
Zabren	=	*Zabern*.

VIII.

Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg

über seinen Aufenthalt an deutschen Universitäten 1774 und 1775.

Von

Th. Renaud.

Um Ostern 1774 wanderte ein Kandidat der Theologie namens Patrick aus seiner Vaterstadt Straßburg, wo er nach Vollendung seiner theologischen Studien noch den Magister «gemacht» hatte, über den Rhein nach Norden. Er gehörte der pietistischen Richtung an und wollte zunächst Halle kennen lernen, die Stadt Aug. Hermann Frankes. Das folgende Winterhalbjahr brachte er in Leipzig zu, besuchte von dort auf einige Tage Wittenberg und reiste hierauf an Ostern 1775 bis Mitte Juli über Erlangen, Nürnberg, Altdorf, Tübingen und Stuttgart in die Heimat zurück. Patrick hat während seiner Studienreise ein genaues Tagebuch geführt, das in vier Heften (von Nr. 5 an) auf der Straßburger Universitätsbibliothek liegt. (S. 162 Nr. 135 des Katalogs els.-lothr. Handschriften von Barack.) Die ersten vier Bändchen, welche von dem Aufenthalt in Halle erzählen und wahrscheinlieh auch von der Straßburger Studentenzeit, sind leider nicht mehr vorhanden. — Der junge Theologus gibt in seinem «Diarium»[1] aufs genaueste an, was er jeden

[1] Heft 5 beginnt mitten am Tage des 14. Dez. und trägt die Ueberschrift: Diarium M. Philippi Henrici Patrick cand. theol. Arg. 1774 December in medio usque ad dies Februarii 1775 ul-

Tag getan und erlebt hat. Sogar die «Pfeife taback» ist nicht vergessen! Diese Alltäglichkeiten konnten hier nicht fortwährend wiederholt werden; auch anderes Nebenwerk (unbedeutende Gespräche u. dergl.) war auszulassen oder zu weitläufig Erzähltes zusammenzufassen. Trotz solcher Streichungen, die durch Punkte ..... angezeigt sind, wie die Kürzungen durch Klammern ( ), bleibt noch fast ein Buch übrig, das aber alle Leser, die geschichtlichen Sinn haben, fesseln wird, namentlich Elsässer, Sachsen, Mainfranken und Schwaben. Die Anmerkungen zu den Namen sind meistens der Allgemeinen Deutschen Biographie und Jöcher-Adelung entnommen; zur Feststellung Straßburger Persönlichkeiten diente «das Verzeichnis zur els. Kirchengeschichte» (Baracks Handschriften-Katalog Nr. 765), das jedesmal mit K. V. bezeichnet ist.

I.

Leipzig-Wittenberg.

Mittwoch 14. Dec. Leipzig.

Zeitungen zum ersten Mahle.

Kein Collegium

Zum erstenmahle zwo französisch-politische Zeitungen von Leiden Nr. 95 und 96 d. 29. Nov. und 2. Dec. und eine «Leipziger Gelehrte» vom 12. Dec. Denn hier in Leipzig habe ich noch keine Zeitung bekommen können, ob ich wohl schon lange dafür gesorget hatte. — Hr. Prof. Pezold[1] hat nicht gelesen, von 4—5 Uhr, weil er zu Gevatern gestanden ist. Wie ich mit den Zeitungen fertig war, so machte ich klein Holz, schrieb die Namen der Straßburger auf, an die ich bisher Briefe geschrieben habe, nebst den Titeln, so ich ihnen gab; speißte zu Nacht; rüstete dieses Schreibbuch zu diesem journal und schrieb dieses hinein zum erstenmahle, da es eben 8 Uhr geschlagen hat; jetzo werde ich wiederum Crusii[2] Naturlehre vor die Hand nehmen. Darauf lase ich in Statii Schtzk.[3] und im Buch Josua bis 11 Uhr; betete und legte mich.

Fortgesetztes Lesen in Crusii Physic und Statius u. Bibel.

Donnerstag 15. Dec.

Ich stunde erst um halb 9 Uhr auf und bin auch nicht ehe erwachet, weil ich in der vorhergehenden Nacht nicht

---

timos. — Leipzig, Plaußig und Seegewitz, zwei Dörfer. — Aehnlich die folgenden Hefte. Dem 5. Heft liegt lose ein kleineres bei, das den Ausflug nach Wittenberg enthält.

[1] Pezold, Chr. Friedr. 1743—84. Seine Schriften stehen in Meusels Lex. X, 342.

[2] Die Naturlehre von Crusius, ein damals weit bekanntes und auch heute noch nicht ganz verschollenes Lehrbuch.

[3] Geistl. Schatzkammer der Gläubigen von Martin Statius Pfr. in Danzig † 1655.

gut geschlafen hatte. Ich betete und wolte in die Dogmatic gehen; allein Hr. Dr. Crusius[1] lase nicht wegen der Quartalrede in der Paul. Kirche, welches ich aber erst nachher erfuhr, da ich sonst auch hineingegangen wäre, sie zu hören. So aber besuchte ich Hr. Wünsch. Wir redeten von der Bengelischen Chronologie[2] besonders. Um 10 Uhr gieng ich weg in das Exeg. über die Römer bei Hr. Prof. Pezold. Hier gab mir Hr. Insp. Jaenicke einen Brief von Halle von Hr. Insp. Witte, durch Hr. Insp. Deutrich, darinen war eine halbe Carolin zur Beysteuer für mich; der Brief selbst betrift mehrentheils eine Zurechtweisung, weil er glaubte, ich habe es in Ansehung des Richtens anderer Nebenchristen in meinem Briefe an ihn versehen und gefehlet. Weil ich ihn nicht auslesen konte vor dem coll., so bat ich nach dem coll. den Hr. Prof. Pezold um Erlaubnis, denselben in seiner Stube zu lesen, welchem ich nachher denselben auch größtentheils vorlase. Von 11—12 Uhr war im coll. Nach dem MEssen war ich theils in der Gaststube, theils ase ich Käß und trunke Bier, theils zählte ich einige Thaler Geld, so ich hatte wechseln lassen, theils wolte ich ein wenig vors Thor gehen wegen Bewegung; allein ich mußte bald umkehren, weil es anfing zu regnen. Da lase ich noch etwas in Cr. Physic; war im coll. von 2—3 Uhr; lase in Cr. Ph.; war im Coll. von 4—5 Uhr; lase im Cr. Ph. auch nach dem NEssen bis nach 11 Uhr, nur daß ich von 7—8 Uhr zwo Pfeifen tabac rauchte in der Gaststube; lase im Buch Josua, betete und legte mich nach 12 Uhr.

Kein Collegium Quartalrede, welche Hr. Bernardi stud. gehalten hat de commodis,quae ex controv. circa religion. oriuntur.

Hospes

Brief m. einem halben Carolin von Insp. Witte in Halle.

Allerlei.

Regen; dann seit dem ☉ (= Sonntag) etwa fangt es an zu thauen

Heute stund ich auf um 8 Uhr; betete; lase in Cr. Physic; war im coll. von 9—10 Uhr; lase in Cr. Ph.; war im coll. von 11—12 Uhr. Nach dem MEssen war ich in der Gaststube bis nach halb 2 Uhr und lase noch etwas in Cr. Ph.; war im coll. von 2—3 Uhr; lase in Cr. Ph.; war im coll. von 4—5 Uhr; schrieb dieses journal bis gegen 6 Uhr, lase in Cr. Ph.: auch nach dem NEssen; hernach in Statii Schatzk. und in der Bibel bis gegen halb 12 Uhr, betete und legte mich ein wenig vor 12 Uhr.

Freitag 16. Dec.

. . . . . Nach dem MEssen lase ich Zeitungen, war auf der Raths-Bibliothec und lase von vornen an in

Samstag 17. Dec.

---

[1] Crusius Chr. August 1715 bis 1775 (18. Okt.), Gegner der Wolfischen Philosophie. Die Univ. Leipzig spaltete sich damals in «Ernestianer und Crusianer». Er fand besonders bei den Pietisten und den Herrenhutern Anklang.

[2] Ordo temporum etc. 1745 erschienen.

Montfaucon Palaeograph. Graeca.

Montfaucon[1] «Palaeographia Graeca» in folio Paris 1708. Wie ich an den Hof kam, durch welchen man vom neuen Neumarkt auf die Bibliothec gehen kan, so war eine Menge Menschen da, und ich hörte, daß sich ein Mann, so Speck verkauft hatte, in einer Speckkammer in diesem Hofe aufgehänget hätte. Der Beweggrund bei demselben soll Mangel der Nahrung gewesen sein! Nachdem ich von der Bibliothec fortmußte, so lief ich einige Zeit herum und kaufte Rauchtabac; machte Feuer, lase in Cr. Ph. bei zwo Pfeifen tabac . . . . .

Ein Mann bringet sich selbst um.

Sonntag 18. Dec.

. . . . . Nach halb 10 Uhr ging ich in die Pauliner Kirche,[2] wo Hr. Prof. Pezold predigte über das Evang. (Predigteinteilung) . . . . Nach dem MEssen besuchte ich ihn und war zuerst allein bei ihm . . . . . insonderheit munterte er mich mit kluger Liebe und verborgenem Ernst auf, das Hebräische zu lernen bei Hr. Lektor Seelig. Hernach kam Hr. Magister Hempel.[3] Da wurde nun mit untermengter Erbauung geredet von Hr. Dr. Crusius und sein schöner Charakter geschildert; vom Könige in Preußen; von Jourdain[4] und dem Hr. Obristen von Bardeleben; von Maupertuis[5] und La Metrie;[6] von Voltaire und Rousseau; von der Theilung Polens etc. . . . . . Nach der (Nachmittags)-Kirche lase ich in den Nachrichten von einigen Gemeinden in Amerika.

Ich soll hebr. lernen.

Jordan. Herr v. Bardeleben usw.

Montag Dec. 19te.

(Nichts von Bedeutung).

Dienstag 20. Dec. Logis bezahlt.

Herr Lector Seelig.

. . . . . Ich bezahlte mein Logis mit Bette fünf Thaler, weil ich darum angesprochen wurde; war bei Hr. Lector Seelig ihn zu bitten, mir eine Stunde im Hebräischen zu geben. Er forderte für vier Stunden die Woche zween Thaler auf den Monath . . . . . übrigens sagte er, wenn es meine Umstände nicht erlauben, so viel zu geben, so soll

---

[1] de Montfaucon, gelehrter Benediktiner in Paris 1655 bis 1741.

[2] Ueber das Paulinerkloster vgl. Friedberg Gesch. der Univ. L. S. 3 u. a.

[3] Hempel Ernst Wilh. 1768 Magister; Vesperprediger an der Univ. Kirche, 1787 ord. Pr. † 1799.

[4] Jordan, früher franz. Prediger in Prenzlau, † 1745 als Geh. Rat und Vizepräs. der Akademie (gehörte zur Tafelrunde des Kronprinzen in Rheinsberg).

[5] Moreau de Maupertuis, Mathem. 1698—1759. Präs. der Berliner Akademie, von Voltaine befeindet (vgl. den Brief des Königs an Earl Marischal in Paris in «Friedr. d. Gr.» Denkwürdigkeiten seines Lebens (Grenzbotensammlg. II, 11-12) I, Nr. 233. An ihn Friedrichs Gedicht: La vie est un songe.

[6] Jul. Offray de Lamettrie, franz. Phil. (Materialist) † 1751 in Berlin.

ich ihm weniger geben. Das übrige Gespräch betraf seine Lebensgeschichte,[1] davon schon etwas gedruckt ist, da er sich dann über Hr. Hofrath Bel oder Boehm, dermaligen Censore, beschwerte, daß er ihm so vieles in seinem Mscpt ausgestrichen hätte, was seine Familienumstände etc. betroffen. Item wurde geredet von Hr. Prof. Dresde,[2] der bei Hr. Lector Seelig hebräisch und rabbinisch gelernt hat und dadurch besonders, nicht aber durch seine übrigen Wissenschaften, emporgekommen wäre. Hr. Franz Mag. legens hätte auch bei ihm hebräisch gelernt und jetzo hätte er verschiedene andere . . . . . eine lange Weile lase er mir bis zum Abschiede aus seiner Lebensgeschichte vor vom Anfang an, nemlich aus dem gedruckten Bogen . . . . . Nach dem MEssen sagte ich dem Hr. Prof. Pezold, daß die anatomia publica am Donnerst. von 10—12 Uhr anfangen würde . . . . . gieng zu Hr. Dr. Bose,[3] ein billet zu holen für die anat. publ., die ich auch mit hören will. Er fragte mich, wer ich wäre, wie es mit dem Magisterio in Straßburg zugienge, erzählte mir die hiesige Art zu verfahren, und schenkte mir endlich das Geld, so für das billet pflegt bezahlet zu werden (ich habe gehört einen Gulden) mit dem Versprechen, ich solte ein billet bekommen, allein es niemand sagen . . . . . Auch fragte er, ob ich Hr. Spielmann[4] und Lobstein[5] kennte in Straßburg. Der Mann scheint ziemlich hochgetragen zu sein, allein er sucht es, unter Freundlichkeit und Höflichkeit zu verstecken . . . . . Ich lase in Cr. Ph. auch nach dem NEssen und endigte dieselbe gegen 11 Uhr. Habe aus diesem ersten Theil viel gelernet und von vielen Dingen ganz andere Begriffe bekommen e. g. (z. B.) von der Bewegung, von der Electricität etc. Einiges aber kan ich nicht verdauen e. g. die denkende elementa in vegetabilibus et animalibus. Daraut lase ich noch das Buch Ruth.

Seeligs Lebensgesch.

Unbilliger Censor.

Hr. Pr. Dresde.

Anatomia publica.
Hr. Dr. Bose.

Endigung des ersten Theils von Crus. Nat. Lehre.

---

[1] Selig Gfr. «Geschichte seines Lebens und seiner Bekehrung mit 3 Schwestern und anderen Verwandten 3 Theile Leipzig 1775—77 (vgl. Fürst Bibl. Judaica).

[2] Dresde Friedr. Wilh. Orientalist. Seit 1772 Prof. in Wittenberg, wo er 1805 starb.

[3] Bose Ernst Gottl. geb. 1723 in Leipzig, 1773 Prof. der Chir. und Anat. † 1788.

[4] Spielmann Jak. Reinbold aus Straßburg, seit 1759 Prof. der Chemie und Botanik † 1783.

[5] Lobstein Joh. Friedr. aus Lampertheim (1736—84) Prof. der Anatomie in Straßbg. seit 1768.

Mittwoch 21. Dec.

..... rasirte mich ..... machte Feuer mit lange anhaltendem Rauch, dabei ich frühstückte: Butter, Brod und Aepfel. Erst gegen 11 Uhr konnte ich Thüre und Fenster wieder zumachen ..... Ich lase noch etwas in Lorenz[1] Chron. Tabellen auch beim MEssen ..... gieng zum ersten Mahle in das coll. publ., so Hr. Lector Seelig hält über die Psalmen ..... lase auch nach dem NEssen bis 10 Uhr Votum Jephta von Dresde, damals Mag. und Vespertiner an der Paulkirche, welche Schrift bei Hr. Prof. Pezolds Magisterio verfertiget und demselben dedicirt wurde in gr. 8. Lips. 1767 Seiten 63 .....

Lorenz chronol. Tafeln.

Donnerstag 22. Dec.

..... ging (nach dem Colleg) über den Markt nach Haus, um die Spielsachen zu sehen, so auf Weihnachten pflegen gekauft zu werden. Der Unterschied zwischen dem Straßburger sogen. Christkindelsmarkt und diesem ist sinnlich, der Strßb. ist größer und die Spielsachen sind schöner und mannichfaltiger ..... rüstete meine Stube ein wenig auf für Hr. Lektor Seelig ..... wartete an der Hausthür auf ihn, bei dem ich hiemit den Anfang machte mit einer hebr. Stunde; ich nahm das dritte Buch Moses, lase und übersetzte das erste Capitel ..... Nach dem MEssen ..... ging ich in die anatomiam publicam.[2] Das theatrum ist klein, doch können bei 200 Persohnen und vielleicht mehr bequem alles sehen auf den 6 über einander gebaueten Reihen Bänke in Form eines halben Mondes. Es stund oben auf ein Squelette von einem Pferd, von einem schwarzen Menschen, der aber überzogen war, nebst andern Squelettes von Menschen; dabei hiengen an der Wand 10 Portraits von Prof. Anatomiae, darunter aber niemand kannte, als den noch lebenden Prof. Pohl.[3] Unter den Zuhörern waren Hr. Rector Magnif. Morus,[4] Hr. Dr. Ernesti, Hr. Dr. Crusius, Hr. Prof. Pohl, Hr. Prof. Pezold, Hr. M. Hempel etc. ..... und etwa 100 oder mehr Studiosi von allerlei Haltung. Hr. Dr. Bose in seinem anatomischen Habit von grauer Farbe redete zuerst den Hr. Rector Magnif. etc an ..... (dann) überhaupt vom Bau des Menschen, schnitte die Haut voneinander, wiese eine gegerbte Menschenhaut vor und dankte zum Beschluß

Christkindelsmarkt.

Erste hebr. Stunde.

Anatomia publ.

Theatrum anat.

Sceleta. Dies. schwarze Mensch ist geräuchert word.

Vornehme auditores.

Hr. Dr. Bose demonstrirte.

[1] Lorenz Joh. Mich., Prof. der Gesch. aus und in Straßburg 1723—1801 «D. Tabulae temporum fatorumque orbis terrae 1770 und 1773.

[2] Vgl. Friedberg die Univ. Leipz S. 38 ff.

[3] Pohl Joh. Christoph 1706—1780 Prof., Senior der med. Fakultät.

[4] Morus Sam. Fr. Nathanael 1736—1792, Prof. der lat. und griech. Lit., seit 1782 der Theologie.

für die Ehre . . . . . und zwar alles lateinisch vom Anfang bis zum Ende. Der Cadaver ist von einer Mannspersohn und sehr wohl gebauet. auch wohl genähret . . . . . Es sollen schon 10 Jahre sein, daß keine solche demonstr. anatomica publ. gehalten worden ist. Hr. Werner, subfamulus des Hr. Dr. Bose stund an der Thür und ließ mich hinein, ohne ein billet zu geben . . . . .

Cadaver dessen, der sich (s. o.) 17. hujus aufgehangen hat. Er ist von Halberstadt.

. . . . . (zweite hebr. Stunde) (wieder in die Anatomie; mehr Zuhörer als gestern).

Freitag 23. Dec.

(Wieder in der Anatomie). (Nachher) kaufte ich Kulmus[1] Anatomische Tabellen mit Kupfern für einen Thaler 8 Ggr. in gr. 8. 1759 Leipzig; lase die Gel. Leipz. und die pol. franz. Zeitungen von Leyden aus; darauf das Weihnachtsprogramma des Hr. Dr. Ernesti,[2] in 4½ Bog., darinnen er von dem Jahr der Geburt Christi handelt, wobei er Dominicum Magnanum bestreitet, so anno 1772 in 8 zu Rom herausgegeben: Problema de anno nativitatis Christi, welches er librum eruditissimum nennet und sagt, daß ers in seiner Theol. Bibl. recensirt habe. Nemlich Hr. Dr. Ernesti folget dem Jo. G. Herwart[3] und versteht die Worte Lucae (II 2) αὕτη ἀπογραφὴ ἐγένετο πρώτη etc. mit demselben also: «Diese Schatzung gieng vor, ehe Quirinus Praeses in Syrien war». Diese Erklärung habe ich schon vor vielen Jahren von Hr. Prof. Lorenz[4] in Straßburg gehört . . . . .

Samstag 24. Dec.

Dr. Ernesti Weihnachts-Progr. in welchem er die Rede: Majestas Dei per nativitatem Christi illustrata ankündiget, welche morgen M. Lohding in der Pauliner Kirche um 12 Uhr halten wird.

Ich stund auf gegen halb 9 Uhr nach meiner sündlichen Gewohnheit (gerade am Sonntag liegen zu bleiben) . . . . . Der vornehmste faule Grund davon ist wohl eine Feindschaft wider alles, was göttlich ist, oder doch eine große Kaltsinnigkeit gegen Gott und sein Wort. Dabei ists mirs jeden Sonntag leid und manchmal so leid, daß ich darüber weine; kommt aber der folgende Sonntag herbei,

Sonntag 25. Dec. (Weihnacht) Klage über mein Verderben

---

[1] Kulmus Joh. Adam Dr. med. aus Breslau (hatte u. a. auch in Straßburg studiert) geb. 1689 «Tabellae anatomicae», Danzig 1722; Leipzig 1759 deutsche Ausgabe.

[2] Ernesti Joh. Aug. 1707—1782 Prof. der Beredsamkeit (Germanorum Cicero) und der Theologie, ein persönlicher Freund Semlers. s. Anm. zu 2. I. Durch Lehrgeschick hervorragend. «Er schaffte durch seine glückliche Inkonsequenz der gesch. Kritik eine unbestrittene Heimstätte in der Theologie», (Heinrici in Herzogs R. Enc.) Vgl. Anm. zum 15. XII.

[3] In seiner Chronol. 241 ff. So auch Tholuck, Ewald u. a. Diese Erklärung gilt als sprachwidrig.

[4] Lorenz Siegm. Friedr. geb. 1727 in Straßburg, Orientalist, 1751/52 ein Jahr in Leipzig, 1752 Magister-Wittenberg. 1769 Prof. der Theol. und Pfarrer an S. Nicolai in Straßburg † 1783.

so ist es wie vorhin. (Gebetsseufzer) (Predigt des Dr. Richter in der Paul. Kirche) (Lateinische Rede des Dr. Lohding s. o. am Rand) . . . . . (Um 2 Uhr Besuch der «reformirten Betstunde» :) welche diesmal französisch gehalten wurde . . . . . Die Versammlung war ganz klein; an verschiedenen Weibsleuten aber bemerkte viel äusere Andacht

Franz. ref. Betstunde.

Montag 26. Dec. (2. Feiertag)

. . . . . daß ich heute erst nach 9 Uhr aufgestanden und also über 9 Stunden im Bett gelegen bin, wollest du mir, gnädiger Gott verzeihen (weiterer Gebetsseufzer) . . . . (Predigt des M. Hebenstreit in der Paulin. Kirche) (Nachm. Predigt des Lic. Thalemann[1] in Nicolai; «die Kirche war ganz voll») (Um 3 Uhr Anatomie) . . . . . die Anzahl war nicht so groß als bisher; am Schluß hat sich Hr. Dr. Bose auch nicht bedankt . . . . . (Rauch in der Stube) . . . . . und unter mir ein Ball, daß ich die Uhr nicht genau schlagen hörte; dieser Ball wird wohl, wie ich fürchte, die ganze Nacht dauern. (Er dauerte «bis zwischen 5—6 Uhr des Morgens»).

Anatomia

Ball

Dienstag 27. Dec. NasserSpaziergang zum Galgen.

. . . . . Weil die anatomie nicht gehalten wurde, wie ich glaubte, so gieng ich zur Bewegung in sehr duftigem Wetter an den Galgen, besahe in etwas das Weibsbild auf dem Rad und kehrte um in die anatomie, wo es sehr stank: auch arbeiteten noch zween am cadaver in schwarzen Vorärmeln, Schürzen und Brustlatzen . . . . . (Besuch noch kleiner als gestern, doch dankte Bose) . . . . .

Mittwoch 28. Dec. 3. hebr. Stunde.

. . . . . übersetzte unter Aufsicht des Hr. Lektors Selig von 11—12 Uhr. Am Schluße klagte mir derselbe, wie es ihm überall so übel gehe; jetzo drückten ihn besonders einige schwedische Edelleute, welche ihm ein Vierteljahr logis und Kostgeld schuldig und nun verreiset sind, ohne ihm etwas zu sagen. Auch klagte er über Hr. Dr. Ernesti, der ihn ebenfalls überall zu drücken suche . . . . . (2—4 Uhr anatomie: Zuhörer zahlreicher «als in beiden Feiertagen») Nachdem (Bose) von der Leber und Galle geredet, fing er an, am Kopf zu demonstriren. Der Anblick war scheußlich, indem die Haut über den ganzen Kopf weggezogen war . . . . .

Donnerstag 29. Dec.

. . . . . (4. hebr. Stunde) (Anatomia, 50 bis 60 Zuhörer).

Freitag 30. Dec.

. . . . . machte klein Holz . . . . . kaufte einen Sackkalender zu 4 Groschen i. e. 12. S. 8 D., ging in der Messe herum und dann war ich der erste in der anatomie . . ging in die Gaststube zu trinken und rauchte eine Pfeife

[1] Thaleman Dr. 1727—78, seit 73 a. o., seit 76 o. Prof. der Theol.

tabac . . . . . zog meine Ausgaben zusammen vom 22. August bis heute. (Rechnung stimmt nicht.) Genug, meine Einnahme findet sich größer als die Ausgabe, zwischen 33 und 34 Strßb. Gulden . . . . .

. . . . . kehrte meine Stube selbst aus mit einem Federwisch . . . . . (2—4 Schlußvorlesung in der anatomie, wobei Bose den Wunsch ausspricht:) daß unser Geblüt immer und noch lange leicht ohne Hinderniß fließen möge, wozu ihm das Herz Gelegenheit gab, von welchem er zuletzt geredet hatte . . . . . speißte zu Nacht, kämmete mich; brachte einige Zeit hin, bis ich die Bändel an zweien Haarbeuteln wieder in Ordnung hatte, die ich unvorsichtig herauszog; sunge drei Neujahrslieder aus dem Straßb. Gesangbuch . . . . . (Buß- und Dankgebet.) . . . . . Samstag 31. Dec.

Januarius.
1775

(Predigt des M. Anton in der Paulin. Kirche) die Stimme kommt des Hr. Pastor Ehrlen[1] seiner im Alt St. Peter zu Straßburg ähnlich und gefällt mir nicht . . . . . Nach der Predigt war Music mit Pauken, Trompeten, Waldhörnern, Geigen und Thomasschülern. Zu Hauß . . . . . lernte ich das Lied aufs Neue: «Das alte Jahr vergangen ist». . . . . (Predigt am Nachm. in der Neuen Kirche von M. Kuihnoehl; sehr voll) . . . . . Nach der Predigt liefen der größte Theil der Mannsleute, aber auch Weibsleute zur Kirche hinaus . . . . . Darauf sprach Hr. M. Loechla ohne weises Hemd oder leierte ein schön Gebet auf das neue Jahr und den Segen. Die Becken waren ausgesetzt für eine Steuer für eine Schule der hiesigen Stadt. Nach der Kirche ging ich um die Stadt herum; wie ich im Hinausgehen war am Grimm.Thor, so wurde ein gelb angestrichener Sarg hereingefahren; wie ich nachfragte, wurde mir gesagt, daß ein Mann im schwartzen Brete die Treppe herunter gefallen und gleich todt gewesen sei. So sahe ich in der Hainstraße, wie ich zur Kirche ging nach halb 2 Uhr eine Frau, welche auf der Straße von Mutergichtern überfallen wurde; ein Herr gab zweien Trägern etwas Geld, damit sie sie an einen Pflegeort schaffen möchten. Ich dachte, auch das neue Jahr zeigt sich als ein Jahr im Jammerthal. Wie ich wieder vom Thor hereingieng, sahe ich Trommelschläger in einem Hofe in der Reichsstraße, nahe an der Grimmischen Straße, welche trom-

Leipzig. Sonntag 1. Jan.

Schöne Music.

Unartige Gewohnheit.

Schulsteuer für die Thomasschule.

Die fallende Sucht.

Trommelschläger.

[1] Mag. Joh. Ludw. Ehrlen aus Straßburg † 1. 3. 1783.

melten, wozu die Pfeiffer pfiffen. Ich hörte, daß es so gewöhnlich wäre auf das neue Jahr bei den Bürgerobersten,

Langes Gebet.

Hauptleuten etc. . . . . . Ich betete (Abends) ein langes Gebet für mich, für meine Lehrer, Gönner, Anverwandten, Freunde, Bekannte, für den Theuersten König in Frankreich und seine Theuerste Gemahlin, für alle Obrigkeiten, für alle bekehrten Lehrer, für alle wahren Christen in der ganzen Welt, für die Missionen in Ost- und Westindien . . . . .

Montag 2. Jan.

Ein wilder Ball.

. . . . . war lange nicht eingeschlafen wegen einem ausgelassenen wilden Ball gegen mir über in den drei Königen[1] . . . . . flickte Strümpfe, kaufte einige Ellen Bändel in der Messe . . . . . (Brief von Insp. Fleischmann in Halle, der seinen Verwandten, den Strumpffabrikanten Schaller empfiehlt) . . . . . Hr. Schaller ist eine redlich christliche Seele; ich hielt mich bei ihm eine Weile

Gespräch an der Meßbude.

an der Bude (Messe) auf und sprachen miteinander von der Göttlichen Vorsehung, von den christlichen Predigern in Halle, von den Erweckungen in Schlesien, von zween Grafen, die christlich denken sollen, ich meine aus dem Mecklenburgischen, so nun auf dem Waisenhause in

Hr. Insp. Picht.

Halle sich aufhalten und besonders von Hr. Insp. Picht, der auch christlich sein soll, von der Frau Pastorin Nöbe, welche noch christlicher und erbaulicher gerühmt wurde, als Hr. Pastor Nöbe selbst, von der Frau Wartigin, die auch auf der Messe hier ist mit Strümpfen und wegen ihres lautern ernstlichen Christenthums weit und breit bekannt

Besuch bei Hr. Lektor Selig.

sein soll . . . . . Ich ging zu Hr. Lektor Selig, ob er krank wäre, er war aber angekleidet und in so weit gut, nur nicht ausgegangen; er gab mir eine Pfeife tabac, nachdem ich den coffee abgeschlagen; das Gespräch war von seiner Monatsschrift, um deren Bekanntmachung in Straßburg er mich ansprach . . . . . von Arzneien, die er selber verfertige und während der Messe verkaufen will, davon er mir sechs avertissements teutsch mitgab, dieselben in meiner Gaststube auszutheilen . . . . .

. . . . . Zu Hause lase ich Burgii Institutiones Theol. Thet.[2] in gr. 8 Vratisl. 1766 ed. 3tia . . . . . (Privatissimum in Pezolds Haus: «Erbauliche Erklärung der apocalypsis»; 9 namentlich aufgeführte Zuhörer) ich nahm (Hr. Prof. Pez. Einladung zum Nachtessen zu bleiben) an. Das

---

[1] Einen Gasthof zu den drei Königen soll es heute noch in L. geben.

[2] In usum Gymnasiorum . . . . . Burg Joh. Friedr. aus Breslau 1689—1766, Gym.-Prof. dortselbst.

Gespräch betraf ..... den Hr. Dr. Semler,[1] die Art zu beichten hier und in Straßburg, da er mir dann Hr. M. Scharno zum Beichtvater empfahl .....

..... Hr. Selig hatte nebst einem hebr. codice das Rabbinische Buch Michlal Jophi vor sich in Folio, etwa zween Finger dicke, welches ich hiermit zum erstenmal sahe, wie auch Michaelis[2] Uebersetzung der Bücher Mosis 1770 in 4 ..... ich borgte Seilers[3] Dogmatik vom Hr. Ludovici, machte Feuer ..... lase die Dedication und Vorrede und in den Americ. Nachr. bis 11 Uhr ..... Dienstag 3. Jan. 5te hebr. Stunde. Seileri theol. dogm. Erlangae 1774.

..... Zu Haus nach 2 Uhr hielte ich mich auf mit einem Thier, so in Größe eines kleinen Affen, auch von der nämlichen Farbe etc. Nur ist der Kopf spitz nach Rattenart und hat 36 stumpfe Zähne und zwar oben fehlen zween und unten sind zween der Länge nach geleget. Der Mann hieß es ein Mongous[4] aus Madagascar; das Tier grunzet wie ein Schwein und kan den Klang grober Saiten nicht leiden. (Sechste hebräische Stunde) ..... Mittwoch 4. Jan. Ein Mongousch aus der Insel Madagascar.

..... rasirte mich ..... (Selig «kann die Stunde nicht halten wegen Correctur seines Lebenslaufes»). Donnerstag 5. Jan.

..... trug ein paquet Briefe auf die Poste (nach Halle) ..... schrieb noch einen Brief, rüstete einen nach Jena und zween nach Wernigerode ..... las noch in Allix[5] Reflexion; sur les cinq livres de Moyse ..... bat Hr. Prof. Pezold um Erlaubnis, einige Briefe meiner correspondenten an ihn laufen zu lassen, da ich nicht weiß, ob ich noch hier bleibe ..... (Wir sprachen) von der Beschaffenheit der Lehrer des Waisenhauses in Halle, von einem christl. Kaufmann in Görlitz, der nun endlich einen christl. informatorem bekommt durch Hr. Prof. Pezold, nachdem er mit vielem Gebet und Sorge ein ganzes Jahr sich vergeblich bemüht hatte, wobei die Providenz zu bewundern ist. Ueber dieser Erzählung kam Hr. Insp. Den- Freitag 6. Jan.

---

[1] Semler Johann Salomo 1725—1791, der Begründer der historischen Kritik der Bibel, 1751 Prof. (der Gesch.) in Altdorf, 1752 der Theologie in Halle. (Eigene Lebensbeschreibung 1781.)

[2] Michaelis Joh. David (1717—91) Prof. in Göttingen. (Eigene Lebensbeschreibung 1793.)

[3] Seiler Georg Friedr. 1733—1807, Prof. in Erlangen seit 1772, «Vermittlungstheologe» (Theologia dogmatico-polemica).

[4] Madagaskar ist die Heimat der Halbaffen. Wahrscheinlich das Fingertier (Chiromys madagascariensis).

[5] Allix Pierre, 1631—1717, franz. ref. Theologe, flüchtete nach Aufhebung des Ediktes von Nantes nach England. Réflexions sur tous le livres de l'A. et du Nouv. Test.

Hr. Baron von Hohenthal hat geschrieben an Hr. Dr. Lorenz.

t r i c h, der mir sagte, daß der gnädige Hr. Vicepräsident[1] erst kurz an Hr. Dr. L o r e n z (in Straßburg) geschrieben habe. Ferner wurde geredet von dem Mangel christl. und gelehrter Männer zu universitaeten, von der Zauberei S c h r e p f e r s[2] . . . . . (Abends) ging ich noch einige Mahle in der Stube herum, weil mir der unreife Gedanke einfiel, etwas drucken zu lassen, wowider ich im Gebet stritte . . . . .

Hochmüthiger Gedanke.

Samstag 7. Jan. . . . . . (7 te hebr. Stunde) . . . . . trug B r i e f e auf die P o s t e 1) nach Jena an Hr. F e u e r b a c h stud jur. 2) nach W e r n i g e r o d e . . . . . (Rauch!)

Sonntag 8. Jan. (Predigt des Dr. C r u s i u s in der Paulin. Kirche) . . Nach der Predigt ging ich ins Schloß (Konvikt?) wo aber meine Geduld mit langem Warten aufs Essen geübet wurde . . . . . (Rauch!)

Montag 9. Jan. . . . . . schrieb die Wasche auf, rasirte mich . . . . . war das erstemal nach den Ferien im collegio über die Dogmatic bei Hr. Dr. C r u s i u s. Dieser Mann sitzt ganz freundlich auf dem Catheder, dabei er gern herzlich lachet, je zu Zeiten das Maul wischet und jucket. . . . . . Nach dem MEssen trunke ich in der Gaststube, kaufte 4 Bücher Briefpapier, mußte in meiner Stube Achtung geben, weil die Rohre gekehret wurden und der Boden des O f e n s mit Ziegelsteinen erhöhet wurde . . . . . wie ich Feuer machte, kam zwar kein Rauch aus der ordentlichen Oefnung des Thürleins, allein sonst rauchte es überall, daß ich genug zu schmieren hatte . . . . .

Dienstag 10. Jan. . . . . . las in meinem Manuscript über S e i l e r s compend. bei Hr. Prof. P e z o l d . . . . . Nach dem MEssen war ich in der Gaststube zu trinken und las etwas in A l l i x, dabei ich dem jungen York (Sohn des Wirtes) Ohrfeigen gab, weil er mir unversehens unter dem Lesen mit einem langen Blasrohr ins Gesicht blies. (Achte hebr. Stunde) . . . . . Zu Haus verstriche ich die O f e n r o h r e in der Neben-Cammer, die sehr rauchten, so gut als ich konnte . . . . . (Briefe nach F r a n k f u r t a. M. an Aktuar Feuerbach und Pfarrer Claus: «en paquet mit einer Cansteinischen Bibel durch Hr. Scherer, Kutscher von Frankfurt»). Ich bat

Ohrfeigen.

8. hebr. Stunde.

Hr. Scherer nahm nichts für seine Mühe.

[1] Graf Peter von Hohenthal, seit 1761 Vizepräsident des Oberkonsistoriums.

[2] Schrepfer Joh. Georg aus Nürnberg, Kaffeewirt in Leipzig, gründete dort eine mystische Loge (Magie, Geistererscheinungen) und erschoß sich 1774 am 8. Okt. im Rosental. Ueber diesen «Spiritisten» vgl. Sierke «Schwärmer und Schwindler des 18. Jahrh», Leipzig 1874 (S. 288 ff.)

beide, die Bibel (bei Gelegenheit) an Hr. Dr. Lorenz oder Hr. Redslob[1] den Aelteren (in Straßburg) fortzuschicken.

..... ich hörte einer juristischen Disputation zu in auditorio Petrino,[2] welches in der Mitte des 30 jährigen Krieges war zerstöret u. a. 1773 wieder aufgebauet worden laut der lat. Schrift inwendig über der Thür, über welcher auch eine Art Porkirche ist, vielleicht für Music. Der Catheder ist hoch, wie es hier mode ist, doch fält er gut ins Gesicht und hat zu beiden Seiten nach und nach aufgehende Treppen. Gleich über dem Catheder ist eine Schiefertafel angebracht und an den beiden Seiten und über der Schiefertafel sind Vorhänge, grün etc. bemahlt; auch sind zu beiden Seiten Stammtafeln oder Münzen gemahlt und die ganze Wand ist mit Portraits von alten bärtigen Gelehrten, in Krösen und Hälsgen und ohne dieselben, in Rahmen eingefaßt, geziert ..... Ringsherum ist eine Bank mit grün gedeckt, angebracht, für Herren der universitaet und distinctiores, welchen nach ihrer Würden ihr Platz angewiesen ist durch aufgehängte Täfelgen, darauf zwei oder drei Worte gedruckt oder geschrieben sind. Der Praeses war Hr. Hofrath Hommel[3] in schwarzem, sammetem Kleid, welcher mir sehr hochmüthig und ernst vorkam, und der Respondent war Hr. Bennelle von hier, eines reformirten Kaufmanns Sohn von der hiesigen franz. Colonie, welcher gut zu antworten schien; der opponens aber, so eben anfieng zu opponiren, machte ein ungemein langes compliment und Umschweife, worauf auch nicht kurz geantwortet wurde von dem respondens, daß damit eine gute Weile verstriche. Die Studiosi stunden hart am Catheder und in den niedrigen Bänken, welche in zwo Reihen vor dem Catheder sind bei 6 oder 8 Bänke in jeder Reihe. Uibrigens ist das auditorium nicht so groß als das majus argentinense,[4] doch größer, als das minus daselbst; uibrigens führten sie sich bescheiden und höflich auf .....

Mittwoch 11. Jan. Jurist. Disputation. Audit. Petrinum.

Präses Hr. Hofrat Hommel.

Respondens Hr. Bennelle, auch schwarz gekleidet.

Ordentliche Studiosi.

..... Ich kaufte das 7te Stück des 3ten Bandes der Ernestischen Neuesten theol. Bibliothec[5]

[1] Redslob Philipp Jakob, 1757 ins Seminar aufgenommen (geprüft und ordiniert im April). Später Feldprediger. (K. V. Blatt 165 und 72 vgl. 21. II. Anm.) Oder Phil. Fr. R. (ebenda 166) Abendprediger bei Jung St. Peter † 1776.

[2] Vgl. Friedberg S. 46 (und 20 ff.)

[3] Hommel, Karl Ferd., ein Leipziger (1722—81), seit 1756 Prof. der Institutionum Juris.

[4] Im Predigerkloster (Neukirchplatz); auch Brabeuterion arg. genannt.

[5] «Neueste theol. Bibl.» 4 Bände 1773—79. (Vorher Neue th. Bibl. 10 Bd. 1760—69.)

. . . . . Ich hielt mich auf mit meinen Kleidern, weil ich den folgenden Tag die Trauer um meine Werthe Fr. Tante Birr[1] ablegen wolte, da ich grade ein Viertel Jahr in derselben gewesen bin . . . . .

Donnerstag 12. Jan. . . . . . (Neunte hebr. Stunde) . . . . .

Freitag 13. Jan. . . . . . (Zehnte hebr. Stunde) Es sollte das 11. cap. Levit. gelesen und übersetzet werden, welches mir schon vor Mittag bei der Zubereitung viele Mühe gemacht hatte. Hr. Selig sagte, man könnte es bei aller Mühe bei sehr vielen solcher Thiere nur aufs Wahrscheinliche bringen, nicht auf Gewißheit[2] . . . . .

Samstag 14. Jan. . . . . . flickte Strümpfe . . . . . (Besuch bei Prof. Pezold) da kam Hr. M. Hempel auch und bald darauf Hr. Lambert von Altorf . . . . . es wurde manches geredet . . . . von Hr. Dr. Dittelmaier (in Altdorf), der einen sehr höflichen Brief an Hr. Dr. Ernesti geschrieben nach der Beschimpfung in der Bibliothec,[3] worauf aber von Hr. Dr. Ernesti gar nicht geantwortet wurde; von Hr. Dr. Doederlein,[4] der erst 30 Jahre alt seie und wegen seinem übermäßigen Studieren aussehe wie eine Leiche; von der universitaet Altorf, auf welcher in allem bei 80 Theologen sein sollen, indem Erlangen derselben Abbruch gethan hat; von den Herrenhutern; von der Krankheit des Hr. Vicepr. Bar. v. Hohenthal in der Lausitz, mit dem es sich aber bessern solle . . . . .

Merkwürdiges von Hr. Dr. Ernesti.

Burcks. Spezialsuperintend. u. Stadtpfarrers in Kirchheim unt. Teck Lebensgeschichte.

. . . . . (Abends) lase ich in M. Philipp David Burks[5] Lebensgeschichte, herausgegeben von seinem Sohn M. Joh. Albrecht Burk in 8. Tüb. 1771, 119 Seiten ohne die Vorrede. Hr. Pezold hat mir's geborgt. . . . . . Die Nägel an den Zähen abschnitte, betete und mich legte um halb 1 Uhr.

Sonntag 15. Jan. . . . . . (Dr. Richter predigt in der Paul. Kirche) . . (Nachm. mit seinem Wirt York in der Nicolaikirche, wo der Hospitalpfarrer Tscharnow predigt «von der Unreinigkeit, Hurerei, Ehebruch») . . . . . Auf dem Wege nach Hauße erzählete mir Hr. York von seinem Haußknecht, der schon 6 bis 8 Jahre nicht mehr mit seiner Frau lebt, wobei er mir seine (dessen) ledige Tochter wiese, da

Sündliche Wohllüste gibt es auch hier.

---

1 Die Frau des «Onkels Birr» in Straßburg (vgl. 7. II.)

2 Leviticus (3. Buch Mosis). Das Kap. 11 handelt von den unreinen Tieren. Reuss «das Alte Test.» III. S. 396: «Viele Namen sind hier unbestimmbar und nur geraten.»

3 Vgl. 11. I. Anm.

4 Doederlein s bei Altdorf.

5 Burk. M. Phil. Dav. 1714—1770, famulus und Schwiegersohn Bengels.

sie auch aus der Kirche gieng, welche verschiedene Liebhaber zu sich läßt; item von einer Frau eines Herrn des Raths, welche ihre Liebe einem andern gegeben und nun wieder von demselben verlassen worden, da sie zu alt wurde. Vergeltungsrecht.

Heute stunde ich auf ein Viertel nach 7 Uhr. In langen Zeiten bin ich nicht so munter, so vergnügt aufgestanden, so daß ich recht von Herzen meinen überaus guten Gott lobete im Gebet und darauf sunge: «O Jesu, süßes Licht», ohne mich durch die Aufwärterin stören zu lassen, welche den caffee brachte . . . . . Montag 16. Jan.

(«Vergebene Hoffnung, heute Straßburger Briefe zu bekommen») Ich denke immer, Hr. Vetter B.,[1] mein Geschwistrig Kind, wird Ursache an dieser Verzögerung sein, weil ich ihn um die Ausziehung meiner Vermögens-Umstände gebeten habe . . . . .

(Dogmatik bei Pezold.) Er ist klein von Persohn und etwas krumm, er steht — ganz selten ists, wenn er sich einige Augenblicke setzt — ordentlich in seinem Catheder, redet ganz bedächtlich, langsam und mehrmalen eine Sache mit andern Worten. Das Lachen kommt ihn selten an, doch wann's Gelegenheit gibt, so geschicht es mäsig und ungezwungen . . . . . Schilderung des Hr. Prof. Pezold.

Ich stunde auf ein Viertel nach 7 Uhr mit sehr geilen Gedanken, die mir den ganzen Tag zu schaffen machten . . (12. hebr. Stunde) Hr. Selig sagte mir die Ursache, warum es seit einigen Tagen des morgens so frühe Tag und des abends so frühe Nacht wäre. Nemlich, damit sie auf den Abend am Thor desto mehr Thorgroschen einnehmen können; des Morgens müßen ohnedem die hiesigen Thore frühe geöfnet werden. Dienstag 17. Jan. Herr Jesu, hilf siegen.

— (Ofen eigenhändig neu geschmiert; trotzdem Rauch!) Mittw. 18. Jan.

. . . . . ase zu lange und zu viel Frühstück . . . . . Nach dem MEssen lase ich in der Gaststube im Allix beim Trinken . . . . . mußte ziemlich viel Zeit zubringen mit dem Zusammenrechnen dessen, was seit dem 28. December 1774 bis den Abend 19. Januar 1775 Frau Yorkin für mich ausgelegt hatte . . . . Donnerstag 19. Jan. Rechnung.

. . . . fuhr im Gebete fort, weil ich durch die Köchin zuerst gestöret worden . . . . Nach dem MEssen, als ich Feuer gemacht und die Köchin gefeget hatte und ich aufs Neue aufgeräumt hatte, so rüstete ich mich gegen halb 2 Uhr aufs ebraeische   Zu Hauß hatte ich einiges aus collegiis nachzutragen, worauf ich dieses journal schrieb. Freitag 20. Jan. 14. hebr. Stunde

[1] Birr. vgl. 11. I.

Samstag 21 Jan. . . . . Nach dem MEssen lase ich eine gel. Zeitung und gieng spatzieren zum Ranstätter Thor hinaus eine Stunde weit . . . . um 5 Uhr wurde ich lange vom Rauch gequält, suchte eines und das andere nach in Krebel[1] und Willebrand auf den Fall, wann ich meine Rückreise über Nürnberg nehmen wolte; so wurde es 6 Uhr. Da ich nun eben den Bury[2] vor mir hatte und kaum zwo Zeilen gelesen und einige Sprüche nachgeschlagen hatte, so sagte mir die Köchin, es wäre ein Brief unten für mich. In aller Eile lief ich hinunter und empfieng ein klein Papier, auf welchem stunde, daß ich ein Päckel auf der Post abholen könte. Augenblicklich war ich wieder angekleidet. Da ich das Päckel zu Haus voller Feuer aufmachte, so waren darin: I. Disputationes 1) 24 der meinigen,[3] 2) von Hr. M. Steiner,[4] 3) eine von Hr. Dr. Lorenz: de induratione (Verstockung) Israelis für Hr. Prof. Pezold. Welch ein angenehmer Anblick aber waren die Briefe, so ich zwischen den Disput. fand! II. Briefe 1) von M. Redslob[5] mit christl. und freundschafl. Gesinnungen und zween Aufträgen a) wegen Portraits des seligen Hr. v. Bogatzky[6] b) wegen jurist. Dispp. von 6—8 Jahren; auch Nachricht von dem von Hr. Pf. Oberlin im Steinthal angenommenen Beruf als Senior nach Eben-Ezer[7] in America und noch einige plötzliche Todesfälle. 2) von Hr. Dr. Lorenz mit Verweißen, Bestrafungen, Nachrichten, Liebe. 3) von Hr. Prof. Kugler,[8] freundschaftlich und christlich. 4) von dessen Kindern in dem nemlichen halben bogen a) von Friedrich Reinhard b) Franz Reinhard c) Christina Magdalena. Gott gebe in Gnaden, daß das Wahrheit sein und

Paquet von Straßburg.

M. Redslob gibt mir unter anderm Nachricht, daß ich drei Louis d'or von dem Otto-[9] nianischen Stip. habe, welche er dem Hr. Birr, cousin gegeben hätte nebst 6 fl. vom Stip. Marciano, um mir solches zu übermachen.

---

[1] Krebel Gottl. Friedr. 1729—93, churf. Oberkonsistorialkassierer zu Dresden (?). Seine Schriften stehen in Meusels Lex. VII, 338.

[2] M. Burry Ludw. Heinr. 1721—1760. Pfr. in Augsburg; Predigten?

[3] Er hatte in Straßburg den Magister gemacht.

[4] M. Joh Dan. Steiner, 1777 mit Patrick im Seminar, dann Diakonus zu Lingolsheim (K. V. Bl. 166).

[5] wohl ein jüngerer Redslob (vgl. 10. II Anm.) M Joh. Jak. No. 57 K. V 166.

[6] von Bogatzky Carl Heinr. † 1774. Wohltäter des Waisenhauses in Halle. Dichter geistlicher Lieder und Verf. vieler Erbauungsschriften.

[7] 1774. Oberlin wollte hin, aber es kam der amerik. Unabhängigkeitskrieg dazwischen.

[8] Kugler Joh. Reinhard aus Straßbg. seit 1755 prof. jur. (K. V. Bl 11.)

[9] Marcus Otto (von Ulm) Rat u. Vertreter Straßburgs beim westf. Frieden. Stipendium um 1673.

bleiben möge, was sie schreiben! 5) von Hr. M. Gnilius[1] freundschaftlich; mit üblen Urtheilen über Hr. Dr. Crusius; mit einer Anweisung, die Theologie aus dem N. Test. zu studieren, mit christl. Segenswünschen. 6) von Frau Oertelin,[2] voller Freundschaft, auch einiger christl. Gesinnung. 7) von derselben Sohn Johann Heinrich, ganz artig mit Nachrichten seiner Gesinnung, nicht zu studiren, und daß Jacob Schatz in der 4ten Klasse Abschied genommen habe. 8) von Hr. Krug, daraus ich sehe, daß er im guten nicht stille stehe, sondern in Kampf und Leiden treu ist; auch bittet er um eine Antwort, da er vergangenes Jahr keine auf den ersten Brief erhalten hat. 9) von Hr. Blessig[3] einige Zeilen, aus welchem ich seine und seiner Frau harte Krankheiten, seine Liebe gegen mich und Andenken ersehe. 10) drei Zeilen von Hr. Schweighäußer[4] wegen drei Portraits des sel. Hr. v. Bogatzky. Wie ich mit Durchlesung derselben fertig war, aß ich im Eifer zu Nacht und gieng nach 8 Uhr zu Hr. Prof. Pezold. (Abgabe der Disputation von Lorenz u. a. — Pezold ermahnt ihn, nicht «mitten in den collegiis» Leipzig zu verlassen) . . . .

Sonntag 22. Jan.

. . . . (M. Kopf, ein «Vespertiner» predigt in der Paul. Kirche um 10 Uhr) . . . . (Nachm. predigt in der Thomas-Kirche Zscharnow) . . . . nach halb 2 Uhr Feuer (im Ofen) mit großem Rauch, welcher mich so ofte quälte, als bisher noch nicht geschehen! (Ursache: Schneesturm) . . . . zwischen dem Lesen sunge ich zwei Gesänge.

Montag 23. Jan.

. . . . (Rauch! noch Wind) . . . . (15. hebr. Stunde).

Dienstag 24. Jan.

. . . . betete, was ich gestern morgens ganz unterlassen und abends nur zum Theil verrichtet hatte . . . . («Kalte Bewegung» um die Stadt herum) . . . . von 3 bis 4 Uhr zum letzten Mahle bei Hr. Lektor Selig, dem ich für den Monat zu 16 Stunden, die Woche viermal, zween Thaler gab nach dem Vertrag . . . . (Große Kälte) . . . .

16. und letzte hebr. Stunde.

---

[1] M. Joh. Heinr. Gnilius, Abendprediger bei Alt St. Peter, Diak. zu Breuschwickersheim. K V. No. 30 Bl. 166. Als Pädagog des Wilhelmitanums war Gnilius 1755 wegen Pietismus (Konventikeln) vor die Oberkirchenpfleger geladen und mit Absetzung bedroht worden (vgl hierüber, wie überhaupt über die Maßregelung der Pietisten in Straßburg «Erichson, das Coll. Wilhelmitanum 1894», S. 68 ff.)

[2] Ein M. Oertel war 1771 Abendprediger in St. Wilhelm und Lingolsheim (K. V. No 34.)

[3] Der bekannte Joh. Lorenz Blessig. seit 1787 ord. Prof der Theol. † 1816.

[4] Wohl Joh. Mich. Schweighäuser, 1777 mit Patrik im Sem. und Abendprediger in St. Wilh. (K. V. No. 67 Bl. 166.)

Mittwoch 25. Jan. . . . . legte mich nach 11 Uhr und betete im Bette.

Donnerstag 26. Jan. . . . . schrieb den Empfang des Straßburger Paquetts vom 21ten hujus auf in das Ausgabenbuch und in die empfangenen Briefe . . . .

Freitag 27. Jan. . . . . (Zwei Spaziergänge «ums Thor herum» und «vors Thor hinaus».)

Samstag 28 Jan. . . . . Wie ich (nach 4 Uhr) nach Haus kam, wartete Hr. Müller aus Suhl, so bei Hr. Büchling Diener ist, auf mich, nachdem er eben mit der Poste aus Halle gekommen war, und übergab mir 3 Briefe: 1) von Hr. adj. Müller, freundschaftlich; christlich; mit Danksagung und Empfehlung an Hr. Dr. Lorenz in Straßburg, 2) von Hr. Büchling; zärtlich; mit christlichen Gesinnungen; mit Anbietung, wenn ich Geld brauchte, mir zu leihen, ohne Zinsen, ja sogar, wenn es erst in der Ewigkeit bezahlet würde, 3) von Hr. v. der Heyden, darin er mir seine Liebe bezeuget und sich wundert, daß ich ihm auf zwei nicht geantwortet habe, da ich doch keines von beiden zu sehen bekomme. — Wie ich Feuer gemacht hatte, begleitete ich Hr. Müller in den Birnbaum . . . . (Nach 10 Uhr abends) lase ich bei tabac in Bury, rasirte mich . .

Hr. Müller, Kaufmanns Diener aus Suhl.

Hr. v. d. Heyden st. theol. aus Wiesheim bei Heidelberg.

Sonntag 29. Jan. . . . . Um 9 Uhr kam Hr. Muiller zum caffée, den ich auf 8 Uhr bestellet hatte . . . . Nach 10 Uhr giengen wir auf einige Augenblicke in die Paul. Kirche, wo Hr. M. Hebenstein predigte . . . . (Nachm.) hörte ich Zscharnow in der Nicolai Kirche über das Evangel. . . . . (Besuch bei Pezold) . . . . das Gespräch (M. Hempel war dazu gekommen) betraf verschiedene Geschenke, welche für Hr. adj. Muiller in kurzer Zeit eingeloffen, und desselben große Kenntniß der H. Schrift nebst durchgängigen, scharfsichtigen Beobachtungs Geist . . . . (Pezold las auch eine «recension einer Herrenhut-Bibelarbeit vor, welche Hr. Pastor Jacobi gemacht hat für die Crit. Sammlung») Diese Herrenhut. Bibelarbeit ist ein erbärmlich Ding . . . .

Hr. Pastor Jacobi, nicht weit von hier, ist Mitarbeiter an der Crit Sammlung.

Montag 30. Jan. . . . . Hr. Muiller (aus Suhl) sagte mir, er wolte seine Sachen in Halle abholen und nicht nach Hauße reisen, sondern hier bleiben bei einigen Landsleuten, bis er condition bekäme . . . . ich schrieb einige Zeilen auf ein 4 Blatt an Hr. Büchling . . . . brachte dieses Blatt mit 4 Disputationen i. e. 8 Stück dem Hr. Müller in den Birnbaum: 1) an Hr. Prof. Freylinghausen[1] 2) an Hr. Dr.

[1] Freylinghausen Gottl. Anast., Prof. der Theol. in Halle und Dir. des Waisenhauses † 1785, wohl der Sohn des bekannten Dichters geistl Lieder.

Noesselt[1] 3) Hr. Prof. Thunmann[2] 4) Hr. adj. Muiller; trunke Wurzener Bier, welches ich nicht bezahlen durfte, und rauchte eine Pfeife tabac bis gegen 9 Uhr . . . .

Hr. Müller zahlte Bier für mich.

(Zweimaliger kleiner Spaziergang, der zweite mit drei Freunden, wobei von «anatomischen Dingen» die Rede war.)

Dienstag 31. Jan.

(Klage über sein spätes Aufstehen und «Freß-Begierde»)

Mittwoch 1. Febr.

. . . . Nach dem MEssen lase ich Zeitungen bis gegen 3 Uhr unter allem Lermen und Rauch in der Gaststube, da es doch gar nicht kalt ist und ich hätte sollen auf meine Stube gehen . . . . (Abends) ich rüstete die Kleidungsstücke zur Reise des folgenden Tages . . . .

Freude am Lermen.

. . . . kleidete mich an, ging nach halb 8 Uhr zu Hr. Vogel und mit demselben nach Plaussig zu Hr. Mag. Schmidt; um der Uiberschwemmung willen mußten wir nahe an Plaussig einen, doch nicht großen Umweg nehmen. Hr. M. Schmidt war, wie uns die Frau Magisterin sagte, auf seiner Filial zu Segeritz, wo er predigte und Communion hielte und wohl erst gegen 3 Uhr zurück käme. Wir entschloßen uns also, auch dahin zu gehen. Da nun der bisherige Weg schon kothig genug gewesen, so kamen wir nun in einen noch kothigteren, weil wir den rechten Weg nicht trafen. Ein schmaler, aber tiefer Bach hinderte uns überzusetzen. Wir giengen also immer demselben nach, bis wir eine Gegend funden, wo wir ohne Gefahr übersetzen konnten. Plaussig liegt in der Tiefe; Segeritz auch, aber die Kirche auf einem Berge nebst einem verlaßenen und verwüsteten Gartenhaus. Die Kirche selbst droht den Einsturz, da schon ein Theil der Mauer bei der Cantzel-Treppe eingefallen ist; sie soll auf das Frühjahr gebaut werden. Die Gräber sind bei der Kirche und werden an einem crucifix erkant, so aus nebeneinander gelegten Kieselsteinen gebildet wird. Sie hatten in der Kirche eben den Glauben gesungen und die Predigt war angegangen über das Evangelium . . . . (sie war «unterrichtend, faßlich und erbaulich».) . . . . Wie endlich Hr. M. Schmidt herauskam, so bewillkommte er uns ganz freundlich und sagte, er hätte nun noch die Betstunde zu halten. (Er ließ sie aber «durch den Schulmeister halten») und ging mit uns in seine Wohnung nach Plaussig, wo in aller Eil ein herrlich MEssen auf dem Tische stunde: 1) eine Suppe, die

Donnerstag 2. Febr. Von oben her hatten wir Sonnenschein, aber auch starken Wind. — Nicht weit von Plaussig steht eine Kirche auf einem Berge, welche S. Thecla heißt. Die Bauern nennen sie Thiegelkirche.

Gezierte Gräber.

Betstunde vom Schulmeister gehalten.

[1] Noesselt Joh. Aug. 1734—1807; seit 1767 ord. Prof. der Theol. in Halle (seit 66 Dr. theol.).

[2] Thunmann Joh., ein geb. Schwede 1746—78 Prof. der Gesch. in Halle.

ich nicht zu benennen weiß 2) ein schön Stück gebeitztes und gebratenes Rindfleisch 3) ein Milch-Reiß oder Hirse-Muß. Dabei vortreflich Bier und Pontac-Wein.[1] Nach dem Essen folgte caffée mit einer Pfeife tabac. Das Gespräch war von allerlei Büchern, da wir eben in seiner Bibliothec oder Studirstub speißten, wobei ich manche . . . . mir unbekannte in die Hände bekam; besonders auch von der Critischen Sammlung und von dem ärgerlichen Buche: An die Prediger, — fünfzehn Provinzial-Blätter[2] 1774 in 8 — welches man gar nicht einmal zu verstehen im Stande ist; vom Steinthal und Hr. Pfarrers Oberlin vocation nach Ebenezer; (vgl. 21. I) von des Candidaten Kirchners Predigten in Versen, so in Merseburg gehalten wurden, welchem aber der Hr. Superintendent Schmidt, des Hr. Magisters Vaters, die Meinung in prosa gesagt hat, da er von der Canzel kam . . . . (Um 3 Uhr Rückkehr; um 5 Uhr wieder in Leipzig) . . . . (In der Gaststube) erzählete Hr. York allerlei Geschichten von Bären, Wölfen, die ich mit der einen oder andern vermehrte . . . .

e. g. Foertsch Anw. zum erbaul. Predigen; Schmitt comment. in Ebraeos et ep. Judae; Senf, Unterricht für den gemeinenMann; Bürck, Pastoraltheol.; die Gesch. der Verfolg. d. Protest. in Frankreich in 2 Teilen von Lambert übersetzt.

Freitag 3. Febr. . . . . gieng zu Hr. Lct. Thalemann, (vgl. 26. XII.) dem ich die Ursache des Todes des Hr. Prof. Fricke[3] in Halle erzählte nebst dem angenommenen Beruf des Hr. Pf. Oberlin von Straßburg[4] . . . . er sagte mir: Hr. Herder, Consistorial-Rath in Bückeburg seie Verfasser von den Provinzialblättern (s. 2. Febr.), welche noch nicht so arg wären, als die Urkunde über das erste Buch Mose[5] . . . . («Hospes» in Clodius Kolleg über die epist. Ciceron. ad Atticum) . . . .

Samstag 4. Febr. (Herr Müller kommt von Halle zurück mit mündlichen «Danksagungen und Complimenten», und bringt auch «einen Lect. Catal.» mit) . . . . (Brief «von vier Blättern an den Gnäd. Hr. Vicepraes. Baron v. Hohenthal»)

Sonntag 5. Febr. Ausbrennung. . . . . Sonntag nach Tische war ich in der Gaststube zu trinken, wobei Tabacs-Pfeifen weiß brennete . . . . (Besuch bei Pezold) Unser Gespräch betraf Hr. Lct. Thalemann, der nebst dem Hr. Prof. Ernesti alles bei Hr. Dr. Crusius gehört hat. Denn Hr. Dr. Ernest. schickte ehedem alle seine Leute zu Hr. Dr. Crusius,

Anekdote.

---

[1] Im 18. Jahrhundert gesagt für Bordeaux-Wein.
[2] Vgl. 3. II.
[3] Fricke Joh. Heinr., Prof jur. in Halle † 9 I. 1775.
[4] Im Steinthal (s. 2. II)
[5] 1774 «Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift» (Werke zur Rel. und Theol. Bd. 5 und 6).

bis sie Collegae wurden, und sonst noch was wegen einem Buch hinzukam; von der Einwirkung der bösen Geister auf die Seelen der Menschen, welche Ernesti ganz läugnet; Vitringae[1] Erklärung der Apocalypsis, die wohl zu gebrauchen wäre, ob sie wohl sehr von der Bengelischen unterschieden ist .... ich borgte von ihm Burck Rechtfertigung, zweite Aufl. in 8 Stuttgard 1763 .... (Besuch der Peterskirche. «Hr. M. Kiesewetter predigt. Es kam eine oder die andere erweckende Stelle vor». Vorm. hatte er in der Paul. Kirche Hempel gehört. Pezold empfiehlt «Dekleys Gesch. der Saracenen in zwei mäsigen 8-Bänden, aus dem engl. übersetzt von Thomas Arnold und den Coran», den der nämliche aus dem Englischen von Sale übersetzt habe). Vitringa apocalypsis.

.... ziemlicher Schnee gefallen .... wolte den Brief an den Gnäd. Hr. Ober Vicepraesidenten ins Intelligenzcomtoir tragen; weil ich aber Hr. Inspektor Deutrich nicht antraf, wie schon gestern Abend, so gieng ich zu Hr. Müller (aus Suhl), welcher in einem Keller logirte bei seinem Landsmann Hr. Wigand, einem Gewehr-Fabricant, und sich eben frisiren ließ. Um 11 Uhr gieng ich wieder ins Intell. Comtoir und gab den Brief nebst vier Stücken Disputationen ab .... («Bewegung ums Thor bei kaltem Wetter») .... (Briefe nach Halle; Antwort vgl. 28. Januar) .... Montag 6. Febr. Im Keller das erste mahl.

.... trug die Briefe in einem couvert auf die Poste .... Nach dem MEssen fand ich zu meiner großen Freude den schon lang gewünschten Brief von Straßburg von Hr. Cousin Birr mit inl. Wechselbrief von sechs Louisd'or oder Carlsd'or; er wünscht sehr, mich wieder zu sehen und gibt mir Nachricht von dem erbärmlichen Zustand seines Hr. Vaters, meines Theuren Hr. Oncle. Zugleich war ein couvert dabei von Halle, darinnen lagen Briefe von Hr. Münch, christl. und freundschaftl. mit einigen Nachrichten der sich immer mehr verschlimmernden Universitaet 2) Hrn. Inspector Fleischmann, offenherzig, christlich, zärtlich mit vielen namentlichen Grüßen vom Waisenhaus 3) Hr. Inspector Seeger in Wernigerode .... ich holte meinen Wechsel bei Hr. Freege, an den er gestellet war, trunk eine Flasche Merseburger in dem Keller .... schrieb die abgel. und empf. Briefe auf .... (Besuch bei Pezold, dem er «die Straßburger Dienstag 7. Febr. Wechsel von Straßburg. Briefe von Halle. Eincassierung. Trinken.

[1] Vitringa ein holländ. Theolog † 1722 «anacrisis Apocalypseos».

Nachricht communiciert» . . . . «ein großer Theil des Gesprächs bezog sich auf Straßburg») . . . .

Mittwoch 8. Febr.

. . . . Die drei collegia von 9—12 Uhr habe ich mit allem Vorsatz versäumt, weil ich mir die Zeit meines hiesigen Aufenthalts gar kurz bestimmte und doch gerne noch die Dogmatic für mich wiederholt hätte . . . . nach 2 Uhr lase ich auf der Raths-Bibliothec in Josephi Justi Scaligeri Thesaurus temporum[1] von vornen an und in Victor Tunurensis[2] Chronico p. 6 von den verbesserten Evangeliis unter Anastasio in Folio Amstel. 1658 ed. Alexander Morus cum aliis anonymis . . . . besuchte Hr. Dr. Crusius. Er sagte: man schmiede insgeheim in den Cabinetten der Großen an einer allgemeinen Religions-Vereinigung und zwar so, daß man keine Geistlichen zu Rathe zieht; wann diese einmal wird zu Stande kommen, so wird man diejenigen verfolgen, welche sich derselben nicht unterwerfen werden. In Wien ist ein lutherischer Baron catholisch worden durch folgende Capitulation: er behielt sich vor und erhielt auch, daß er sehr wenige Messen hören, das Hl. Abendmahl sub utraque genießen, von Anbetung der Heiligen und Fegfeuer nichts glauben darf etc. Leibnitz habe eine demonstrationem mathematicam de substantiatione[3] geschrieben hinterlassen, welche in Wolfenbüttel oder Hannover auf der Bibliothec ist, und sonst an einer unione religionum gearbeitet, woraus . . . . Hr. Dr. Crusius einen geheimen Auszug ganz im Vertrauen zugeschickt bekam. Nun sahe ich zuerst, warum Hr. Dr. Crusius in seiner Metaphysic in einer Note so dreiste von dieser schändlichen Sache rede, da doch die Communication des Aufsatzes dem König in Preußen war abgeschlagen worden, wie auch dem Hofrath Raspe, der vom Landgraf in Hessen nach Italien geschickt wurde, Schmetterlinge, antiquitaeten etc. zusammenzutreiben . . . . dann wurde von Hr. Dr. Lorentz geredet und auch von Hr. Prof. Stoeber,[4] welchen er ziemlich kennet

Raths-Bibliothec.

Stobaei loci communes sind nicht hier.

Religions-Vereinigung.

Ein Lutherischer Baron capitulirt.

Geheime, aber sichere Nachricht von Leibnitz.

Hr. Prof. Stoeber.

---

[1] Das Werk «Thes. Temp. complectens Eusebii Pamphili chronicon cum isagogicis chronologiae canonibus». 2 Fol. Amsterdam 1658 legte den Grund zur wissenschaftlichen Chronologie. Scaliger, 1540—1609, Franzose, Polyhistor, wurde prot. und † als Prof. hon. in Leyden.

[2] Victor, Bischof von Tununa (6. Jahrh.) «Chronicon ab urbe condita» (nur von 444—465 erhalten).

[3] Systema theologicum, erst 1819 herausgegeben. Vgl. darüber, sowie über die Unionsverhandlungen Rom-Wien-Hannover den Aufsatz von R. Eucken in Herz. Realenc.

[4] Elias Stöber Arg. Prof. extraord. theol. seit 1768 † 1778.

und von ihm sagte: er wäre vor etwa 30 Jahren eine Zeitlang hier gewesen, als ein Mitglied des Prediger-Collegii, wovon Hr. Dr. Cr. Senior war. Er hätte demselben nie viel gutes zugetraut; er seie ein sehr steifer roher Mann .... Er gab mir ein Glas gutes Merseburger Bier zu trinken und sagte: eine Stunde von Aachen auf holländischer Grenze hielten die dortigen Lutheraner ihren Gottesdienst; der dasige Prediger sei gestorben .... das wäre eine Stelle, die sich für mich ganz wohl schicken würde, wogegen ich sagte, daß ich mich der Straßburger Beförderungen nicht gerne verlustig machte. Wie ich fortgehen wollte, so schenkte er mir zween Thaler und sagte, er wolte mit einigen andern guten Freunden reden, um noch was zu erhalten, damit ich bis Ostern hier bleiben könte. Hierbei fragte er, ob ich von seinen Büchern hätte? — Nein — Wie ich dann durchkäme? — Allein mit dem Hören und nachschreiben. — Ei, ei, sie müssen von meinen Schriften haben! — Ich werde mir dieselben in andern Umständen anschaffen; bisher habe ich nur suchen müssen, meinen hiesigen Aufenthalt zu verlängern. — Nun, so thun sie nur das und besuchen sie meine Stunden fleißig; es wird ihnen hernach bei Lesung meiner Schriften ungemein zu statten kommen. — Und so hab ich mich empfohlen. Doch muß ich nicht vergessen, daß Hr. Dr. Cr. auch die Aehnlichkeit der heutigen philos. Christen und Reformatoren mit den alten Heiden darthat etc. Von dem Geschenk und Verspruch des Hr. Dr. Crusius gab ich gleich dem Hr. Prof. Pezold Nachricht ....

Hr. Dr. Cr. schenkt mir zween Thaler.

Aehnlichkeit der heutigen Modechristen mit den Römern und Griechen.

.... war im collegio über die proph. Theol. bei Hr. Dr. Cr. von 11—12 Uhr, das erstemal in diesem Jahr, doch ohne was nachzuschreiben .... Nach dem MEssen gieng mit Hr. Burkard ums Thor, wozu Hr. Vogt kam, famulus bei Hr. Dr. Aichler an der Stelle Hammers, welcher auch den Hohenthalischen Tisch hatte und eine Magd schwängerte.

Donnerstag 9. Febr.

Hammer stud. theol. von Dresden schwängert eine Magd.

.... (Unwohl, weil zwei Tage nicht geheizt; «sahe so übel aus des Mittags», daß ihn seine Tischgenossen darüber beschrieen haben.)

.... schluckte poudre d'A. (vgl. 23 II) nachdem ich warm Wasser hatte; daher arbeitete ich wenig oder fast gar nicht bis 4 Uhr .... dann aber fuhr ich ernstlich fort in der Absch. Rede zu Windsheim und An(tritts) Predigt zu Altorf Prof. Doederleins in 4 1773 .... Sie haben viel gutes, diese beiden Predigten, doch wünschte ich sie noch christlicher. (Dann liest er noch «Werenfels Bewegungsgründe

Freitag 10. Febr.

Purgation oder Laxanz.

Zwo Predigten gedruckt in Altorf.

der h. Schrift mit Dr. Baumgartens Vorrede 1774 Halle und endigt dieses Buch am folgenden Tage) . . . .

Samstag 11. Febr. . . . . holte nach 2 Uhr ein Zänglein, so mir Hr. Rockstroh, mein Tischgenoß, ein Mediciner, verschafte, um ein Stückgen Nagel herauszuziehen am großen rechten Zähen, so mir die Nacht über Schmerzen und heute mich hinkend gemacht hat . . . .

Sonntag 12. Febr. . . . . (Pezold predigt in der Paulin. Kirche «gut und christlich») Nach der Predigt ermahnte er fürtrefflich zu einer Steuer für die abgebrannte Stadt Reichenbach . . . . Um 4 Uhr (nach dem Nachm. Gottesdienst) machte ich Feuer mit abscheulichem Rauch . . . . nach 8 Uhr sunge ich einige Lieder; um 9 Uhr fuhr ich fort, in der Bibel zu lesen, wo ich im vorigen Jahre war stehen geblieben; denn ordentlich habe ich dieses Jahr noch nicht darinnen gelesen. Der Gnädige Gott vergebe mir diese Geringschätzung seines Wortes um Jesu Christi willen.

Montag 13. Febr . . . . machte Feuer mit abermal. abscheul. Rauche; schrieb einen Brief an den Gnäd. Hr. Obervicepresidenten Baron von Hohenthal nach der Lausitz (er trägt ihn ins Intelligenz-Comtoir) . . . . Seit dem 9. Februar werde ich überall beschrien, daß ich so elend aussähe . . . . (Spaziergang «ums Thor») . . . . Man hört so viel von großen Wassern . . . .

Bewegung, welche mir sehr nöthig ist.

Dienstag 14. Febr. . . . . kochte Thee zum erstenmahle gegen 8 Uhr . . . («ein wenig ums Thor») . . . .

Mittwoch 15. Febr. . . . . kochte thee . . . . («ein wenig ums Thor») . . . Um halb 2 Uhr spatzierte ich eine starke Stunde nach Schocher, einem Dorf, wo ich zwo Kannen Bier trunke.

Donnerstag 16. Febr. . . . . Nach dem MEssen gieng ich in Gesellschaft ein wenig ums Thor herum, speißte Wurst und trunke dazu . . (Verfehlte Besuche bei Pezold und Hempel) daher gieng ich auf dem Markte spazieren bis 7 Uhr und verweilte mich unvermuthet bei allerlei Erzählungen, besonders von bösen Jägern, Gespenstern etc. in der Gaststube bis halb 9 Uhr . . . . sunge noch im Bette: «Nun ruhen alle Wälder» etc.

Doppeltes Mittagessen.

Freitag 17. Febr. . . . . machte klein Holz, worüber es 11 Uhr schlug . . . Um 5 Uhr empfieng ich einen Brief von Hr. Pfarrer Claus im Frcf. am Mayn . . . . Der Brief ist aufrichtend, christlich; giebt mir verschiedenes zu verstehen, meinen Hochmuth niederzuschlagen . . . . (Der Brief kam «durch Hr. Prof. Pezold und enthielt den wiederholten «Antrag, nach Ostindien als Missionarius» zu gehen) . . . . (Besuch bei Pezold.) Es wurde geredet von den Herrenhutern, dabei ich manches neues hörte e. g. daß sie nichts von der Drei-

einigkeit vortragen .... und von einem neuen großen Wunderthäter in der Probstei Ellwangen in Schwaben. Er ist ein Catholischer Prediger Namens Gnaser oder Gnasner.[1] Dieser hat schon verschiedene kleine Stücke drucken lassen, woraus man siehet, wie sein System beschaffen seie. Nemlich er sucht zu behaupten, daß es zweierlei Krankheiten gäbe 1) natürliche 2) teuflische. Die letzteren könten die Aerzte nicht heilen .... Um nun zu erfahren, ob die Krankheit natürlich seie oder vom Teufel herrühre, so macht er erst einen Versuch, Probativum, das ist: der Patient muß vor ihm knien; er legt ihm die Hände auf, sagt heimlich einige Gebete und dann spricht er laut etwa ähnliche folgende Worte auf lateinisch: Praecipio tibi Satan, ut incipias vexare hunc hominen etc. Und wann die Krankheit sich gleich merklich zeigt, so ist es ein Beweiß, daß sie teuflisch seie. Da er dann den Teufel heißt ausfahren. Es sollen schon viele hundert Menschen von ihm auf diese Weise geheilt worden sein, geringe und vornehme, auch adeliche. Welche er alle auf Messehören verweiset und sie Gebete lehret wider den Teufel. Uibrigens braucht er bei seinen exorcismis Crucifix etc. — Von Seiten und Befehl des Gnäd. Hr. Obervicepraesidenten Bar. v. Hohenthal sagte mir Hr. Prof. Pezold, daß demselben mein erster Brief gefallen habe; ich möchte fortfahren zu schreiben; und ob es nicht zu machen wäre, daß der gute Mann noch ein Jahr in Leipzig bleiben könnte ....

Ein Röm. Cath. Prediger zeigt sich als Wunderthäter.

Exorcismus Prob.

Consummationes exorc.

Gnade des Hr. Baron von Hohenthal Excell für mich.

.... (Nichts von Bedeutung.) Samstag 18 Febr.

.... putzte Schnallen etc. .... (M. Anton predigt in der Paul. Kirche) .... (Nachm. hält ebenda Hr. M. Hund seine «Abzugspredigt.») Sonntag 19. Febr.

.... Nach dem MEssen gieng ich auf dem Gottes-Acker herum, welcher sehr groß und weitläufig ist mit Grabsteinen, Gruften und Schwibbogen. Gellert liegt mit seinem Bruder in einer Gruft, deren Stein oder Deckel in der Aufschrift nichts weiteres hat, als den Namen, officium nebst dem Jahre der Geburt und des Todes .... ich gieng nach 8 Uhr zu Haug. Wir redeten unter andern von der Commission, die hier ist; daß vielleicht die Stadtsoldaten sollen abgeschaft werden, welche ohnedem nicht immer Montag 20. Febr

Gellerts Gruft.

Besuch bei Haug.

[1] Gassner Joh. Jos. 1727 in Voralberg geb., begann seine Austreibungen in Klösterle (Chur) und setzte sie unter großem Aufsehen in Ellwangen (vgl. 2. Juni) und Regensburg fort. Er † 1779 als Dekan in Pondorf (Regensburg) Vgl. den Aufs. von Mast im Kirchenlexikon von Hergenröther-Kaulen.

waren; daß der Apotheker Lincke seine Hure geheurathet, welche jetzo als seine Hausfrau ordentlich mit ihm leben soll; seine Frau starb vor 4 Jahren, so daß ihr das Fleisch vom Leibe fiele von der Hurerey; von dem Tode des jungen Königs, Buchhändlers in Straßburg, den 2ten Weihnachts-Feyertag vorigen Jahres, welcher in Berlin, Leipzig und auf seiner ganzen Reise sehr gehuret haben soll; daß der hiesige Dr. Matthesius so sehr geitzig seie, wovon zur Probe angeführt wurde, daß er einstens einer Frau gleich nach gesprochener absolution in der Beichte Geld zu sechs procent angeboten hat, welche ein Haus gekauft hatte etc.

Geitz eines Doctoris theologiae.

Dienstag 21. Febr.

Bier bei Hr. Landgraf im Keller.

.... Nach dem MEssen trunke ich in Barthels Keller bei (mit) Hr. Müller Merseburger Bier .... In dem coll. sagte mir Hr. Jaenike die Antwort des Hr. Bar. v. Hohenthal auf mein letzteres Schreiben also: Er bedaure, daß ich nur bis Ostern könne hier bleiben; doch wann meine Umstände so sind, wie ich geschrieben habe, so könne Er mir's nicht übel nehmen, wann ich fortgienge. Und dis war alles .... Zu Hauß gieng ich in der Stube auf und ab und faßte in Gottes Namen den Entschluß, bis Ostern hier zu bleiben, ich mag von andern Leuten Geld erhalten oder nicht (Gebet) .... (Um 6 Uhr bringt Jaenike einen Brief von Hr. Prof. Thunmann in Halle vgl. 30. I). Der Brief war an Hr. Crusius Buchhändler durch Einschlag gekommen; dieser heftete einen Zettul ans schwarze Brett wegen demselben, welches Hr. Jaenike im coll. erfahren hat, den Brief nach dem convicte abholte und mir gleich brachte.

Verlasset euch nicht auf Menschen.

Mittwoch 22. Febr.

(Nichts von Bedeutung.)

Donnerstag 23. Febr.

.... Nach dem MEssen kam es Hr. Rockstroh (stud. med. s. o. 11. Febr.) ein, mein Zimmer zu besehen, in welchem ich ihm einige Aepfel gab und das Poudre d'Aillard (s. o. 10. Febr.) wies, weil er gesagt hatte, er wolte versuchen, ob er nicht erfahren könte, aus was es bestünde; er gestund aber seine Unwissenheit .... ich spatzierte bis gegen Lindenau eine kleine halbe Stunde ....

Freitag 24. Febr.

.... Anfang der Wiederholung der Crusiusischen Dogmatic ....

Samstag 25. Febr.

.... (Abends) lase ich bei tabac in Allix, worüber mich Hr. York und seine Frau störten, da sie neben mir zu Bette gehen wolten, indem sie sich bei mir aufhielten eine Weile, ob ich gleich kein Feuer hatte ....

Sonntag 6. Febr.

.... (Predigt des M. Lohdius in der Paul. Kirche) .... Nach der Kirche um 1 Uhr gieng ich mit Hr. Müller abgeredeter Weise in den Kuchengarten, wo eine große Menge Leute waren, die in den vielen kleinen Hütten

Der Kuchengarten Im Sommer muß es sehr angenehm hier sein.

Kuchen asen, caffée und Bier trunken und tabac rauchten. Ich bezahlte für Hr. Müller und auch für Hr. Rockstroh, der sich herzu machte .... Es war das schönste Wetter.

.... Nach dem MEssen mußte ich zu Hr. Prof. ord. Schreber[1] in der Oecomonie, Cameral-Sachen. Er trug mir eine Informator's-Stelle an nach Holland mit zweihundert Gulden Gehalt etc. Ich schlug es aber ab, weil ich nach Ostern nach Haus zurückkehren wolte nach Gottes Willen. Der Mann ist christlich und, wie es scheint, gründlich und schon lange. Er rühmte den Hr. Dr. Lorenz sehr .... Montag 27 Febr.

.... ich lase in Allix bis 4 Uhr vor dem Hällischen Thor .... Dienstag 28. Febr.

.... Auch heute warme sehr schöne Witterung ... war von 2 — nach 3 Uhr auf der anatomie, wo mir Hr. Rockstroh stud. med., ein Tischgenoß, allerlei praeparata wies, besonders auch Kinder vom ersten Anfang an, die einem ganz kleinen Wurm gleich sind, bis sie nach und nach die menschliche Bildung erhalten .... gieng mit Hr. Jaenicke, einem christl. stud. theol. aus Berlin, (vgl. 15. XII) der Inspector am Hohenthalischen Tische ist, um die Stadt, weil ihm nicht wohl war. Mittwoch 1. Martius. Anatomie. Die Gestalt der kleinsten Kinder.

.... das heutige Schlußgebet (Pezolds in der Vorlesung über die Apokalypse) war eine schöne Erweiterung des Gebets des Herrn .... Apocal. 19.

.... gegen halb 10 Uhr gieng ich, die creandos Magistros zu sehen. Der Zug gieng aus dem rothen collegio[2] in das nicht weit davon gelegene Auditorium Philosophicum.[3] Den Anfang machten vier Musicanten, deren die beiden ersteren jeder eine Posaune bliese und ein Schild in Form einer großen Medaille an sich hängen hatte; die beeden andern Musicanten bliesen eine Clarinete oder Hautbois ich weiß nicht mehr, — darauf folgten die beeden Pedellen mit ihren Sceptern und rothen Uiberröcken. 3. der Rector Magnificus, Hr. Prof. Morus im Ornat i. e. Pelzmantel und Fürstenhut und ebenso neben ihm Hr. Prof. Ernesti als jetziger Decanus und zugleich Procancellarius 4. Die Professores ordinarii Fac. Philol. zum Theil. 5. Magistri creandi in schwarzen Kleidern und Mänteln und Haarbeuteln. Wie der Zug im auditorio war, so setzte sich Donnerstag 2. Martium. Magisterium ist hier jährlich in dieser Woche.

---

[1] Schreber Dan. Gottfr. Prof. der Landwirthsch. und Cameralistik. Der Lehrstuhl hierfür war erst 1763 errichtet worden (Friedberg, die Univ. L. S. 57.)

[2] Friedberg (die Un Leipz.) 13. 18. 52.

[3] Ebenda 22. 50. 52.

Wie die Mag. creandi als Baccalaurei ausgerufen wurden, musicirten die Musicanten eine Weile, u. eben so, da sie als Licentiati erkläret wurden.

Hr. Pr. Morus unter einen grünen Himmel und Hr. Pr. Ernesti trat auf den catheder. Da das Geräusch ein wenig vorbei war, fieng Hr. Pr. Ern. an: Quod felix funstumque sit atque Fortunatum ego Aug. Guil. Ernesti te N. N. etc. Baccalaureos Philosophiae renuncio, und darauf hielt er eine Rede von den Schicksaalen der Dichtkunst und Geschichte dieses Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten, wo er vielerlei zu tadeln wußte. Nach einiger Zeit rufte er creandos Magistros als Licentiatos Philosophiae aus, fuhr in seiner Rede fort. Dann hieß er namentlich einige das ausgearbeitete herlesen. Das erste war das Lob der Philos. Moral., das 2te das Lob des P l a t o in griechischer Sprache; das 3te das Lob der Poeten. Als er bei jedem allemal das hergelesene gelobet und einiges selbst dazu gesetzt hatte, ohne eben allemal das Ganze herlesen zu lassen, so wolte er sie in die Höhe rufen neben den Catheder und gleich unter demselben, welche beede Stellen auch grün überzogen waren. Allein es wurde noch verschoben, bis zween alte fünfzigjährige Magistri ausgerufen und complimentirt waren, nemlich 1) Hr. Dr. P l a t z Professor Therapiae dahier, so im 17. Jahr Magister wurde unter Joh. Henr. Ernesti, damaligem Decano 2) Hr. H o f m a n n Rector Gymnasii zu Merseburg, bei welchem Hr. Dr. Crusius zur Schule gieng. Wie dieses geschehen war und die creandi Magistri in der Höhe stunden, so setzte Hr. Pr. Ern. dem ersten creando ein violettes Baretlein auf, welches etwas kleiner, aber tiefer im Kopf ist als das S t r a ß b u r g e r, und gab den übrigen mit der Hand Erlaubnus, daß es ein jeder selbst nehmen solte und aufsetzen. Weil ein Gelächter entstunde, so hielten es die übrigen alle mit der Hand nur über den Kopf. Darauf steckte er dem ersten einen Ring an den Finger, und die übrigen thatens selbst. Als er ihnen ein unermüdetes Lesen der Bücher empfahl, machte er dem ersten das Buch in Folio auf, welches zu dem Ende jeder vor sich liegen hatte, und die übrigen thaten es selbst. Sie solten aber auch das ohne Buch wissen, was sie aus dem Buch gelernet hätten; daher machte er's dem ersten wieder zu, und die übrigen thatens selbst. Hierauf mußte der erste ein Collegium und zwar über Aristotelem (halten) welches er aber nicht ganz auslesen durfte. Sodann machte er Hrn. Prof. und Doctor P l a z nebst Hr. Rector H o f m a n n zum zweitenmahle und die übrigen, sowohl die es per Diploma worden, als die gegenwärtigen zum erstenmahle zu Magistris. Worauf dann den Schluß machte Hr. Dr. P l a z, so unter dem Himmel dem Hr. Pr. M o r u s zur Rechten Hand sase,

Die Namen der neuen Magistrorum (werden hier am Rande aufgezählt).

Der 67jährige Hr. Dr. Plaz ist noch ein sehr guter Poet.

mit schönen lateinischen Versen und das auswendig. Gleich neben Hr. Dr. Plaz sase Hr. Rector Hofmann, aber nicht mehr unter dem Himmel, indem dem Hr. Pr. Morus zur linken Hand saß der Graf von Bünau mit zwei epaulettes und croix de mérite unter dem Himmel. Neben Hr. Hofmann saß der junge Hr. Graf von Schönburg (Ernesti, Crusius etc) und nach einem Zwischenraum die Juristische und Medicinische Facultaeten, die Magistri legentes etc. Der Zug ging hinaus (wobei «auf der Nicolaikirche mit Posaunen und Trompetten geblasen» wurde), wie er gekommen war. Und so war es halb 1 Uhr .... Nach dem MEssen (mit Burkard und Rockstroh) in den Kuchengarten, trunken Bier, asen Kuchen und rauchten jeder eine Pfeife tabac wechselsweise .... Vorher waren wir im Wendlerischen Garten gewesen, gleich vor dem Grimmischen Thor, um Gellerts Monument zu sehen. Der Garten ist nach hießiger Art nicht groß, aber gut angelegt. Das Monument steht etwa mitten im Garten in gerader Linie mit der Treppe, welche aus dem Sommer-Stübchen, durch welches man hineingehen muß, in den Garten herabführet. Es bestehet aus einer Säule auf einem Postement, an welcher Ende das Bildniß Gellerts zu sehen, welches sehr wohl getroffen sein soll. Auf der andern Seite, dem Bildniß gerade entgegen, steht: Memoriae Gellerti Sacrum. Auf der Säule steht eine Urne, auf welcher zwo Gratien liegen mit den Gesichtern auf der Urne und weinen; die dritte Gratie ist unter der Urne und hält dem Haupte Gellerts einen Loorbeer Kranz vor. Der Marmor ist sächsisch, aber vielleicht durch das Fahren sehr gestücket, welches manche Zierde wegnimmt. Der Garten ist offen, da man nach Belieben herumgehen kan ....

Nemlich die übrigen Herren kamen einer nach dem anderen gegen u. nach 11 Uhr.

Wechselweises Tabac-Rauchen.

Gellerts Monument in dem Garten Hrn. Wendlers.

.... zweimalige kleine Bewegung ....

Freitag 3. Martius.

.... lase im Spanhemii[1] Historia imaginum restituta praecipue adversus Gallos scriptores nuperos Lud. Maimburg et Natalem Alexandrum in 8 Lugd. Bat. 1686 ....

Samst. 4. Martius.

.... (Crusius predigt in der Pauliner Kirche «mit Eifer») .... Nach der Kirche sahe ich die Prinz-Gallischen Soldaten, so zum Theil hier liegen, ein wenig exerciren vor dem Peters-Thor, wo der Galgen für die Soldaten steht, auf welchem viele Namen auf Blech angeschlagen sind .... Nach Tische führte mich Hr. Burckard in den Leerschischen Garten, welcher

Donnerstag 5. Martius.

Galgen.

Der Leerschische große Garten.

---

[1] Spanhem Friedr. aus Genf 1632–1701 Prof. in Heidelberg und Leiden.

schrecklich groß, aber gut angelegt ist und noch mehr verschönert wird. Es sind 1) große Statuen drinnen, welche den Mercur, Mars, Janus, Saturnus, Minerva etc. vorstellen nebst fast unzähligen kleinen in Größe eines Kindes mit allerlei Geräthe und Spielwerk. 2) ein kleinerer wohl gezierter Garten, ganz mit Wasser umgeben, worüber jetzo keine Brücke geschlagen war; es scheint aber, daß etwa im Sommer an vier Orten eine Brücke angelegt wird. 3) ein Schneckenberg, der unvermerkt in die Höhe führt .... Sonst liegt der Garten am Wasser — Pleiße — und hat ein schönes Haus mitten drinnen nebst einem eingebauten kleineren am Wasser, auch ein großes Gewächshaus .... (Bei Jaenike lernt er den Schulmeister Lehmann kennen «der armen Schule des Gnäd. Hr. Obervicepraes. von Hohenthal» in Schmerkendorf bei Torgau») .... Hr. Zöllikofer[1] in der reformirten Kirche predigte um zu gefallen ....

Schneckenberg.

Gewächshaus war ganz angefüllt.

Montag 6. Martius.

.... Rauch! .... machte klein Holz! ....

Dienstag 7. Martius.

Leipziger Platz.

... ase nach dem coll. ein Stück Kuchen h. e. Platz in der Gaststube, so mir Fr. Yorkin schenkte, weil mir die Magd noch kein Brod geholet hatte und mich auf einmal hungerte .... Einfall einer neuen Erklärung der Worte Gen. 3. 22: «Und Gott der Jehovah sprach: Siehe, Adam ist worden wie einer, der gegessen hat von demselben Baum des Erkenntnüsses guten und bösen.»[2] (Er hält diese Erklärung für die einzig wahre und will sie durch den Druck lateinisch den Gelehrten unterbreiten. Am Rande bemerkt er aber später: «Ich wollte, daß ich diesen Einfall nie gehabt hätte.») .... (v. Hohenthal ist an 60 Jahre alt und hat «eine faule Krankheit») .... Hr. Lehmann erzählte, daß die Landleute in hießigen Gegenden sehr lamentirten, weil alles so wohlfeil wäre (sie könnten kaum die Steuern bezahlen, und doch sei in 3 oder 4 Jahren nichts gesät noch geerntet worden «wegen dem Wasser») .... (bei Pezold wird geredet u. a.) von Hr. Deyling,[3] der als hiesiger Superintendent gestorben ist. Nemlich die Großmutter des jetzigen Churfürsten, die Gemahlin des Königs in Pohlen befahl, die Litaney zu ändern, wo wider den Pabst gebeten wird; man solle das Lied nicht

Hr. Dr. Deyling zeigte Glauben.

---

[1] Zollikofer Georg Joach. aus St. Gallen 1730—88. Seit 58 in Leipzig; Freund Lavaters, aber Rationalist. Gœthe erwähnt ihn lobend in Dichtung und Wahrheit.

[2] «Und Gott Jahveh sprach: «Siehe der Mensch ist geworden wie unsereiner, so daß er Gutes und Böses erkennt (Reuss).

[3] Deyling Sal. 1677 - 1755. Seit 1720 Superintendent (Dichter geistl. Lieder).

mehr singen: «Erhalt uns Herr bei deinem Wort» etc. Hr. Dr. Deyling aber ließ ihr sagen, seinen Kopf könnte sie haben, aber um ihretwillen würde er das Lied nicht ungesungen lassen; den Weg nach Regenspurg wisse er wohl, ohne eben über Dresden zu gehen ....

.... die Augen gut zu erhalten, diene sehr, wann man nüchtern etwas Fenchel kauet, den man hernach wegwirft und dann sich die verschlossenen Augen mit Speichel streichet .... Mittwoch 8. Martius. Mittel für die Augen.

.... schrieb die Bücher auf, die ich theils noch in Halle, theils hier gekauft oder geschenkt bekommen habe .... Hr. Lehmann erzählte, daß kein Catholischer Bürger oder der irgend ein Gewerb triebe in Wittenberg wohnen darf, welches zum Theil in Dresden auch ist; daß vor etwa vierzehn Jahren 200 Studenten einen Keller umringet und einen Catholischen Pater haben ermorden wollen, der auf dem Keller einigen Catholischen das Abendmahl gereichet hatte. Der Pater wurde aber dadurch gerettet, daß bei der Nacht zwo Kutschen an den Keller geschickt wurden, in deren erstere der Pater sich setzen mußte. Die Studenten meinten, er wäre in der hinteren und stachen daher dieselbe überall durch und schoßen auch drein; ferner daß vor einem Jahr sich einige Studenten nackend gebadet an einer Wieße und so den dasigen Mädgens nachgeloffen .... (Beschreibung des Leichenbegängnisses eines griechischen Studenten in Leipzig; er war «an der Auszehrung gestorben, die er sich durch Hurerey zugezogen») ... Donnerstag 9. Martius. Etwas der Ordnung halben. Die Studiosi wollen einen Pfaffen umbringen. Exempel der Wildheit der Wittenberger Studiosorum.

(Nichts von Bedeutung.) Freitag 10. Martius.

.... Nach dem MEssen, welches ich und alle am ganzen Tische nur zur Hälfte i. e. nur die Suppe genießen konte, ase ich in der Gaststube Butter und Brod und trunke .... spatzierte zum Spitalthor hinaus und las die gel. und pol. fr. Zeitungen bei starkem Winde .... Samstag 11. Martius. Sauerkraut, das niemand essen konnte.

.... (Langer Gebetsseufzer: «Ach, Gott, befreie mich auch von dem spätern Aufstehen am Sonntag!» etc.) ... (In der Paul. Kirche predigt Dr. Richter «nach seiner Fähigkeit») .... besuchte Hr. Pr. Pezold; er sagte mir, wann ich nach Haus käme, so möchte ich Goldhagens[1] Erinnerungen über Gellerts Moral, Mannheim 1774, unter den Catholischen suchen bekannt zu machen .... Es scheint, daß dieser Goldhagen wirkliche Erfahrungen der Gnade habe. Unter den Catholischen mag es noch manche redliche Seelen geben, indem es in apocalypsi Sonntag 12. Martius.

[1] Goldhagen 1701—72 Rektor in Magdeburg.

Geschichte von Rom. s. Anecdote.

heißet, daß das Volk Gottes aus Babel ausgehen soll, wann sie fallen soll. Und ein Hr. Baron, der in Rom gewesen ist, hat dem Dr. Crusius einmal erzählet: wie er einstens in der Mitternacht von ferne habe singen hören. Als er des morgens den Wirth fragte, was das wäre, antwortete derselbe . . . . es wäre eine Gesellschaft, welche miteinander die Bibel läse und sänge. Hierbei wurde (auch) von dem Zustand der Catholischen in Straßburg geredet . . . . Er schenkte mir einige carmina teutsch, die ode des Hr. Baron v. Hohenthal filii jun. nebst einer Schrift von ihm selbst über die Ep. ad. Ephesios . . . .

Montag 13. Martius.

. . . . Um 9 Uhr, wie ich ins Collegium wolte, sahe ich die Thomas-Schüler internos et externos vorbeiziehen und Gregorius singen mit schwarzen Mänteln, Sträußen etc. Es soll ein Vermächtnuß sein . . . . machte meine Rechnung richtig mit meiner Wirthin . . . .

. . . . großer Rauch wegen dem sehr stürmischen Wetter . . . .

Supplementum zum 12ten Martius: Hr. Pezold erzählte auch: Es ist so schwer Professor in Jena zu werden, daß man sagt, man könte leichter Pabst werden. Dann es sind vier Höfe, die das Recht, zu besetzen, haben 1) Weimar 2) Gotha 3) Coburg 4) Saalfeld. Hildburghaußen hat sich loßgesagt. Diese 4 Höfe dörfen nun nicht nach plurimis votis besetzen, sondern es müssen unanimia sein. — Da muß also Einer an den Höfen herumreißen und sollicitiren e. g. Hr. Prof. Philosophiae daselbst Schramm, so jetzt blind ist und doch Bücher schreibt dictando, hat zehn Jahre lang petirt, bis er endlich Professor extraordinarius geworden ist.

Es ist nicht leicht Professor in Jena zu werden.

Dienstag 14. Martius.

. . . . schrieb Briefe nach Straßburg . . . . sahe zum erstenmahle die hießigen Caermonien beim Kindertaufen in der Nicolai Kirche . . . Seitdem Hr. Bahrdt[1] Superintendent hier ist, werden die sogenannten Fasten-Examina von jetzo an bis Ostern mit aller Strenge gehalten. Man nimmt gewiße Theile der Stadt zusammen, welches von Haus zu Haus angesagt wird, und da muß alles kommen bei Strafe von sechs Groschen für die Dienst-Mägde . . . .

Nicht zu tadelnder Zwang.

Mittwoch 15. Mart.

. . . . trug die Briefe nach Straßburg auf die Poste 1) an Hr. Cousin Birr 2) Joh. Heinrich Oertel filio 3) M. Redslob . . .

Donnerstag 16. Mart. Die Quartalrede.

. . . . hörte die Quartalrede in der Paul. Kirche.

---

[1] Bahrdt Dr. Joh. Friedr. 1718—75 (16. Nov.) 1755 o. Pr. der Theol. vorher Oberkatechet an der Peterskirche und a. o. Prof. — Superint. seit 1773.

Der Zug der Hr. Professorum dahin geschahe gegen halb 10 Uhr auf gewöhnliche und schon beschriebene Weise. Sobald sie in die Kirche kamen, fiengen die häufigen Thomas-Schüler an, eine lateinische Music zu machen, nach deren Erledigung Hr. M. Limprecht auf die Canzel stieg und eine lat. Rede hielte: De impedimentis, quo minus satisfactio Christi salutarem in animis hominum fructum efficiat. Dies ist der Inhalt des Thematis. Von Anfang bis etwa in die Mitte sagte er dieselbe auswendig her; dann aber wolte es nicht weiter gehen, daß er daher das concept zur Hand nehmen und ablesen mußte, welches wiederum unangenehm war, weil er wegen blödem Gesicht, an dem er sich schon 2 mal hat operiren lassen, ganz elend lase. Wie die Rede geendigt, machten die Thomas-Schüler wieder eine Music; da inzwischen die Herren Professores von ihren Plätzen die Treppe herunter giengen um den Altar herum und sich dann in die Stühle im Chor setzten. Hr. M. Scharff, der an der Nicolai Kirche stehet, trat an den Altar, da dann alles in Lateinisch verrichtet wurde, was sonst teutsch geschieht e. g. Das Singen derer auf der Orgel, das Gebet, der Segen . . . .

Freitag 17. Martius.

. . . . Nach dem MEssen lase ich drei carmina auf des Hr. Dr. Plaz (s. 2. III.) 50 jähriges Magisterium («Fac. Medica Lipsiensis» lat. und deutsch von Prof. Clodius,[1] und ein lateinisches von M. Anton im Auftrag der Hörer) . . . . Das Gespräch (bei Pezold) betraf großentheils den Hr. Dr. Lorenz, dessen Lebenslauf in actis ecclesiasticis stehet, so zu Weimar heraus kommen; es wurde auch geredet von der Leibnitzischen Philosophie, welche Hr. Dr. Pezold sehr verabscheuet etc. . . . .

Acta ecclesiastica haben Hr. Dr. Lorenz Lebenslauf.

Samstag 18. Martius.

. . . . endigte des Hr. Dr. «Crusii» Plan des Reiches Gottes», ein Buch, welches bei seiner Kürze sehr viel in sich fasset» . . . . Nach dem MEssen führte mich Hr. Burckard in den Apelischen Garten nicht weit von der Pleißenburg. Dieser stellt einen großen Circul vor, welcher doppelt ist durch zwei Wasser; er ist schön angelegt; hat nicht weit vom Eingange zween gleiche Teiche; dann folgen einige Alleen nach Engländischer Art etc. Auch sind Statuen darinnen . . . . In der Nicolai Kirche sahe und hörte ich die studiosos etwas von horas singen,

Der Apelische Garten.

---

[1] Clodius Chr. Aug. 1738—84, seit 1764 Prof. der Phil. (poësos), mit Kleist befreundet, von Gellert gefördert, von Gœthe in Dichtung und Wahrheit (2 Th.) erwähnt. Jöcher nennt ihn «den berühmten Dichter». Sic transit gloria mundi!

welches Dienstags, Donnerstags und Samstags geschieht zwischen 1 und 2 Uhr .... (Auf der Rathsbibliothek) — lase zu Hauß die drei Vorreden zu Crusius «Anweisung, vernünftig zu leben» in 8. (3. verm. Aufl. Leipzig 1767) .... Hr. Prof. Pezold hat uns diesen Abend ein Buch gewiesen von einem Catholischen gewesenen Münche, Namens Oehninger[1] in kl. 8 bei Sommer Leipzig 1775. Es ist von Dresden aus confiscirt worden.

Sonntag 19. Martius.

.... (Die Peterskirche, wo M. Ide predigte, war «gedrungen voll») ....

.... Um 11 Uhr war es Zeit zum MEssen ....

Der Bosensche Garten.

Nach demselben gieng ich in den Bosen'schen Garten. Dieser ist fürchterlich groß und mit ausgesuchter mühsamer Kunst angelegt. Es sind Berge, Thäler, Wasserkünste, Baumgänge etc. drinnen. Die ganz schändlichen Statuen aber des Hymens mitten im Garten, des Saturnus oder Jupiters und der Venus in der Grotte erregten bei mir und meinem Begleitern Eckel und Abscheu. Uibrigens zerfallen die angelegten Gewächshäußer etc. gar sehr, weil nichts erneuert wird. Der Garten gehöret dreien oder vieren aus der Familie Bose, davon keiner etwas dazu hergeben will; er liegt hinter dem hölzernen Comoedien-Hauße vor dem Grimmischen Thore ....

Die schändlichsten Statuen.

Montag 20. Martius.

.... Bei dem MEssen wurde verkündigt von Hr. Jaenicke Insp. im Namen des Gnäd. Hr. Vicepraesident: daß derjenige vom Tisch excludirt sein solte, welcher ausbliebe ohne Entschuldigung ....

Dienst. 21. Martius.

.... Nach 10 Uhr (Abends) gieng in der Stube auf und ab und überlegte, wie viel mich mein hießiger Aufenthalt noch kosten möge ....

Mittw. 22. Martius.

.... (Auf der Rathsbibliothek) ....

Donnerst. 23. Martius.

.... flickte Strümpfe .... (Crusius beginnt in überfülltem Saal über die Offenbarung Johannis zu lesen) .... Hr. Müller besuchte mich. Wir rauchten tabac und trunken Bier .... Das Gespräch war u. A. von dem Hr. Dr. Traenkmann, einem jungen advocaten, der eine Tochter des Hr. Breitkopf, Buchhändlers, zur Ehe hat, welche in den ersten Wochen ist. Diese Frau ist schön und der Vater hat Vermögen. Dennoch ging er letztern Montag fort nach Berlin mit der ältesten Tochter zwischen 11 und 18 Jahren der Frau Hofräthin Steegerin. Er hat diese

Hr. Breitkopfs Tochter.

---

[1] Oehninger Georg aus Ochsenfurt, 44 Jahre lang Kapuziner in Würzburg. 1774 in Berlin übergetreten. Seine Schriften bei Meusel Lex. X. 165.

Tochter wollen heirathen; die Mutter aber war es nicht zufrieden. Nun hat er sie neben der Frau geschwängert und führt sie davon. Dabei er Geld, Schmuck, Kleider, zwischen vier und fünftausend werth, mitgenommen hat etc. — Hr. Müller erzählte mir auch von einem Hr. S t u h l m ü l l e r, der vor etlichen Jahren aus einem Capuciner-Closter entsprungen und mit seiner Kutte auf dem Leibe hierher gekommen ist, um Lutherisch zu werden. Er hatte nur 3 Pfennige Geld noch übrig; allein ein Kaufmann schenkte ihm gleich etliche Louisd'or und andere, darunter vorzüglich Hr. L i m b u r g e r, nahmen sich seiner an und schaften ihm Logis, Kleider und Geld. Er ist noch hier und wird nächstens mit einem jungen Herrn auf Reisen gehen . . . . Cappuciner.

Freitag 24. Martius. . . . . Wie ich mich ankleidete, pochte ein Tischler-Junge an meine Thüre und bat sich eine Ordnung des Heiles aus von S c h m i t z, um communiciren zu können. Er sei arm etc. Ich gab ihm 2 Ggr. da er sagte, daß das Buch 18 d. koste . . . . Gegen 4 Uhr gieng ich um die Stadt herum, und weil mir auf einmal meine begangene jugendliche Greuel an dem andern Geschlecht besonders lebhafter, als schon lange nicht geschehen ist, vor die Augen kamen, so beugte mich dieses und machte mich seufzen, welches ich zu Hauße, mit gefaltenen Händen in der Stube auf und abgehend, fortsetzte, Gott um Gnade bat . . . . Seufzen u. Beten.

Samstag 25. Martius. Ich stand auf ein Vierthel nach 6 Uhr; sunge: «O Jesus, süses Licht» und «Von Gott will ich nicht lassen» . . . . arbeitete an einem schriftlichen Aufsatz (über seine «Erklärung» von Gen. 3, 22 vgl. 7. März. Am Rande steht: «Angefangene Arbeit zum Druck. Es möchte etwa heißen zum Verbrennen») . . . . trug einen Brief an den Gnäd. Hr. Obervicepr. Bar. v. H o h e n t h a l ins Intelligenz-Comtoir . . . . Der Schlaf war unruhig und unterbrochen wegen einem w i l d e n B a l gerade unter mir, der erst zwischen 3 und 4 Uhr endigte.

Sonntag 26. Martius. . . . . Das Evangelium wurde (in der Peterskirche) von Hr. M. Ide g e s u n g e n oder geleiert.

. . . . Nach der Predigt (in der Paul. Kirche) wurde ein C h u r f ü r s t l i c h e s M a n d a t von der Sonntags-Feier gelesen . . . . und darauf der B u ß t a g verkündet auf künftigen Freitag. . . . . (Nachm. predigt Hr. M. S c h a a r s c h m i d t in der Peterskirche:) Er scheint mir ein ganz gutes Gemüth zu haben, welches vielleicht bei beßerer Anleitung christlich werden würde . . . . (In B u r c k s Buch von der Rechtfertigung, «hab ich nebst anderen Schriften Disputationen binden lassen».) . . . . Churf. Mandat, so aber öffentlich verspottet wird; dann die Leute laufen aus der Kirche während des Lesens.

Ich hatte Ursache mich sehr im Gebet zu beugen vor Gott und legte mich.

Montag 27. Martius. Neuer Winter. .... hatte schon des Morgens Feuer .... machte klein Holz .... fuhr fort an meinem schriftl. Aufsatz (vgl. 25. III) ....

Dienstag 28. Martius. .... (wie gestern) .... hörte Hr. Dr. Ernesti ein wenig einen Stipendiaten examiniren über die Sacramente, wo er μυστήριον in Eph. 5, 32 erklärte: eine sehr große Allegorie .... (Bücher von Pezold geliehen) .... An diesem Tage mußte ich ein wenig Holz kaufen lassen ...

Mittwoch 29. Martius. .... (Crusius) fragte nach meinen Umständen und schenkte mir abermal zween Thaler, die ich nur zum Bier anwenden solte .... arbeitete an meinem schriftl. Aufsatze .... Nach dem MEssen, bei welchem ich mit allen membris ordinariis verehrt bekam: Petermann[1] Erlaubte Beleuchtung der aus dem Englischen übersetzten Vier Abhandlungen Dr. Eduard Harwoods .... in Commission des Leipziger Intelligenz-Comtoir 1775, lase ich die Zeitungen beim Bier in der Gaststube .... Geschenk von Hr. Pr. Pezold: Eine Probe von der Art, wie der Hr. Dr. Semler seine Zeugen anzuführen pflegt, vorgelegt von Joh. Melchior Götze[2] in 8. Hamburg 1771. Hr. M. Muiller hat diesen Polzen nach Hamburg geschickt und da hat ihn Hr. Goetze verschossen ....

Donnerstag 30. Martius. .... Es war hart gefroren des morgens .... ich endigte die Goetzisch-Müllerische Probe. Es betrift dieselbe verschiedene Stellen aus Rich. Simons[3] Remarques, Paris 1675 .... welche Hr. Dr. Semler mit Fleiß, wie es scheint, unrichtig angeführt hat ....

.... (Bücher aus der Crusius'schen Biblioth. gegen einen von mir gestellten Zettul) .... Wie ich darauf in die Gaststube gieng, so kleidete sich Frau Yorkin eben

Zorn und Streit. an und trunke caffée. Zuerst spaßte ich und sie auch; dar-

---

[1] Wohl Petermann Georg 1710—92 gest. in Dresden «als Senior des geistlichen Ministeriums». Seine Schriften bei Meusel Lex. X. 329.

[2] Der bekannte Hamburger Pastor Göze 1717—68. Der Streit mit Semler begann 1765 über den griech. Text der Polyglottenbibel des span. Kardinals Ximenes von 1517.

[3] Simon Richard, franz. Orientalist (zuerst Oratorianer, dann noch als solcher Landpfarrer in der Normandie, trat 1678 aus dem Orden; seit 1682 frei in Paris). 1638—1712. Sein Hauptwerk: «Hist. critique du Vieux Test.» (Der Pentateuch. abgesehen vom Gesetz, ist nicht von Moses, sondern von Schriftgelehrten in der Zeit Esras unter Leitung des Sanhedrin.) Er schrieb auch eine Hist. critique du texte du Nouveau Test. und N. T. traduit en français avec de Remarques littérales et critiques.

nach fragte ich, warum sie sich ankleidete; sie sagte, um in die Vorbereitungs-Kirche auf den Bußtag zu gehen, worauf ich versetzte, wenn man so gottesfürchtig ist und darnach wieder in den Charten spielt etc. Ich schreibe dieses auf wegen den Folgen; denn er und sie haben sich beide sehr darüber erzürnet. Meine Unvorsichtigkeit und sonstige Fehler dabei wollest du mir verzeihen, gnädiger Gott, und diese blinden und sicheren Leute erleuchten und zu einem heilsamen Nachdenken bringen! . . . .

Feitag 31. Martius.

Allg. Fast- Buß- und Bettag . . . . flickte einen Strumpf . . . . Wie ich auf das Schloß oder Pleißenburg[1] kam, sahe es aus, als wäre schon gespeiset worden. (So war es auch, und er aß nun daheim: «ein Stück Fleisch vom gestrigen Nachtessen und drei Fastenbretzeln mit Butter nebst Merseburger Bier») . . . .

Samstag 1. Aprilis.

. . . . schrieb einen Brief nach Frankfurt am Main an Hr. Actuarius Feyerbach dem Hr. Yorck zu gefallen, der mich schon einigemale darum ersuchet hatte . . . . den Brief wird er morgen mitnehmen . . . .

Sonntag 2. Aprilis.

. . . . Die meiste Trägheit zum Guten (spüre ich) am Sonntag! Des Vormittags nicht in der Kirche . . . . Um 4 Uhr gieng ich mit Hr. Müller nach dem Dorfe Lindenau . . . .

Montag 3. Aprilis.

Böhmischer Bauern Rebellion.

. . . . (Unwohl infolge des gestrigen Spazierganges) . . . . Hr. Müller kam (und erzählte u. a.) es hätten sich über 10000 Bauern zusammen rottiret, um ihre Freiheit mit Gewalt zu behaupten, welche ihnen der Kaiser auf seiner letzten Reise[2] versprochen, die Edelleute aber gehindert haben, oder in ein ander Land zu gehen . . . .

Dienstag 4. Aprilis.

. . . . (Nichts von Bedeutung.)

Mittwoch 5. Aprilis.

. . . . es fiel mir ein, zu einigen Capiteln meiner ebr. Bibel Verse zu schreiben, welches ich auch that bis 12 Uhr . . . . Nach 3 Uhr gieng ich auf die Bibliothec wo ein famulus einigen Freunden die Seltenheiten in den vergitterten Schränken (Kasten) wiese, welches ich nebst Hr. Jaenike mitgenoß. Es waren u. a. 1) ein schwedischer Runen-Calender 2) Wachstafeln schwarze, die man brauchte, ehe die Druckerei erfunden . . . . 3) allerlei kleine deutsche Lares oder römische mitunter von Metall 4) eine Lapländische Zauber-Drommel 5) allerlei Steine e. g. ein

[1] Hier war also der «Hohenthalische Tisch» (vgl. 8. IV). Ueber das Leipz. Konvikt: Friedberg die Univ. L. 78 u. a.

[2] Josef II. war in den ersten siebenziger Jahren in Böhmen, wo damals eine Hungersnot herrschte.

Muschelstein aus hiesigen Sandbergen ; ein Asbest, ein Stück Stein, woraus der kostbare Leinwand ehedessen verfertiget wurde[1] 6) ein Turkischer Beutel von Blei gestrickt etc. . . .

Donnerstag 6. Aprilis.

. . . . Briefe nach Halle . . . . Nach 10 Uhr mit Hr. Burkard in das juristische auditorium, wo der Graf von Schönburg disputirte . . . . de feudis femininis. Man sagt : seit 200 Jahren hätte kein Graf disputirt auf der hiesigen Universitaet. Es schiene, daß der Hr. Graf etwas gelernt hatte. Hier merke ich den Unterschied an, den man hier bei Disputationen macht : 1) gewöhnliche werden über Theses gehalten, wobei die Opponenten gewählet werden 2) Solenne sind, wenn man eine Materie ordentlich ausarbeitet und opponieren läßt, wer Lust hat, und so war die heutige. Es hatte der junge Hr. Graf, so bei 20 Jahren sein wird, einen ohngefehr fleischfarbigten mit etwas Gold besetzten Rock etc. an, alles einerlei. Der Praeses (Advokat Dr. Kind) hatte ein blaulich Kleid an mit Gold besetzt, ohngefehr wie die französischen Aerzte des Soldaten-Hospitals in Straßburg zu gehen pflegen . . . . (Er geht im Laufe des Tages noch zweimal in diese Disputation) . . . .

Freitag 7. Aprilis. Erste Gosen.

. . . . Nach dem MEssen ging ich nach Cholitz vor dem Hallischen Thor und trunke zum erstenmahle Gosen oder weis Bier, welches eine Art von Briham (?), nur stärker, ist . . . . (Besuch bei Pezold). Es wurde geredet: von Wittenberg . . . . von dem appanagirten Hr. Graf von der Lippe, welcher zu Baruth sich aufhält. Er ist ein Witwer mit einem Kind und endlich Bräutigam der gnäd. Fräulein von Hohenthal, des Hr. Oberviceepraes. Tochter. Der Religion nach ist er reformirt und dies machte am meisten Schwierigkeit auf Seiten der Braut, so daß auch Hr. Dr. Crusius ein Bedenken darüber aufsetzen mußte. Sonst soll er ein christlicher Herr sein . . . . von (der Stadt) Hof in Bayreuth, da ein gesegneter Zustand seie unter den 5 Predigern und Zuhörern.

Hr. Graf von der Lippe hat nur ein Dorf und wenig Mittel.

Erst kurz ist ein Befehl von Dresden gekommen wegen der Taufe der Luther. u. Reform.Kinder.

Samstag. 8. Aprilis.

. . . . Das letzte Mittagessen am Hohenthalischen Tische . . . . gieng um die Stadt herum, und hier ritt nach 4 Uhr nicht weit vom Grimmischen Thor Hr. Frommann in einem blauen Kleide, der in der Mitte des Novembers 1774 Straßburg verlassen hat, nachdem er sich einige Jahre daselbst aufgehalten hatte studirens halber. Er redete

Hr. Frommann stud. theol. Sein Vater ist Judaeus conversus.

[1] Asbest (Amiant) zu unverbrennlichen Geweben verarbeitbarer Stein.

mich an und ich glaubte, er irrte sich, bis wir einander beßer kennen lernten. Ich merkte bald, daß er seine schlechte Denkungsart noch nicht verbeßert hätte. Er wird sich einige Tage hier aufhalten und dann nach Halle gehen, wo er her gebürtig ist . . . .

. . . . (Dr. Koerner predigt in der Thomaskirche) besonders rührend war die Anführung derer, welche an diesem Tage zum erstenmahle communicirten. Nach der Predigt sahe ich das Hl. Abendmahl consecriren, dabei der Sicrist zweimal eine kleine Glocke läutete etc. . . . . Dann gieng ich in den halben Mond, Hr. Frommann zu sprechen, um etwa was neues von Straßburg zu hören; er wußte aber nicht viel besonderes. Es wurde viel geredet von Hr. M. Blessig und darunter, daß er schon zwischen drei und viertausend Gulden auf seine Reise[1] verwendet habe, welches ihm von vielen übel genommen würde. Der Vater Frommann war auch da, von dem ich eine ganz schlechte idée bekam. Von den gottseligen Lehrern in Straßburg etc. redete er verächtlich . . . . MittagEssen (daheim) für mein Geld . . . . (Nachm. Predigt in der Neuen Kirche; ein Student predigte) . . . . (Besuch bei Pezold). Es wurde geredet von Hr. Frommann, dem Vater und Sohn; der Vater sei ein Heuchler und schlechter Mann, der Sohn tauge auch nicht viel und seie gar ein Dieb. Hr. Körner wäre einer der besten hießigen Prediger . . . . es seie nur Schade, daß die hiesigen Prediger nicht mehr eingezogen lebten, sondern so viele Besuche zu machen und anzunehmen hätten, dabei des Schmausens kein Ende wird, und das machen besonders die weitläufigen Anverwandten. . . . . Sonntag 9. Aprilis.

. . . . . schrieb die Wäsche auf . . . . Hr. Müller aus Suhl nimmt Abschied. Er reiset zu Fuß mit Hr. Langguth Stud. med. aus Suhl und Hr. Stuhlmuiller, dem gewesenen Cappuciner (vgl. 23. III) . . . . gab dem Hr. Dr. Crusius Nachricht, daß ich nach Wittenberg wolte . . . . um halb 11 Uhr zu Haus ließ ich mir die Haare schneiden (dauerte bis 1/2 12 Uhr) . . . . («Kleiner Besuch» bei Pezold). Er sagte, da eben Basedow Elementarbuch in drei Theilen nebst den Kupfer-Tafeln darzu vor mir lag: Wann Basedow nur gar nichts von der Religion in diesem Buche geschrieben hätte, so könte mans mit weniger Gefahr brauchen, als wie ein anderes philosophisches Buch . . . . (Besuch bei Frommann). Montag 10. Aprilis.

---

[1] Blessig besuchte 1772—75 Wien, Oberitalien, Ungarn, Böhmen, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin, Göttingen, Holland und Belgien.

Er brachte mir einen Brief nach Straßburg an die Frau Pfarrerin Christin, denselben durch Gelegenheit in der Messe fortzuschicken. Dabei bat er mich, sein unterthänig compliment zu melden, wenn ich nach Straßburg käme, an Hr. Dr. Lorentz, Hr. Pfarrer Stuber,[1] Hr. Prof. Kugler,[2] Jungfrau Braunin und Fr. Pfr. Christin,[3] Tochter und Sohn; alle diese Persohnen wären ihm sehr werth und Straßburg würde er nimmer vergessen. Sonst sagte er mir, daß er im letzteren September 78 Livres vom Prechterischen Stipendio für Ausländer erhalten hätte .... Es scheint doch, daß er noch sehr unter der Bearbeitung des Geistes Gottes stehe .... Dies nahm ich in Sonderheit wahr, da ich ihm beim Fortgehen an meiner Stuben-Thüre sagte: «Vergessen sie nur nicht, was sie für gutes in Straßburg von Hr. Dr. Lorentz gehöret und gesehen haben. Denn wenn sie sich auf Semlers Seite schlagen und seinen Unfug und Unflath annehmen, so wird es sie einmal sehr reuen, in Straßburg gewesen zu sein» .... Ich gieng zu Hr. Prof. Pezold wegen meinen Aufsätzen. Die Erklärung Gen. 3, 22 (vgl. 24. III) billigte er gar nicht; sie wäre viel zu hart, indem keine dergleichen ellipses könten angenommen werden; die Argumenten dafür bewiesen nichts .... So geht es aber, wenn man eher lehren will, als man genug gelernet hat! ....

Dienstag 11. Aprilis. .... Kalt zum Gebet .... Jaenicke und Burckhard wünschten mir eine glückliche Reiße ... rasirte mich ..

Mittwoch 12. Aprilis. .... rüstete allerlei auf die Reise .... (Abschied von Pezold und Crusius, die ihm allerlei Grüße etc. auftragen. Letzterer schenkte ihm einen Thaler) .... Gegen 11 Uhr gieng ich in Gottes Namen fort (auf die Reise nach Wittenberg). Nicht weit vor dem Thor gieng ein Mann aus Delitsch mit mir bis an die Straße nach Düben. Etwa 3 Uhr kehrte ich im rothen Hahn ein, nachdem ich durch Wind, Schnee, Hunger, Durst, Müdigkeit fast ganz entkräftet war; das gute und wohlfeile MEssen nebst der Ruhe erquickten mich wieder. Von hier aus fuhr ich auf einem leeren Holtzwagen mit einem Reuter vom Fürstl. Dessauischen Regiment nach Düben.[4] Unser Gespräch war u. A. vom Kriege,

(Bis 23. IV. fehlen Randbemerkungen.)

---

[1] Stuber Joh. Georg seit 1767 an St. Thomas † 1797 (K. V. Bl. 40) oder Johannes an St. Wilhelm † 77 (Bl. 44).
[2] Kugler, s. 21. I.
[3] Christ Joh. Heinr. seit 1753 an St. Nikolai (ebenda Bl. 28).
[4] Düben, an der Mulde.

da er nemlich 35 Jahre lang Soldat ist vom 15. Jahr an seines Alters und auch bei 15 Wunden an seinem Leibe hat .... Er sagte, so lange die Reuter auf einander feuerten, hätte es nicht viel zu bedeuten, allein wenn man zum Hauen käme, das wäre die gröseste Lust. Der Mann ist verheurathet und hat 4 Kinder. Etwa halb 7 Uhr war ich in Düben ... (Besuch bei dem Cantor M. Otto, dessen Frau, «mit ihrem großen Kopfbund» ihm wunderlich vorkam) ... Im Wirthshauße speiste ich zu Nacht in Gesellschaft eines Mannes, der Bedienter oder Kutscher sein mochte; er sagte, daß er mitten durch die aufrührischen böhmischen Bauern (vgl. 3. IV) durchgegangen seie. (Sie untersuchten ihn nur aufs Hemd nach Briefen.) Er erzählte verschiedenes von dem Zustande der Protestanten in Wien, und daß in Pressburg die ganze Stadt Lutherisch seie, auch der Rath bis auf Einen Catholischen ....

.... wusch mich in der Gaststube (Wirtshaus gut und billig) .... kam bald vor Düben draus in den Wald (er verirrt sich; ein Hirte weist ihn etwas zurecht; es schneite «bis gegen Abend») .... um ½ 7 Uhr war er (nach einem Besuch bei Propst Müller, der ihn nur unter der Haustür empfing!) zu Wittenberg im Bären. Wittenberg Donnerstag 13. Aprilis.

.... (Besuch bei Dr. Schmid; freundliche Aufnahme) ich ging dann in die Stadt-Kirche. Sie ist ziemlich groß, macht aber gar kein Ansehen; das Gewölbe ist niedrig und steht auf zwo Reihen Säulen; die Canzel war ganz nackend .... (Die Orgel wurde nicht gespielt; sie «steht dem Altare gerade entgegen») .... Es predigte Hr. M. Erdmann im Kirchenrock und Uiberschlag über das letzte Stück des Leidens Jesu, so in Straßburg in der Abendpredigt pflegt erkläret zu werden, ganz vernehmlich, faßlich und erbaulich. (Nach der Kirche Abendmahl.) Der es consecrirte, war violet über dem Chor-Hemde gekleidet mit einer Stola ... (Um 11 Uhr Mittagessen.) Kaum war ich fertig, als die Wirthin im Bären mir ansagte, daß ich das Zimmer vorn heraus verlassen müßte .... (dabei verlangte sie Bezahlung). Wie ich das Zimmer im Hof bezogen hatte, sagte mir die Magd, ich wäre 19 Ggr. schuldig. (Er beschwert sich deshalb bei der Wirthin.) Sie rechnete nach und sagte, es wären nur 17 Ggr. Aber auch das war noch theuer genug für Ein NEssen, MEssen und Nachtlager (von einem Frühstück erwähnt das Tagebuch oben nichts). Daher suchte ich ein anderes logis und kam endlich im herumgehen und nachfragen um 4 Uhr in die Gans vor dem Schloßthore .... lase noch einige epitaphia an (Charfreitag) 14. Aprilis.

der Stadtkirche und verschiedenes am schwarzen Bret, das auch an dieser Kirche ist .... (Besuch bei dem «sehr leutseligen und herablassenden» Dr. Schmid.) Er rauchte tabac zwo Pfeifen und trunke Bier, bis er mir endlich auch Bier anbot mit Entschuldigung. Das Gespräch betraf u. A. seine Metaphysic .... auch wiese er mir eine (im Druck befindliche) Schrift wider Hr. Dr. Semler, besonders de canone, lateinisch. Item von dem Zustande der universitaet Wittenberg. (In der philos. Fac. lese von 10 Docenten «fast niemand als Hiller) .... Ein Coll. in der Mathesi wird hier seit vielen Jahren gar nicht gelesen .... ohngeachtet geschickte mathematici hier sind .... (Dr. Hirt sei nach Jena gereist, werde aber am dritten Feiertag zurück sein, um «eine Ceremonie zu verrichten, die in Jena üblich sei und nur von dem Superintendenten verrichtet werden könne: die Firmelung» der Erstkommunikanten) .... (Dr. Wernsdorf[1] sei krank aus Aerger, daß er nicht Probst geworden) .... (Hr. Dr. Pezold sei ein ganz guter Mann, nur zu schlafhaubenmäßig) .... (noch Vieles «von Luther, Melanchthon, Luc. Cranach und andern Dingen») ....

Wittenberg Samstag 15. Aprilis. .... schnitt die Nägel ab an Füßen, rasirte mich, lase 20 Morgenlieder in dem Leipziger Gesangbuch, so ich mitgenommen .... Noch einige Anecdoten, so mir (gestern) Hr. Dr. Schmid sagte vom 1) vom verstorbenen Hr. Gen. Superint. Hofmann, ... er hätte eine sehr fromme Sprache geführt, wäre aber dabei sehr tückisch gewesen .... wenn er etwas gewolt hätte, so hätte ers durchgesetzt. e. g. Prof. Hiller wolte einsten einen Hr. Wagner zum Predigtamte befördern (alle Prof. seien dafür gewesen bis auf 3 oder 4: aber H. sagte: «Wagner kriegt nichts!» Bei der Abstimmung brachte er vor, Wagner lebe in incestu; er hatte nämlich die Schwester seiner verstorbenen Frau geheirathet, und daraufhin habe keiner mehr an ihn mehr denken können!) 2) von dem auch verstorbenen Probst Weickmann (der sei dem Hoffmann ähnlich gewesen und habe sich darüber die — Wassersucht zugezogen!) .... (Freundl. Aufnahme bei Prof. Dresde (20. XII) der ihn «nach Straßburg etc.» fragte.) Seine Fran Liebste, eine Wittenbergerin, klein, aber ganz artig, verständig sittsam .... (Dr. Schmidt schickt den Pedell Hartmann, um ihm «verschiedenes zu

---

[1] Wernsdorf Ernst Friedr. 1718–82 seit 56 o. Prof. in Wittenberg (vorher seit 52 in Leipzig).

zeigen» :) Er führte mich zuerst in das auditorium theologicum, das groß und schön ist. Der Catheder hat Luthers Bildnis oben mit der Umschrift: Testis eram vivus etc.; auch steht nicht weit davon: Verbum domini manet in aeternum; weiter ist der Catheder geziert mit den Siegeln der Facultaeten, mit den ersten Churfürsten, so die Univ. gestiftet haben; vor ihm sind subsellia für die auditores. (Bilder alter Prof. seit der Reformation.) Dann wies er mir den Saal, wo Dr. Luther collegia gelesen, der jetzt bloß für die Stipendiaten examina und exercitia bestimmt ist .... (Dann Luthers Wohnstube) Es steht ein alter wurmstichischer Tisch darinnen mit einer Schublade .... ein Kachelofen mit einem hohen Thurm; nicht weit davon eine Thür, über welcher Peter der Große seinen Namen geschrieben hat (mit Glas bedeckt) .... die Stube hat größtentheils noch die alten kleinen runden Glasscheiben .... (Die Bibliothek am Elsterthor «nicht gar ansehnlich an und für sich») Die Bücher sind alle mit hölzernen Gitterthüren verschlossen .... Darauf führte mich (der Bibliothekar M. Muiller) an einen Schrank mit Glasthüren, der die seltensten Bücher enthält: Davon sahe ich: 1) eine Bibelausgabe von 1532 in folio 2 Theile (mit Luthers und Melanchthons Bildern) 2) Eine dito von 1541. 3) Die Nürnberger von 1485 mit wunderlichen Kupfern, defect 4) duo libri Pasquillarum, darinnen biblische Sprüche ärgerlich applicirt werden, ein .... (?) .... von Luther 5) Ein anderes, auch Satyren von der nämlichen Zeit wider Luthern von Simon Lemnius[1] 6) von einem Grafen, der Wunderliche zugenannt, von der fruchtbringenden Gesellschaft im 17 ten Saeculo, darinnen erbauliche Sachen stehen mit Schimpf, Titeln, hin und wieder teutsch 7) Eine Bombergische[2] Bibel ebräisch, so Justus Jonas gebraucht hat und darinnen am Ende die Wochen seiner Frau aufgezeichnet hat mit den Namen der Kinder und Pathen, lateinisch 8) Ein Livius in Folio, so auch Jonas gehabt und allerlei Figuren an den Rand gemahlet hat 9) der Plato in Folio, so Melanchthon dem Dr. Luther verehret hat 10) Ein Hesiodus in Folio von Aldus[3] gedruckt 11) der erste gedruckte Homerus zu Florenz von Junta etc. Alle diese Bücher sind sauber gedruckt und haben

[1] Lemnius Sim. aus Graubünden 1510—50, Humanist, Feind Luthers.

[2] Bomberg, Drucker in Venedig (vgl. Geiger, das Stud. der hebr. Sprache in Deutschl. S. 56).

[3] Manutius Aldus, ital. Buchdruckerfamilie.

keine versiones. In einem andern verschlossenen Schranke wiese er mir 1) 3 Manuscriptos codices von Lycophron (griech. Tragödiendichter) . . . . 2) Ein Buch von einem frommen Frauenzimmer, geschrieben ausnehmend schön und enthält 365 Reimen, flüßig und erbaulich auf jeden Tag des Jahres in 5 Zeilen . . . . die Anfangsbuchstaben geben alle 365 Mahle den Namen Jesus . . . . 3) der Lorbeer Cranz, womit im 17 ten Seculo (meine ich) Taubmann[1] zum Poeten gekrönt wurde in Wittenberg 4) verschiedene kleine teutsche Münzen aus dem 30 jährigen Kriege 8) der Rosencranz Lutheri . . . . mit dem dazu gehörigen Creutze und einem doppelten Bildnisse, beides von Messing 6) Luther, sehr schön gestickt von seiner Frau Catharina von Bora nebst dem Leiden Christi, auch von ihr gestickt. 7) Ein großes zerbrochenes Glas in Form eines Kelchs, woraus Luther unter seinen Freunden getrunken hat 8) Ein Brief von eigner Hand Lutheri nebst einigen eigenhändigen Briefen von Melanthon; denn so schreibt er sich selbst . . . . (Viele Bilder Wittenberger Lehrer etc.) Im Vorsaal ist gleich an der ersten Thür ein jüdisch-teutscher schön geschriebener und gezierter Brief . . . . jolie in einer Rahme von Bettel-Juden. (Außerdem ein großer «Tubus mit zween Quadranten») . . . . Meine Fenster (in der Gans) gehen in den Garten, und ich habe prospect an die Elbe . . . . redete mit einem Collectanten aus Fischbach im Fuldaischen, der schon seit 1773 für eine Lutherische Kirche collectirt und auch in Straßburg gewesen ist.

Wittenberg Sonntag 16. Aprilis (Ostern)

. . . . ging nach 7 Uhr in die Schloßkirche, die ausnehmend schön gebauet ist. Sie kostet aber auch 185 000 Gulden, und der Thurm ist noch nicht ganz ausgezieret . . . . (Beschreibung des Innern). Die Orgel hat etwa hundert Pfeifen, in acht Ordnungen abgetheilt, ... 75 Register und einen Zimbelgang, welches wie eine Menge Schellen klingt, dabei der Zimbelstern, eine Art von goldener Sonne, oben herum lauft. Dem äuseren nach habe ich diese Orgel derjenigen in der Neuen Kirche zu Straßburg verglichen. . . . . (Unter der Orgel «ein Saal etwa für die Herrschaften») und unter diesem auf dem Boden der Kirche noch ein Saal, worinnen der Rector magnificus gewählet wird, da dann der Rector und die Theol. Fac. am Altar das Lied: «Herr Gott, dich loben wir» knieend singen, wo

---

[1] Taubmann Friedr. 1565—1613 aus Wonsees (Oberfranken) seit 1595 Prof. der Poesie und Beredsamkeit in Wittenberg, gewandter lat. Dichter, «des Kurfürsten kurzweiliger Rat».

der Rector mitten inne knieet . . . . Unter der linken Emporkirche, wann man auf der Canzel steht, ist Dr. Luther begraben. Das Grab aber ist ganz verbauen (über dem Grab «Luthers ächtes Bildnus in Lebens Größe von Lucas Cranach»; «Melanthons Bild gegenüber» nicht ächt, das Original verbrannt). Nach dem ersten Lied prächtige Music Vocal und Instrumental (Dresde predigt; «Die Action ist gut, hält aber mit der Stimme zu viel inne») . . . . (Besuch in Dr. Schmids Garten): Die Häuser in Wittenberg werden nach und nach theurer, weil so viele baufällig sind; der Rath habe vor Kurzem 6 dergleichen abtragen lassen . . . . Wittenberg wäre vor Zeiten so schön gewesen als Leipzig . . . . Schmolkens Lieder wollten ihm nicht gefallen . . . . Klopstocks geistliche Lieder könte man eher künstliche nennen. Zur Wiedererbauung der Stadt habe Danzig 80000 Thaler und die Sächs. Prinzen auch nicht mehr gegeben; überhaupt seie eine Summe von etlichen hundert Tausend Thalern zusammen gekommen als Collecte, aber dis seie lange nicht genug gewesen, um nur Hauptsachen wiederherzustellen . . . . Das Dictum 1. Joh. 5, 7[1] hält er für ächt, ob er gleich glaubt, daß wir die eigentlichen griechischen Worte des dicti nicht mehr haben . . . . (Nachm. in der Stadtkirche; Luthers Kanzel). Wie ich gegen das Chor kam, so saßen der archidiaconus und die drei übrigen Diaconi Beichte etwa 5 oder 6 Schritte von einander; der Beichtende setzte sich neben den Prediger und beichtete ganz heimlich; der Prediger stunde dann auf und absolvirte, indem er dem Beichtenden zu dreien Malen die Hand auf den Kopf legte, worauf der Beichtende das Geld hinlegte. Hier aber hielt ich mich nicht auf, sondern fragte nach dem Hr. Prof. Schroeck, bis ich ihn fand. Er ist noch jung sehr höflich, scheint aber dem Hüstergen nach die Schwindsucht zu haben. (Gespräch von allerlei theol. Büchern) . . . . (Seine Frau ist «eine lange Persohn») . . . .

. . . . rüstete mich zur Abreise, gieng grade um 7 Uhr in Gottes Namen fort und lief gleich noch bei der Stadt ein wenig irre. Nicht lange darauf gerieth ich in einen

Montag 17. Aprilis Märzdorf.

[1] «Drei sind, die da zeugen im Himmel: Der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins». Meyer krit. exet. Kommentar über das N. T. (Bd. X, Dr. Huther, Pastor zu Schwerin 1859 S. 210) sagt: «Das Gewicht der Zeugen gegen die Aechtheit ist so stark, daß es den Grundsätzen einer gesunden und unbefangenen Kritik widerspricht, diese Worte für ächt zu halten».

Sumpf, aus dem mich Gott endlich gnädig herausführte. (Dann «auf einer Art Postwagen mit 3 Pferden für einige Groschen nach Jüterbock».) Zu Seehaus[1] speiste ich etwa um 1 Uhr Käß, Butter, Brod, Bier .... (Vor Jüterbock, «einer weitläufigen, aber geringen Stadt, stehen 21 Windmühlen»). Von hier gieng ich wieder zu Fuß und zu viel gerade fort anstatt linker Hand. (Ein Schafhirt «wies ihm von ferne» den rechten Weg und er kam «ganz in Dämmerung nach Betkus»).[2] Hier bestelte ich mein NEssen und Lager. Wie ich noch nicht ganz gegessen hatte, so lud mich der christliche Schulmeister von Märzdorf[3] ein, bei ihm zu schlafen. Wir giengen also nebst seiner Frau und Hund nach 9 Uhr ganz im Dunkeln noch eine gute halbe Stunde dahin. («Christl. Gespräch» bei «zwo Pfeifen tabac» bis 11 Uhr). Zu Betkus sahe ich zum erstenmahl ein teutsches Camin-Feuer, wo mit Kienholz gefeuert wird, theils zum leuchten, theils zum wärmen. (So wars auch in Märzdorf. «Der Kachelofen ist jedesmal neben diesem Camin».)

Dienstag 18. Aprilis. Märzdorf. Baruth.

.... (Besuch des «Pastors Luidecke[4] und mit ihm in die Kirche, wo «ich im Pfarrstuhl neben ihm sitzen mußte»). Die Kirche dauerte wohl 2½ Stunden bis etwa halb 12 Uhr. (Vom Pfarrer zu Mittag geladen.) Seine Frau .... war gegen mich freundlich, obwohl ich das christliche vermißte. (Langes theol. Gespräch mit ihm, der «aus dem Brandenburgischen» gebürtig ist und «sehr christlich aussieht»). (Abschied im Schulhause). Der Hr. Schulmeister begleitete mich und trug meinen bepackten Redingotte,[5] wie die Nacht vorher, ... bis etwa auf den halben Weg nach Baruth. (Dann dichter Schneefall mit Wind.) Um 5 Uhr war ich .... auf dem Schlosse (dort Leipziger Bekannte; um 10 Uhr im Gasthofe) ....

Mittwoch 19. Aprilis. Baruth.

..... um 10 Uhr kam der Hr. Schulmeister von Märzdorf und sagte, daß er mich schon beim Hr. Superint. gemeldet hätte .... und eben als ich dieses schrieb, kam er wieder (er war noch einmal zum Superint. gegangen) .... ich kleidete mich an und wartete in der Gaststube, die zugleich Wohnstube und Küche ist, mit gevierten ge-

---

[1] Seehausen.
[2] Petkus.
[3] Merzdorf.
[4] Wohl Lüdecke (Joecher).
[5] Ueberrock.

branten Steinen belegt. Es speißten da verschiedene Schulmeister, darunter sich der von Paplitz . . . . besonders hervorthat. Es waren eitle Leute, einer mehr als der andre; meinen Hr. Schulmeister von Märzdorf, der auch dazu kam, ... griffen sie wegen seinem Christenthum an auf die letzt i. e. gegen 2 Uhr, da ich fortgieng. (Besuch beim Superint. Kunth;[1] «caffée und Kugelhopf».) Er ist ein christl. Greis von 75 Jahren, dem der Athem besonders kurz ist (Christl. Gespräch). Seine Frau, welches die dritte ist, war auch da und eine Tochter . . . . Sie schien christlich, aber von schwachen Gaben . . . . Er verehrte mir ein von ihm verfertigtes Lied: «Herr, lehre mich das große Heil» . . . . . sehr erbaulich in 10 Versen . . . . (Auf dem Schlosse hält Pastor Luidecke Mittwochs «Erbauungsstunde» für die Familie des Grafen von der Lippe (vgl. 7. IV) und das Gesinde; es kann aber jedermann teilnehmen) . . . . Es schlief diese Nacht ein advocat in meinem Zimmer . . . .

Donnerstag 20. Aprilis Baruth.

. . . . ziemlich Schnee . . . . dann bald Regen, bald Sonne . . . . (Vergeblicher Besuch beim Grafen; er war ausgefahren). Er soll 70 Jahre haben und christlich sein. Er ist reformirt und communicirt . . . . bei einem Prediger, der aus Berlin hierher gerufen wird; uibrigens hält er es mit den Lutheranern . . . . Darauf ging ich nach Paplitz. . . . den Hr. Pastor Nitsche zu besuchen . . . . mein Urtheil über sein Christenthum suspendire ich . . . .

Freitag 21. Aprilis. Dahme, Herzberg, Torgau.

Um 7 Uhr verließ ich das kothigte Baruth und lief gleich etwas irre, weil ich nicht fragen wollte. Etwa eine Meile vor Dahme erreichte ich einen Gerber oder Kürßner, Zacke genannt, . . . er war schon weit herumgereiset und erzählete mir von verschiedenen Studenten-Ausschweifungen in Leipzig; in Kiel, Bützow etc. . . . . Zu Dahme speißte ich zu Mittag . . . . eine hübsche Stadt . . . . In Herzberg blieb ich über Nacht in der goldnen Sonne; der Wirth war als Beckersgeselle auch 8 Tage in Straßburg gewesen . . . .

Samstag 22. Aprilis. Torgau.

Heute stund ich auf 1/4 nach 5 Uhr, kleidete mich an, betete, trunke Brantwein . . . . (Um 12 Uhr in Torgau.) Es stehen bei 12 Mühlen nahe beisammen, auf der Elbe (Gedeckte steinerne Brücke; «gleich über der Brücke steht ein Schloß»[2] mit 3 oder 4 Thürmen) Die Stadt an sich ist

---

[1] Kunth Joh. Sigism. 1700—79. Dichter des Kirchenliedes: «Es ist noch eine Ruh vorhanden». Nr. 347 des ev. Ges. Buches für Els. Lothr.

[2] Schloß Hartenfels (Kaserne)?

ganz artig . . . . einige hübsche Gebäude e. g. das Rathhaus . . . . (Besuch des Gottesackers «vor dem Spitalthor» und des churf. Armen- und Waisenhauses»; ausführliche Beschreibung.) Ein entsetzlich groses Paar Schuhe und Hosen und Hemd von einem Mann, so in dem Haus vor 26 Jahren gestorben ist, wurden als Rarität gezeigt . . . . (Besuch bei dem Anstaltsgeistlichen, Pastor Seidel etc.)

Sonntag 23. Aprilis. Torgau.

. . . . (Superint. Merkel predigt «in der großen oder Sonntagskirche»; Beschreibung derselben und der Abendmahlsfeier; nach dem Gottesdienst besucht er den Superint., der ihn formlos aufnahm und dem Betroffenen «ein Achtgroschenstück» gab.) . . . . Das ganze Schloß ist ein churf. Zuchthaus (250 Männer, 110 Weiber; Beschreibung des «Examens» der Gefangenen in der Kirche durch Pastor Menzel etc.) Die Arbeit ist Wollespinnen . . . . und nicht hart und das Essen soll so übel nicht sein, doch ohne Fleisch.

Weinberge; sie sind wohl verwahret.

. . . . gieng vor das Thor bis vor die Weinberge des Raths, welche nicht sehr viel eintragen werden . . . .

Montag 24. Aprilis.

. . . . (Um 7 Uhr «von Torgau weg»; es war dort wohlfeil gewesen) . . . . Nach 1/2 12 Uhr kam ich in Eulenburg[1] an . . . . die Stadt siehet einem Flecken ähnlich und gehet Bergauf und ab . . . . hoch oben liegt ein Schloß . . . . es sind wenig Häuser, die nicht eine lange Fichtenstange vorstehen haben als Zeichen des Bierschanks; es liegen einige Compagnies von der Churfürstin Regiment des Prinz Carl da . . . . Von Eulenburg bis nach Taucha[2] ist eine Kette von Bergen, die aber nicht hoch sind. (Um 7 1/2 Uhr glückliche Ankunft in Leipzig; er mußte eine kleine Kammer beziehen; die bisherige Stube «räumten sie aus auf die Messe».)

Viele Bierschenken.

Dienstag 25. Aprilis.

. . . . (Besuche bei Crusius, Pezold, Insp. Deutrich, «der wissen will, wie die Flintensteine im Elsaß gemacht werden.» Er hört:) Hr. Dr. Bahrdt in Gießen seie abgesetzt worden, ob er gleich in die Erfurter und Frankfurter Gel. Zeitungen hat setzen lassen, als hätte er seine demission gefordert. An der Absetzung soll der Minister und Praes. Consistorii vornemlich Ursache sein, Herr von Moser,[3] ein sehr rechtschaffener Mann . . . .

Hr. Dr. Bahrdt ist abgesetzt.

Mittwoch 26. Aprilis.

. . . . rasirte mich . . . . (Besuch bei Pezold, der «mit Abräumung seiner Bücherschränke beschäftigt war» :)

---

[1] Eilenburg.
[2] An der Parthe.
[3] Fr. Karl Frh. v. Moser (aus Stuttgart) 1723—98, seit 1772 erster Staatsminister in Darmstadt.

Bahrdt[1] aus Gießen seie in Leipzig und von seinem Vater[2] mit allen Freuden aufgenommen worden; daß er abgesetzt worden, dörfe man sich noch nicht freuen, bis man siehet, wo es hinausgehe; denn wie er in Leipzig mit Schand und Spott fort mußte,[3] so wurde er Prof. Theol. in Erfurt, dann in Gießen und Assessor consistorii etc. und machte dann Lermen in der Welt. So könne der Teufel ihm nun wieder helfen in ein Amt. In Graubünder Land seie nun auch ein Philanthropinum[4] errichtet worden, wie das Basedow'sche in Dessau, und da könnte etwa Dr. Bahrdt hinkommen etc. Uibrigens wies er mir zehn sehr schätzbare Bücher (Aufführung derselben etc.) .... Die Witterung seit dem 22 ten h. schön .... Die Kirschbäume blühen ... — Anmerkung bei dieser Absetzung.

.... ganz schwermüthig von vielerlei Träumen ... — Donnerstag 27. Aprilis.

.... rückte mein Bette etc. .... da ich bald nach 9 Uhr schläfrig wurde, so legte ich mich und beschäftigte mich mit den schändlichsten Dingen, bis ich lange nach 11 Uhr einschlief[5] .... — Freitag 28. Aprilis. Neuer Anfang von Sünd und Schand.

.... Wie ich mich nach Tisch mit schändlichen Dingen beschäftigte, so kam der junge Büchling aus Halle und bald darauf sein Papa und Mamma in meine kleine schlechte Kammer. (Sie luden ihn zu einem Spaziergang ein und holten ihn dann nach Tisch dazu ab.) Wir gingen in den Richterschen und andere Gärten .... und (nach Einkehr) zwischen der Stadtgraben Mauer s. Zwinger um die ganze Stadt bis 8 Uhr ... speißte zu Nacht («Erste vorsätzliche Sünde in diesem Jahr. O daß es die letzte wäre!» Herzlicher Gebetsseufzer.) Nach 10 Uhr, als ich vor und nach der schändlichen That in Spanheim (vgl. 4. III ?) gelesen hatte, betete ich und legte mich. — Samstag 29. Aprilis. Gott wolle mich von der Sünde abziehen. — Der Richtersche Garten ist kostbar angelegt.

.... hatte mit dem coffre zu thun, insonderheit weil ich eine Carolin fallen ließ, die ich lange nicht finden konnte. Mein verwundetes .... Gewissen sagte mir: das ist eine Strafe Gottes .... (Pezold predigt in der Paul. Kirche über das Evang. vom guten Hirten) die Predigt gieng scharf wider den Pabst, welchen er nicht undeutlich, sondern fast — Sonntag 30. Aprilis. Empfundenes böses Gewissen.

[1] Der berüchtigte Dr. Karl Fr. Bahrdt 1741—92.
[2] Joh. Friedr. Bahrdt seit 1755 o. Prof. der Theol. † Nov. 75 (vgl. 14. III.)
[3] 1768 wegen Liebesgeschichten.
[4] In Marschlins. — Bahrdt wirkte dort in der Tat ein Jahr (1775) mit v. Salis zusammen.
[5] Ich habe diese Stelle und andere der Art nicht auslassen wollen. Solche Selbstbekenntnisse machen dem jungen Menschen keine Schande. Zudem vgl. Joh. 8, 7.

teutsch, den Statthalter des Teufels nannte .... Nach dem NEssen um 1 Uhr gieng ich zu Hr. Rathsherrn Strohl[1] von Straßburg, der vor einer Stunde angekommen war mit einem etwas dicken Fuß und daher gar nicht aufgeräumt war; doch gab er mir einen Brief von 1) der Frau Oertelin (die ihm gute Reise wünscht und sich auf seine Heimkehr freut) 2) meinem Bruder aus Charles-Town in America South Carolina, welcher mir von seiner Heurath 1773 und verdrießlichen Lage gegen den Vater Nachricht gibt nebst seiner addresse und Grüßen 3) von M. Redslob mit einem Antrag von Seiten des Hr. Dr. Lorenz als Informator für seine kleinen Kinder mit 50 Gulden und wie gewöhnlich frei nach Mannheim für Hr. Hofrath Lamey[2] .... Von Hr. Rathsherrn Strohl gieng ich zu Hr. Theuerkauf, auch von Straßburg, bei welchem ich Hr. Libich von Magdeburg, etablirt zu Straßburg, antraf, um etwa einen Brief oder Geld zu holen, wovon ich aber nichts erhalten .... (Spazierfahrt mit den Büchlings (vgl. 29. IV) nach Connewitz, «Kauch[3] oder so was» und Raschwitz) .... die Gegenden da herum, und die Gärten, in welchen wir waren, sind entzückend (Kaffee, Bier, «Prophetenkuchen») ....

Briefe von Straßburg.

Mont. 1. Majus. .... flickte Strümpfe .... ich wolte Hr. Schlag von Straßburg sprechen, ob er vielleicht etwas für mich mitgebracht hätte, welchen aber nicht antraf und davor Hr. Menzer, auch von Straßburg kennen lernte. Die von mir seit dem 30. Apr. besuchten Straßburger sind Kürßner s. Rauchhändler .... Nach dem MEssen sprach ich Hr. Schlag, der auch nichts für mich hatte. (Colleg.) Nach demselben wartete der junge Büchling auf mich, der meine Bücher durchgieng, da ich unterdessen die Leiden des jungen Werthers durchlief und etwas in Hr. Dr. Ernesti Predigten lase, als welche unter den in Commission nach Straßburg für Hr. Rathsherrn Strohl und Hr. Theuerkauf gekauften Büchern waren. Gegen 5 Uhr giengen wir miteinander zu Hr. Insp. Deutrich, den ich um ein Intelligenz-Blatt bat, wo vom Steinthal stehet. Er gab mir zwei ....

Besuch bei Straßburgern.

---

[1] Vielleicht der Enkel des 1736, (83 Jahre alt) † Pfarrers Strohl an St. Thomas.

[2] Lamey Andreas aus Münster i. E. 1726—1802 Archäolog und Historiker, stand in Briefwechsel mit Joh. Mich. Lorenz (vgl. 21. 12) in Straßburg (vgl. S. 160 N. 120 in Baracks Handschrift. Katal.)

[3] Konnewitz-Gautzsch.

und des Hr. Prälat Felbigers[1] instructive Tabellen-Anweisung .... Zu Haus holte ich die Bücher für Hr. Theuerkauf, worunter auser beiden obigen noch Zollikofers Gesangsbuch war, die ich dann hintrug und da einen jungen Schuler, Kürßners-Gesellen von Straßburg, kennen lernte nebst einem ledigen Hr. Bruder, Posamentirer, der mich für meinen Bruder (30. IV) ansah, mit welchem er in die französische Schule des Hr. M. Rheins[2] gegangen ist. Hier gab es nun allerhand zu lachen. Ehe aber diese kamen, hatte ich ein nützliches Gespräch mit dem Kürßner, bei dem meine Leute wohnen (er kann «so ziemlich christlich reden» und zeigte ihm zwei alte Bücher). Dabei erzählte er, wie Hr. Hofmann[3] (früher an der Nicolaikirche) die entblößten Brüste der Frauenzimmer einmal durch ein darauf gedecktes weises Schnupftuch bei einer Taufe und darauf durch Predigten vom Rabenstein und Köpfen in kurzer Zeit abgeschaft habe vor etwa 36 Jahren; es ist der Hofmann, der als General-Superint. zu Wittenberg vorm Jahr gestorben ist .... (Besuch bei dem Rathsherrn Strohl). Er sagte mir, daß, wenn ich Geld brauchte, so wolte er mir geben, welches ihm Hr. Birr mündlich erlaubet hätte; mein Hr. Oncle Birr sei sehr elend; er höre nicht mehr .... lasse alles unter sich laufen und begehre doch immer zu leben. Hr. Bruder in der Judengasse seie gestorben, auch der Hr. Schaeffler am Staden; Hr. Mannberger, Weinhändler, hätte banqueroute gemacht, wobei ihr das weibliche Recht zu brauchen versagt worden ist etc. Ich mußte mit ihm aus einem Glase Merseburger Bier trinken. Noch eins: Hr. Sigfrid habe aus dem Closter gemußt, weil seine Zeit herum ist; Frau Stockdorfin seie wieder in Straßburg in ihrem Laden und wieder ganz hergestellt. Etwa halb 10 Uhr wünschte ich ihm gute Nacht und er leuchtete mir mit dem hinkenden Fuß, welches ich vorher einigemal polnischen Juden an seiner Statt gethan hatte ....

Abgeschafte Entblösungen.

Ich kann Geld aufnehmen.

Adde: Hr. M. Lobstein soll Hofprediger in Pirmasens werden.

Ich leuchtete zweimal Pohlnischen Juden.

Dienstag 2. Mai.

.... fragte Hr. Dr. Crusius wegen dem Ruf nach Mannheim (vgl. 30. IV), welchen er mir anzunehmen riethe; doch solte ich mir bedingen, mir die Reisekosten zu er-

[1] Ignaz von Felbiger, bekannter kath. Schulmann aus Großglogau 1724—88; förderte die von Hähn an der Realschule zu Berlin eingeführte «Tabellar- und Literalmethode».

[2] Ein M. Jonathan Rhein war 1757 im Seminarium (K. V. Bl. 165 N. 134).

[3] Hofmann K. Gottlob 1708—74. In Wittenberg seit 39; hinterließ viele Schriften.

statten . . . . übrigens war er, wie gewöhnlich sehr redsprächig und erzählte mir: er hätte vom 8ten Jahr an Predigten gemacht und gehalten auf der Stube (und weiteres aus seiner Jugendzeit) . . . .

Mittwoch 3. Majus.

. . . . flickte Strümpfe . . . . (Crusius schließt sein Colleg «über den Plan des Reiches Gottes» und seine Dogmatik) . . . . (Besuch bei H e m p e l). Er rieth mir auf alle Weise (nach Mannheim zu gehen) besonders da es kleine Kinder sind, die man weniger auf dem Halse hat, als grose (theol. Gespräch u. a.) . . . . Nach 8 Uhr zu Hr. Rathsherrn S t r o h l . . . . redete mit ihm wegen meiner Kiste, wie sie fortzubringen . . . .

Donnerstag 4. Majus.

. . . . Hr. Burkard holte mich vom Mtisch weg . . . . ich mußte mich in sein S t a m m b u c h schreiben . . . . Nach 3 Uhr kam ich nach Hauß, wo sogleich meine vorige Gewohnheitssünde ausgeübet wurde. (Gebet um Vergebung.)

Freitag 5. Majus.

. . . . Anfang des Briefschreibens nach S t r a ß b u r g . . . . (Er kauft bei einem Antiquar «die Charte von Teutschland») . . . . redete auf der Straße mit H a u g besonders in Absicht auf die Prediger etc. in Straßburg . . . .

Samstag 6. Majus.

. . . . zeichnete mit Zuziehung verschiedener Bücher und Poste-Charte meine zu nehmende m a r c h e r o u t e über N ü r n b e r g und T ü b i n g e n auf der Charte von Teutschland . . . . ging in die T h o m a s kirche, um bei Hr. Z s c h a r n o w zu b e i c h t e n. Er stunde für sich gebückt, auf einem grünen Gesimse aufgelehnt, welche Stellung ich neben ihm auch annehmen mußte, Sein Zuspruch nach meiner Beichte war sehr schön, rührend und erweckend; doch kam mir vor, als wann es ihm an der Hauptsache fehlte (Absolution mit dreimaliger Auflegung der Hand auf die Stirn. Er nimmt kein Beichtgeld). Aus der Beichte ging ich zu Hr. Prof. P e z o l d. (Er schenkt ihm zum Andenken den «Rechtschaffenen Prediger» und trägt Grüße etc. an L o r e n z in Straßburg auf . . . . Ich war eine Weile bei meinen Landsleuten im S t r a u ß und dann bei Hr. Rathsherr S t r o h l . . . .

Beichte in der Sacristey; jeder beichtet allein heimlich.

Sonntag 7. Majus.

. . . . . sunge etliche Lieder vom h. Abendmahl — ging zum Tisch des Herrn in der Thomaskirche (K ö r n e r predigt). Bei der Consecrirung bin ich sehr erschrocken, als der Küster die Schelle anzog . . . . (Inspektor Deutrich gibt ihm Disputationen für Straßburg mit). Er sagte auch, der Hr. Vicepraesident würde heute von Doebernitz hereinkommen . . . . (Im S t r a u ß bei den Landsleuten) . . . . siegelte die B r i e f e n a c h S t r a ß b u r g (neun, darunter an L o r e n z, B l e s s i g, Jungfer Kuglerin, Frau

Es wurde weiser Wein gebraucht.

Tante Schetzer, en paquet) und fing an, meinen coffre zu packen . . . . that die Kleider mit einigem weisen Zeug in einen Sack, und ließ ihn in den Strauß tragen, damit Hr. Theuerdank & comp. sie mitnehme nach Straßburg . . . . (Abschiedsbesuch bei Büchlings, wo «auf bouteilles gefülltes Wurtzner Bier» getrunken wird; «christl. und zärtl. Abschied») . . . .

. . . . schrieb verschiedenes an den coffre und auf die Wage, um ihn frei zu bekommen. (Er wog 112 Pf.) . . . . verkaufte meine zwei Poste-Kißen für 12 Groschen . . . . kaufte bei Junius den Meß-Catalogus . . . . schwarzen und weißen Zwirn und schneeberger tabac,[1] die Schachtel 6 Pfennige . . . . empfieng von Hr. Strohl zwei Carolins gegen Schein; ging in den Straus, wo aber alle schon schliefen bis auf Hr. Bruder, dem ich ein avisement gab, wo die Kleider von mir etc. sollen hingegeben werden, welches er in der Narrheit wohl wird verloren haben . . . . Montag 8. Majus. Poste-Kißen verkauft. Hr. Bruder ist verliebt.

. . . . schrieb Briefe nach Straßburg in einem fort . . . . (Am Rand sind 13 Adressaten vermerkt) und . . . . Hr. Rathsherr Strohl nahm die Briefe ganz gutwillig an; ich mußte sie in seinen Mantelsack legen. Dienstag 9. Majus.

. . . . (Dem stud. theol. Burkard aus Eisleben schenkt er 3 Bücher und, für einen Bedürftigen, «ein blau Schnupftuch und ein Paar weise Baumwoll-Strümpfe».) Der Magd hatte ich schon den Tag vorher ein Paar weise Hosenschnallen geschenkt und dem jungen Yorck 1) einige Landcharten 2) eine perspective 3) virgilium. . . . . (Abschiedsbesuch bei Prof. Bosseck,[2] der ihm Grüße an Prof. Stoeber in Straßburg mitgibt) . . . . (Gang mit Pezold und Hempel). Wir besahen die elende Weibsperson von 21 Jahren (ohne Hände); (spinnt, schreibt etc. mit den Füssen). Hr. M. Hempel hat für mich bezahlet, zween Groschen. Hr. Dr. Semler hat sich nach Göttingen gemeldet . . . . Mittwoch 10. Majus. Weggeschenkt. Elende Weibsperson.

. . . . Nach 2 Uhr kam ein Kutscher von Erlangen und sagte: er wolte mich mitnehmen bis Nürnberg für 12 Gulden; anfangs schlug ichs ganz aus, bis ichs nach einiger Uiberlegung doch annahm, welches aber hinterher mich sehr reuete; ich gab ihm eine Carolin i. e. 9½ Gulden drauf, so daß ich nun noch 2½ Gulden zu bezahlen habe nebst einem Gulden Trinkgeld. . . . . (Abendessen bei Pezold). Er sagte u. a., ich möchte auf der Reiße auf die Herrenhuter Achtung geben und auf diejenigen, Donnerstag 11. Majus. Auf einmal eine Fuhre, die nie wolte.

---

[1] Schneeberger Schnupftabak (Stadt im Amt Zwickau).
[2] Bosseck Dr. med. Heinr. Otto 1726—76.

welche eine ἀποκατάστασιν[1] glauben und ihm dergleichen Anmerkungen schreiben. (Er beschwert sich auch über geringes Einkommen, weil die Coll. schlecht besucht seien; Besoldung habe er keine.) Er wolte meinetwegen reden mit einem Kaufmann aus Stuttgard, Hr. Schiele, einem Christen, daß er mich in seinem Hauße bewirthe; er wolte mir auch einen Brief an Hr. Dr. Seiler in Erlangen geben und an Hr. M. Bengel oder Burck . . . . siegelte meine Briefe nach America (an den Bruder), Wernigerode und Halle . . . .

Freitag 12. Majus. . . . . lief wegen Geldwechseln herum . . . . (Abschied von Dr. Bose und Dank «für die gehörte anatomia publ.») . . . . (Aufwartung bei Vicepr. v. Hohenthal, der mit ihm «christliche Reden» führte und «Compliments nach Tübingen und Straßburg» mitgibt . . . . Zu Hr. Dr. Crusius, um ein Testimonium von ihm zu erbitten. (Er schrieb es gleich; «es könte nicht schöner sein».) Er schenkte mir die Sätze wider die Profanität, roth eingebunden mit goldenem Rucken und Titul 1773, übersetzt von Beyer, zum Zeitvertreib auf der Reiße . . . . Auch schenkte er mir ein pièce de six francs. . . . . («Christlicher Abschied».) Bei Hr. Niedner holte ich Hr. Dr. Crusius «Bedenken über die Gaßnerischen Wunderkuren» (vgl. 17. II) welches ich noch abschreiben will, so weit ich komme . . . .

Letztes Geldgeschenk Hr. Dr. Crusius.

Samstag 13. Majus. . . . . rasirte mich, flickte Strümpfe, wickelte Zwirn . . . . holte einen Paß in der Gerichtsstube . . . . (Abschiedsbesuch bei Hempel; er hätte gern, «was von beiden Herren Lorenz[2] herauskäme») . . . . Hr. Ludovici gab tausend complimente an Hr. Sevel in Tübingen mit . . . . (Lector Selig; Abschied «ganz freundschaftlich»; er sagt «daß er vielleicht einmal selbst nach Straßburg käme) . . . . (Pezold gibt ihm ein Paket an Seiler in Erlangen mit und bittet, ihm wenigstens von Tübingen aus zu schreiben, «wie die Herren in Erlangen und Altorf beschaffen» seien) . . . . packte meinen Mantelsack und schrieb auf, was hinein kam . . . .

Sonntag 14. Majus. . . . . (Die Magd Johanna soll ihn um 4 Uhr wecken; statt ihrer kommt der Kutscher um ½ 5 Uhr. Er kleidet sich schnell an und muß der Kutsche bis vors Peterstor

---

[1] Apokatastasis: Wiederbringung aller Dinge. Auch die Bösen werden zuletzt selig.

[2] Neben dem Theologen war Prof. (der Beredsamkeit und Gesch.) ein Joh. Mich. Lorentz seit 1761 (vgl. 21. XII.).

nachlaufen) wo ich 5 Herren, theils Kürßner, theils Kaufleute antraf von Erlangen, Kempten, Lindau (am Rand die Namen) welche sämtlich artig sind und honnêtes gens.

II.

Erlangen, Nürnberg, Altdorf.

Etwa um 4 Uhr nach Mittag wurden wir gepfändet in Eckewalde,[1] weil der Kutscher das Wirthshaus vorbeigefahren war, ohne Brantwein zu trunken. Um die Sache auszumachen, gieng meine übrige Gesellschaft mit dem Häscher und ausgespanntem Pferde nach dem Edelhofe und brachten die Hälfte des Pfandgeldes herunter. In Gera blieben wir über Nacht; die Elster fließt durch (man nennt die Stadt «Klein-Leipzig») .... Meine Reisegef. sprachen mich an, um den Morgen- und Abendsegen zu beten .... und führten mir das Exempel an des Hr. Zabern,[2] der als reisender Feldprediger nach Corsica dergleichen auch gethan hätte. (Nachtlager auf Streu, «obwohl mit Betten zugedeckt»; Folge: Heiserkeit) .... 14. Majus. (Fortsetzung). Gera. Hr. Zabern von Straßburg predigte auf der Reise über die Passion.

(Morgengebet mit den Gefährten.) Gleich vor Gera sungen wir ein Morgenlied. Wir kamen durch Schleitz .... am Galgen vor der Stadt sahe ich zum ersten Mahle 4—5 Squelettes von gehängten Menschen ... (Mittag in Aume.) Montag 15. Majus.

Zu Saalburg waren wir wohlfeil zu Nacht, aber auf der Streu in meinen Kleidern (die Saale hat hier «schreckliche Felsen auf beiden Seiten».) .... Gegen Mittag kamen wir in das bambergische Land — (Ungenießbares Mittagessen «im Dorf Nordhalm».)[3] Die Weibsleute haben ein Schnupftuch um den ganzen Kopf gebunden, davon ein Lappen hinten herunter hänget, welches die Leute sehr verstellet. (Schönes Vieh; etwa 30 Sägemühlen im Rodachthal. Auf der Rodach Holzflösserei bis Holland.) Die vielen Creutze in Schilderhäußlein und die Capellen haben mich betrübet und geärgert. (Die Nacht im Weiler Klappermühle «auf dem Stroh».) Dienstag 16. Majus. Saalburg.

---

[1] Am Rande: «Interissirter Zorn, eine Meile vor Gera ohngefehr». Es ist wohl Beerwalde gemeint; ein merkwürdiger Durchfuhrzoll!

[2] «Joh. Gottofr. à Zabern 1766 Feldprediger unter Elsaß» (K. V. Bl. 166 N. 25.)

[3] Nordhalben.

Mittwoch 17. Majus. Lichtenfels' mein Unglück.

.... In Lichtenfels hörte ich in einer besuchten Kirche ein Lutherisches Lied singen .... Im Wirthshause gab uns Hr. Bogner (einer der Reisegefährten) rothen glanzigen Brantwein, der sehr stark war und daher mich bald sehr lustig machte (darauf «tabac»; beim MEssen in Ebenfels[1] «Bier und Wein zusammen». Folge: 2 mal. Erbrechen.) .... Abends um 5 Uhr in Bamberg (diese «große Stadt hat keine Mauern und Thore»). Es war eben Jahrmarkt .... Die Regnitz fließt durch und ist auf einer Seite schiffbar .... (Besichtigung der «St. Clarakirche» und «der Oberpfarre») .... Die Residenz des Bischofs stellt einen Triangel vor und ist massiv gebaut .. Die Brücke über die Regnitz hat allerlei kostbare steinerne Statuen, die zum Theil verguldet sind (Des Nachts alle in Betten).

Ausschweifung

Bamberg.

Bambergische Residenz.

Donnerstag 18. Majus.

.... die Stadt hat meistens breite Gassen mit massiven Häusern von 3—4 Stöcken, die zum Theil catholisch bemahlet sind ... Die Grenadiers auf der Hauptwache waren so groß und schön und dick, daß ich kaum solche bisher gesehen habe.. (Abreise.) In dem ganz cathol. Dorfe Neustig[2] ist das Wirthshaus lutherisch .... Abends um 8 Uhr etwa, nachdem wir etliche Abendlieder gesungen, kamen wir gesund und wohl in Erlangen an ... Hr. Tribou. (einer der Reisegefährten) der hier wohnt, führte mich in die drei Könige .... (Abschied von den Reisegefährten und auffallende Schilderungen ihres Verhaltens: wenn «von Weibsleuten» die Rede war, da sei «immer Einer leichtsinniger gewesen, als der andere» und Tribou «der leichtsinnigste») .... (das Schlafzimmer teilte ich mit ihm «ein Scribent, so nach Nürnberg reisete») ....

Erlangen.

Aufführung auf der Reise.

Schlaf-Cammarade.

Freitag 19. Majus. Erlangen.

.... lase die Verordnungen wegen der mancherlei Ausschweifungen der Studiosorum, die Lectiones am schwarzen Brete, besahe die Neustädter Kirche, die a. 1738 eingeweihet wurde; sie ist groß und rein und schön und massiv und noch viel schuldig. Die Canzel steht der Orgel gegenüber und der Altar ist gerade vor der Canzel. Der Boden oben ist vortreflich gemahlet. Es war eben 10 Uhr, da sich bei 50 oder mehr Jungen von 12 Jahren versammleten, welche Hr. Prof. Müller nach einem schönen, kurzen Gebet examinirte, und dieses dauert von Ostern bis Pfingsten, da sie communiciren dürfen. (Freundlicher Empfang bei Dr.

Vorbereitung auf die erste Communion (in der Neustädter Kirche).

---

[1] Ebensfeld.
[2] Unterneuses.

S e i l e r.)[1] Das Gespräch fiel gleich auf Hr. Dr. L o r e n z (in Straßburg) . . . . Als ich ihn fragte, ob die hießigen Lehrer noch orthodox wären, sagte er: so viel er wisse, sind es alle, Nebendinge ausgenommen. Darauf wurde von seinen Schriften geredet, da er sich zu stoßen schien, weil ich ihn nicht versichern konte, ob eben alle, besonders «der Geist und Gesinnungen des Christenthums» in S t r a ß b u r g bekannt seien, und daß ich selbst nicht alle gelesen hätte. Er hat eine Schrift erst kurz herausgegeben von der Gottheit Christi, welche allbereits von einem Refugié ins Französische übersetzt seie, welche Uibersetzung nach S t r a ß - b u r g (zum Druck) geschickt werden soll, wozu er von mir einen Verleger fragte . . . . Ich fragte, ob S p e n e r dabei gebraucht worden seie. Er antwortete: nein. Spener seie gar nicht mehr für unsere Zeiten . . . . (Er schenkte ihm Bücher) und war sehr herunterlassend, daß er mich bis an die Thüre herunter begleitete. Der Mann ist etwas groß, nicht dick, auch nicht dürre. Das Gesicht ist schwarz wie auch die Augen und Bart . . . . Nach dem MEssen gieng ich zu Hr. Dr. K i e ß l i n g ,[2] welches ein kurzer dicker Mann ist. Anfangs war er ein wenig trocken, bald aber freundlich und sehr redsprächig. (Er bestellt Empfehlungen an L o r e n z nach S t r a ß b u r g.) Dem Hr. Dr. R o s e n m u i l l e r[3] habe er und Hr. Dr. Seiler heftig opponiert bei seiner Doctor-Disputation, darinnen derselbe eine neue Erklärung der Schöpfungsgeschichte vorträgt ... Es wurde geredet von (am Rand) verschiedenen neuen Schriften Erlanger Lehrer (im Text sind sie aufgeführt) und vieles von den Catholischen überhaupt und in hiesigen Gegenden e. g. es seien Dörfer ganz catholisch, welche alle sich lutherisch müßen taufen, copuliren und begraben lassen und in welche kein catholischer Geistlicher gehen darf, ohne einen Revers von sich zu stellen. (Er begleitet

Hr. Dr. Seiler.

Hr. Dr. Kießling.

---

[1] Seiler Georg Friedr. aus Creußen 1733—1807, seit 1769 bis an sein Ende Prof. der Theol. in Erlangen, milder Orthodoxer, geh. Kirchenrat, oberster Decernent des Schulwesens, gab eine «Schullehrerbibel» heraus. (Vgl. Fikenscher, Gel. Geschichte der Univ. Erlangen. Erste Abt. 101—124.) — «Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christentums zur Erbauung» erlebte 6 Auflagen und wurde vielfach übersetzt. —

[2] Kiesling Joh. Rud. aus Erfurt 1706—78. Seit 1762 Prof. der Th. in Erlangen und Pfr. an der Altst. Kirche.

[3] Rosenmüller Joh. Georg 1736 -1815. Prof. der Th. und Pfarrer in Erlangen 1773—83. grundlegender Forscher in der Gesch. der Bibelauslegung. 1796 erschien in Leipzig, wo er seit 1786 Prof. war, sein: Antiquissima telluris historia Gen. I descripta, vollständig. (Vgl. den 21. Mai.)

Collegium bei Hr. Dr. Seiler.

ihn auch zur Tür) . . . . (Von 3—4 Uhr) hörte ich Hr. Dr. Seiler über Millers Auszug der Molsheim.[1] Moral. Er lase in seinem Hauße, wo das auditorium aus zwo Stuben bestehet. Die Miene ist ernst, wobei er öfters die Augen in die Höhe schlägt . . . . Den Anfang machte er stehend mit dem Gebet: Heiliger Vater, heilige uns in deiner Wahrheit etc. Wie er sich gesetzet hatte, so fieng er in einem lebhaften, schönen, fortgehenden Styl an zu reden. (Warnung vor der «heimlichen Sünde», Onanie, «Sodomiterei») . . . . speiste zu Nacht, blieb in der Gaststube bei einigen Pfeifen tabac, wo nach und nach die ordentliche Biergesellschaft zusammen kam, bis gegen 11 Uhr . . . .

Die Studiosi blieben alle sitzen, wie Er herein kam.

Biergesellschaft.

Samstag 20. Majus.

. . . . hatte mit meinem Mantelsack zu thun . . . . spatzierte einige Zeit auf dem Markt, wo mir besonders die Nürnberger Bauern auffielen, welche ohngefehr so gehen wie die Elsasser Bauern um Straßburg herum. Nach dem MEssen, das ich bei Hr. Tribou, Handschuhmacher, zu mir genommen und (nachdem ich) bei demselben mit Hr. M. Mourlon lateinisch geredet und des Hr. Tribou meistens nützliche, auch erbauliche, Bücher durchgesehen hatte, gieng ich in den fürstlichen Garten; denn über dem Gespräche hatte es 3 Uhr geschlagen, so daß ich Hr. Prof. Harles[2] Coll. über den Horatius um 1 Uhr und die Univ. Bibliothek zu sehen versäumte . . . . Das fürstliche Schloß, so auf den Markt stößt, ist ein länglicht quadrat, von Steinen gebauet, drei Stock hoch, und macht ein gutes Ansehen. In der Mitte geht auf den Markt und den Garten hinaus das Gebäude vor dem übrigen Theil hervor, und diese hervorragenden Theile sind hinten und vornen mit Statuen oben auf gezieret. Es bewohnt dasselbe die verwittibte Marggräfin von Bayreuth,[3] so nur 3 Jahr verehelicht

Nürnberger Bauern.

Mittagessen bei Hr. Tribou, meinem Reisegefährten (von Leipzig).

Hr. M. Mourlon von etwa 70 Jahren unterrichtet in lebendigen Sprachen.

Das Schloß allhier.

---

[1] Mosheim Joh Lor. 1695–1755. Prof der Th. und Kanzler der Univ. in Göttingen, galt als der bedeutendste Theologe und Prediger seiner Zeit. Seine «Sittenlehre der h. Schrift» erschien in 5 Bänden seit 1735 und erhielt durch seinen Schüler J. P. Miller 1725—89 eine vierbändige Fortsetzung. Miller las — einer der ersten — auch über Pädagogik.

[2] Harless Gottlieb Christoph aus Culmbach, 1738—1815. tüchtiger Philologe, seit 69 Prof. der Poesie und Beredsamkeit in Erlangen, Gründer des philolog. Seminars dortselbst. aus dem gute Schulmänner für die Marggrafschaft Ansbach-Bayreuth hervorgegangen.

[3] Sophie Karoline, des Markgrafen Friedrich von Bayreuth (Stifters der Universität 1743), zweite Gemahlin. Sie lebte 1763 bis 1817 im Erlanger Schloß (1700—03 gebaut). Die erste Gemahlin

war, und wegen ihrer Gutthätigkeit gegen die Armen sehr gerühmet wird, wann sie nur besser könte. Der Garten selbst ist sehr groß und prächtig mit alleen, Blumenbeeten, Pyramiden, dunkeln Gängen, Baumgärten, Ackerfeld und Statuen, etc. Die Wasserkunst gerade vor dem Schloße und die statue eines Marggrafen etwa mitten im Garten sind zwei vortrefliche Stücke; nur solten die ganz naćkenden kleinen Statuen männlichen Geschlechtes nicht darinnen stehen. Der Garten ist sonst für jedermann offen .... Die Chorschüler singen hier wie in Halle mit blauen Mänteln, an der Zahl sechs. Die armen Weibsleute gehen herum in der Stadt, um zu betteln Chorweise und singen, wobei ein kleiner Junge mit einem langen Stecken voran gehet. Uiberhaupt gibt es hier sehr viele Arme, welche in der elendesten Gestalt betteln gehen und besonders wie Staaren auf einen Fremden fallen. Die Häußer sind mehrentheils regulair gebauet von zwei Stöcken, wie in Mannheim, und massiv meistens. Um die Stadt herum geht eine steinerne schöne (!) Mauer. Die Gassen selbst sind ordentlich, schön und breit. Die Zahl der Studiosorum ist etwa 300, welche aber viel Lermen zu Zeiten machen sollen und meistens ganz wild und frech aussehen. Doch ist die Selbstbefleckung wenig eingerissen, da sie leider in Halle sehr gemein ist. Die Nahrung der hießigen Leute besteht meistens in Manufacturen, da sie dann mit den Waren auf die Messen reisen. Die hiesige Aussprache ist n–cht schön. Es soll auch viele Studentenhuren geben allhier. Dem Pracht ist man hier nicht ergeben, auser etwa die reformirten Franzosen.

Ehe ich aber in den fürstlichen Garten gieng, war ich spatzieren theils um die Stadt herum, theils in der Stadt bei der Stadtmauer.

Gassenbettel.

Viele Arme.

Dreihundert studiosi.

Nahrung in Erlangen.

Studenten Menscher.

.... schrieb an diesem Journal .... war in der Altstädter Kirche, die ongefehr mit der Neustädter übereinkommt; nur ist sie nicht so prächtig; dann sie hat keine Gemählde oben (an der Decke) .... Es predigte Hr. Dr.

Sonntag 21. Majus.

---

war Friedrichs des Großen Schwester, Wilhelmine. Die «Wasserkunst» ist der Hugenottenbrunnen, ein Dankesdenkmal der vom Markgrafen Ernst seit 1685 aufgenommenen franz. Emigranten. «Die Statue eines Markgrafen» stellt in Sandstein den großen Kurfürsten dar, seinen Schwiegervater. Mein Vater erzählte mir, sie sei von einem Gefangenen gemacht worden, den der Markgraf dafür dann begnadigt habe. Nach S. v. Raumer (Beil. zur Allg. Zeitung N. 69/1906) ist sie von dem Baireuther Meister Ränz. Das Gesicht ist schon ganz verwittert. Die Aehnlichkeit mit dem berühmten Denkmal in Berlin unverkennbar. (Vgl. über Erlangen die hübsche Schrift des dortigen Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs 1905 mit vielen Abbildungen.)

Kießling . . . . Er stund fast ganz stille mit dem Leibe und hat eine schwere Aussprache. Nun gieng ich in die Neustädter Kirche, wo Hr. Dr. Pfeifer, Vater,[1] predigte, zwar unangenehm, aber erbaulich, so viel ich verstehen konte . . . . Hier hielt ich auch nicht aus, sondern war einige Augenblicke in der französ. Reformirten Kirche, wo eben gebetet wurde. Der Prediger, Hr. Acker[2] oder so was, hatte einen Uiberschlag, Schwarz Kleid und einen solchen Mantel. Die Kirche ist zwar nicht rund, alleine die Porkirchen, blau und weis angestrichen, sind in die Runde gestellet, und in der Mitte dieses Circuls steht die Canzel und neben derselben der Catheder für den Lector. Alles ist sehr simpel ohne die geringste Zierde. Von hier wartete ich bis die universitaets Kirche angieng. Sie ist sehr klein und niedrig und hat nichts prächtiges. Es predigte in schwarzem Kleid und Mantel mit Uiberschlag und hoher Greque[3] ein studiosus, den mir niemand nennen konnte. Er hatte sein concept vor sich liegen, in welches er fleißig hineinschauete . . . . Die Zuhörer blieben sitzen immer, auch beim Segen. Das Gebet verrichtete der Prediger jedesmal Knieend. (Nach dem MEssen Abschied von der Familie des H. Tribou und «seinem Schwiegervater Hr. M. Mourlon») dann einen Augenblick in der Kinderlehre, die Hr. Pr. Muiller hielte mit einer halben Kirche voll junger und erwachsener Jungfrauen und Jungen. Die Kinderlehre wird nur in der Neustädter Kirche gehalten, die Reformirte im Haus. (Besuch bei Superintendenten Dr. Pfeifer, ein «kleiner Mann, schon über 70 Jahre, wie ich höre, der mir christlich vorkam») Das Beste, so ich bei Dr. Rosenmüller genoßen, ist seine Inaug. Disputation (3 Exemplare). Denn wie ich kaum da war und etwas von Straßburg und Leipzig geredet hatte und von Halle, trat die Magd herein und sagte: es ist gleich drei. Nemlich auf diese Zeit war er invitirt zu Hr. von Peret. Er ist ein junger munterer Mann, der es mehr mit Gelehrsamkeit als dem wahren Christenthum zu halten scheint. Er begleitete mich bis herunter an die Thüre und sagte, ich möchte ihn

Reformirte Franzosen.

Ein Studiosus predigt und liest ziemlich ab.

Der Mann (Pfeifer) ist zuvor in Jena gewesen.

Hr. Dr. Rosenmüller.

[1] Pfeiffer Joach. Ehrenfr. aus Güstrow 1709—87, o. Pr. der Theol. in Erlangen seit 1743; sein Sohn: Aug. Friedr. (1748—1817) war seit 1770 a. o. Prof. der Philos., seit 76 ordinarius, seit 84 Oberbibliothekar.

[2] Pfarrer war 1761—94 Jacques François Agassiz aus Orbes (Ebrard, Christ. Ernst von Brandenburg-Baireuth S. 100). — Die Kirche steht seit 1693, der Turm seit 1736.

[3] Grecque = gekräuselter Schnurrbart

empfehlen, wo von ihm geredet würde. Zu Hauß lase ich bei Bier und tabac seine Disputation: Antiquissima telluris historia à Mose Gen. 1. descripta et quidem ejus Pars I, welche allerdings wunderliches Zeug enthält von unsrer Erde etc. Pars II wird nachfolgen, um sich in die Facultaet einzudisputiren . . . . (Nach dem Nachtessen bringt Tribou einen Brief «nach Altorf an Hr. Notarius Lyncke») . . . . Auf meiner Stube schrieb ich dieses journal bis 1/2 12 Uhr . . . (Die Witterung «seit dem 17. regnerisch, ja gar Frost»; vom 21. an Sonne und «große Wärme») . .

Witterung.

Montag 22. Majus.

Um 4 Uhr wurde ich geweckt . . . . ich gieng in Frau Wächterin, Kutscherin, Haus, welche selbst mitfuhr. Der Wirth in drei Königen Hr. Vogt war selbst aufgestanden und sehr höflich beim Abschied. Das Fuhrwerk war an Statt einer erwarteten Kutsche ein Frachtwagen, und das Fahren daher äuserst elend, so daß ich eine gute Strecke auf die letzt zu Fuß gieng. (Ankunft in Nürnberg zwischen 8 und 9 Uhr.) Nachdem ich mich vergeblich nach einer Fuhre nach Altdorf erkundiget, meine Wasche zusammen gesuchet, das aus dem Mantelsack genommen, was ganz nothwendig war, und zu Mittag gespeiset hatte, so ließ ich den Mantelsack, schwarze Wasche und einige rohe Schriften da und gieng zu Fuß nach Altdorf. Der Weg geht durch lauter Wald, dabei man zwei Dörfer antrifft. Ehe ich noch an das erste kam, traf ich einen Bauern von Altdorf an, mit welchem ich allerlei, auch von Gott und seinem Worte, reden konnte. (Ankunft in Altdorf um 5 Uhr.) Diese Stadt[1] hat eine steinerne Mauer und Graben, eine Kirche in der Stadt und eine kleinere zu Leichen auf dem Gottes Acker; die Häußer sind meistens gut gebauet von 2, 3 auch 4 Stockwerken; ist aber ganz klein, so daß fast nur die eine Straße von einem Thor zum andern die Stadt ausmacht . . . . Ich kehrte ein bei Hr. Hirschmann im Rössel; gieng ans schwarze Bret, wo aber keine Lectiones pflegen angeschlagen zu werden; kaufte den Lectionscatalogum; wolte bei Hr. Notarius Lyncke den Brief von Hr. M. Mourlon abgeben; speißte zu Nacht . . . . So heftig und schändlich sind die Geilheitstriebe bald noch nicht gewesen als leider heute von frühe Morgens an bis auf den Abend (Reuegebet) . . . .

(Nach Nürnberg) elendes Fuhrwerk.

Unterwegens sahe ich weise Hirsche.

Ein redlicher, vielleicht christlicher Bauer aus Altdorf.

Altdorf.

Rössel, logis.

Die heftigsten und garstigsten unreinsten Gedanken und Begierden.

Dienstag 23. Majus.

. . . . brachte den Brief aus Erlangen dem Hr. Notarius; er ist ledig und hat seine Schwester bei sich, die beide sehr höflich waren, besonders die Schwester. Um 9 Uhr

---

[1] Altdorf hat heute nur 3000 Einwohner. Die Universität bestand bis 1809.

Inaugural Disputatio Jurid.

hörte ich den Anfang einer Juristischen Disputation des Hr. von Schmid im auditorio theologico sine praesidio. Der Decanus und respondens mit drei dissentientibus kamen aus der Nähe zu Fuß. Der Decanus hatte über der schwarzen Kleidung einen sammeten rothen Mantel mit Golden Borden, der über die Brust etwas herunterhieng. Der respondens hatte ein rothgelbes Kleid an, mit Gold besetzt und einen rothen scharlachenen Mantel über sich, welchen er auf dem Catheder weglegte. Die Dissentientes waren gefärbt, mit Degen. Sobald diese im auditorio waren, kam ein jurist. Professor in einem hellrothen Kleide. Es war etwa halb 10 Uhr, als Hr. von Schmid den Anfang machte mit einer Rede, die er ablase, worinnen er von seiner Disputation etc. Rechenschaft gab. So lang dieses Lesen dauerte, gieng alles ganz gut. Kaum aber hatte der erste dissentiens den Anfang mit opponiren gemacht, so wußte sich Hr. von Schmid nicht mehr zu helfen. — Gegen 10 Uhr besuchte ich Hr. Dr. Doederlein,[1] gab ihm eine Disputationwogegen er mir seine Inauguraldisp. verehrte: De redemtione à potestate diaboli insigni Christi beneficio in 4 Altorfii d. 22. Mart. 1774 . . . . pars secunda wird innerhalb 6 Wochen nachfolgen, um den Gradum Doctoris anzunehmen; dann eigentlich ist er nur Licentiat. Denn man behauptet in Altorf, daß kein Theologus könne Decanus werden, wenn er nicht Doctor ist . . . .

Die opponentes nennte Er Dissentientes.

Hr. von Schmid wurde bald gestellt.

Hr. Dr. Döderlein.

(Döderlein hat abwechselnd mit Dr. Sixt[2] von Ostern bis Himmelfahrt täglich eine Stunde Unterricht an die Erstcommunikanten zu geben) denn in Altdorf ist das Lehramt auf dem Catheder und der Canzel etc. mit einander verknüpfet, welches Hr. Dr. Doederlein gar nicht gefallen will; doch war er so sehr leutselig, daß er mich auf den Nachmittag kommen hieße . . . . (Nachm. «wartet» ihm denn auch Doederlein «mit gutem Wein und Brod auf». — Theolog. Gespräch.) Wie ich da war, so kam eben Hr. Dr. Weis, Medicus, Vater der Frau Dr. Sixtin, als Pathe in einem schwarzen sammeten Kleide und Camisol von draps d'or nebst kostbarem Degen in der Kutsche und warf Geld aus, welches eine Menge Kinder sammelten, wozu die Wächter auf dem Kirchthurm bliesen. Hr. Dr. Doeder-

Unterricht der Communicaturorum.

Ausgeworfenes Geld.

[1] Döderlein Joh. Christ. aus Windsheim 1746—92 «der Melanchthon seiner Zeit»; von Altdorf kam er nach Jena. Dort wurde ihm ein Jahr vor seinem Tode, sein Sohn Ludwig Döderlein geboren, der hervorragende Philolog und Gymnasiarch, dessen Schüler ich noch gewesen bin.

[2] Sixt Joh. Andr. 1742—1810 (aus Schweinfurt.)

lein hatte das Kind zu taufen, welches hier durchgängig in den Häußern geschieht. (D. ladet ihn ein, noch einmal zu kommen) . . . . Er ist noch jung, etwas lang, mit röthlichen Haaren, sehr höflich und sanft. Zu Haus war ich in der Gaststube müßig vor und nach dem NEssen bei einigen Pfeifen Tabac und Gespräche . . . .

Mittwoch 24. Majus.

. . . . betete, trunke caffée etc. Um 8 Uhr hörte ich publice Hr. Prof. Nagel[1] über die Metaphysic nach Baumeister, da er eben die ontologie anfing; es kam mir der ganze Vortrag sehr trocken und mager vor. Er lase in seiner Studirstube (große Bibliothek darin) und sase in einem gefütertem Lehnen-Seßel, bekleidet mit einem Schlafrock und Pantoffen; die Schuhe lagen unter dem Tisch; die Kleider hiengen in der Stube herum, Summa · es sahe ohngefähr alles so aus, wie bei Hr. Prof. Scherer[2] in Straßburg. Die auditores waren etwa 10. Es kam die Katze an die Thüre; ein Studiosus ließe sie herein, da sie dann einer nach dem andern aufnahm und streichelte. Darauf kam ein perruquiers Jung, klopfte an, gieng herein und nahm eine perruque mit sich, und ehe er die Lection anfieng, stund er gegen halb 9 Uhr von seinem Seßel auf, schaute nach der Wanduhr, setzte sich noch einige Augenblicke und fieng an. Eine Weile hernach kamen noch zween Studiosi, da er das Gesagte wiederholte. Nach dem collegio blieb ich einige augenblicke bei ihm, da er ganz freundlich war . . . . (Um 9 Uhr Colleg Döderleins «über seiner lateinischen Esajas»; 10 Zuhörer; er hat «unrichtige Regeln» für die Auslegung) Ich fürchte, daß dieser Mann, sobald er etwa durch den Tod des Hr. Dr. Dietelmair Luft bekommt, sich ganz auf Semlerische Parthei schlagen wird . . . . Aus dem collegio gieng ich zu Hr. Dr. Dietelmair,[3] der mich gestern Abend durch seine Magd auf diese Zeit bestellet hatte. Der Mann ist dicke . . . . und an einem Auge blind, ohne daß es jemand merken kann. (Gespräch; er erkundigte sich nach den Straßburgern: den Pfarrern Gambs,[4] Graf[5] und Roll-

Hr. Prof. Nagel ließt Methaphysic.

Eine Katze im Collegio.

Perruquier holt die perruque.

Döderlein fängt an über den Esajas zu lesen.

Hr. Dr. Dietelmair.

---

[1] Nagel Joh. Andr. Mich. aus Sulzbach 1710—88 Prof. der Metaph. und der morgenländischen Sprachen seit 1740.

[2] «Scherer Joh. Frid. Arg. Ling. Orient. (seit 1745) can. 1754 denatus 1777» (K. V. Bl. 6 und 16).

[3] Dietelmair Joh Aug. aus Nürnberg 1717—1785, seit 46 Prof. in Altdorf, seit 74 Präsident des pegnesischen Blumenordens.

[4] Gambs Joh. Nik. aus Straßburg, seit 1737 an St. Wilhelm. (K. V. Bl. 61.)

[5] Graf Joh. Reinh. aus Straßburg, seit 1771 an Jung St. Peter. (Ebenda 50)

w a g e n,[1] Dr. L o b s t e i n,[2] und Mag. G n i l i u s[3] .... Von Dr. S e m l e r sagte er, daß derselbe einige Zeit sein collega hier gewesen sei und daß er nicht das geringste heterodoxe an ihm habe bemerken können .... Es wurde auch viel von Hr. Dr. L o r e n z (in Straßburg) gesprochen .... Als ich meine Freude bezeugte, wann mich Gott zu einem christlichen Theologo führe, sagte Er: Ja, es geht so heutiges Tages wie ehedessen, wenn ein Waldenser den andern sahe; das Verderben seie sehr groß und Er versichere mich, daß noch viel ärgere Zeiten bevorstehen .... Von Hr. Prof. S t o e b e r[4] (in Straßburg) wurde auch geredet, daß er mit Hr. Prof. H a r l e s correspondiere etc. (Er hat eine große «Sammlung von Kirchenvätern» und eine schöne von Thalern; sehr seltene Stücke) .... Ein Bruder von ihm war in Straßburg, einer seiner Söhne hat dort medicin studirt und einer ist in Nürnberg Candidat der Theologie.

Seltene Sammlung von Thalern und einiger guldener Münzen.

Die Univ. Bibliothec.

.... Die u n i v e r s i t a e t s B i b l i o t h e k[5] ist 10000 volumina stark und in guter Ordnung. In dem nemlichen Saal stehen die Wagenseilischen rabbinischen Schriften[6] besonders beisammen. Er ist gezieret (mit vielen Professorenbildern) und einem Squelette eines Räubers zu Pferd, so vor 100 Jahren gefangen worden ist .... Die Treuwsche Bibl.[7] steht eine Treppe hoch (20000 Bände, aber «nicht in guter Ordnung»; Beschreibung des N a t u r a l i e n k a b i n e t t s) .... (Ausführliche Schilderung einer «K i n d e r l e i c h e»; nach der Beendigung der Gebräuche ladet der Leichenbitter die Anwesenden «zu einem L e i c h e n t r u n k im blauen Stern.») .... (Besuch bei Dr. S i x t; Mitteilung des Gesprächs.) Von ihm gieng ich durchs Schloß in den B o t a n i s c h e n G a r t e n .... Im Becken des springenden Wassers, etwa mitten im Garten, waren («nebst andern») vier rothe Fische, etwa wie die Nasen um S t r a ß b u r g herum. («Der Gärtner» zeigt ihm verschiedene

Die Treuwische Bibl. aus Nürnberg.

Kinderleiche.

Der botanische Garten.

Rothe Fische aus der Pegnitz.

[1] Rollwagen Joh. Fried. aus Schwäbisch-Hall, seit 1736 Diakonus an der Predigerkirche «ohne Aufstellung von Herrn Räth und XXI verordnet», vorher Pfr. in Berst, † 1759. (Ebenda Bl. 35.)

[2] Dr. Joh. Fr. Lobstein Prof. der Anatomie, † 1784. (Ebenda Bl. 12.)

[3] «Joh. Henricus Gnilius Seminarista. Ludimoderator hujus ecclesiae 1779» (Jung St. Peter) 1786 Diak. an St Wilhelm. (Ebenda Bl. 52.)

[4] Stoeber Elias aus Straßburg, a. o. Prof. der Theol., † 1778. (Ebenda Bl. 8.)

[5] jetzt in der Erlanger Bibliothek.

[6] Wagenseil Kompendium über rabbinische Theol. und Liturgie.

[7] wie Anm. 5; 25000 Bände und 15000 Originalbriefe berühmter Mediciner 1524—1769.

Pflanzen, die namentlich aufgeführt werden. Er ist «ein freundlicher Herr» und erzählt, er correspondire mit Hr. Prof. Spielmann (vgl. 20. XII.) in Straßburg) . .

. . . (Beschreibung der Kirche.) Auf der Porkirche ist ein großer, roth belegter Seßel mit einem dergleichen und mit Gold gezierten Himmel darüber für den «Nürnbergischen Pfleger der Stadt Altdorf, Hr. v. Wölker. (Döderlein predigt über die Himmelfahrt; «sehr viele Manns- und Weibsleute weinten». Konfirmation. Beschreibung derselben) . . . . (Um 5 Uhr Abreise) Gleich vor der Stadt ist ein Armenhaus von 16 Persohnen . . . . (Ein junger Bauernknecht begleitet ihn von Fischbach an bis Nürnberg.) Am Thor wurde ich zum ersten Mahle aufgehalten wie ein Handwerkspursch; mußte meinen Paß weisen; bekam einen Thorzettul; der Thorschreiber hieß Geier . . . . (Um 7 Uhr «im logis, wo ich am 22ten meine Sachen gelassen hatte . . . . Wie ich um 8 Uhr die Glocken zählte, schlug es sechzehn i. e. die Tageslänge und dis geschieht Jahr aus Jahr ein, daher keine Glocke durch das Uhrwerk hier geschlagen wird, was jedesmal eben einen solchen Ton gibt, wie die Feuerglocke in Straßburg, obgleich die Glocken selbst einen ziemlich guten Ton haben, wenn sie geläutet werden. Für einen Fremden ist diese Narrenberger Anstalt mit den Uhren nothwendig sehr auffallend.

Donnerstag 25. Majus. Schöne Kirche.

Confirmation. Sie ist nicht in Nürnberg; hier seit etwa 30 Jahren eingeführet.

Nürnberg.

Besonderer Glockenschlag.

. . . . rasirte mich, schnitt die Nägel an Füßen ab, schrieb an diesem journal bei caffée bis 12 Uhr, speißte zu Mittag, lase einige neuere und ältere Nürnberger Zeitungen, schrieb wieder an diesem journal von 2 bis 1/4 vor 8 Uhr (Regenwetter). Wie ich in die Gaststube kam, sagte mir mein Wirth, Hr. Schüssel, daß das hießige Geleite von Leipzig käme. Daher sah ich diese Cärimonie an. Der Bayreuther Geleitscommisarius von Baiersdorf zu Pferd fieng an zu reden, und wie er seinen Herrn Margrafen unter andern einen Burggrafen von Nürnberg nante, so fiel der Cancellist demselben in die Rede mit den Worten: mit nichten! Der Cancellist, der darauf antworten mußte, stund auch vor dem Schlagbaum zu Fuß in einem schwarzen Kleidé mit einer perruque, protestirte unter andern nochmal, daß Ihro Durchlaucht der Marggraf von Anspach[1] nicht Burggraf zu

Freitag 26. Majus. Bei Tag zu Hauß.

Geleite von Leipzig zurück.

---

[1] Die Bayreuther Linie war 1769 ausgestorben und das Land an Ansbach gefallen: Markgraf Christian Friedr. Karl Alexander, der 1792 beide Fürstentümer an Preußen abtrat.

Nürnberg wäre, weil hier ja — er wiese auf die hinter ihm stehende etwa 50 Mann regulirter und Stadtsoldaten — nicht seine Soldaten stünden etc. Der Geleitscommissarius und die Bayreuthischen Reuter durften nicht zu diesem Thiergärtner Thor herein, sondern mußten an ein anderes Thor . . . .

Samstag 27. Majus. Sanct Johann.

. . . . um 1/2 9 Uhr nach St. Johann . . . . Der Weg ist sehr angenehm und das Pilatushaus ist ein catholisches Alterthum . . . . Bei St. Johann ist das ordentliche Begräbnus, das vielleicht seinesgleichen nirgends hat. (Beschreibung des Kirchhofs.) Von dem Begräbnus weg besahe ich den Schießplatz, so gleich darneben liegt; er ist so ohngefehr wie der Straßburger, ehe er zum Contade wurde. Wie ich auf die Vestung kam – dabei man sich bloß einen etwas befestigten Berg vorstellen muß — konnte ich hier die ganze Stadt übersehen und hatte eine sehr angenehme Aussicht . . . . (Hr. «Mittagsprediger Mörel»[1] hat die Bibliothek unter sich, kann sie ihm aber heute nicht zeigen, weil er am Sonntag zweimal predigen muß. Man verabredet sich auf Montag; nach dem MEssen Spaziergang um die Stadt). Nach einer Weile kam ich in den großen . . . . Garten des Geheimen Raths von Haller . . . . nicht weit davon gerieth ich in Hr. Dr. Silberrads Garten, der etwas klein, aber kostbar ist wegen der vielen indianischen Gewächsen und zween Springbrunnen. Er war selber da und sagte, daß er mit den Silberradischen in Straßburg[2] verwandt sei, nach welchen er sich erkundigte . . . . (Wörther Kirchhof) . . . .

Vestung

Gärten.

Sonntag 28. Majus. Frühe Communion.

. . . . gieng um 6 Uhr in die S. Sebalderkirche, die Communion zu sehen, welche hier, auser in der Kirche S. Jacob, vor der Predigt, ganz frühe pfleget gehalten zu werden und auch noch den Namen Frühmesse hat . . . . Einer der drei Prediger hatte über den Rücken und vornen herunter ein handbreit mit Gold gesticktes Tuch hängen; sonst hatten alle drei weise Kleidung von Atlas oder dergleichen mit Gold besetzt an den Enden und zwo dicke goldene Quasten über die Schulter herabhängen.

---

[1] Joh Sigm. Moerl aus Nürnberg 1710–91, seit 1773 Antistes der Nürnberger Kirche, erster Prediger an St. Sebald und Stadtbibliothekar Der hier erwähnte «Mittagsprediger» wird ein Sohn von ihm sein.

[2] Die Silberrad stammen von Lampertheim. Ein Elias Silberrad war 1719–31 Prof. der Theol. in Straßburg. 1789 gab es einen Ratsherrn dieses Namens.

(Weitere Beschreibung der «Cärimonien») . . . . Wie die Communicanten an ihren Plätzen waren, so waren zwo Weiber mit Blumensträußen da, welche einem jeden einen reichten und davor Geld bekamen . . . . Der Schluß wurde lateinisch gemacht . . . . Es communicirten auch ~~einige Bäurinnen, welche jede eine Pelzmütze auf~~ hatte. (Beschreibung der Kirche) . . . . Da ich während der Communion hinten in die Kirche gegangen war und wieder hervor kam, so stund auf einmal Hr. Caselmann der ältere vor mir mit Hr. Wirsching, Kaufmann. Wir waren beide fast auser uns und umarmten einander. Er ist vor 4 Wochen von Straßburg weg mit seinem elève, dem jungen Teutsch, des Hr. Postmeisters Sohn von 9 Jahren und wird wieder zurückkehren, wann er zuvor Erlangen etc. gesehen hat. Sie reißen beide zu Pferd. (Caselmann und Wirsching gehen in die «Vestungskirche»; er folgt ihnen). Es ist eine sehr kleine und niedrige Capelle in dem Heidenthurm, den der Kaiser Nero gebauet haben und davon die Stadt den Namen haben soll . . . . Die Predigt verrichtete Hr. Schöner . . . . Die Kapelle war gedrungen voll auch von vornehmen Leuten . . . . Dann führte uns Hr. Wirsching durch einen Umweg an den Ausenwerken der Stadt hin (über den «Judenbiehl» in die Reformirte Kirche an dem Ende der Stadt: Sie ist ein nicht allzu großer Saal, in deßen Mitte ohngefehr die Kanzel stehet, auf welche man durch zwei Stuffen steiget . . . . (Schmitthenner predigt) . . . . Von hier kamen wir nach 1/2 11 Uhr in Hr. Wirschings Haus mit der Frau Kaiserin, einer geborenen Witmarin oder Kammin am Raben in Straßburg, die sich vor etwa zwei Jahren an einen Hr. Kaiser aus Nürnberg verheurathet hat, der dald darauf catholisch wurde. Nun erhält sie sich hier durch Haarbeutelmachen. Hr. Wirsching invitirte mich zum MEssen . . . . er hat drei Töchter von etwa 17, 12 und 8 Jahren und ist nebst seiner Frau ein sehr liebreicher und gefälliger Mann . . . . (Nach Tisch mit Caselmann wieder «in einige Kirchen und Capellen bei den Kirchen», wo Kinderlehre war). Die neue oder S. Aegidier Kirche, so 1718 wieder eingeweihet wurde, nachdem sie 1694 abgebrannt, ist ausnehmend schön . . . . In der S. Laurentius Kirche, welche der inneren Structur nach viel ähnliches mit dem Münster in Straßburg hat, wurde erst vesper gehalten i. e. . . . vom Altar lateinisch und auch teutsch gesungen und gebetet. (Dann: Predigt) . . . . Die Spitalkirche . . . . hat eine

Sanct Sebald Grab.

Rencontre von Hr. Caselmann.

Heidenthurm.

Reformirte Kirche.

Unglückliche Heurath.

S. Laurentius Kirche

Heiligthum. schönere Orgel als S. Sebald und S. Laurentius. Das Heiligthum hängt in der Höhe .... und besteht aus einem Zahn des Heiligen Johannes[1] etc. und wird nur fürstlichen Persohnen mit sehr großen Solennitaeten gewiesen. In der Laurentiuskirche hängt auch der englische Gruß in Holz, mit einem grünen Tuch bedeckt und wird sehr selten gewiesen. Auf dem Wege

Schöne gewölbte Brücke. sahen wir ferner die Meister-Brücke i. e. ein Gewölb von 97 Schuhen von einem einzigen Gesprängе von Peter Carl. Sie ist an der großen Metzig und heißt, meine ich, die Fleischers-Brücke. An einer andern Brücke ist das Zuchthaus mit einer guten Uiberschrift und dabei die Gefängniße für böse Schuldner auf dem Boden an der Straße .... (Nachmittagskaffee bei Wirsching; hierauf Spaziergang zu siebt) wobei es nicht fehlte an Spöttereien über meine Aufführung sansfaçon und nicht nach der Mode.

Das Grab Albrecht Dürers. Wir besahen .... das Grab des großen Malers Albrecht Dürer und desjenigen, der mit einer Reitschnalle oder jarretier den Weg vom Oelberg bis Golgatha gemessen und hernach dergleichen hier bauen ließ .... Hr. Wirsching zeigte uns auch den Wasserthurm, aus welchem das Wasser zu den vielen Springbrunnen kommt. .... (Caselmann wohnt «im rothen Hahn») ....

Montag 29. Majus. Rathhaus. .... Mit Caselmann, dem jungen Teutsch und Wirsching um 9 Uhr ins Rathaus). Der Saal ist groß mit alten schönen Gemählden, der Elephantengang ist ein altes Stück mit vieler Kunst i. e. oben an dem Boden (Decke) sind besonders Turniere vorgestellt, erhaben in Gyps und etwas bemahlet[2] (weitere Beschreibung des Saales) ....

Die Bibliothec. Aus dem Rathhauße giengen wir auf die Bibliothec (Mörel vgl. 27. V. zeigt sie; Aufzählung einiger Bücher. «Die Solgerische Bibliothec» hat 1766 der Rath gekauft, und «sie ist nun auch hier»; sie enthält die Kirchenväter in den «kostbarsten Editionen»). Hr. Solger war ein Prediger allhier und soll nichts weniger gewesen sein, als ein Gelehrter. (Polnische Bücher von Buchhändler Gröll in Warschau; zwei Schildkrötschalen, «ein kleiner Wagen,

---

[1] «Zu den Reichsheiltümern, die vom Chor herabhingen, gehörte auch ein Zahn des Hl. Johannes des Täufers, der wie die andern mit den Reichskleinodien nach Wien kam». 1797 (Mummenhof). Vgl. 31. V.

[2] Ueber die Stukaturen (Gesellenstechen) in den Gängen des ersten und zweiten Stockes vgl. Mummenhoff, das Rathaus in Nürnberg (1891) S. 151 ff. — «Elephantengang»? Hr. Dr Mummenhof schreibt mir. daß ihm dieser Name für den oberen, oder einen andern Korridor nirgends begegnet sei.

darinnen man selbst fahren kann ohne Hülfe»; Bild des Erasmus) . . . . Wir giengen fort auf die Vestung und besahen die Gemählde in dem Heidenthurm . . . den tiefen Brunnen. Dann in die Gießhütte, wo das Messing etc. gegossen wird, schon vor Tag, damit die Fremden es nicht lernen» . . . . «in die Drechselmühle, wo 8 Stühle sind, Messing etc. zu drechseln . . . . Die man darinnen lehrt, müssen Nürnberger sein und werden eidlich verpflichtet, sobald sie Gesellen werden, daß sie nirgends anders wollen hingehen . . . . Es sind aber doch schon einige untreu worden und haben in Wien dergleichen Werk angelegt. (Mittag bei Wirsching.) Nach 2 Uhr sahen wir die Leichbegleitung des Hr. von Grundherr, Patricii (Ausführliche Beschreibung des Leichengefolges) . . . . (Besuch und Beschreibung von Fürth) . . . . (Vergebliche Verhandlung mit einem der zwei «Stuttgarder Boten», wie «theuer er ihn mitnehmen» wolle) . . . . Ich sprach mit Hr. Hile, Schneider von Erlangen, welcher von der Madame Clairon, einer Pariser Comoediantin und nun maitresse des Marggrafen von Anspach erzählte etc; er wurde mein Schlafgeselle, und wie er fast ausgekleidet war, so sagte er, er seie gewohnt, Gott zu dienen, ehe er sich schlafen legte, und das laut, da ich dann ihm nachbetete.

Gießhütte

Eine Leiche: der Hr. von Grundherr.

Madame Clairon.

Lautes Gebet des Schneiders.

Heute stund ich auf mit der Glocke 6, nachdem mein Hr. Hile in dem Secret sein Gebet laut verrichtet und darauf fortgegangen war . . . . schrieb an diesem journal bis 12 Uhr . . . . (Vergeblicher Besuch bei «Hr. Vestungsprediger Schöner» u. a.) . . . .

Dienstag 30. Majus. Gebet des Schneiders im Secret.

. . . . hatte mit dem Packen des Mantelsackes zu thun. (Abschiedsbesuch bei Frau Wirschingin) gieng dem Hausknecht nach, der den Mantelsack nach dem Reichsadler trug, wo er gewogen und bezahlet wurde bis Stuttgard. (Abschied von Caselmann, der mit seinem Zögling nach Erlangen ritt.) Etwa halb 1 Uhr gieng ich in Gottes Namen zu Fuß von Nürnberg gegen Tübingen zu mit einem Hr. Born, der dort in der Bergerischen Buchhandlung stehet. In Schwabach blieben wir eine Weile bei Hr. Enderes, Buchhändler . . . . kaufte Tiscot[1] Onanie und Nymphomanie in 8 Schwabach 1775. (Es liegt hier ein Zettel bei: «Zeiger diß Hr. Magister Patrick von Straßburg passiret zu Fuß hierauf Glaits frey. Schwobach den 31 May An. 1775. Casten-Amt.» — Die gesperrten Worte sind vorgedruckt.)

Mittw. 31. Majus.

In Schwabach bekam ich freies Geleit.

[1] In Schwabach war auch eine franz. Kolonie.

Etwa halb 9 Uhr waren wir in Hoch[1] eine halbe Stunde von Schwabach, wo ein schöner Springbrunnen auf dem Markte stehet; der Wirth heißt Hildebrand. — (Nachtrag.) Nürnberg ist eine sehr bergigte Stadt, aber reinlich und mit schönen soliden Häußern, die zum Theil bemahlt sind; die meisten sind steinern und haben schöne Erker .... Der Gassenbettel ist aufgehoben. (Von den Chorschülern: «sie singen nicht angenehm und außerordentlich geschwind zu gewißen Tagen».) Die Reichskleinodien werden nur einem regierenden teutschen Fürsten gewiesen .... Etwa 60 Prediger; die catholischen Cärimonien werden nicht abgeschafft, weil noch viele Einkünfte sich darauf gründen; in dem Pilgrim-Hospital[2] müssen alle nach Rom gehende Pilgrimme umsonst verpfleget werden; die Höflichkeit der Nürnberger gehet etwas zu weit: Fremde von einiger Distinction kommen gedruckt ins Wochenblättel, wo ich heute auch stunde .... Die Stadt hat einen Graben ohne Wasser, doppelte Mauern .... etliche starke Thürme, wie e. g. der Weise Thurm Thor in Straßburg. — — — Sobald wir (in Hoch) eingekehret waren, schrieb ich dies journal.

Nürnberg.

III.

Tübingen und Stuttgart.

Donnerstag 1 Junius.

Ich stand auf vor halb 3 Uhr .... (nach 4 Uhr Abmarsch.) Windsbach ist ein geringes Städtgen .... und lutherisch. Eschenbach ist ein catholisches Städtgen, was man den Häusern und Bewohnern bald ansieht .... In Triesdorf ist ein Lustschloß .... des Marggrafen von Anspach .... und eine Reitschule. Für fremde Cavaliers sind ganz niedrige Häuser bestimmt, so zu beiden Seiten der Straße stehen. Im Dorf Groß-Ried[3] speißten wir zu Mittag. Es war da ein Fuhrmann, der krumme Bückel genannt, so mit 10 Pferden an seinem schwer geladenen Wagen nach Straßburg fuhr und ausnehmend grob war .... In der schwäbischen freien Reichsstadt Dünkelspühl kamen wir an nach 7 Uhr Abends, nachdem wir also einen Weg von 14 Stun-

Dünkelspühl.

---

[1] Hoch? Vielleicht: Rohr.

[2] Es gab in N. zwei Pilgrimspitale, das Marthaspital in der Königsstr. und das zum hl. Geist in der Johannisstr. vor dem Neutor. (Gütige Mitteilung des Hr. Dr. Mummenhoff.)

[3] Großenried.

den zurückgelegt hatten. (Kurze Beschreibung der Stadt: der Rath ist — konfessionell — «halb und halb».) Hr. Born klagte .... über Blattern an den Füßen. (Darum wird «eine Chaise nach schwäbisch Gmünd für 6 Gulden und einem halben als donum servo» gemietet) ....

Freitag 2. Junius. Ellwangen.

.... um 1/25 Uhr auf .... gegen halb 7 Uhr kam die Chaise .... Ellwangen ist eine Stadt mit schönen und dauerhaften Häusern .... Schloß des Propstes, der seinen grosen Hofstaat, Soldaten etc. hat. In diesem Schloß war noch der Pater Gasner[1] und verrichtete seine Wundercuren (Großer Zulauf; es ist umständlich, ins Schloß zu kommen). Manche catholische Pfarrer haben ihren Beichtkindern verboten, bei ihm Hülfe zu suchen. .... Der Hr. Probst schätzt ihn sehr hoch und hat ihn zu seinem geheimen Rath gemacht. Die jedesmaligen Curen werden von einem Notario protocollirt (Besichtigung der Domkirche und der Jesuitenkirche.) .... In Ahlen[2] — ist, glaub ich, eine Reichsstadt — speißten wir theure Hühner im goldenen Lamm .... In der ganz cath. freien kais. Reichsstadt Gemünd stiegen wir etwa um 5 Uhr Abends ab in dem Poste Haus .... Der Poste Meister ist .... in den Adelsstand erhoben worden und heißt jetzt Hr. von Stahl .. (Um 1/27 Uhr zu Fuß mit einem Führer noch 2 Stunden nach «Wäschenbeuren, einem österreichischen cath. Dorf», wo übernachtet wurde.) ....

Der Pater Gassner.

Ahlen, eine Stadt; nährt sich von Wolle.

Gemünd.

Samstag 3. Junius. Nürdingen ein schönes Städtchen.

.... um 4 Uhr auf .... (Um 1/211 Uhr nach Kirchheim, um 1 Uhr nach Nürtingen.) .... (In Schlaitdorf ein Dr. Götz, der «etliche Jahre in Straßburg studirt hat».) .... (Ueber Walddorf nach Einsiedel, wo «ein herzogl. Schloß und große Stuterei ist») .... Da mußte sich fügen, daß wir (nach einem Gewitter) in einer bequemen retour-Chaise nach Tübingen fuhren. (Ankunft 9 Uhr; Dankgebet.) .... Von Nürnberg bis hierher geht es über Berge, die bisweilen sehr hoch sind .... und durch dicke Wälder .... Je näher es gegen das Würtembergische gehet, je schöner stehet das Feld, das aber schon eine gute Strecke davor schöner ist überhaupt, als in Sachsen .... Das Würtembergische Land ist in meinen Augen ein Elsaß und die Leute sind so ehrlich und dienstfertig. (Er wohnt in Tübingen im Waldhorn bei dem «höflichen» Wirt Burkard.) Die Stadt ist sehr klein

Tübingen.

[1] vgl. 17. Februar
[2] Aalen.

Um 11 Uhr schnurrt er (auch) eins dazu. Um 12 Uhr ruft er, als wenns ihm weh thäte, daß es 12 schlägt. (Pfingstmont.) 4. Junius.

und die Häuser meistens alt mit vielen Uiberhängen . . . . Der Nachtwächter ruft hier sehr geschwind : Es hat 10 geschlagen, und etwas dazu . . . . Im Schreiben läßt sich die schwäbische Sprache nicht ausdrücken . . . .

Besuch bei Hr. Sevel (einem dänischen Studenten, an den er empfohlen war) . . . Dieser bezahlt für logis und Bette und Aufwartung 30 Gulden des Jahrs und in Leipzig hat er 46½ Thaler bezahlen müssen . . . . (Beschreibung des Gottesdienstes in der Stadtkirche; «Canzler Reuß[1] predigt». Tracht der Pfarrer. Nach der Predigt — «so erbaulich, als ich in langen Zeiten keine gehört» — spendet Dr. Cotta[2] das h. Abendmahl. «Drei Herren Repetenten halfen administiren». Kleidung der «Stipendiarii s. alumni» und der Communikanten. Beschreibung der Kirche. Um ½1 Uhr predigte «ein Repetent Namens Hochstätter»[3] . . . . «Er hatte sein Magisterkäpplein auf dem Kopfe, welches ohngefähr so ist, wie das Käpplein der Prediger in Straßburg, so sie noch in den Hüten oder Ermeln, aber nicht mehr auf dem Kopfe tragen». Nachm. predigte ein Hr. Weinland. Es fand auch eine Taufe statt.) . . . . Hr. Born nahm mich mit in das einige Bierhaus allhier gleich vor dem Stadtthor. Das Bier ist beinahe stärker als der Wein . . . . Um 6 Uhr führte er mich in das Stipendium, um die alumnos speisen zu sehen. Sie plauderten und lärmten sehr untereinander, obgleich der Ephorus, Hr. Prof. Uhland,[4] da auf und ab gieng. Es sind etwa 180 jetzo. Alldieweil die übrigen speiseten, predigte Hr. M. Schoder, den man aber nicht drei Worte verstehen konte wegen dem Getös . . . . Sie speiseten Suppe, Braten und Salade . . . . und hatten ihren Wein . . . . (Besuch und Beschreibung des Schlosses.) . . . .

Die Stadtkirche.

Bierhaus.

Das Essen im Stipendio.

Das Schloß oder Hohen-Tübingen. Montag 5. Junius.

. . . . schriebe Briefe nach Straßburg (an Lorenz,

---

[1] Reuß Friedr. Jerem. ein Würtemberger 1700—1777, war 1749—57 Generalsuperint. von Schlesw. Holstein. dann 1. Pr. der Theol. und Kanzler der Univ. Tübingen, sowie Propst der Stiftskirche.

[2] Cotta Joh. Friedr. aus Tübingen. Sohn des Buchhändlers Joh. Georg Cotta (1701—79) Prof. der Theol. und Nachfolger von Reuß als Kanzler etc.

[3] Wohl ein Enkel des 1717 gest. pietistischen Prof. Andr. Adam Hochstetter (vgl. Ritschl Gesch. des Piet. III, S. 6 und 11.)

[4] Uhland Ludw. Jos. aus Tübingen 1722—1803, seit 72 Ephorus des Stiftes, seit 76 Prof. Theol. (er las 3 Stunden über die Krüge auf der Hochzeit zu Kana ! etc.), der Großvater des Dichters Uhland.

cousin Birr und Redslob) und trug sie auf die Poste. Der Postemeister ist der Buchhändler Cotta .... (Oberhelfer Märklin predigt; er hat «viel Aehnlichkeit mit Hr. Diaconus Stuber in Straßburg) .... Hr. Born schenkte mir zwo Reden, die der reg. Durchl. Herzog von Würtemberg in auditorio publico gehalten und auch selbst gemacht hat in 4. 1773 .... (Abends «in der Gaststube» Gespräch mit Hr. Cotta, Antiquarius:) Es wurde geredet, daß der hiesige Postemeister Hr. Cotta Buchhändler zugleich ist .... und daß er sich dieses oft zu Nutze macht zum Schaden anderer, so daß er manchmal sogar Briefe erbricht; aber er gibt ihm niemalen einen Brief.

Dienstag 6. Junius.

.... schriebe an diesem journal bis gegen 9 Uhr; wartete auf den caffée und hernach auf poudre .. (Besuch «einer jurist. Inaug. Disputation» und Beschreibung derselben) .... (Besuch bei dem Dogmatiker Clemm,[1] «der das Podagra hat und wie es scheint, einen Ansatz von der Wassersucht». Theologisches Gespräch mit ihm) ... (Kauf eines Vorlesungsverzeichnisses; Besuch bei Dr. Cotta, der sehr freundlich war und erzählt, daß er mit Beyckert[2] und Frid[3] in Straßburg Briefe wechsle, und bei Kanzler Reuß, dem er Grüße von Leipzig bringt, und der sich über Semler gehörig ausläßt) .... Wir besahen die Münze auf die Abschaffung des Jesuiter Ordens .... (Nach dem Abendessen Besuch «des Reußischen Gartens nicht weit vor dem Thore») .. Hr. Bibliothekarius Reuß (ein Bruder des Prof.) hatte mit den Immen zu thun, welchen er nach Schirachischer Art[4] einen neuen Korb untersetzte. Es war auch ein Hr. M. Hellwag, ein Neveu des Hr. Helfers M. Bengel im Garten. Die Jungfer Reußin war auch da und schien mir christlich bescheiden zu sein. (Neben dem Garten «der Reitplatz und das Opernhaus») ....

Gespräch: Basedow-Anstalten; Semler Socinianer.

Immen nach Schirach.

Mittwoch 7. Junius.

... (Colleg bei Cotta und Reuß) ... (Besuch bei dem «univers. Antiq. Cotta»). ... (die Bibliothec des Klosters seit noch nicht langer Zeit aufgestellet .. ältere und neuere schätzbare Werke, darunter besonders Patres. Die

Die Bibliothec des Klosters.

---

[1] Clemm Heinr. Wilh. Theol. und Mathematiker, seit 1767 Prof. der Theol. † im Juli 1775.

[2] Beykert Joh. Phil. Argent. seit 1752 Prof. der Theol. 1761 Gymnasiarch † 1787 (K. V. Bl. 8 und 25 und 33.)

[3] Fried Joh. Friedr. Argent. Prof. Mor. seit 1754. (Ebenda Bl. 17.)

[4] Schirach Adam Gottl., ein Lausitzer 1724—73. Herausgeber einer Zeitschrift, der «Oberlausitzer Bienengesellschaft», und damals berühmter Bienenvater.

meisten Schriften Semlers und die Bibelübersetzung von Michaelis sind auch schon da. Den ersten Anfang zu dieser Bibliothec machte ein Stipendiarius Muth, und 60 Gulden können jährlich auf Bücher verwendet werden . . . im Speisesaal (des Klosters) sind die Herzöge vor und nach der Reformation bis auf den jetzigen aufgehängt; der Vater des jetzigen ist von einem Stipendiario gemahlt . . . (Betrachtung verschiedener Bücher bei M. Reinhard) . . . . (Colleg bei Prof. Schnurrer[1] über Hosea) . . .

Portraits, herzogl. Würtembergische.

Donnerstag 8. Junius.

. . . . wir giengen um 6 Uhr botanisiren auf den Osterberg, wovon man die angenehmste Aussicht hat . . . . (1/2 9 Uhr Frühstück; Lesen) . . . . Nachm. gieng ich nach Lustnau, etwa eine halbe Stunde von hier; allein Hr. Sup. specialis Roos[2] war nicht da, sondern auf der Kirchen-Visitation . . . . (Um 7 Uhr Besuch bei Hr. Helfer M. Bengel[3].) Er liegt schon 20 Wochen, meistens im Bett, an einem bösen Fuß; doch ist er sonst munter und freundlich, vermischt mit Ernsthaftigkeit. Es wurde etwas von Leipzig, Halle und Straßburg geredet, und dann, daß hier bei 30 Mannsleute sich ganz gut erzeigten und auch Versammlungen hielten, daß hin und wieder im Laude Erweckungen geschehen und darunter vorzüglich in Kirchheim unter Teck . . . .

Lustnau.

Hr. M. Bengel.

Dreißig christliche Mannsleute.

Freitag 9. Junius.

Fünfzehn Christen im Closter.

. . . . (Vorm. Lesen) . . . . Im Stipendio sind 15 Christen, darunter Hr. M. Repetent Storr[4] und Hr. M. Hellwag,[5] welche in einem besonderen Zimmer am Sonntag Erbauungsstunden halten . . . (Abends im Reuß'schen Garten.) Eine Gesellschaft hatte sich mit Ballschlagen belustigt . . . . Während dem Auskleiden sunge ich: «Nun ruhen alle Wälder» und hatte noch zween Verse übrig, wie ich das Licht löschte . . . .

Samstag 10. Junius.

Bibliothek der Universität.

. . . . (Colleg bei Cotta und Reuß) . . . . (Nachm. Bes. der Univers. Bibliothek) diese ist sehr in Unordnung, weil man das Gebäude abbricht, um es schöner

[1] Schnurrer Chr. Fried. aus Cannstadt 1742—1822, hauptsächlich Orientalist, seit 72 in Tübingen, später Kanzler.

[2] Roos Magnus Friedr. aus Sulz a. N. 1727—1808, seit 67 Pfr. in Lustnau und Dekan der Diöcese Bebenhausen, ein Schüler Bengels.

[3] Bengel Ernst, 1735—93, Sohn des Joh. Albr. B., seit 72 Diakonus in Tübingen.

[4] Storr Gottl. Christian aus Stuttgart 1746—1805, Repetent in Tübingen 1772, Vikar in Stuttgart 1775 und im nämlichen Jahr als a. o. Prof. nach Tübingen zurück.

[5] Ein Hellwag aus Calw studierte seit 1774 in Tübingen Theologie, wurde aber später Mediziner und † 1835 als Landphysikus in Eutin.

und bequemer aufzubauen auf das 1777 Jahr. da das jubilaeum acad. soll gefeiert werden. (Angaben über Bücher und Manuscripte) . . . . In meinem Zimmer vor 9 Uhr übte ich Sünd und Schande aus, lase in Dr. Dietelmairs Th. Betracht. (vgl. 14. I.), schnitte die Nägel ab an Füßen; verübte zum zweiten Mahle Sünd und Schande, da ich das Licht schon gelöscht hatte, und legte mich gegen 11 Uhr (Stoßseufzer).

. . . . (Besuch der Kirche in Lustnau; Roos predigt «deutlich und erbaulich». Kein Klingelbeutel) Nach der Kirche besuchte ich ihn. (Einladung zum Mittagessen mit Hr. Helfer Bauder in Sulz u. a.) . . . . (Gespräch: Baron Hohenthal habe gesagt, er vermöge nicht mehr so viel am Dresdener Hof: «denn jetzt wären 5 Brühle da», während früher nur einer bei Hof gewesen . . . . über Lavater . . . . Waisenhaus . . . . die Herrenhuter . . . . und vor etwa 6 Wochen seien — von Straßburg — die Hr. Hebeisen[1] und Schweighäuser[2] bei dem Hr Special gewesen» und hätten «sich erkundigt, was man in Würtemberg von Lavater halte, indem so viele junge stud. theologiae in Straßburg auf desselben Seite stünden und Hr. Dr. Lorenz verachteten» . . . . Am Rand: Christlicher und verbindlicher Abschied»). Es war etwa 3 Uhr, wie ich fortgienge und bald 4 Uhr, wie ich wieder auf meiner Stube war, da ich vorher das Stadtthor mir mußte öfnen lassen; denn während dem Gottesdienst kommt nicht leicht jemand aus oder ein und ohne Geld gar nicht . . . . Um 5 Uhr wohnte ich der Erbauungsstunde bei im Stipendio auf der Hofenstube mit etwa 17 anderen, meist aus dem Stipendio ... Der Anfang wurde gemacht mit Gesang; dann betete Hr. Repetent Storr etwas lange; Hr. Repetent Hiemer[3] lase aus Bengels Uibersetzung 2. Cor. XI, worauf Hr. M. Hou etwas darüber zur Erbauung sagte, welches bisweilen Hr. Rep. Hiemer bekräftigte. Der Schluß wurde mit dem noch Uebrigen des Gesanges gemacht, worauf beim Fortgehen ein jeder etwas in einen auf dem Tisch stehenden hölzernen Kelch legte für Arme . . . . (Spaziergang mit Hr. M. Jenisch «auf dem großen Werd») . .

Sonntag 11. Junius. Lustnau. Hr. Sup. Spec. Roos predigt.

Das durch Geld eröfnete Thor.

Erbauungsstunde im Closter

. . . . hörte bei Hr. Born die Bestätigung, daß Hr.

Montag 12. Junius.

---

[1] Hebeisen?
[2] Schweighäuser, wohl Joh. Mich., der Altersgenosse Patriks (K. V. Bl. 166 No. 67.)
[3] Die Hiemer, eine alte Theologenfamilie Würtembergs.

Cotta, Buchhändler und Postehalter, gestorben seie, nachdem er am 7ten über Zahnweh klagte, wozu das Halsweh und letztens der kalte Brand schlug .... (Besuch bei Oberhelfer Märklin,[1] der «ein sehr leutseliger und christlicher Mann» und bei M. Jenisch.) Er wiese mir die große Menge der Schriften von Hr. Prälat Oetinger[2] in Murhard, die zum Theil Chymisch, zum Theil gelehrt, meistens aber erbaulich sind .... Um 3 Uhr gieng ich (mit Jenisch, Burk und Hellwag) in den Locum im Speisesaale i. e. es wird alle Montag ein locus aus der Theol. dogmatica von drei Herren Repetenten examinirt, dabei die Herren Magistri — denn andere sind davon ausgenommen — in drei Claßen getheilet sind. Dieses dauert sonst zwo Stunden, dismal aber war es nur eine Stunde. Es ist mehr eine freundschaftliche Unterredung, als ein strenges Examen. Es wurde die Exaltatio Christi vorgenommen, dabei mir Hr. Repetent Muiller ganz wohl gefiel, nicht aber so die Herren examinandi .... (Briefe von Straßburg: von Redslob und Lorenz, der ihm mitteilt, die Hauslehrerstelle bei Lamey (vgl. 30. IV.) sei besetzt; dagegen begehre jetzt der Bankier Merian in Basel einen Erzieher, «welche condition ich gerne annehmen würde») ... (oncle Birr, der mir mehr als Vatertreue erzeigt hatte, ist — nach einem Brief des «Hr. Cousin Birr» — gestorben) ....

Oetinger Schriften.

Locus im Stipendio.

Briefe von Straßburg.

Dienstag 13. Junius.

.... (Mittagessen bei Helfer Bengel mit andern; Gespräch über Oetinger; Bahrds Nachfolger in Gießen (vgl. 26. IV.) wurde Hr. adj. poeseos Lobstein[3] Argentinensis, als prof. theol. ordinarius und franz. Prediger.) .... Nach 1/2 4 Uhr gieng ich mit Hr. Sevels Parapluie, den er mir schon des Mittags geborgt hatte, nach Bebenhausen, einem niederen Closter, eine Stunde weit .... Sogleich erkundigte ich mich nach Hr. Prof. Hegelmaier, bei welchem ich Hr. Prof. Wild,[4] Hr. Expeditions Rath Lang, Hr. Pfleger Koch mit ihren Weibern und anderen Frauenzimmern antraf, welche alle,

Hr. Sevel borgt mir seinen Regenschirm. Bebenhausen.

---

[1] Maerklin Joh. Friedr. 1734—1804, seit 67 Diakonus in Tübingen, später Prof. etc.

[2] Oetinger Friedr. Christoph aus Göppingen 1702—82 «die Chemie und die Theologie sind bei mir nicht zwei, sondern Ein Ding!» Vgl. über diesen merkwürdigen Schwabenkopf Ritschl, Gesch. des Piet. III. 126 ff.

[3] M. Joh. Mich. Lobstein, Abendprediger an Alt St. Peter seit 1772 vicar. Gymn. inf. 1775 Prof. zu Gießen (K. V. 46).

[4] Hegelmaier und Wild waren Professoren an dem «niedern Kloster» in Bebenhausen (vgl. Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 124 und 25).

besonders Hr. Prof. W i l d, sehr höflich und freundlich waren. Es stunde der Nachtisch einer Gasterei auf dem Tisch noch zum Theil, daher mir Hr. Prof. Hegelmaier damit und mit Wein aufwartete. Das Gespräch war von Halle, Leipzig, S t r a ß b u r g, dem P h i l a n t h r o p i n o in Graubündten (u. a.) Nach 5 Uhr sahe und hörte ich C h o r s i n g e n, meistens n a c h g a n z c a t h o l i s c h e r A r t. Die 18 alumni . . . . gehen ohngefehr wie in Tübingen . . . . Das Closter ist reich und braucht jährlich bei 18 bis 20 C00 Gulden. Es sieht einem kleinen Flecken oder Dorf gleich; denn ums Closter herum sind die Melkerei . . . . und andere Häuser . . . . und darunter auch ein Haus, darinnen das herzogliche Jagdzeug von etwa 100 000 Gulden Werth aufbewahrt wird . . . . Es wąr 8 Uhr, als ich in Hr. Canzler R e u ß G a r t e n kam, da ich den Rückweg über den Berg genommen hatte . . . .

. . . . (7—8 Coll. bei P l o u q u e t[1] «über sein Buch der Logic und Metaphysic . . . . und 10—11 bei R e u ß de angelis . . . . und de homine) . . . . Während dem MEssen kam ein Hr. M. S c h m i d von E s c h b e r g,[2] 7—8 Stunden von S t r a ß b u r g wie er sagt, in die Gaststube, welcher in Straßburg, Leipzig, Halle, Berlin, Curland, Liefland, Rußland gewesen zu sein vorgibt. Weil er so gar geheimnisvoll thate, so ließ ich ihn gehen und wolte mich gar nicht mit ihm einlaßen; ja man mußte Abends sagen, daß ich nicht zu Hause wäre . . . . (Nachm. Besuch bei M ä r k l i n, wo er Storr (vgl. 9. VI.) trifft, der am 19. als Vikar nach Stuttgart kommt). Hier hörte ich, daß ein Consistorial Rath in S t u t t g a r d auf die P i e t i s t e n sehr übel zu sprechen seie . . . . Von da weg sahe ich die L e i c h e n b e g l e i t u n g des Hr. C o t t a, Buchhändlers und P o s t e h a l t e r s (Beschreibung des Gefolges etc.) Hr. Dr. C l e m m (vgl. 6. VI.) hielte einen Sermon am Altar (nach der Beerdigung) über Joh. XI; «Lazarus, unser Freund, schläft», und konnte mit loben nicht fertig werden . . . . (Abschiedsbesuch bei Kanzler R e u ß, der ihm «ein Empfehlung an Hr. Dr. Lorenz in S t r a ß b u r g» aufträgt «und wer sich da noch seiner erinnert») . . . . (Desgleichen bei C l e m m) . . . . schrieb an diesem Journal bis nach halb 1 Uhr (Nachts), ohne mich durch Hr. S c h m i d t aus E s c h b e r g bei B u c h s w e i l e r (vgl. oben), der im Zimmer neben mir schlief, stören zu lassen . . . .

Mittwoch 14. Junius.

Hr. M. Schmid aus Eschberg im Elsaß.

Leichenbegleitung des Hr. Cotta.

---

[1] Gottfried Ploucquet Prof. der Philosophie 1716—1790 Wolfianer. (Ebenda S. 23, 99 u. a.

[2] Eschburg, Kanton Lützelstein

Donnerstag 15. Junius.

. . . . trunke mit Hr. S e v e l in seinem Zimmer caffée und nahm freundlich und christlich Abschied von ihm, er aber nicht eben christlich, obwohl sehr leutselig . . . . wartete bei Hr. B o r n, bis er einen Brief an Hr. K r ä m e r, Wirth und Gastgeber in S t u t t g a r t, meistens meinethalben geschrieben hatte . . . . (Abschied von «Hr. C o t t a antiquarius ganz liebreich und verbindlich») . . . . Hr. B e r g e r, Buchhändler, gab mir auch einen Brief mit an Hr. Prof. B o e c k,[1] auf der Solitude . . . . und Hr. E r h a r d, Buchdrucker in S t u t t g a r t. Mein bisheriger Wirth und Wirthin und Knecht und Mägde waren alle wie gerührt und begleiteten mich bis an die Hausthüre, nachdem mir vorher Hr. B u r k a r d, caupo, recht christlich Glück und Segen gewünscht . . . . (Abmarsch ¼ auf 1 Uhr bei anfänglichem Regen- und Hagelwetter. Viel bergauf und bergab. Angst vor drei Männern im Wald, die Prügel trugen, und später vor einem «bärtigen» Soldaten, «blau mit rothen Aufschlägen gekleidet».) Unterdessen war nicht weit davon ein Wagen; daher ich dachte: ich will mich zu dem Wagen halten. Zu E c h t e r d i n g e n blieb der Fuhrmann, da (worauf) ich einige Zeit mit dem Soldaten allein ging (aber langsam, «da ich bald von weitem Leute hinter mir sahe» . . . .) Und welche Freude da diese 5 Mannsleute alle oder doch zum Theil Christen waren! Insbesondere gefiel mir wohl ein Gerber Namens J o s e h a n s, ein junger Mann. Wir hatten ein erbauliches Gespräch bis an S t u t t g a r t an. Hr. Josehans hatte mir meinen Rocklor[2] gleich abgenommen und getragen . . . . (Er gibt den Brief bei Buchdrucker Erhard ab) ich fragte nach Kiefer Frank — proprie K r ä m e r, ein Metzger und Wirth — speißte zu Nacht, legte mich in eine schlechte Kammer, welche so allerwege noch beschlossen ist (verschließbar) und zwei Betten und zwei höltzerne Stühle hat, weiter nichts. Ein Bergbott aus dem Fürstenbergischen schlief in dieser Kammer er heißt Ziffli.

Hr. Burkard und Frau waren sehr gerührt.

Ein Soldat aus Sardinien, gebürtig aus Hessen.

Hr. Josehans Gerber.

Stuttgart.

Hr Ziffli.

Freitag 16. Junius. La Solitude.

. . . . gieng nach der s o l i t u d e; unterwegs traf ich (einen) Hr. Kastner an, der sich für einen Castellan ausgab; ich fande ihn immer mehr als einen schlechten

[1] Aug. Friedr. Bök 1739—1815 Prof. der Philos. in Tübingen neben Ploucquet (vgl. 14. VI.) gab 1775 und 76 im Auftrag des Herzogs den philos. Unterricht an der obersten Abt. auf der Solitude. (Hartmann S. 106.)

[2] Roquelaure Reisemantel, nach dem Erfinder, einem Herzog von R genannt. Auch die damaligen preußischen Soldatenmäntel hießen Rokelors.

und sehr unkeuschen Mann in Worten und Greifen, wo er auf dem Wege oder in Häusern ein Weibsbild antraf. (Ankunft auf der Sol. nach 10 Uhr) . . . . Hr. Prof. Hartmann[1] war in Canstatt und Boeck in der Lection; ich gieng herum und betrachtete von ausen den großen prächtigen Garten . . . . Die Stecken an den jungen Bäumen haben vergüldete Knöpfe. Die Solitude selbst ist ein kleines, aber prächtiges Gebäude . . . . In der Mitte steht eine Art von kleinem runden Thurm, der nebst dem übrigen Tach mit Kupfer belegt und stark verguldet ist. In der Mitte sind auf beiden Seiten Altäne; zu einem jeden führen zwo Stiegen. Um die ganze Solitude herum ist ein bedeckter Gang. Nicht weit davon ist ein Gebäude, wo der Herzog wohnet. Fast um die ganze Sol. herum stehen Statuen, meist von heidnischen Göttern, darunter einige abscheuliche Gesichter und Figuren . . . . Weiter ließ mich die Wache nicht gehen. Man bekommt fast gar nichts zu sehen, wenn nicht der Hausschneider mit einem gehet. Selbst die Professores dörfen nicht in der Solitude herum, wohl aber im Garten. Nach 11 Uhr fand ich Hr. Prof. Boeck auf dem Billard und wartete in seinem Haus auf ihn, bis er nachkam (Ueberreichung des Briefes; er wies ihm einen Platz an, wo er die «300 Academisten» speisen sehen konnte.) Es war ein langer Saal, darinnen zwei lange Tische stunden und noch ein ganz kleiner Tisch für 5 oder 6 Persohnen. Die Academisten haben blaue Kleider mit schwarzen Aufschlägen an und weise Strümpfe; die Schuhschnallen sind auch überall gleich. Die Köpfe waren gepoudert und doch hatten sie noch ihre Papilloten. Etwa um $^1/_2$ 1 Uhr kam der Herzog mit seiner Gräfin von Hohenheim, welche eben nicht schön, wohl aber verbuhlt aussieht und sehr leichtsinnig. Der Herzog selbst aber ist ein ansehnlich starker und schöner Herr und sieht sehr hitzig aus, ist aber dabei sehr freundlich. Hinter dem Herzog und der Gräfin zogen die Academisten[2] auf, immer zween und zween, und mußten sich bewegen und drehen wie Soldaten. Der Herzog und die Gräfin stellten sich oben an. Wie nun alle

Billard.

Drei hundert Academici.

Der Herzog. Die Gräfin Hoheim.

---

[1] Hartmann K. Fr. Religionslehrer auf der Solitude und Prof. der Dogmatik. Die Biographie (von Ehmann 1861) enthält auf S. 117 ff. sein Urteil über den jungen Schiller (Hartmann S. 89 u. a.)

[2] Darunter Schiller. Seit 1773 war die Pflanzschule auf der Solitude «Militär- und Ritterakademie». Im Nov. 1775 siedelte die Anstalt nach Stuttgart über und erhielt eine medizinische Abteilung.

an ihren hölzernen Stühlen stunden, so commandirte Einer,
Gebet. nicht weit vom Herzog, zum Gebet. Es betete ein ziemlich kleiner und junger: Im Namen Gottes des V. und des S. und des hl. G., darauf das Gebet des Herrn. Das Niedersitzen gieng auch Tempoweise. Eine kleine Weile sasen sie, als der Herzog sagte: Mangez la soupe. Es bückten sich alle sehr tief und fiengen an zu eßen. Der Herzog und die Gräfin giengen im Saal herum und redeten bisweilen mit den Academisten, bisweilen mit den Aufsehern, bisweilen mit den Professoribus, welche nemlich ordre hatten, so
MEßen. lang da zu sein, als der Herzog bleiben würde. Das Eßen war: 1. Reiß oder so was, 2. Rindfleisch, 3. Leber etc. in einer braunen Brühe. Wie sie abgespeißet hatten, wurde wieder zum Gebet commandirt und eben das gebetet, was Anfangs geschah, wobei sie jedesmal die flachen Hände zusammengeschlagen hatten und an den Mund hielten. Darauf giengen sie, immer zween und zween, heraus und alle vor mir vorbei und endlich auch der Herzog und die Gräfin . . . . Ich speißte zu Mittag und gieng dann mit meinem Hr. Castellan durch die Braten-Küchen . . . . und auf dessen Bitte führte mich der Hausschneider in das Lor-
Lorbeerhaus. beerhaus . . . . es ist unten ein sehr langer prächtiger Saal, zu großen Gastereien bestimmt; hinten dran ist der Tempel des Apollo nach ganz heidnischer Art, und ein nackendes Bild von dem schönsten weisen Marmor stehet ohngefehr in der Mitte und ein Glas darum her . . . . (Klage, daß man so viel nicht zu sehen bekommt, «e. g. den Herzog zu Pferd rechts, wenn man gegen der Solitude geht und drum herum Figuren, alles mit einer Art von Menschenfarbe angestrichen») . . . . Um 3 Uhr herum gieng ich fort und traf bald eine Frau von dem nächsten Dorf an, Bodnam[1] genannt oder so was. Diese hat einen Soldaten zum Mann und 5 Kinder. Sie erzählete mir ihre Umstände und sagte: Der Herzog bezahle nicht und seie ihr und ihrem Mann dreihundert Gulden schuldig . . . . Zifli schlief nochmals in meiner Kammer.

Samstag 17. Junius. . . . . schrieb dieses journal bis 11 Uhr . . . . Von 2 Uhr kam Hr. Josehans, Gerber (vgl. 15. VI) und invitirte mich morgen auf den ganzen Tag . . . .

Sonntag 18. Junius. Hr. Waisenprediger Oettinger. Die Waisenkinder. . . . . um 8 Uhr hörte ich Hr. Dettinger in der Waisenhaus Kirch über das Evangelium erbaulich und faßlich predigen. (Beschreibung des Gottesdienstes und der Kirche.) Die Waisenkinder sollen zwischen 2

[1] Bothnang.

und 300 ausmachen und so viel auch in Ludwigsburg sein. Sie sind mit einer Art Capuzinerfarbigten Tuch bekleidet. Die Knaben haben ein dergleichen Camisol, aber keinen Rock, doch unter demselben ein Brusttuch. Die Hosen sind weis und auch die Strümpfe. Die Mädgen tragen ein dergleichen Wamst und Kutte, einen blauen Schurz, ein weis und braun Halstuch. (Beschreibung der «Stifts- und Stadtkirche»; «verschiedener Grafen von Würtemberg Begräbnus»; Hr. Unterhelfer Griesinger[1] predigt) ich ging fort, wie er nach dem Exordio den Text verlaße. Er soll kein Christ sein. Das alte Schloß ist ein solides Quadrat von Steinen mit einigen Thürmen, macht aber kein herzogliches Gesicht. (Beschreibung der Schloßkirche.) .... Hr. Josenhans nahm mich wiederum nach Haus auch zum Nachtessen, da wir theils christliche, theils nützliche Reden führten. Es kam ein anderer Christ auch hin, welcher aber sehr wenig redete ....

Das herzogl. alte Schloß

Montag 19. Junius.

.... schrieb an Hr. Prof. Pezold nach Leipzig. (Vergeblicher Besuch bei «Hr. Hofcaplan Rieger;[2] dann «im nemlichen Haus» bei «Hr. Oberhelfer Flatte».) Er empfieng und behandelte mich so, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen solte» .... zum Schluß aber «war er wie verändert» .... («Schändliche lasterhafte Thaten»; Stoßseufzer.) .... (Bei Buchdrucker Erhard kauft er «Flatt-Roos[3] Lästerung des heiligen Geistes» Tübingen 1770 bzw. Stuttgart 1771 und sieht die ersten Bogen von des «Hr. Helfer Schelling[4] in Lemberg codex ebr. bibl. collatio) .... hing lasterhaften Dingen nach, bis gegen 12 Uhr der Greuel völlig begangen wurde.

Schändlicher Nachmittag. Bußfertiges Gebet. Flatt M. Roos Lästerung des Heiligen Geistes.

Dienstag 20. Junius.

.... («Ernstliches Gebet») .... (Besuch bei Hofkaplan Rieger; Gespräch mit ihm.) Da kam zu meinem Verdruß Hr. Hofmedicus Kammerer mit seinem Hr. Bruder, Pfarrer bei Neuffen .... Und weg war ein guter discours! .... (Besuch bei Josenhans.) Er war an der Thür und arbeitete im Heu .... Da gieng Hr. M. Schellkopf vorbei, der in der Nachbarschaft

[1] Griesinger Georg Friedr. 1734—1828, später Konsistorialrat in Stuttgart, Rationalist. (vgl. Ritschl Gesch. des Piet. III, 157, 173 und 75.)
[2] Rieger Karl. Heinr. aus Stuttgart 1726—91, Pietist, später Amtsgenosse des vorigen im Konsistorium. (Ritschl III, 86.)
[3] Flatt Joh. Jak. aus Balingen, geb. 1724, † 92 als Abt zu Herrenalb, schrieb als Pfarrer an der Stiftskirche: (Leipzig 70) «Untersuchung der Preisfrage von der Sünde wider den hl. Geist». (Ersch und Gruber.)
[4] Der Vater des Philosophen.

ein Vicariat hat . . . . er sagte, daß er 12 Stunden weit von Straßburg eine Pfarre bekommen wird und vielleicht auf einmal nach Straßburg selbst reisen, daher er meinen Namen und logis aufgeschrieben hat . . . . bekam (Abends 6) Streit mit einem schlechten Praeceptor — er heißt Hagmeier — der, wie sonst auch, zeigen wollte, daß er lateinisch könte, aber diesesmal besonders grobe Schnitzer machte e. g. peccatum est contrarium de bono; da mihi definitionem de malo etc. Es waren zwo Weiber da in der Gaststube, in der Gegend von Pforzheim zu Hauß; diese hatten einen Brief, oder was es ist, an den Herzog von Würtemberg, welcher im Sack schmutzig worden war. Sie baten mich um frisches Papier, Siegel und Uiberschrift. Indem ich dieses that, war mein Hr. Hagmeier fortgelaufen; denn seine Schwester hat ihm Geld geschickt von Kirchheim, und nun hat der arme Mann immer Durst! . . . . . . (Prof. Le Bret[1] predigt in der Stiftskirche . . . . Ausführliche Beschreibung der Taufe von drei Kindern . . . . Nach dem Schluß des Gottesdienstes Brodverteilung an Arme, «welches alle Mittwoch geschieht».) Von hier weg ging ich in die Schloßkirche (Rieger hält die Betstunde. Die Frauen haben ihre Bibeln bei sich und schlagen nach.) . . . . Nach dem MEssen besuchte ich . . . . Hr. Leibmedicus Reuß, der mir ziemlich, wo nicht ganz, herrenhutisch vorkam. (Er zeigt ihm Herrenhuter Schriften.) . . . . (Josenhans führt ihn zu Pfarrer Dettlinger, wo sich nach und nach Repetent Koestlin, Pfarrer Kammerer und ein Herr Brönner aus Basel einfinden, der ihm von Bankier Merian erzählt (vgl. 12. VI.), was ihn auf den Gedanken bringt, «daß auch aus dieser condition nichts werden wird».) Man redete von der Regierung Gottes über die ganze Welt . . . . dem Wachstum der Seligen . . . . dem Anfang des Sündenfalls . . . . der Seligkeit der Auserwählten . . . . Hr. Brönner hatte einen Abriß der Rechnungsmaschine, welche neulich Hr. Pfarrer Hahn[2] zu Stande gebracht hat, durch welche man addiren,

Hagmeier schlechtes Latein.

Liebesdienst.

Immer Durst.

Mittwoch 21. Junius.

Taufhandlung.

Hahn, Rechnungs-Maschine.

---

[1] Lebret, Prof., später Kanzler auf der Solitude; (vgl. Hartmann 210).

[2] Hahn Phil. Matthäus 1739—90, von Bengel und Oetinger angeregt; 1770 Pfarrer in Kornwestheim; 1774 erschien von ihm eine Beschreibung mech. und astron. Kunstwerke. Eine seiner astron. Uhren ist im Germ. Museum. 1828 gab Chr. Ulr. Hahn die hinterlassenen Schriften und seine Selbstbiographie heraus. «Die Rechenmaschine Hahns», heißt es in Meyers Konv. Lex.

subtrahiren, multipl. und divid. kan durch bloßes Drehen der Scheiben. (Pfr. Dettinger, «der meistens das Wort führte» sagt «auf befragen, er gehe meistens «als ein ignorant» auf die Kanzel; er schreibe keine Predigt, mit «dem Meditiren komme er öfters auch gar nicht fort»; daher liefen in seinen Predigten «pöbelhafte Ausdrücke» unter; schon seit 8 Jahren «studire er auf einen faßlichen Vortrag».) Vergangene Weihnachten seie eine große Erweckung unter den Waisenkindern beiderlei Geschlechts vorgekommen .... Nach 7 Uhr gieng ich hier weg zu Hr. Schiele (vgl. 11. V.) .... welcher auf dem Canapée mit mir redete von nützlichen und erbaulichen Sachen. Am Ende lase er mir eine von den gemeinen Reden des Gr. von Zinzendorf vor von der Versöhnung, welche sehr schön lautete. Da ich aber weiter darinnen blätterte, so fand ich bald dummes Zeug zum Eckel. (Beim Abendessen «christliches Gespräch»; Frau Schiele «eine lebendige Christin».) Die Gesellschaft hatte was ganz eigenes. Nemlich es waren lauter Anverwandte nach dem Fleisch oder Natur und zugleich nach der Gnade. (7 werden namentlich aufgeführt.) .... Vom Gespräch merke ich an, daß noch nicht gar lange ein Betrüger hier gewesen, Namens Rung oder so was, der sich für einen proselyten von den Catholischen ausgegeben hat. Hr. Schiele hat sich seiner angenommen auf recommendation des Hr. Prälat Oetinger. Nachgehends kam es heraus, daß er schon vor 15 Jahren hier gewesen seie als ein jüdischer Proselyt. Mit diesem Rung nun hat die Frau Schiele gleich nichts wollen zu thun haben ....

Hr. Pfr. Dettinger auf der Canzel.

Erweckung im Waisenhaus.

Erbauliche Haushaltung (bei Schiele).

Ein vermeinter Christ war Betrüger.

.... (Mit Josenhans ans Schloß, um den Herzog zu sehen, der auf drei Tage nach Stuttgart kam.) Um 6 Uhr kam er mit 6 grauen Schimmeln, die er selbst regierte, in einer offenen zweisitzigen Chaise, und zu seiner linken Hand saß seine Hure. Er besahe die Casernes hinter dem Schlosse, in welche jetzt die école militaire von der Solitude kommen soll und fragte Verschiedenes laut, daß man alles verstehen konte .... (Abendessen bei «Hr. D'Atrin; die ganze Familie, 8 Köpfe, wird namentlich aufgezählt. Der Hausvater erzählt ihm ausführlich und für die pietistische Art sehr bezeichnend die Geschichte seines religiösen Innenlebens) ....

Donnerstag 22. Junius. Herzog von Württemberg.

Hr. D'Atrin hat frühe Liebe zu Gottes Wort.

«hat trotz ihrer Vorzüge nicht die verdiente Beachtung gefunden.» (Vgl. Ritschl III. S. 151 und 159 und den Besuch in Kornwestheim am 2. 7. und 3. 7.)

Freitag 23. Junius. Märklingen.

.... (Zum Frühstück wieder bei d'Atrin.) Er war im Laden und lase mir etwas aus der gestrigen hiesigen Zeitung vor .... ich mußte meinen Namen in Luthers Schatzkästlein schreiben, von Schirmeyer herausgegeben. Es kam der Chirurgus D'Atrin auch hin, um seinen Neveu zu rasiren .... (Vorbereitung zu einem nochmaligen Ausflug nach der Solitude, Leonberg etc. mit Josenhans und Kaufmann D'Atrin) .... (Im Rappen zu Eltingen entschließt er sich, Josenhans «allein nach Leonberg gehen zu lassen» und D'Atrin nach Märklingen[1] zu begleiten.) Etwa eine Stunde lang bin ich auf Hr. D'Atrins Pferdlein geritten, und er erzählte mir, wie er zu seiner Frau gekommen. Hr. Schule, Amtspfleger, sein Schwiegervater, nahm nebst seiner Frau uns liebreich auf, und ein und andre Persohn, die schon zu Bette war, stund wieder auf und bewillkommte Hr. D'Atrin. Wir mußten noch zu Nacht essen und legten uns nach 10 Uhr ..

Eine Weile geritten.

Samstag 24. Junius.

Ich stunde auf etwa um 6 Uhr und vergnügte mich an dem Vieh, welches zu dem zweiröhrigten Brunnen getrieben wurde dem Haus gegenüber .... gieng um 8 Uhr weg (von Schule und D'Atrin eine Strecke begleitet). Um 9 Uhr war ich in Malmesheim,[2] da man eben in die Kirche läutete. (Für den Ortspfarrer Schmitz predigte «der Sohn des Pfarrers zu Heimsenheim.[3]) Wenn er noch kein Christ ist, so scheint er doch auf dem Wege zu sein. Bei dem Gebet zu Anfang und Ende der Predigt knieten die Weibsleute, und manche Mleute ebenfalls .... die Rathsherrn, Gerichtsleute, oder wie man sie nennt, waren in schwarzen Mänteln, und eben dieses beobachtete ich auch in Eltingen und Leonberg den folgenden Sonntag. Es wiese mir ein Mann, mit dem ich aus der Kirche gieng, den Weg nach Eltingen so genau, daß ich (ihn) natürlicher Weise verfehlete .... Wie ich nun eine Stunde im Wald nach Barusee[4] zu gegangen war, so traf ich einen Leinenweber von Malmeshëim, der .... von Vaihingen kam. Mit ihm gieng ich zurück und glaube, daß er ein Christ ist. (Mittag in Eltingen.) Am 3 Uhr gieng ich nach Leonberg mit zween Brüdern, davon einer bei 40 Jahr aus seinem Vaterland abwesend war und erst vor 8 Tagen wieder zurückgekommen ist aus Witt-

Malmesheim.

Ein christlicher Leineweber.

Leonberg.

---

[1] Merklingen a. d. Würm.
[2] Malmsheim.
[3] Heimsheim.
[4] Baren See.

stock, hinter Berlin 24 Stunden, und (ich) kam an in der Frau von Kraußin Haus, wo eben Stunde gehalten wurde. Diese Frau ist eine 40jährige Christin und Tante des Hr. Josenhans. Sie gieng mir entgegen und gab mir die Hand. Wie wir alle wiederum sasen, so lase man fort in dem ersten Theil von Riegert «Kraft der Gottseligkeit», worauf einige Verse gesungen und von Hr. Beutelsspacher gebetet wurde nebst dem Segen. Die Zahl der versammelten Männer waren bei 20, darunter ein Bruder des Hr. Josenhans, Seifensieder, und ein Schwager ejusdem. Es blieben einige nach der Stunde stehen, um mich kennen zu lernen, besonders die Anverwandten. Unser Gespräch war vor, bei und nach dem Nachtessen, da sie wiederkamen, christlich und erbaulich. Die Frau Kraußin meinte, ich würde vor dem Schlafengehen den Abendsegen beten, welches einige Bestürzung bei mir und den andern verursachte, da nämlich ein jeder heimlich vor sich beten mußte. Es war 10 Uhr, wie wir uns legten in ein Bette.

Frau Kraußin.

Hr. Beutelspacher.

. . . . gieng mit Hr. Josenhans nach Eltingen, wo Hr. Pfr. Knoderer predigte über die Augsburgische Confession. (Beschreibung des Gottesdienstes.) Dieses Vorlesen der Augsb. Conf. geschieht im ganzen Würtembergischen den 25 Junius, wann es ein Sonntag ist, wo nicht, den folgenden Sonntag. Die Hofcapelle aber in Stuttgard ist davon ausgenommen. (In Malmsheim war Klingelbeutel, hier nicht) . . . . (Nach der Kirche Besuch beim Pfarrer, der «ein theurer Mann» ist, in Begleitung von Josenhans und einem andern Mann aus Leonberg.) Auf dem Wege bis Leonberg erzählt dieser christliche Gefährte von dem Lärmen, der kürzlich in Eltingen gewesen ist wegen dem Christenthum und seiner eignen Bekehrung. (Nach dem Mittagessen Besuch der Kirche; Präceptor Meier an der Lateinschule predigt u. a. gegen das Stunden halten. «Mir schien er selbst nicht zu wissen, was er sagte.») Wir waren kaum eine Viertelstunde zu Hauß, als man wieder zur Kirche läutete um 2 Uhr. (Helfer Schelling predigt; er verlas «die 7 übrigen Artikel» der Augsb. Conf. Nachher Besuch bei Schelling.) Er wartete mir mit Wein und Kugelhopf auf und behielt mich zum MEßen. Das Gespräch über die Augsb. Conf., «die Unordnungen bei der Kirchweihe, über Schellings Codex hebr. bibl. — vgl. 19 VI — u. a.) wurde unterbrochen durch Hr. Special Reusser (nach dessen Weggang Fortsetzung des Gespräches in der Studirstube.) Man hätte ihm eine andere Studirstube bauen wollen unter dem Vor-

Sonntag 25. Junius. Eltingen.

Augsburgische Confession.

Lärmen wegen dem Christenthum.

Vier Gulden der Bogen.

wand, er habe ja da keine Aussicht .... Er hätte aber gesagt, zum Studiren brauche man keine Aussicht, sondern Einsicht. Wir redeten darauf von seinem Buch: Gebrauch der Arabischen Sprache (1771); er zeigte Recensionen desselben, ein Koranmanuscript und andere Bücher dieses Gebietes.) Seine kleine junge Frau war leutselig, aber ohne viel zu reden .... Am 8 Uhr kamen bei 15 Männer, welches was gewöhnliches ist. (Am Rande: «Gewöhnliche Erbauung gesprächsweise; Gesang nur einige Verse.») .... Es ist in hießigem Lande, was ich hier anmerken will, der Gebrauch, daß der Haußherr oder in Ermangelung desselben die Haußfrau laut betet vor und nach Tisch, auch wenn Fremde miteßen. Dieses sollte überall beobachtet werden. Zu Haus legten wir uns bald darauf nieder und sungen im Bette: Nun ruhen alle Wälder.

Arabische Bücher. Coran.

Montag 26. Junius.

.... lase in Ringeltaub: Brief an die Christen in der Welt (andere Bücher vom «Christenthum», die er in Würtemberg kennen gelernt, sind — am Rande — «Bürkmann,[1] Steinhofer,[2] Rieger, Hahn».) In Leonberg ist vor etwa 100 Jahren das Wunder an einer lahmen Weibspersohn geschehen, deren Krücken in der Sacristei verwahret werden. Es ist dieselbe grad geblieben und groß gewachsen, allein dabei zur Hure worden. (Nach 8 Uhr gehen Josenhans und er von Leonberg fort; sie treffen schon vorm Thor einen «Herrn, bei Rixingen zu Haus», Namens «Becherer oder Böcher», der sich anschließt.) Auf der Solitude begegnete uns Hr. Prof. Hartmann (vgl. 16. VI.) und lud uns zum MEßen. Josenhans ging ihm bald nach .. und ich führte meinen Fremden bis an die Weere i. e. die Thüre des Zauns des Waldes, wo der Fußpfad nach Stuttgart gieng. Denn alle Wälder in Würtemberg sind mit Hölzern umstecket und eingezäunet. Darauf gieng ich auch zu Hr. Prof. Hartmann. (Seine junge Frau ist aus Canstadt «von angesehenen Eltern»; das Gespräch war «theils erbaulich, theils nützlich»; Gerhardi, Prof. der Gesch. an der Solitude, hat «unversehens seinen Abschied bekommen». Eintrag ins Stammbuch.) Hartmann ist Professor der Religion und hat die Woche 11 Stunden zu geben, dabei sind auch zwo am Sonntag; einen ganzen Tag hat er frei

Wunder an einer lahmen elenden Weibspersohn in Leonberg.

Solitude. Hr. Prof. Hartmann.

Eilf Stunden.

[1] Bürckmann Christoph, seit 1741 Pfarrer an St. Aegidien in Nürnberg.

[2] Steinhofer Max. Fried. Christoph aus Owen, 1706—61, Freund Zinzendorfs, Hofkaplan des Fürsten von Reuß in Ebersdorf etc. zuletzt Dekan in Weinsberg. Predigten von ihm gab A. Knapp heraus 1846.

und (an) einem Tag nur eine Stunde. Die übrigen Professores haben mehr Stunden zu geben. Im Anfang mußte einer über 30 geben, welches gewis zu viel war. Die Academici haben den ganzen Tag zu thun bis auf die Nacht von 7 Uhr an, so daß sie immer unter der Aufsicht der Professoren sind und keiner seinen Privat Fleiß zeigen kan. Uiber Tisch haben alle nur Wasser. Die kleinern werden mit der Ruthe gezüchtiget, die größeren mit sonst was. Doch das erstemal müssen sie nur cariren, welches aber mit großem Schimpf begleitet ist; denn ein solcher muß an dem Tisch an seinem Platz stehen, hat sein couvert vor sich, seinen Stuhl hinter sich, und einen Zettul zwischen dem Camisol stecken, welcher hervorguckt, so daß jedermann lesen kan, was er angestellt etc. (Um halb vier Uhr wieder in der Stuttgarter Wohnung; Schreiben am Tagebuch, Besuch beim Chirurgen D'Attrin) .... Um Mitternacht erwachte ich von einem sehr heftigen Gewitter .... ich betete einige Zeit mit Glauben und Angst, und schlief ruhig wiederum ein.

Wasser über Tisch.

Züchtigung.

Stuttgard.

Sehr heftiges Gewitter.

.... (Frühstück bei dem Chirurgen, der ihm einige religiöse Schriften schenkt und mit ihm um 8 Uhr zu Repetent Storr (vgl. 9. und 14. VI.), den D'Atrin rasirt.) In unserm Gespräch .... kam u. a. vor 1) Hr. Dr. Lorenz (aus Straßburg dessen «disjährige Schulpredigt» gezeigt wird ...) 2) Hr. Rep. Storr's Reisen durch Teutschland, Holland, Engelland, Frankreich .... In Frankreich habe er nichts vom Christenthum angetroffen, auch nicht viel in Holland .... 3) von Hr. Storrs Bekehrung, welche nach und nach geschehen, ohne daß er eine gewiße Zeit und Stunde angeben könne .... 4) von Hr. Prof. Lobstein in Gießen (aus Straßburg vgl. 13. VI.). Zu Hauß lase ich in Hr. Schellings arabischen Spr. bis 11 Uhr, da ich Hr. Prof. Le Bret besuchte ... Es kam ein junger fremder Officier hin von schöner Bildung in einem weißen Rock mit rother revers und Aufschlägen. Folglich mußte ich gehen, weil es schien, daß er Lection zu nehmen gewohnt seie. (Verabredung für Besichtigung der «Consistorial Bibliothec» auf 4 Uhr; zum Mittagessen wieder bei Storr, wo er eine Tante desselben, eine Pfarrerswitwe aus dem Darmstädtischen, und das 5 jährige Töchterlein Regina seines Schwagers, des Helfers Götz vorfindet, der auch da war; es kommt zu keinem rechten Gespräch.) Endlich wurde doch geredet von Spener, daß er in Rappolts Weiher geboren seie im obern Elsaß, sein Vater aber seie ein Straßburger gewesen. Speners ersten Predigten

Dienstag 27. Junius. Stuttgard.

Hr. Rep. Storr jetzo Vicarius hier.

Große Reise.

Holland ist äuserlich eifrig.

Besuch bei Hr. Prof. Le Bret.

Ein schöner Offizier.

Endlich Gespräch.

Dr. Spener ist ein Elsäßer.

sehe man's an, daß sie die ersten sind, doch seien sie ihm — Hr. Götz — lieber als die Spalding'schen;[1] denn sie seien exegetisch, welches sonst zu seinen Zeiten nicht gewöhnlich war. Er wiese mir Lightfoots opera omnia in 2 Folianten[2] .... Da ich meine Meinung von der Höllenfahrt Christi vorbrachte, so sagte er, ich hätte im Würtembergischen einen großen und heftigen Vertheidiger an dem Hr. Consistorialrath Faber,[3] welcher eine Disputation davon gehalten. Er erzählte eine Geschichte eines Lutherischen Böhmen, den man in Straßburg nicht hat lassen communiciren, weil er keinen Beichtzettul hatte und bekommen konte. Daher hat ihn ein Hr. Pfarrer Ehrlen (vgl. 1. I) in Straßburg an Hr. Helfer Götz in einem schönen Brief recommendirt. Dieser Böhme habe aber nachgehends dem Hr. Götz viele Mühe gemacht, indem er mit aller Gewalt habe wollen Burger und Kürßner in Stuttgard werden .... (Von den Randbemerkungen des Helfers Götz in seinem Coccejus,[4] von den Herrenhutern, von den prot. Böhmen, die den Rosenkranz nehmen und zuweilen die Messe besuchen müssen u. a.) .. Die Consistorial Bibliothec steht in dem Hauß im dritten Stock, wo Hr. Hofcapl. Rieger und Hr. Oberhelfer Flatt wohnen. (Aufzählung der vorhandenen Bibelausgaben; am Rand u. a.: Das dictum 1. Joh. 5, 7 (vgl. 16. IV.) fehlt medio saeculo 16 to.) ....

Ligtfoot wird mir gerühmt.

Hr Praelat Faber glaubt die Höllenfahrt Christi nicht.

Ein Prot. Böhme darf nicht communiciren in Straßburg.

Hr. Unterhelf. Götz Coccejus ist schätzbar.

Böhmen unter dem Druck.

Mittwoch 28. Junius.

.... (Briefeschreiben; Besuch der Schloßkirche; nach dem MEssen Einschreibung ins Tagebuch «und trieb dabei schändliche und sündliche Handlungen»; nach 4 Uhr wieder zu Le Bret auf die Kons. Bibliothek; 28 Bücher werden aufgezählt und beschrieben.) Es sind überhaupt 15000 volumina .... Neuere Bücher sucht man hier vergeblich .... Ich wolte einen Catalogum bei Hr. Metzler Buchh. holen (noch nicht fertig). Auf dem Wege dahin sahe ich einen Grau Schimmel mit einem grünen Sattel in einem Mistloch stehen, da nemlich das darüber gedeckte Brett auf einmal gebrochen und den Gaul hinuntergeworfen hat. In Hr. Erhards Laden, Buchhändlers, sahe ich den teutschen

Sündliche und schändliche Dinge.

Ein Pferd fällt in ein Mistloch.

[1] Spalding Joh. Joach. 1714—1804 Propst an St. Nikolai und Oberkonsist. Rat in Berlin; Rationalist.

[2] London 1684. Lightfood Joh. 1602—1675, berühmter Orientalist.

[3] Faber Joh. Gottl. aus Stuttgart 1717—79 † als Gen. Superint. Bei Jöcher ist die betr. Disput. nicht mitgeteilt.

[4] Coccejus Joh. aus Bremen 1603—69 Prof. des Hebr. und Griech. in der Theol. in Franeker und Leyden, hinterließ acht Folianten, Amsterdam 1673—75.

Verlags Catalogus und den französ. durch, kaufte Bengels Leben .... und hätte gerne noch mehrere kleine Stücke genommen, wann sie wären da gewesen, insonderheit Fasciculus des lateinischen journals, so in diesem Jahr Friburgi Brisgoviae herausgekommen ist ... Nach dem NEssen wolte ich sehen das Pferd aus der Mistgrube ziehen; es war aber schon alles vorbei .... (Wiederum Lastertat) ....

.... da es eben mein Tauftag war, so erneuerte ich meinen Taufbund feierlich, den ich seit einigen Wochen aufs neue vorsetzlich zu übertreten angefangen habe. Ach, daß ich doch jetzo möchte treu bleiben und einmal der Sünde ernstlich widerstehen und damit anhalten, daß ich doch endlich den Sieg davon trage, nachdem ich mich nun schon so lange auf das schändlichste habe überwinden lassen. An dir, Herr Jesu, fehlt es nicht, aber leider an mir und ganz an mir. Ach, aber ich bitte dich, mein Herr und Heiland, gib mir Lust und Kraft in deinem Dienst und Liebe, (darin) zu bleiben von nun an bis in Ewigkeit, nach Deiner Verheißung; amen! .... Donnerstag 29. Junius.

.... kaufte in Hr. Erhards Laden 1) Fleuri Les devoirs des maitres et ceux des domestiques in 12 à la Haie et Frcft sur mein 1743 2) Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis Brisgoviae 1775 ... gieng in die Stiftskirche, wo mich Hr. Schule, Kaufmann, neben sich zu sitzen rief .... das Gesang war: «Du sagst, ich bin ein Christ» etc. Die Worte: «Hast aber du gehalten auch den Bund?» hätten mehr Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht bei den Worten: «der alte Mensch bisher in dir gelebt» Hr. Schule mir ins Ohr gesagt hätte: «Ja, mit dem alten Menschen haben wir unser Leben lang zu thun.» Es predigte Hr. Rep. Storr ... faßlich, eifrig, erweckend ... (Nachm. auf der Cons. Bibliothek; Aufzählung weiterer Bücher) Hr. Prof. Le Bret führte mich (um 7 Uhr) noch in die Bibliothec der Regierung gegen dem Schloß über auf dem Boden, wo bei 11 000 volumina stehen ganz in der Ordnung .... Ich habe auser einem codice manuscripto in folio, so sehr schön war, kein Buch inwendig gesehen ... weil ich den Hr. Prof. Le Bret nicht noch länger aufhalten wolte .... Freitag 30. Junius. (Von hier an fehlen die Randbemerkungen.)

.... hatte mit der Wasche zu thun, schrieb einen offenen Brief an Hr. Helfer Schelling in Leonberg und legte ihn in annales Paulinos, welche ich siegelte; trug dieses paquet in Kiefer Lehrs Haus, lase in Fleuri dev. (vgl. 30. VI.) und auch nach dem Mittageßen bis nach halb 7 Uhr, holte einen catalogum in Hr. Metzlers Laden. ... Samstag 1. Julius.

Sonntag 2. Julius. . . . . gegen halb 6 Uhr (früh) zu Hr. Josenhans, wo Hr. Barth, ein christlicher Strumpfwirker, war. Wir

Kornwestheim. trunken caffée und giengen dann miteinander nach Kornwestheim, wo wir bei Hr. Strubel, der eine christliche Schwester des Hr. Pfarrers Hahn hat, einkehrten und uns trockneten. Da wir hörten, daß Hr. von Seckendorf[1] Regierungsrat in Stuttgard . . . . beim Hr. Pfarrer Hahn wäre, so wolten wir denselben noch sprechen; er ritte aber fort, eben da wir ans Haus kamen . . . . Wir giengen in die Kirche. Nach dem Gesang kam Hr. Pfarrer Hahn (vgl. 21. VI.) aus der Sacristei mit seinen glatten schwarzen Haaren und Chorhemd und stieg auf die Canzel. (Inhaltsangabe der Predigt.) Nach der Predigt lase er ganz ernstlich und nachdrücklich ab, daß Strafen folgen würden, wenn die Eltern ihre Kinder nicht fleißiger zur Schule schickten . . . . Nach der Kirche giengen wir mit ihm nach Haus in seine Studirstube, wo er uns 1) die neue für Hr. Lavater verfertigte Uhr wiese, welche man nur alle Jahre einmal aufziehen darf (ausführliche Beschreibung der Uhr), 2) die erst zu Stande gebrachte Rechenmaschine . . . . in der Größe eines mittelmäßigen Tellers und etwa eine Hand hoch (ausführliche Beschreibung derselben), 3) oben in einem Zimmer steht die, was das innere und wesentliche betrifft, ganz fertige große Maschine, welche a) die Zeit, gemeine und wahre, anzeigt, b) den Lauf der Sonne, des Monds, der Sternen nach der Natur, c) das Systema des Saturnus, d) des Mercurius, e) der Erde (weitere Beschreibung). Anno 1770 ist Er auf diese Sachen gefallen . . . . Wir speißten zu Mittag (bei der Tischgesellschaft waren auch «die Arbeiter zu seinen Werken, etwa 3 oder vier».) Das Essen wurde hingestellet wie bei einem Bauren (Mitteilungen über das Tischgespräch). Nach dem Essen hielt Hahn Kinderlehre. (Beschreibung derselben und einer Erbauungsstunde mit etwa 40 Besuchern.) Es redete nach der Stunde Hr. Schmidt mit mir, ein Weber, so eine ziemliche Zeit in Straßburg gearbeitet hat und viel zu rühmen wußte von Hr. Roessel und von Predigern und anderen Christen. (Josenhans und Barth kehren vor Patrick zurück; er bleibt noch, «bis sich das Wetter etwas ausgeheitert hatte».) Dann begleitete mich Hr. Strubel eine Strecke Wegs, welcher

Ludwigsburg. von hier an bis Ludwigsburg eine doppelte allee hat

[1] Geh. Rat v. Seckendorf. Armenfreund (vgl. Hartmann Schillers Jugendfreunde S. 115).

auf jeder Seite. Solche und dickere und längere alleen sind um Ludwigsburg herum, und die Stadt selbst besteht großenteils aus solchen alleen. Ich gieng gegen dem W a i s e n h a u s, nachdem man mich am Thor der Stadt nach meinem Namen gefragt hatte. Die Frau Pfarrer B e c k i n hieß mich gleich bei ihr bleiben. Bald darauf kam auch Hr. Pfr. B e c k (ein Mann) von 68 Jahren, und sie ist 78 alt. Beide sind munter und 40jährige und 60jährige Christen, bei welchen die Unlauterkeiten meistens abgeschmolzen sind. Das Reden ist auch nicht sonderlich viel, sondern es geht alles so stille fort . . . . Ueber dem NEssen, wo zween Provisores, Hr. März und Hr. Weber, ordentlich mitessen, wurde von dem Zustand des C h r i s t e n t h u m s in Sachsen und S t r a ß b u r g etc. geredet. (Beschreibung einer E r b a u u n g s s t u n d e.) Man führte mich (zum Uebernachten) in das Zimmer des (verreisten) Vikars.

. . . . gieng die Bücher des Hr. Immendörfers (des Vikars) durch (Aufzählung einiger Bücher) und lase (bis Mittag) in B e n g e l s Abriß der Brüdergemeinen. Nach dem MEssen lase ich in den gesammelten Beispielen zum Bau des Reiches Gottes (von M o s e r[1] in Stuttgart 1752 und 53). Nach 2 Uhr führt mich Hr. Daniel, Feldhüter, ein wenig in den Gallerien des S c h l o s s e s herum, soweit sie offen waren . . . . In die eine noch schönere Gallerie trauten wir uns nicht zu gehen, weil der Hofmarschall v o n B o c k von S t r a ß b u r g[2] darinnen auf und ab spatzierte, welchen aber jetzo keiner von uns kante. Aus einer Gallerie sahen wir die W a c h p a r a d e aufziehen von allerlei Regimentern, deren keines complet ist. Die Parade ist soweit schön, nur das marschiren so gezwungen und langsam. Die officiers glänzen von Gold etc. Das S c h l o ß ist doppelt, beides von Eberhard Ludwig erbauet, welcher auch Ludwigsburg selbst angeleget hat. (Beschreibung des Schlosses.) Auf der Parade sahe ich auch Hr. Hauptmann B e c k e von S t r a ß b u r g, welchen ich erst im Sinn hatte anzureden. Weil er aber bei der Erblickung von mir betroffen zu sein schien und mich nicht ansehen wolte, ließ ich ihn nun gehen, ohne ein compliment zu machen. Aus dem Schloß führte mich Hr. Daniel auf die H e r z o g l. B i b l i o t h e c, die erst seit 10 Jahren angeleget ist. (Beschreibung.) Auch ist da aufgerichtet die Ma- Montag 3. Julius.

[1] Wohl Joh. Jak. Moser (vgl. Ritschl III, 12 u. a.)
[2] Vgl. Graf Dürkheim Erinnerungen I, 30.

schine des Hr. Pfarrers H a h n, welche eine Uhr ist, deren Werk aber zugleich auch treibet einige Systemata, von Planeten (usw. vgl. oben 2. VII.). Ich lase in B u f f o n histoire naturelle des oiseaux, in gr. 4 Paris 1770, von vorn an etwa 1½ Stunde lang oder länger bis gegen 6 Uhr, da ich zu Hr. Praeceptor H o n o l d[1] gieng. Praeceptor ist im Würtembergischen einer, der an lateinischen Schulen arbeitet .... Die p r a e c e p t o r e s in Stuttgart und Ludwigsburg haben mehr Ansehen, als im übrigen Land .... Wir redeten von Halle, Leipzig und S t r a ß b u r g, darunter auch von H. H e b e i s e n und S c h w e i g h ä u ß e r, von denen er klagte, daß sie so geschwind fortgegangen seien .... Er bate mich zu der Frau O b r i s t i n v o n H ü g e l, geborenen Waltherin von Straßburg, zu gehen, welche aufs neue eine wackere Christin wäre ....

Dienstag 4. Julius. .... lase etwas in L a v a t e r s Palingenesie .... schrieb an diesem journal; war um 11 Uhr in der B e t s t u n d e. Sie wird täglich gehalten, auser am Freitag, da eine Predigt ist. (Pfr. Beck hält die Betstunde; Beschreibung; die Waisenkinder wohnen bei) .... (Besuch bei Frau Oberst v o n H ü g e l.) Es kam ein Fräulein von guter Bildung und Erziehung heraus, die mich meldete; darauf kam die Magd und entschuldigte die Frau Obristin, daß sie schrecklich Zahnweh hätte; ob ich morgen noch hier bliebe .... (Spaziergang mit Präceptor H o n o l d) gegen das Ende kam Hr. Hauptmann Pfeifle zu uns, ein redlicher und kindlicher Christ. (Nachtessen bei H o n o l d.) Er erzählte mir, wie er so ungerne, aber wundersam Praeceptor hier worden seie, und wie ihn seine Anverwandten anfeindeten, weil er eine geringe und arme Christin heurathete und nicht in eine angesehene Familie, da Er doch selbst von einer guten Familie ist .... Neben der Classe hält er Erbauungsstunden und predigt auch .... Ich lase zu Haus eine Zeitung und lernte aufs neue die drei ersten Verse aus: «Von Gott will ich nicht lassen», welche ich hernach im Bette gesungen habe.

Mittwoch 5. Julius. .... (Gespräch mit Pfr. B e c k über dessen «Arbeit an den apocryphischen Büchern») .... gieng mit dem
Hoheneck. Hausmeister des Waisenhauses, Hr. Herzog, nach H o h e n-

[1] Honold † 1787 als Pfarrer in Erdmannhausen. war als Präceptor an der Lateinschule in Ludwigsburg auch Lehrer des jungen Schiller. Elwert, Schillers Jugendfreund, (sein Vater war 1685 in Straßburg geboren) schreibt von ihm: «H. war ein sehr frommer, malitiöser und dummer Mann, der den Stecken weidlich zu führen wußte etc.» (Hartmann S. 41 und 65.)

e c k, eine halbe Stunde weit am Neckar . . . . Meine Absicht war, die Frau Pfarrerin kennen zu lernen, eine Schwester des Hr. H ä r l i n, Diener (Kaufmannsdiener, Commis) bei oncle B i r r, mit welchem ich sehr wohl bekannt war . . . . Der Hr. Pfarrer B ö h r i n g e r alhier ist fast ganz auser sich . . . . Die Ursache sind viele W e i n g ä r t e n, die er mit vielem Geld ankaufte und noch Schulden dazu machte und welche viel zu erhalten kosten. Er hat schon bei seiner ersten Frau alles Geld in die Reben gesteckt. Da ers nun bei dieser Frau wieder so machte, so wolte man ihm bei der Theilung der Verlassenschaft des Hr. H ä r l i n, Kaufmanns in V a i h i n g e n an der Ens, seinen Theil gar nicht oder doch nicht ganz in die Hände geben . . . . Wie ich mit ihm redete, gestunde er seinen Fehler . . . . Er gab mir sein S t a m m b u c h . . . . woraus ich sah, daß er in Sachsen, Schlesien etc. gewesen ist. Jedermann gibt ihm das Zeugnus, daß er ein eifriger und christlicher Pfarrer gewesen ist . . . . . (Böhringer hält eine Kindtaufe, die kurz beschrieben ist.) Zu Haus hatte man ihm unterdessen eine Zwiebelsuppe gemacht, welche ich mitessen half. (Er begleitet ihn und Herzog nach L u d w i g s b u r g zurück; Mittag bei H e r z o g.) . . . . Die Frau Pfarrer B e c k i n liese mich unterdessen melden bei Frau Obristin v o n H ü g e l, welcher ich nach halb 3 Uhr meine Aufwartung machte. Sie war sehr leutselig und gemein . . . . Unter anderm klagte sie, daß die examina (hier) nicht so ordentlich und nicht so in Menge wären, wie in S t r a ß b u r g, daher sie ihre Kinder täglich selbst im Christenthum unterrichtete. Die älteste Tochter ist in S t r a ß b u r g bei einem Anverwandten des Hr. v o n H ü g e l s; ein Sohn — Bub — ist auf der Solitude . . . . Den Hr. S c h w e i g h ä u ß e r stud. theol., Hr. H e b e i s e n, Frau H e y i n und wer sie kennet, bate sie zu grüßen. Wir nahmen christlichen Abschied nach 4 Uhr . . . . (A b s c h i e d bei den Ludwigsburger Bekannten und — kurze Beschreibung der Stadt.) Eine gute halbe Stunde bin ich i r r e gegangen, nemlich zu weit links. Der Hr. Pfarrer F l a t t i c h war nicht zu Hauß, sondern in M a r k g r ü n i n g e n,[1] wo eine Disputation war i. e. die Pfarrer aus der Dioeces kommen jährlich zusammen; da muß nun einer respondiren über ein pensum aus Jaegers Compendio dogmatico und die übrigen alle opponiren. Dis geschicht vor Mittag 3 oder 4 Stunden lang,

Ludwigsburg.

Münchingen.

[1] Markgröningen.

und dann essen sie miteinander. Weil keine Frau im Hause ist, so kehrte ich im Hirsch ein . . . .

Donnerstag 6. Julius. . . . . schrieb ein Brieflein an Hr. Pfarrer B e c k im Waisenhaus zu L., um mir das Lockeisen, Strähl (Kamm) und pomade zu schicken nach Kornwestheim oder Stuttgard, welche ich hatte liegen lassen; ich gab es einem Fuhrmann, der mit Salz handelt und durch Ludwigsburg fährt . . . . gieng vor 9 Uhr zu Hr. Pfarrer F l a t t i c h.[1] Es sasen etwa 6 Knaben, jüngere und ältere am Tisch und die (vier) Töchter des Hr. Pfarrers waren bei ihnen und unterrichteten sie, wenn sie nicht fortkonten, sowie es bei ihnen die Zeit erlaubte, denn sie hatten dabei die Haushaltung zu besorgen. Die ältere kann lateinisch, die zweite fertig ebraeisch und lateinisch, dabei auch griechisch, die dritte lernt das ebraeische noch und kan schon ziemlich übersetzen, übt sich dabei im lateinischen, wie auch die jüngste. Der Hr. Pfarrer saß in einem schmutzigen kurzen cassaquin[2] und schmutzigen Kappe und schnupfte immer tabac, welchen er selbst rabbirt,[3] so wie er ihn braucht. Wie einmal das Gespräch angegangen war, fand ich bei dem Manne viele Uibung im Denken, vielen Verstand und Witz. Er erzählte, wie er zum i n f o r m i r e n gekommen. Nemlich: es wäre eine Rede an den H e r z o g Carl Alexander so beschloßen worden: «Es lebe Carl Alexander fort an, so lang er noch was verbeßern kan!» Er regierte nicht lange, und dem jungen F l a t t i c h lagen diese Worte immer in den Ohren, wobei es ihm auf einmal einkam: «siehe, wenn Carl Alexander etwas verbeßert hätte, so hätte er nicht dörfen sterben; du mußt also etwas verbeßern helfen, sonst mußt du auch sterben.» Wie er also aus Liebe zu seinem Leben anfieng nachzudenken, so fiel er auf i n f o r m a t i o n e n, um sich zugleich als einen armen Waisenknaben durchzubringen, und dieses that er nicht auf dem alten Fuß. Sondern er dachte selbst und zog nach und nach alles aus der Bibel heraus. Item: Man muß nicht streng sein gegen junge Leute, denn sie bringen ohne dieses die Furcht schon mit . . . . item: Eine Hauptsache bei der E r z i e h u n g seie, daß man merke auf den Unterschied des Gehorsams, da von den Eltern gefordert wird in der Bibel, sie

[1] Flattich Joh Friedr. aus Beihingen 1713—97 der bekannte urwüchsige Pädagog (vgl. Ritschl III, 102 u. a.). Die Familie ist z. Z. der Gegenreformation aus Oesterreich nach Schwaben eingewandert. Hartmann, S. 95.)

[2] casaquin kurzer Ueberrock.

[3] râper raspeln, reiben.

sollen ihre Kinder gehorsam machen, und doch auch den Kindern befohlen wird, sie sollen gehorsam sein. Nemlich, im 12ten etc. Jahre, da die Kinder anfangen, ihren Willen zu brauchen, da muß das Kind gehorsam sein wollen, vor dieser Zeit müßen es die Eltern gehorsam machen. Eine Hauptursache des Ungehorsames seien die Lüsten; ja, wenn ich einen jungen Menschen im 15ten Jahr castriren könte und im 25ten wiedergeben, da solte es nicht die halbe Mühe kosten bei der Erziehung. Dabei aber müße man nicht immer denken, der Herr zu bleiben im Hauß, sondern Diener werden, ja Narr werden lernen; das letztere sei das schwerste. Er erzählte ein Exempel aus seiner Erfahrung, da er 8 große Leute gegen 20 Jahre gehabt habe, welche auf einmal widerspenstig wurden und sich über ein Vierteljahr nicht in die Ordnung geben wolten, so daß Er's ganz gehen laßen und nur zusehen mußte. Endlich kamen 5 davon in Zeit von 2 Stunden, ohne es miteinander abgeredet zu haben, und bezeugten ihre Reue und baten um Verzeihung. Nun aber, wie Er sahe, daß Er wieder etwas gelte in seinem Hauß, so gieng er auf die noch übrigen 3 loß, welche fortmachten, und drohte ihnen, sie fortzujagen, wenn sie nicht ruhig sein würden. Auf einmal war sein Hauß ganz umgegossen. Item: Bei dem Unterricht müße man auf eine Leiter bedacht sein, welche man den Schülern hinstellen und sie selbst liese hinaufsteigen i. e. man muß ganz leichte Exempel geben und diese oft und lang fortführen und verändern, bis es die Schüler können. Dieses gehe aber in öffentlichen Schulen nicht so an, wo ordentlich vorgeschrieben ist, wie man lehren muß. Item: Die Hauptsache bei dem Unterricht seie überdies, daß man die Kinder denken lerne (lehre) .... Item: Man muß die Kinder nicht zu viel auf einmal lernen lassen und beim Lernenlassen Ordnung und Zeit halten; ein Exempel dazu ist das Viehmästen. Item: Man muß die Buben Buben, die Mädgen Mädgen sein lassen, und nicht fordern, daß sie gesetzt seien, wie wir. Ein anderes sind Bosheiten. Item: Er corrigire nicht alles, was die jungen Leute fehlen im Schreiben, es seie Vorschrift oder Nachschrift oder auswendig, sondern nur hie und da etwas. Man mache die jungen Leute verdrießlich mit Anzeigung aller Fehler. Item: Man muß machen, daß die jungen Leute wachsen. Dadurch bekommen sie immer mehr Lust zu lernen; das morose komme allemal vom Stillestehen, das Wachsthum mache Freude; daher seien auch die jungen Leute so munter, so

lange sie wachsen physice, welches sich ziemlich verliert, wenn sie aufhören zu wachsen. Item: Bei der Erziehung muß man in Acht nehmen, daß man die Kinder lieber an den öffentlichen Schulen und also im Umgang, als zu Haus auch durch den geschicktesten Lehrmeister unterrichten lasse ohne Umgang; dann den letzteren fehlt es bei mehreren Jahren an Erfahrung, daher sie so gerne von jedem Verführer und (jeder) Gelegenheit verführet würden. — Und andere dergleichen Reden, welches dauerte von Morgens an bis Abends um 10 Uhr; dann ich mußte bei ihm essen und schlafen. (Vom Wetter.) Wie nach dem Tisch gebetet war und derselbe eine Zeitlang abgedeckt war, so wurde sitzend der Abendsegen gelesen von einer Tochter, die übrigen (Töchter) nebst den beiden Kostgängern sasen am nemlichen Tisch. Darauf wurde wechselsweise ein Capitel aus der Bibel gelesen.

Freitag 7. Julius. .... redete weiter mit dem Hr. Pfarrer von der Erziehung und Unterricht. Er verwirft das Schlagen nicht ganz; nur nicht ofte müße es geschehen. Die Herrnhuter wären gut zum Anfang oder Bekehrung, weil sie so gleich und grade und immer zum Heiland führen. Wann wir über Anderer Irrthümer oder von uns abweichende Gesinnungen so eifrig und böse sind, so liegt die Lüge sive der Schalck im Herzen, daß wir meinen, wir können nicht fehlen, und daß wir daher fordern, andere Menschen sollen denken wie wir. Um 10 Uhr war eine Predigt. Ich wunderte mich, daß so viele Bauren in der Kirche waren, Es hat mir aber der Hr. Pfarrer gesagt, daß hier mehr Christen seien, als in Kornwestheim und daß am Bußtage i. e. am Freitage alle Monate noch mehr sich zu versammlen pflegen. (Inhaltsangabe der Predigt.) Es war alles so deutlich und faßlich, und dabei auch erbaulich ... Ich hätte noch vieles zu schreiben, wann ich alles wichtige. und dis war fast alles, aufschreiben wolte, besonders was Er noch auf dem Wege mit mir geredet, da er mich im Dreck eine kleine halbe Stunde weit begleitete in seiner schmutzigen Kleidung, welche mir aber nicht so anstößig war, als seine zerrißenen Kleider, zerrißener und kothigter Kirchenrock und wollene Perruque, mit welcher Rüstung Er in die Kirche gieng. Nach dem MEssen besahe ich das Schloß des Hr. General von Harling, dessen Frau eine Christin ist. Es stelt eben nichts besonderes vor .... auf der anderen Seite ist das alte Schloß .... Mit der Jungfer Catharina Hunds, Haushälterin (im neuen Schloß) habe ich ein erbauliches Gespräch geführet .. Diese

Haushälterin hat den Hausvogt bekehret, welcher ein wilder roher Mensch war. Gegen 3 Uhr gieng ich fort, und der Hr. Pfarrer begleitete mich und sagte beim Abschiede: ich möchte die 3 christl. Gönner, Weber in Straßburg aus dem Würtembergischen, grüßen, weil er mit ihrem Vater bekant seie; und auch den Hr. Cand. Schweighäuser und Hr. Hebeisen. In Kornwestheim kehrte ich ein bei Hr. Strubel und nahm christl. Abschied . . . Dann nahm ich ebenfalls Abschied christlich von Hr. Pfarrer Hahn, dessen Frau als Kindbetterin sehr krank war, daß man ihr End erwartete. Er aber sahe so heiter und gelassen aus, als wenn in seinem Haus alles ganz wohl stünde . . . Unterwegs traf ich den Boten von Lichtenstein an, mit welchem ich gieng, und so kam ich unter abermaligen gnädigen Schutz meines. Gottes gesund in Stuttgard wieder an nach halb 8 Uhr.

. . . nahm poudre d'Ailland ein, den letzten prise, weil mein Magen verderbet war und ich voller Schleim steckte, Dabei lase ich: Anweisung zu christl. Sinn und Wandel Tüb. 1773, ein vortreflich Büchlein für Landleute .. schrieb um 9 Uhr (abends) an diesem journal bis 11, da ich mich legte. Samstag 8. Julius.

. . . (Besuch der Waisenhauskirche; Dettinger predigt; dann der Stiftskirche.) Oberhelfer Flatt brachte eben nichts besonderes vor, so lange ich da war i. e. bis zum Anfang des 3 ten Theils, sondern es ging alles ganz sachte . . . . Die Schloßkirche war auserordentlich voll; es predigte darin Hr. Helfer Goetz . . . Nach dem MEssen war ich einige Augenblicke in der Kinderlehre in der Stiftskirche und in der S. Leonhards Kirche, darauf bei Hr. D'Attrin, Strumpfstricker, frater chirurgi und Almosenpfleger, einem christlichen Mann, bei dem erbaulich geredet wurde. Nach diesem gieng ich mit Hr. Josenhans und Frau in den Garten Hr. Singelins, Schwagers von Hr. Josenhans, wo drei Töchter des Hr. D'Attrins Strpfstr. auch waren. Sonntag 9. Julius. Stuttgard.

Ende.

Ueber die Heimreise hat Patrick leider nichts mehr aufgeschrieben. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt scheint er doch zunächst eine Hauslehrerstelle angenommen zu haben. Denn erst am 29. Dezember 1777 wurde er in Straßburg ordiniert. Ende November hatte er Aufnahme im «Seminarium» gefunden und versah von da aus die Stelle eines Abendpredigers an Jung St. Peter. Am 1. April 1780 wurde er Pfarrer zu «Rumelsweiler» = Romansweiler (K. V. Blatt 52, 135 und 166). — Inzwischen haben sich noch vier weitere Hefte des Tagebuches, die vorhergehenden, gefunden (bei Hr. Prf. Bruns in Kronenburg).

IX.

Ein Stimmungsbild aus dem Elsaß 1815.

Mitgeteilt

von

E. M.

Der nachfolgende Brief wurde unserm Zweigverein von Herrn Major a. D. Prestele in Wolfratshausen, Ober-Bayern, Vereinsmandatar des historischen Vereins von Oberbayern übersandt mit dem Bemerken, daß Herr Staatsbibliothekar Dr. Aug. Hartmann die Uebersendung empfohlen habe; beiden Herren danken wir hiermit verbindlichst.

Das Schreiben steht auf 6 Seiten 4° und trägt den Vermerk:

Aus den hinterlassenen Papieren des gräfl. Fugger-Glottschen Verwalters Jos. Prestele.

Bei der Abschrift hat mir Herr stud. theol. Wilhelm Seufert freundlichst geholfen.

Die Schreibweise ist genau beibehalten; ihre Fehler wie auch kleine Versehen werden niemand stören.

Reiningen, den 23ten Julii 1815.

Liebwerthester Freund!

Ohne Zweifel wunderte Sie, wie es mir, und unserer Gegend geht: seit 7 Monat bin ich zu Hauß, das hohe und gebrechliche alter meiner Mutter rufte mir, die den ersten Tag meiner ankunft starb. Unsere unsichere Lage beredete mich bis zu sicheren Zeiten zu Hauß zu bleiben. Wenn sie die deutsche Zeitungen leßen und glauben; so müßen sie auf den gedanken kommen, Elsaß zähle keine gutdenkende Einwohner. Höret die wahre abschilderung.

Noch unter dem König haben die Jacobiner, oder beßer Freymaurer den Kopf erhoben, dazu half unser Unterprefet in altkirch, die Königs-gesinnte wurden sehr genecket; sie prophezeyhten das Wiedersehen ihres Vaters, Bonaparte, mündlich und schriftlich, dazu halfe ihnen die schöne Preßfreyheit. In der that war uns den 12ten Merz seine Landung angekündiget; von diesem augenblicke an weteiferten seine Anhanger mit ihm, das Volk zu täuschen und schröcken; die Ankunft der Maria Louise, ihre Krönung war bestimt angegeben; der deutsche Kaißer und Engeland sind für ihn; die ganze französische armee ist an dem König meineidig, weil sie unter ihm nicht mehr zu kriggen hofft. So bald der König von seinem Throne vertrieben, werden seine getreue anhänger von allen ämter gestoßen, und mit Napoleons-Köpfe besetzt. Die unbeeidigte Priester auf das ehrloseste verschwärzet. Die Regierung beschuldigte selbe in den Proclamationen, daß sie den König zur Einführung des Zehnten, der Herrschafts-rechte etc. hätten bereden wollen; daß sie sich zuviel in die Regierung gemischet hätten. Dies sind aber alles Verleumdungen. Die Zeitungschreiber waren gedingt, um die Religion verächtlich zu machen, die Seelen ihrer Diener schwärzer als die Kleider (S. 2) abzumahlen; dem blinden Volke gab man vor, die geistlichen hätten Briefwechsel mit den allierten; man schickte verdorbene Soldaten mit Urlaub nach Hauß, welche die Bauren in diesem Irrwahn befestigen mußten; so streute letstlich ein nach Hauß gekomener aus, der deutsche Kaiser hatte eine Küste voll solcher Briefe nach stroßburg geschickt um zu beweisen, daß er nur wegen den dringenden Bitten der Priester wider Frankreich die Wafen ergriffen, von diesen erdichteten Briefen will dieser Soldat 1000 selbst geleßen haben. Ueber dies streute man aus, daß die unbeeidigte Priester im Elsaß alle Lutheraner und Calvinisten, Juden und Wiedertäufer in einer Nacht haben umbringen wollen; wenn man denkt, daß im Elsaß nur einige Hundert Priester, hingegen viele Tausend Lutheraner, Calv. Juden etc. sind, so ist diese Lüge ja unglaublich; und doch wurde sie steif von einigen geglaubt. So wollte man dem Volk einen teuflichen Haß gegen seine Seelsorger einflößen, und ihnen alles Vertrauen nehmen, damit sie auf das Volk keine Würkungen mehr haben möchten; und man sie ohne Widerstand, ja ohne Bedauern verfolgen könnte; so hat man angefangen einige von ihren Pfarrern zu vertreiben, andere zu exilieren, wieder andere einzukerkeren; nur in dem einzigen Bistum Nancy waren 32 eingesperrt, weniger im straßburger. In dieser Gegend wütheten am meisten Mühlhausen (oder — er?), so eine große Stadt ist, sie sind Calvinisch und ließen

den Religionshaß recht laufen, den Pfarrer von Reiningen liesen sie vermittellst des general Rapp einsperren, von angestellten Lumpengesindel mit Koth und stein werfen, da er durch die Stadt geführt wurde. Wir Priester merkten sehr wohl, daß die Regierung unter der Hand arbeitet um uns alle auf einmal zu fangen und zu masakrieren ; nur den Tag wußten wir nicht ; daher wir allzeit bereit seyn mußten ; auch haben die meisten ihre Testamenter schon gemacht. (S. 3) Auf diese art behandelte man jene geistlichen, welche ihrem Gott und ihrem König unerschüttert getreu blieben ; auch die weltliche wurden als Verdächtig angesehen, welche es mit dem König hielten, und die Reichsten davon hätte mit uns den Masaker theilen müßen ; in allen Departementern gab es noch viele die für den König waren.

Für den Napoleon waren gesinnt : alle Käufer der National-Güter ; ihr bößes gewißen überschreyt alle Versprechen, die der König zu ihrem gunste gemacht. 2. Fast alle Juden ; Lutheraner, Calvinisten, sehr wenig Wiedertäufer. 3. alle liederlicher Weise Verschuldete. 4. alle Diebe und Mörder ; diese sind noch immer begünstiget. 5. alle geschworene Priester. 6. Fast die ganze armee, weil ihrer Raubsucht durch den König das Ziel gesteckt. 7. fast alle großen Fabrikanten. Endlich alle welche unter Napoleon ämter, stelle erhalten, und wegen Liederlichkeit verloren oder zu verlieren glaubten. Dies ist die wahre stimmung. Die Regierung war verschmitzer als Sie (nu? nie?). Seit seinem meyneidigen Einzug in Paris, den 21ten Merz ließ er Aufrufe an das Volk gehen welche nur Frieden versprechen, da er indeßen eine unerhörte Kriegsrüstung beschleunigte, die Frankreich auf in jedem Falle eine völlige Verheerung vorsagte, alle seit 8 Jahre verabschiedene Soldaten rufte er zur armee ; die älteste, ja gestimelte invaliden warfe er in die Festungen. Errichtete von 20 bis 40jährige worunter viele verheuratete waren die Nationalgarde, sie mußten den Namen Freywillig führen, da man sie doch mit gensdarmen und Soldaten hinzuschleiffte ; aus den wohlhabensten Bürgersöhne bildete er ein reitendes Corps, Lanzentrager. Zuerst mußten die gensdarmen, oder strickreuter ihre Pferde geben, zuletzt zu Fuß nachmarschieren. Um das Canailen und Schelme Gesindel zu gebrauchen, wollte er in jedem gränzdepartement (S. 4) ein Freycorps, Partisans, Parteygänger aufrichten, diese sollten sich beym Eindringen des Feinds von Raub leben, rotten-weiß sich in Wäldern und gebürgen aufhalten ; endlich wollte er noch daß alle Männer bis 60 Jahren sich mit spieß, sense, sichel (zum Lachen hat einer eine Bart-Kratze, an seine 12 Fuß lange stange geheftet) bewafnen soll-

ten, und beym sturmläuten gegen dem eindringenden Feinde laufen sollen; wider diese ordnung reden oder handeln ward bey Todesstrafe verbothen.

In dieser spanung erwartete man die Kriegsoperationen, welche kein vernünftiger Mann für Bonaparte vortheilhaft auszufallen glaubte. Wirklich kamen die allierten den 26 juni durch die Schweitz ins Elsaß; den 27ten waren die Vorposten schon in Altkirch, Muhlhausen, Sennheim, Thann, Ensisheim; um 3 uhr Abends sahe ich hier die erste. Die Franzosen so bey Basel, Hüningen und in dortigen gegend lagen, zohen sich unter dem general Lecourb gegen Befort, Rapp, der in Colmar quatierte gegen Straßburg. Die Nationalgarden, so in Festungen eingesperrt waren, dessertierten was konnte, die Lanzenträger sprengten davon, keine Gemeinde wollte die Sturmglocken läuten laßen; wenige Parteygänger begaben sich in die Vogeßen-gebürge: die Fabricanten, welche die Bauern zum Landsturm aufgemuntert hatten, flüchteten sich ins innere; Stadt und Dorfbewohner erwarteten in ihrer Heymath die allierten; wenige Dörfer durch die wüthige Bonapartisten aufgehetzet verliesen ihre Wohnungen, und verkrochen sich unbewafnet in die Wälder, um den ersten Sturm vorüber gehen zu lassen. Was man von Gegenwehr der Ober-Elsaßer, vom Landsturm, von Ermorden der allierten Soldaten sagt und schreibt, ist verlogen; ich habe mir viele Mühe gegeben um alle Tatsachen,* welche man ausgestreut hat, zu kennen, bis dahin habe ich alles erlogen gefunden.

(S. 5) Zu Burgfelden, dem ersten Dorf bey Basel, haben die französische Soldaten, die man aus dem Schlaf geweckt, aus den Fenstern geschosen, nicht aber die Bürger. und doch ward dieses Dorf angezunden. Zu Riedesheim bei Mühlhausen, hat sich wider Niemand gewehret, der H. Bernard Ingold dortiger Pfarrer 66 Jahr alt wird beschuldigt er habe einen badischen militaire erschoßen; dieser würdige Mann, mein Freund, ist so kurzsichtig, daß er auf 3 Schritt Niemand kennt, hat in seinem Leben kein Schuß gethann, hatte kein Schießgewähr in seinem Hauß. Und doch wurde er auf eine wilde Art geschlagen, geplündert, sein Haußgeräth zerschlagen, die Kirche bestohlen, der Tabernakel zerbrochen, die h. Hostien bis auf die gaße zerstreut, die Monstranz zertretten, die Orgel zerschlagen, die Fahne verhauen; der Maire mehr als gefoldert, nur durch vieles anhalten ist er nicht entmannt worden; das Dorf angezunden, und zwar so daß nach ablöschen, wider frisch Feur eingelegt worden, die Weibsbilder geschändet, Kinder von zehn Jahren nackend ausgezogen, was nicht verbrennt, ist verherret worden; zu allem diesem gab anlaß das unmäßige

trinken. Die Soldaten trangen in Keller, beweinten sich, wollten geld oder . ' . haben; einer wollte die Fenster eines Haußes einschlagen, die Flinte gienge loß, und so erschoß er sich selbst, der general, übel berichtet, ließ anzünden. Fast alle Dörfer an den Straßen sind geplündert worden, ein Drittel der Pfarrherren des Altkircher arondissement haben mehr oder weniger gelitten; einige ganz ausgeplündert worden, und dies in den 2 ersten Tägen; und dies mag hernach die Ursache gewesen seyn, daß sich die Bauren in der gegend von Belfort mehr geflüchtet, und sich vielleicht an die Franzosen angeschlosen.

Im ganzen ist die Gegend um Befort sehr verdorben, Bonapartisch gewesen, diese Lection haben sie zimlich verdient. aber gute Königgesinnte ortschaften, sind auch sehr hergenohmen worden, wenn sie nur die Weibsbilder nicht so geschändet hätten, und die Kirche nicht entehrt, so wäre das übrige zu vergeßen. An diesen Unthaten haben nur die badische antheil, wie man überall höret; badische Bauren haben ganze Wäge mit Raub angefüllt um nach Hauß zu schleppen. (S. 6) Sie haben nicht nur National- sondern auch Religion-Haß gegen Katholiken geäußert. Seit 14 Täge sind die Sekeller-Hußaren in dieser gegend, ihre aufführung wird allgemein belobt. Requisitionen aller art sind sehr stark; und fast nicht zum auftreiben, am Ende wird Frankreich mehr als alle andere Länder gestraft; aber es hat es auch verdient; rechtschafene Christen sind dennoch zufrieden und getröstet, weil die Religion am Ende wider beßer beschützt werden kann. Wie es im inneren geht wißen wir nichts, Zeitungen sind voller Lügen, Bonaparte soll trachten zu entwischen, ich hofe er werde diesmal seinen Lohn empfangen. Unsere Festungen halten sich ruhig, nur Hüningen, welches ein Frey-maurer-Nest ist, betragt sich unruhig gegen Baßel. Man sagt, Elsaß soll zu Deutschland fallen, ich glaube es nicht; daß wir bald Frieden haben werden ist leicht vorzusehen; daß ich fürchte die deutsche illuminaten möchten den französischen jacobiner die Hand noch einmal reichen fürchte ich sehr; die Verbrecher werden noch einmal zu gelind gehandelt werden, und so ist Europa noch nicht sicher.

Mein Freund meine bitte an Sie ist, diesen meinen Brief dem Hochw. H. Steiner Decan bekant zu machen, wie auch noch andern HH. Geistlichen, damit sie sehen, wie es uns hier ergangen, wie man uns verschwärzt, wie wir imer der Religion und dem rechtmäßigen Fürsten getreu geblieben. Ja mein Wunsch wäre, wenn ain auszug dieses Briefes in die Augsburgische allgemeine Zeitung könte gesetzt werden; um die Verläumdungen der Elsäßer einiger Maßen zu vergüten; die Schweitzer Zeitungen haben mehr aus Boßheit als aus Un-

wißenheit geschrieben ; ich würde euch lebenslänglich verpflichtet seyn, wenn ihr zum redacteur der Augsb. Zeitungen gehen würden, auch alles bezahlen, was es kostete ; denn die Verleumdung schmerzt uns sehr, ist auch den verunglückten schädlich. Für uns nimt sich niemand an, wir haben keinen Prefèct, keinen Bischof würklich sind wir arme Waisen-Kinder. Nur Religion ist unser Stütze. Ich geharre bis in den Tod

Ihr Ergebenster, dankbarster Freund

Werner

depart. du haud Rhin par Muhlhuse.

Einen recht freundlichen Gruß an die Frau Liebste, Kinder, was leben sie alle ? an alle geistlichen die mich kennen etc. ich hofe aine antwort. Mit HH. Officieren der Sekeler-Husaren bin ich lustig.

X.

Die Herderfeier in Reichenweier am 9. Juli 1905.

Mitgeteilt von

F. Zeyer.

Mit einer Abbildung.

Der Gedanke, in Reichenweier, am Geburtshause der Gattin Herders, Maria-Caroline Flachsland, eine Gedenktafel anzubringen, kam zum erstenmal in der Generalversammlung des hiesigen Altertumsvereins am 16. Januar 1904 zum Ausdruck.

Dieser Gedanke lag nahe, da kurze Zeit vorher die ganze literarische Welt Deutschlands den 100. Todestag Herders gefeiert, und der Allgemeine Deutsche Sprachverein zum ehrenden Gedächtnis des großen Dichters, am 18. Dezember 1903 in Straßburg am Hause Thomasstaden 7 eine Gedenktafel angebracht hatte.[1] Nun sollte auch hier in Reichenweier das ehemalige württembergische Schloß (jetzt Schulhaus), in welchem einst die Wiege jener herrlichen Lebensgefährtin Herders gestanden hat, durch die dankbare Nachwelt ein würdiges Erinnerungszeichen erhalten. Das war die Aufgabe, die sich der Altertumsverein Reichenweier gestellt hatte, eine Aufgabe, deren Lösung nur durch den wohlwollenden Beistand, der ihm von verschiedenen Seiten zuteil wurde, möglich war.

Es liegt nicht im Rahmen eines kurzen Berichtes, eine ausführliche Erörterung zu geben über die Verhandlungen, die für das Zustandekommen des Werks gepflogen worden sind. Mit Herrn Prof. Dr. E. Martin-Straßburg traten wir zuerst in

[1] Jahrbuch des Vogesen-Clubs, XX. Jahrgang, S. 93. Anm. 1.

Verbindung, und unser Vorhaben fand bei ihm vollen Beifall, unsere Idee wurde als eine glückliche bezeichnet. Dank seiner Vermittelung und seiner Bemühungen konnte unserem Verein aus dem Ueberschuß der Beiträge für das Straßburger Gœthedenkmal eine Summe von 300 Mark zur Anfertigung eines Reliefmedaillons mit dem Bildnis von Herders Gattin überwiesen werden;[1] auch ihm ist zu verdanken, daß der Straßburger Sprachverein sowie die Sektion Straßburg des Vogesenklubs mit einer Summe von je 30 Mark beisteuerten. Von den Nachkommen Herders wurde die Photographie eines Bildnisses der Maria-Caroline dem Herrn Prof. Dr. Martin bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Mit der Ausführung des Medaillons in Bronze wurde der bekannte Künstler, Herr Walther Eberbach, Professor an der Kunstgewerbeschule zu Heilbronn, betraut, und Herr Bildhauermeister Brutschi aus Rappoltsweiler übernahm die Lieferung der nach dem Eberbach'schen Entwurf anzufertigenden Steinumrahmung mit entsprechender Inschrift. Die Gedenktafel mißt in ihrer ganzen Höhe 0,84 m, die Breite beträgt oben 0,72 m, unten 0,59 m; das Bronzemedaillon hat im Durchmesser 0,47 m. Die Tafel trägt, in Relief gehauen, folgende Inschrift:

Maria-Caroline
FLACHSLAND,
Herders Gattin,
hier geboren am 28. Jan. 1750

Sie wurde wenige Tage vor der Enthüllungsfeier an geeigneter Stelle, oberhalb des Toreingangs der Mädchenschule, in die Wand eingelassen.

Wenn auch anfangs beabsichtigt war, die Enthüllungsfeier auf den Geburtstag der gefeierten Frau (28. Januar) anzuberaumen, so wurde aus leicht begreiflichen Gründen die schönere Jahreszeit dazu gewählt, die Zeit, wo feiner, aromatischer Rebblütenduft das ehemalige württembergische Städtchen umhüllt.

Am Sonntag, den 9. Juli fand nun die Enthüllungsfeier statt, begünstigt vom herrlichsten Wetter. Das Schulhaus und der Schloßhof waren prächtig mit Fahnen, Kränzen, Tannengrün geschmückt.

Um 10 Uhr versammelten sich der Vorstand des festgebenden Vereins, der Gemeinderat, sowie die beiden mitwirkenden Vereine: Männergesangverein «Choral» und Musik-

[1] Jahrbuch des Vogesen-Clubs, XX. Jahrgang, S. 112.

verein «Concordia» beim Rathaus, woselbst zum Empfang der so zahlreich angemeldeten auswärtigen Gäste Aufstellung genommen wurde.

Unter den vielen Angekommenen seien nur erwähnt: unser Festredner Prof. Dr. Martin und Frau, die Urenkelin Herders, Fräulein Hoffmann-Straßburg, welche durch die Ueberreichung eines Blumenstraußes ausgezeichnet wurde; Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat Dr. Spinner-Weimar, der 5. Amtsnachfolger Herders; die Universitätsprofessoren Dr. Euting und Dr. Wiegand, Direktor Dr. Luthmer, Universitätssekretär Dr. Hausmann, Amtsrichter und Schriftsteller Dr. Bredt, Prof. Dr. von Borries, Buchhändler Curt Mündel; die Mutter des Künstlers, Frau Ministerialrat Eberbach, alle aus Straßburg, Realschuldirektor Dr. Lienhart-Markirch.

Kreisdirektor Heitmann-Rappoltsweiler war etwas später erschienen.

Nach dem Empfang wurde alsdann unter den schattigen Bäumen der Promenade der Ehrenwein kredenzt, während die Concordia einige Musikstücke zum Vortrag brachte. Gegen halb 12 Uhr bewegte sich nun der Zug mit den beiden Vereinen an der Spitze nach dem Festplatze, wo programmmäßig der Weiheakt stattfand.

Der Gesangverein Choral eröffnete die Feier durch den Vortrag des schwungvollen Liedes «Im Wald», worauf Herr Prof. Dr. Martin das mit Pflanzen und Blumen gezierte Podium bestieg und die Festrede hielt, die hier im Wortlaut wiedergegeben sei:

Hochverehrte Festversammlung!

Wir leben in einer Zeit voller Erinnerungen an große Ereignisse, große Geisteshelden auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte. Wie vor kurzem der 100jährige Todestag Schillers, so weit die deutsche Zunge klingt, mit hoher Begeisterung für den deutschesten unserer Dichter begangen worden ist, so haben wir vor zwei Jahren bei gleichem Anlaß an das Scheiden erst Klopstocks, dann Herders gedacht. Bei der zuletzt genannten Feier erinnerte sich der rührige Altertumsverein hier in Reichenweier, daß die Gattin Herders, Marie Karoline Flachsland, ein Kind dieser Stadt gewesen ist, und wünschte, das Andenken der ausgezeichneten Frau durch ein Denkmal öffentlich geehrt und auf immer festgehalten zu sehen.

Wenn ich es nun auf den Wunsch des Vereins unternehme, die geistigen Züge Karolinens vor Ihnen neuerstehen zu lassen, so werde ich notwendigerweise dazu veranlaßt, auch

auf die Verdienste ihres Gatten hinzuweisen, zu dem sie ihr Lebenlang mit Liebe und Bewunderung emporgeschaut hat. Herders Anteil an der Entwicklung des deutschen Geistes, ja der gesamten Weltkultur ist nur durch einen Blick auf die großen Geistesströmungen des 18. Jahrhunderts zu würdigen.

Das 18. Jahrhundert, welches sich selbst das philosophische, das Jahrhundert der Aufklärung nannte, hat einen langen, heftigen und zuletzt siegreichen Kampf mit den überkommenen Zuständen in Staat und Kirche geführt. Durch den Streit zwischen Reformation und Gegenreformation, war die Gewalt der Fürsten, welche zuletzt über die Religion der Untertanen willkürlich verfügen konnten, zu einer unbeschränkten Herrschaft gelangt. Die glänzende Außenseite dieser Fürstengewalt stellte sich besonders in dem Frankreich Ludwigs XIV., des «roi soleil», machtvoll und verführerisch dar. Aber die Kehrseite dieser Allgewalt der Höfe und der Kirchen rief immer kühnere Zweifel, zuletzt offene Auflehnung hervor, deren Wortführer Voltaire und Rousseau waren. Während Voltaires schneidender Witz die Ehrfurcht vor Thron und Altar zerstörte, rief Rousseau mit hinreißender Beredsamkeit das Naturrecht des Menschen aus. Nach ihm war alle Herrschaft nur das Recht des Stärkeren. Ja selbst Wissenschaft und Kunst sollten als Werkzeuge der Ungleichheit unter den Menschen schädlich und verwerflich sein. Daß die Natur selbst, die von Rousseau als vollkommen gepriesene, diese Ungleichheit bedingt, indem sie ihre Gaben, körperliche und geistige, verschieden verteilt, sah man nicht ein. Die französische Revolution suchte die Gedanken Rousseaus durchzuführen und bewies, daß sie sich nicht völlig durchführen lassen.

Auch auf Deutschland haben Voltaire und besonders Rousseau tief eingewirkt. Rousseaus Ruf nach Freiheit und Natur fand lebhaften Widerhall. Aber nicht sowohl politisch, als auf dem Gebiete der Literatur und der Philosophie. Politisch hatte Friedrich der Große, der «roi philosophe», schon so manche Forderung des Jahrhunderts erfüllt, vor allem mit seiner Duldung in Religionssachen. Auch literarisch nahm übrigens die deutsche Dichtung einen selbständigen Aufsprung, der weit über all das hinausführte, was Deutschland dem Ausland verdankte.

Klopstock hatte der Begeisterung machtvollen Ausdruck gegeben, die der Freiheit, der Menschenwürde des Einzelnen galt, diese aber mit der Religion innig verband. Lessing führte den Kampf gegen alles Falsche und Faule in der Literatur mit voller Wucht und mit einem Erfolge, wie er auf dem Gebiete des Staates König Friedrich beschieden war. Lessing machte dem Bessern freie Bahn und stellte in seinen Meisterwerken das Bessere selbst dar.

Klopstocks Dichtung begeisterte Herder; Lessings Tätigkeit suchte er fortzuführen. Hatte Lessing die französische Literatur entthront, die über Griechen und Römer noch hinausgekommen zu sein behauptete und in Europa so zu herrschen beanspruchte, wie Ludwig XIV. für die Politik der Höfe den Ton angegeben hatte, so wies Herder nach, daß die Poesie überhaupt nicht nur einigen hochbegabten Nationen, einzelnen feingebildeten Geistern zu eigen gegeben sei, daß sie vielmehr allen Völkern der Erde offen stehe und der ganzen Menschheit angehöre. Nicht die Beobachtung oft willkürlicher Regeln, nicht die ängstliche Ueberlegung macht die wahre Poesie, sondern die Begeisterung, in der auch die rohen Naturvölker erglühen können. Die Hingabe des ganzen Menschen ist das Merkmal der echten Dichtung. Neben die Kunstpoesie der klassischen Völker trat die Natur- und Volksdichtung, die namentlich auch bei uns Deutschen sich reich bezeugt hat. Lessing hatte gesagt: ein einseitiger Geschmack ist stets ein schlechter Geschmack. Jetzt verkündete Herder: überall, wo eine göttliche Begeisterung hervortritt, da ist auch wahre Kunst. Der Witz, der namentlich die französische Poesie zur Zeit Ludwigs XV. beherrschte, muß an poetischem Wert weit zurücktreten hinter den Ausbruch tiefer Erregung in den Volksliedern so vieler anderer Völker. Den Beweis lieferte Herder durch seine Sammlung und Uebersetzung der Lieder aller Völker und Zeiten, wobei er es wunderbar verstand, die Eigentümlichkeiten der verschiedensten Sprachen im Deutschen wiederzugeben. Herder mußte seine Proben aus gedruckten Büchern schöpfen. Aber er regte seinen Schüler Goethe an, deutsche Volkslieder aus dem Volksmund zu sammeln, hier im Elsaß zu sammeln, Lieder und Melodien, die nach Herders einleuchtender Lehre untrennbar zusammen gehörten. Und mit den alten Volksliedern erwachten auch die Gestalten der Volkssage zu neuem Leben; im Wald und auf der dämmernden Heide trieben die Elfen wieder ihr neckisches Spiel, die Wassernixen sangen aufs neue ihre bezaubernden Lieder. Ahnungen und Träume, die der Aufklärungszeit lächerlich gewesen waren, erschienen wieder als natürliche, notwendige Bestandteile der Poesie.

Die Wirkung dieser Lehren, dieser Beispiele war eine ungeheure. Goethe, den ich eben nannte, hat gezeigt, was die Kunstdichtung aus der Volkspoesie gewinnen konnte, und Bürger und Mathias Claudius stellten sich ihm zunächst zur Seite. War Klopstock noch wesentlich auf den Wegen der Griechen gewandelt, fortan gab es wieder eine deutsche Dichtung ureigenen Inhalts, alt-volkstümlicher Form.

Eben diese richtige und gerechte Würdigung der Volksdichtung übertrug Herder als Theologe auch auf die biblischen Schriften. Das Hohe Lied, das man Jahrhunderte lang allegorisch gedeutet hatte, enthielt für Herder nur « Lieder der Liebe, die schönsten und ältesten aus dem Morgenlande ». Indem Herder mit Seherblick die Ueberlieferungen durchdrang und das von ihm Geschaute mit offener Wahrheitsliebe ververkündete, hat er das Alte verjüngt, das Erstorbene neu belebt, hat er unseren geistigen Besitz unendlich bereichert, hat er nicht nur die Literaturkritik, sondern unsere ganze Geschichtswissenschaft umgestaltet.

Und diese Gedanken Herders lebten in ihm fast von Anfang an. Er war der Sohn eines Volksschullehres, der Enkel eines armen, frommen Webers. So hatte er denn auch für das Volk und seine Gedankenwelt ein ganz anderes Verständnis als die übrigen, aus höher gestellten Kreisen hervorgegangenen Dichter seiner Zeit. Aber eben diese Zeit nahm Herders Gedanken mit Begeisterung auf, und Herder konnte schon als junger Prediger im fernen Riga sich eines ungewöhnlichen Ansehens erfreuen. Als er dann an den Oberrhein kam, fand er in dem jungen Goethe einen dankbaren Schüler und durch Goethe in den Dichtern des «Sturmes und Dranges» einen weithin wirkenden Anhängerkreis. Goethe vermittelte auch Herders Berufung an den dichterfreundlichen Hof des Herzogs Karl August von Weimar. Hier nahm er an der Spitze der Landesgeistlichkeit eine sehr ehrenvolle Stellung ein.

Aber freilich eben diese Stellung befriedigte ihn auf die Dauer nicht. Der junge Herzog, eine edle, aber auch leidenschaftliche Natur, fügte sich nicht den Mahnungen seines Predigers. Und nun sah Herder seine Verdienste als Schriftsteller zwar anerkannt, aber seinen Ruhm durch ein jüngeres Geschlecht überholt; das erfüllte ihn mit tiefem Unmut und reizte ihn zu Angriffen, die nichts besserten. Zwar Goethe gewann Herders Zuneigung immer wieder durch seine liebenswürdige Art für sich. Aber das Verhältnis Herders zu Schiller, der ihm doch anfangs mit vollster Anerkennung genaht war, gestaltete sich mehr und mehr feindselig. Schillers Bund mit Goethe erregte Herders Eifersucht, und nun verlor dieser auch Goethes Freundschaft. Seine letzten Lebensjahre verlebte Herder in Weimar vereinsamt, tief vergrämt.

Nur wenige Freunde blieben ihm treu, niemand treuer als seine Gattin. Sie hatte überall, wohin sie mit ihm gezogen war, ihm nicht nur das Haus musterhaft verwaltet, und die Kinder zu treuer Anhänglichkeit an den Vater erzogen. Seine Reizbarkeit hatte sie ertragen und ihre eigene Heftigkeit abzu-

legen gesucht. Sie hatte ihm überall Freunde zu werben und zu erhalten gesucht. An dem kleinen Hofe zu Bückeburg war sie der sanften Gräfin Marie, die einem frühen Tode entgegen siechte, schwesterlich nahe getreten. In Weimar war die Herzogin Louise der Gattin Herders schon wegen ihrer gemeinsamen Erinnerungen an ihre Darmstädter Jugendzeit zugeneigt. Die Herzogin-Mutter, Anna-Amalie, die menschlichste aller Fürstinnen, veräußerte einen kostbaren Perlenschmuck, um Herder die Mittel zu seiner letzten Badereise gewähren zu können.

Was Karoline für Herder war, das wußte er, und das dankte er ihr. Noch seine letzte Dichtung, das Haus des Adrastus, feierte ihre rückhaltlose Hingabe. Wie nach der griechischen Sage Adrastus dadurch vom Tode gerettet ward, daß seine treue Alkestis sich bereit zeigte, für ihn zu sterben, so wäre nach Herders Ueberzeugung auch Karoline für ihn gern in den Tod gegangen. In den letzten schweren Zeiten seines Lebens hat sie ihr volles Teil mitgetragen, und die wenigen Jahre, die sie den Gatten überlebt hat, dazu verwendet, alle Züge seines Lebensbildes zu sammeln und der Nachwelt zu überliefern.

Doch heute und an dieser Stelle denken wir vor allem an ihre Jugend. Hier in Reichenweier ward sie 1750 geboren. Ihr Vater war als herzoglicher Beamter angesehen und beliebt; aber er starb, als sie erst fünf Jahre alt war. Die Mutter gab ihren acht Kindern, wie Karoline erzählt, fast aus dem Nichts eine gute Erziehung. Eine ältere Schwester gewann durch ihre Schönheit den späteren Minister v. Hesse in Darmstadt zum Gemahl. Bei ihr in Darmstadt lebte Karoline freilich von ihrem Schwager abhängig, aber doch in einer geistig sehr angeregten Gesellschaft. Selbst zu den Hoffesten wurde sie zugezogen und schloß mit gefühlvollen Hoffräulein, die auch Goethe poetisch verherrlicht hat, schwärmerische Freundschaftsbündnisse. Daß ihre Geschwister viel Trauriges erlebten, empfand sie tief. So von mancherlei Gefühlen bewegt, traf sie Herder, als er in der Reisegesellschaft eines Prinzen von Holstein nach Darmstadt kam. Seine Predigt in der Schloßkirche ließ sie, wie sie später gesagt hat, «die Stimme eines Engels vernehmen und Seelenworte, wie sie solche noch nie gehört». Als das lebhafte Mädchen, goldlockig und blauäugig, leicht und schlank vor ihm stand und ihm ihren Dank stammelte, war der Bund auf immer beschlossen. Gemeinsame Spaziergänge in die Park- und Waldumgebung Darmstadts, wo Herder Klopstocks Gedichte vortrug und sie ihre Elsässer Lieder sang, ließen die Tage nur allzuschnell vergehen. Es war eine schalkhafte Veranstaltung ihres Freundes Mark, daß



im letzten Augenblick von Herders Weiterreise beide Liebenden allein zusammentrafen: von seinen Armen umschlungen, sank sie, in Tränen ausbrechend, an seine Brust. «Weinende Augen haben süßen Mund,» sagt ein altdeutscher Dichter. Wohl dauerte es noch zweiundeinhalb Jahre, ehe er sie heimführen konnte: ihr Briefwechsel zeigt, wie die beiden Brautleute noch manches zu überwinden hatten; wie aber Karoline, von Verehrern, auch von Goethe umschwärmt, in Liebe und Treue jede Probe hielt und die Elsässerin dem Ostpreußen die Hand zum innigsten Bunde reichte.

So enthülle uns denn die von Künstlerhand nachgebildeten lieblichen Züge deines Angesichts, Du würdige Gattin unseres Herder, Du reizende Jugendblüte Maria Karoline! Sei und bleibe ein Stolz deiner Heimatgenossen, ein Gegenstand der Verehrung für alle Freunde deutscher Dichtung!

Bei den Schlußworten des Redners fiel auf ein gegebenes Zeichen die Hülle. Das Erscheinen der von grünem Kranze eingefaßten Gedenktafel wurde mit Hurrah und Tusch begrüßt. Nachdem der Präsident des Altertumsvereins dem Herrn Prof. Dr. Martin einen Blumenstrauß überreicht, betrat er das Podium, um mit rühmenden Worten allen denjenigen zu danken, welche für das Zustandekommen der nunmehr zu einer Zierde von Reichenweier gelangten Gedenktafel beigetragen haben. In erster Linie danke er Herrn Prof. Dr. Martin, auf dessen Anregung hin von den oben erwähnten Straßburger Vereinen die Geldmittel zur Verfügung gestellt worden waren, dann den Schöpfern der Gedenktafel, Prof. Eberbach, der leider der Feier nicht beiwohnen konnte und Bildhauermeister Brutschi, der Stadt Reichenweier, die eine erhebliche Beihilfe gestiftet, den beiden mitwirkenden Vereinen und endlich den Herren Festordnern. Zum Schluß übergab er die Gedenktafel der Stadt Reichenweier zum bleibenden Eigentum.

Herr Beigeordneter Albert Birckel nahm alsdann im Namen der Stadt das Denkmal mit Dank entgegen, versicherte, daß es das Palladium des Schulgebäudes werden solle und schloß mit den Worten: «Karoline Flachsland, dieses Bild wird dich in deinem Geburtsort Reichenweier verewigen, deine Mitbürger sind stolz auf dich.» Der Gesangverein beendete den Weiheakt mit dem Wiltberger'schen Lied: «O Elsaß, mein Elsaß.»

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß Photograph Christoph aus Colmar eine wohlgelungene photographische Aufnahme der Festversammlung machte.

Mittlerweile war es halb 1 Uhr geworden.

Nach Besichtigung der Merkwürdigkeiten des Städtchens, und nachdem der 1568 gegründete Schützenverein Reichen-

weier mit Musik nach dem Schießstand ausgezogen war — es wurde gerade auch die Kilbe gefeiert — begann im großen Saale des Gasthauses zur Granate das Festessen, woran sich 62 Personen beteiligten. Dasselbe nahm einen recht gemütlichen Verlauf. An Trinksprüchen fehlte es nicht. Kreisdirektor Heitmann-Rappoltsweiler eröffnete den Reigen mit einem Toast auf den Kaiser, worauf der Präsident des festgebenden Vereins seinen Trinkspruch der einzigen anwesenden Vertreterin der Familie Herder-Flachsland, Fräulein Hoffmann, widmete. Alsdann erhob sich Oberhofprediger Dr. Spinner, der eigens von dem fernen Weimar zu dem Feste sich eingefunden hatte. Er gedachte in liebenswürdigen, humorvollen Worten der Karoline oder, wie Herder sie nannte, der Lina, welche in denselben Räumen, die der Redner jetzt bewohnt, 30 Jahre als glückliche Lebensgefährtin des Dichters gewaltet hat. Er zeigte dann namentlich aus Herders Briefen an Hamann, welch tiefes, dauerndes Dankgefühl der Dichter für die Liebe und Treue seiner Caroline empfand. Allgemeinen Beifall fand der Redner, als er auf das Verdienst des Altertumsvereins Reichenweier hinüberlenkte und mit den Worten schloß: Weimar dankt Reichenweier.

Prof. Dr. Martin trank auf den Künstler Walther Eberbach, dem es leider nicht vergönnt war, im Festkreise zu weilen, und Direktor Dr. Luthmer ließ Herrn Prof. Dr. Martin hochleben.

Seitens des Vereins waren an 23 direkte Nachkommen Herders Einladungen zum Feste ergangen, die vorliegenden Dankschreiben auf dieselben gelangten nun durch den Präsidenten zur Verlesung.

Hiermit war gewissermaßen der offizielle Teil des Festmahles zu Ende, und bald erschallten fröhliche Gesänge, welche von der gehobenen Stimmung des Festkreises Zeugnis gaben. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der bekannte Dichter Christian Schmitt für unsere Feier folgendes Festlied verfaßt hat:

Maria Karoline Flachsland.

Weise: «In allen guten Stunden».

Es ist kein Ort gelegen
Weitum am Weg der Welt,
Den nicht bekränzt ein Segen
Und nicht ein Ruhm erhellt.
Wohl wechseln Ziel und Zeiten;
Doch wer als Stern soll stehn,
Der wird sein Licht verbreiten
Und kann nicht untergehn.

Auch sie, die wir erheben
In festlich froher Schar,
Soll im Gedächtnis leben
Der Stadt, die sie gebar.
Den Größten einst verbunden
In schönem Geistverein,
Soll sie in diesen Stunden
Nun selbst gefeiert sein.

Was sie als Kind empfangen
Im lieben Heimattal,
Ist mit hinausgegangen
Bei ihres Lebens Wahl.
Ein Herz voll heitrer Milde,
Von wohlbewährter Art,
So bleibt hinfort im Bilde
Ihr Wesen uns bewahrt.

Der Namen viele klingen
Mit Ehren durch dies Land,
Und Dank und Treue schlingen
Um sie ein gülden Band;
Die lang vergessen ruhten,
Erstehn im hohem Schein: —
Wenn ihr sie nennt, die guten,
Schließt auch den Ihren ein!

Christian Schmitt.

XI.

J. D. Arnold.

Jugenddichtungen.

Die folgenden Dichtungen in Versen und in Prosa befinden sich auf der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek, wohin sie aus den Sammlungen Heitz unter der Nr. 3598 gekommen sind, und tragen jetzt die Bezeichnung L. Alsat. 800. Es sind zwei Heftchen in-8°, mit zusammen 52 bezifferten Seiten und mehreren unbezifferten Blättern, welche auch die Inhaltsverzeichnisse enthalten. Auf den blauen Umschlägen steht mit goldenen Buchstaben Jenner 1800 und Hornung 1800 gedruckt.

Der mit Tinte geschriebene Titel Erholungen junger Alsatier könnte auf mehrere Dichtergenossen schließen lassen; doch würde weder die Schrift noch der Inhalt der Stücke diese Vermutung bestätigen. Allenfalls könnte man von den Buchstaben unter den einzelnen Stücken A. auf Arnold, B. auf Blessig, St. auf (Ehrenfried) Stöber deuten. Der Dichter ist in Ausdruck und Versmaß ein Schüler von Gleim, Uz, Kleist, Klopstock, Voß, Götz, Claudius, Jacobi. Aber die Zeitereignisse, denen er mit Trauer und Entrüstung gegenüber steht, bestimmen seine Gedanken.

Das I. Heft enthält: I. Das Ende des Jahrhunderts (eine Phantasie in Prosa), II. Brusca, III. Thermopylä, IV. An einen scheidenden Freund.

Das II. Heft: I. Peläus Geburtstag (in Prosa), II. An die Sonne, III. Das Lied der Eingeweihten, IV. Sehnsucht nach dem Frühling.

Die Abschrift für den Druck verdanken wir Frl. Erna Busse, welche auch die Abhängigkeit dieser Dichtungen von ihren literarischen Mustern sorgfältig untersucht und anmutig dargestellt hat.

Das Ende des Jahrhunderts.

Eine Phantasie.

Feyerlich langsam sank am lezten Abende des Jahrhunderts das Licht des Tages hinter die beschneiten Gebirge. Seine matten Strahlen brachen sich im verhüllenden Nebel und färbten mit rötlichem Schimmer die weiten Fluren und bereiften Gebüsche. Keiner der leichten Bewohner der Lüfte sang der scheidenden Sonne sein Abendlied zu, kein Rind brüllte gesättigt auf dem von Frost erstarrten Boden der Wiesen, öde und verlassen waren die Fluren, gehüllt in das rauhe Gewand des Winters; nur ertönte bisweilen der dumpfe Schall eines mörderischen Geschosses an den Ufern des Staatenscheidenden Stromes: stille Trauer schien zu herrschen in den Ebnen Alsatia's.

Auf einem der Gipfel des Vogesus schwebte der Genius des Landes und überblickte am Ende des Jahrhunderts noch einmal die (2) ihm anvertrauten theuren Gefilde. Tiefes Nachdenken mahlte sich auf dem verklärten Antlitze des Himmlischen; er gedachte des Schicksales seines Alsatias und es verloren sich seine Gedanken in Aeonen der Zukunft. Doch nun ruheten seine Blicke auf den Fluren des Landes. «Schön bist du Alsatia» sprach er «und reichlich beschenkte dich mit ihren edelsten Gaben die gütige Natur. Wenn ein leiser West die Schwüle des heißen Sommers kühlet, und die gedrängten Halme der weit ausgedehnten Getreidefelder in Wellen bewegt, wenn die frohen Gesänge der Bewohner der Thäler auf deinen Hügeln erschallen, mit fruchtbaren Weinstöcken bepflanzt, wenn auf den Triften deine Heerden der fetten Weide sich freu'n, dann erhebe ich mein Auge dankvoll zum Vater des Guten und preise ihn für den Reichthum, den er dir verlieh! Du dort in der Nähe des Rheins, altes Argentorat, dessen Söhne durch Erfindungsgeist und Thätigkeit auch in den fernsten (3) Ländern den Namen Alsatias verbreiten, und du kleinere Stadt von reizenden Rebhügeln umgeben, der Wohnort eines der ersten unter Germaniens Sängern, viele Edle weilen noch in euren Mauern, viele Freunde des Guten! Oft, wenn in einsamer Stunde, ein heiliger Schauer Euern Geist erfüllt, Ihr Lieben! und wärmer noch als sonst, euer Herz von dem sanften Feuer der Tugend brennt, oder, wenn ihr versunken in trauriger Besorgniß über das Mißgeschick eures Vaterlandes, dem müden Auge den labenden Schlummer nicht länger versagen konntet und dann ein Traum von zukünftigem Glücke eure Seelen erfreute, da umschwebt ich euch segnend und erflehte für euch vom Vater der Menschen langes thatenreiches Leben, zum Wohl

des geliebten Landes, und Gelingen eurer guten Handlungen. Heil euch, Alsatiern, die auch unter fremder Herrschaft treu blieben der vaterländischen Tugend, die ihre Herzen verschloßen vor den verdorbenen Sitten ihrer Gebieter. Als noch bey (4) den drei heiligen Buchen im Druiden Hayn die wilden Triboker ihrem Kriegsgotte opferten, auch dann noch als mutiger Ritter Wohnsitze waren, auf den Höhen des Vogesus jene zertrümmerten Waldburgen, in deren verwitterten Thürmen der schwerfällige Rabe und die lichtscheue Eule izt nisten, wo in dem verwüsteten Versammlungssaale und der verödeten Kirche niedrer Sauerklee nun den Boden bedeckt und rankiges Epheu an den kahlen Wänden emporkriecht; als noch mit Germanias Söhnen Alsatias Krieger für deutsche Freiheit kämpften; damals war noch rauh ihr Sinn und ungebildet ihre Lebensart, aber verabscheut wurde das Laster und sie verehrten Tugend und Redlichkeit. Ausgeartete Söhne edler Väter! wie wenige sind unter euch, die treu blieben dem alten Biedersinn! Ihr ahmet die zügellosen Sitten eines fremden Volkes nach, das selbst um dieser Nachahmung willen euch verachtet. Trauriges Schicksal (5) meines Alsatias! Schwer liegt auf dir das Joch der Sieger und freiwillig würdigst du dich noch tiefer herab als sie es nie zu thun vermochten. Ach in den blutigen fruchtlosen Kampf sie zu führen entrissen sie dir deine kraftvollen Söhne und sie fielen in der Schlacht gegen ihre Brüder. Bösewichter schickten sie in deine fruchtbaren Fluren zu berauben ihre harmlosen Bewohner und zu verfolgen die edelsten des Landes. Verhüllt hat zwar vor meinen Augen der Herr des Schicksals die Begebenheiten künftiger Zeiten; aber unmöglich ist hier Rettung, immer tiefer und tiefer wirst du sinken in den Abgrund des Verderbens!»

In traurigere Gedanken versank nun der Himmlische; nur Zunahme des Verderbens ohne einige beßre Hoffnung glaubt' er in der trostlosen Zukunft zu erblicken. Tiefe Sehnsucht bemächtigte sich seiner und in düstere Nebel verwandelte sich der (6) Glanz seiner Verklärung. Doch endlich erhub er sich wieder aus seiner düsteren Traurigkeit. «Dich will ich aufsuchen weißer Geist», sprach er, «den der Schöpfer zum Hüter bestellte der Erde, als sie neugeschaffen durch sein allmächtig Werde aus dem Chaos hervorging, dir enthüllet er oft in der Folgezeit Begebenheiten in heiliger Stunde und die zukünftigen Schicksale der Völker. Du wirst vielleicht mir es offenbaren, ob noch Hoffnung beßrer Zeiten übrig bleibt für Alsatia!»

Es verließ nun der Genius mit schnellem Schwunge des Berges Gipfel und erhub sich in ätherischer Luft über die Gefilde vom Rheine bewässert. Mit Geisterschnelligkeit schwebt

er denn dahin, über Länder und Seen bis er bei seinem Lieblingsgeschäfte den Genius der Menschheit fand; bey einigen niedern Hütten, den Wohnungen der Armuth verweilte er der Genius und (7) zeichnete in das goldene Buch der Edeln, den Namen eines dürftigen verachteten Weibes, die ihr letztes Brot den Kindern des armen Nachbarn gab und hungerte. Denn es achten die Himmlischen nicht der äußeren Vorzüge des Staubes, eines Bettlers edle Handlung ist mehr ihnen werth, als die glänzende That eines Fürsten.

Ehrfurchtsvoll nahte sich der Schutzgeist dem Genius der Menschheit und mit einem Blike voll Liebe sah dieser ihn an. «Finstre Traurigkeit hat den schwarzen Schleyer über dir verbreitet, Schutzgeist Alsatias», sprach er zu ihm, mit einer Stimme gleich den sanften Tönen einer harmonischen Harfe, in grabstiller Nacht. «Vertraue der Güte des Vaters der Wesen.»

Zutrauensvoll klagte nun der trauernde Schutzgeist seines Landes unglückliches Loos dem Höheren Genius und fleht ihm zu enthüllen (8) das Schicksal der Gefilde an den Ufern der hellfließenden Breusch im kommenden Jahrhunderte und ob etwa mit Hoffnung schönerer Täge ihre Bewohner sich trösten dürfen. «Schutzgeist Alsatias», antwortete ihm mit ehrfurcht erweckendem Blike der erhabene Genius, «mir ist es nicht vergönnt dir zu enthüllen das künftige Schicksal des dir vertrauten Landes. Aber folge mir und lerne, daß gütig und weise der Allmächtige ist auch wenn seine Geschöpfe Unglück den Weg nennen auf dem er sie leitet zu ihrer Bestimmung.»

Mit leichtem Schwunge erhub er sich nun von der ruhenden Erde in höhere Regionen und gehorchend folgt ihm der Schutzgeist. Sie schwebten hin über Europa. Dunkle Nacht lag auf seinen Staaten und Meeren, nur bezeichnete im Osten ein röthlicher (9) Stral den Ort wo die Sonne herauf steigen sollte, den ersten Tag des Jahrhunderts zu erhellen. «Sieh», sprach nun der Genius, «wie dort in den fruchtbaren Gefilden des untern Italiens ein mächtiger Berg majestätisch sein Haupt über die Wolken erhebt, wie er die Finsterniß der Nacht durch die fürchterliche Gluth unterbricht die seinem gefährlichen Schlunde entsteigt; oft schon ergoß er verheerende Feuerströme über das angrenzende Land und verbreitete Verwüstung in den benachbarten Fluren. Aber wolltest du wohl deßwegen trauern über das Schicksal dieses Volkes? Längst schon hätten schreckliche Erderschütterungen sie aus ihrem Vaterlande vertrieben, wäre nicht hier dem Stoffe der Verwüstung ein sichrer Ausfluß geöffnet worden. Sieh' wie dort aus der vertrockneten Lava schöner sich nun lachende Gärten und reiche Weinberge

erheben, so läßt der gütige Vater der Welt aus (10) Zerstörung selbst Fruchtbarkeit entstehn.

Blicke dorthin an jene vom verderbenden Kriege verwüsteten Provintzen, was siehst du?» «Ich sehe die traurigen Spuren der Wuth eines schrecklichen Orkanes,» antwortete der Schutzgeist; «entwurzelt bedeken die wenigen Bäume, welche der Feind noch verschonte, die aufgerißene Erde und zertrümmert seh' ich viele Hütten der Landbewohner.»

«Erkenne auch hier im zerstörenden Orkan die Güte des Allweisen,» erwiderte der Genius der Menschheit, «die giftigen Ausdünstungen der Leichname der in der mordenden Schlacht gefallenen Krieger würden bald durch ansteckende Seuchen die Bewohner dieses Landes dahin gerafft haben, hätte nicht ein wohlthätiger Sturm sie gerettet.

Sieh' dort färben die Flammen eines brennenden Palastes mit glühendem Roth den nächtlichen Himmel. Auch die Hütten einiger Armen werden ein Raub der (11) schrecklichen Feuersbrunst. Aber der Herr dieses prächtigen Gebäudes, den die einstürzenden Ruinen begruben, war ein grausamer Fürst. Lange schon seufzte sein unglückliches Volk unter dem Druk einer ungerechten Regierung; sein beßerer Nachfolger wird mit Weisheit und Menschenliebe seine Unterthanen beherrschen und den Tag werden sie segnen, wo ein scheinbares Unglück ein glücklicheres Daseyn für sie begann.

Richte nun deine Blicke auf jene Ebnen welche die schwachen Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchten, sieh wie ihr durch die Dünste des Morgens geröthetes Bild zurückschimmert von der zu dichtem Eiß erstarrten Fläche der Gewäßer. Der erste Tag eines neuen Jahrhunderts beginnt für jenes Land, aber er beginnt mit blutiger Schlacht. Sieh' wie dort in gedrängten Reihen die rüstigen Krieger zweyer Staaten kämpfen und Blut aus weiten (12) Wunden strömt und die gefrorene Erde röthet. Doch es trübt sich dein Auge?»

«Sollt' ich nicht trauern,» erwiederte der Schutzgeist und eine Thräne wie Engel sie weinen benetzte die Wange des Himmlischen, «sollt' ich nicht trauren, wenn Verwüstung und ihre schrecklichen Gefährten Elend Hungersnoth und Krankheiten in sonst blühenden Staaten wüthen? Wenn im Blutgefild die Jugend der Völker fällt und Gram und Kummer den trostlosen Eltern ihr Grab bereiten?»

«Bemitleidenswerth scheint es, das Schicksal dieser Länder,» antwortete der Menschheit Genius, «doch würden ihre Bewohner dafür dankbar den Ewigen preisen, kennten sie das Ziel, zu welchem seine Güte auf dornigem Pfade sie führet. Noth und Bedürfniß wird den bisher trägen zum Fleiße ermuntern, wird

Kunst und Erfindungen erzeugen, vorher ihnen unbekannt. Bald wird auf den Trümmern ihres (13) vorigen Wohlstandes blühender als zuvor diese Nation sich erheben. Beklage auch nicht das Loos der Gefallenen, glücklich war ihr Tod für sie und ihre Brüder. Erblickst du unter jener hohen Eiche den Jüngling, der aus einer tiefen Wunde sein Leben verblutet.» «Doch seines dürftigen alten Vaters einzige Stütze war dieser Jüngling,» sagte der Schutzgeist und eine leichte Wolke der Trauer verbreitete sich über sein Angesicht, doch belehrt vom erhabenen Genius wagt er nicht mehr zu klagen über die Schicksale der Menschen. «Unschuldsvoll und rein stirbt er, er geht als Jüngling,» versetzte der Genius, «bald wäre, hätt' längeres Leben die Vorsicht ihm vergönnt, sein Herz vom giftigen Hauche der Verführung erreicht worden; er wäre gesunken von Lastern zu Lastern und sein Vaterland selbst würde endlich das Opfer seines alles verzehrenden Ehrgeizes geworden seyn. (14) Schutzgeist Alsatias,» redete izt der Genius der Menschheit, «du hast nun deine Blicke geworfen in die Geheimnisse der Zukunft; gütig ist die Gottheit, dann oft am meisten, wenn kurzsichtige Geschöpfe ihre Härte beweinen; auch deinem Alsatia winket eine frohe Zukunft, es wird sich einst freuen seines itzigen Leides.»

Es schwang sich nun der Genius weg von der Seite des getrösteten Geistes, der hoffnungsvoll und der Ewigen Güte vertrauend wieder kehrte zu seinem geliebten Lande. Segnend und einer schönen Folgezeit sich freuend, überschwebte er nun Alsatias Fluren, das nach Vätersitte feyerte den ersten Tag des beginnenden Jahres. B . . .

(15) **Brusca.**

Sey mir gegrüßet, du holde! des Vogesus bläuliche Tochter!
Die du Alsatiens Tannenkranz wie die Thräne der Unschuld
Rein entträufelst, still den Schatten des Thales entfliehest,
Friedliche, heimische Brusca.

Freundlich nickt dir am Ufer die Blume und lächelt in deine
Hellen, kristallenen Fluthen, augenblicklich nur wankend
Folgt sie der tanzenden Welle über dein gräuliches Kiesbeet,
Friedliche, heimische Brusca.

Gaukelnd gleitet sie über die hüpfenden silbernen Hügel
(16) Wie der Empfindungen Wechsel, bald sinkend steigend dann wieder
Nur vom Westwind bewegt froh dir am Busen zu liegen,
Friedliche, heimische Brusca.

Ruhe sinkt in die Seele des Wand'rers unter den Erlen
Deren Bild wie Geliebter Bild, du dankbar bewahrest,
Wonne küßt ihn am moosigen Strande, hört er dein Murmeln,
Friedliche, heimische Brusca.

Aber ach an der Hütte dort wandeln klagende Greise,
Mütter ringen im Mondlicht die naßgeweineten Hände
Wehe heult Echo dem Wald zu, traurig tönt mir dein Rauschen,
Friedliche, heimische Brusca.

Ach Barbaren entrißen dem (17) tiefgebeugeten Alter
Seine Stütze, des blühenden Jünglings Purpurblut färbt' das
Schilfrohr des wogenwälzenden Rhenus ferne von dir, du
Friedliche, heimische Brusca.

Sammle sie alle die Seufzer, ehret sie flüchtige Winde!
Wälze sie mit dir dahin und empfengt dich der tobende Alte,
Schwell ihm den Busen damit und schmeichle sanft dann dem Zürner,
Friedliche, heimische Brusca.

Daß er Friede gebiete dem übermüthigen Franzmann,
Ares Altäre zertrümmere. — Oft schon entsank vor dem Blik der
Güte der Donnerköcher der Macht, drum schmeichle dem Alten,
Friedliche, heimische Brusca. B.

(18) Thermopylä.

Welch finstre Todes Wolke schwebt
Um diese düstern Felsen!
Schau wie sich Grab an Grab erhebt,
Wie Schatten drauf sich wälzen.
Horch wie der West das Thal durchsaußt
Und wie der Sturm im Haine braußt,
Hörst du die Klagetöne?
Hier ruhen Spartas Söhne.

Nach welchem Denkmal soll zuvor
Mein starres Auge schauen?
Ha sieh, dort ragt ein Fels hervor,
Die Grabschrift eingehauen.
«Weil wir das heilige Gebot
«Des Vaterlandes bis zum Tod
«Getreu befolget haben,
«So sind wir hier begraben.»

O ja ihr kämpftet bis vom Stal
Durchbort ihr hingesunken.
Hier ist der Hügel, dort das Thal
(19) Die euer Blut getrunken.

Wie stählte eure Heldenhand
Die Liebe zu dem Vaterland
Trotz dem der stolz geschworen,
Die Griechen sind verloren.

Der große König zog daher
Vom fernen Morgenlande,
Mit ihm ein ungezähltes Heer
Wie Sand am Meeres Strande.
Sie schnoben Rache für den Hohn
Der Griechen welche vor dem Thron
Den alle Völker scheuten
Noch keinen Weihrauch streuten.

Wie wenn am hohen Himmel sich
Die schwarzen Wolken thürmen,
Und nun Gewitter fürchterlich
Das bange Thal bestürmen.
Wo alles was nur lebt und webt
In Büschen, Höhlen, Klüften, bebt
Und wie gebeugte Eichen
Den stolzen Wipfel neigen.

(20) So fiengen alle Völker an
Zu zittern und zu zagen
Als sie das Heer der Perser sahn
Mit Kriegesroß und Wagen
Und hörten ihrer Waffen Klang
Posaunenschall und Kriegsgesang
Sie ließen ihren Rüken
Vom Joche niederdrüken.

Die Kühnheit nur der Heldenschaar
Der treu vereinten Griechen
Kann keine drohende Gefahr
Erschrecken und besiegen.
Sie stehen fest und keiner weicht
Sobald der König sie erreicht
Sind sie mit Pfeil und Spießen
Bereit ihn zu begrüßen.

Nun mußten bis in dieses Thal
Dreihundert Sparter dringen
Der Feinde ungeheure Zahl
Noch still zu stehen zwingen.
Und da war keiner, der verzog:
Gesetzesstimme tönt zu hoch,
Ob alle gleich den nahen
Und sichern Tod schon sahen.

(21) Zwar traurig war's auf ewig sich
Von Weib und Kindern scheiden
Und sich zum Tode feyerlich
Durch einen Kampf bereiten.
Doch Thränen — die befloßen nicht
Spartaner, euer Angesicht.
Wie ließen je sich Griechen
Vom Schmerze so besiegen.

Leonidas der Fürst und Held
War Führer von dem Heere.
Mit ihm von gleichem Muth beseelt
Zog's hin zum Tod der Ehre.
Der weite Weg war kurz — Ihr Blick
Kehrt niemals traurend sich zurück
Und Berg und Thäler schienen
Zu fliehen hinter ihnen.

Schon stehn sie vor der Felsenkluft
Entschlossen zu dem Tode
Und harren bis der Feldherr ruft
Zum Kampf, zum Heldentode.
O sieh! o sieh! der Perser Heer
Zieht schon herzu von ferneher
Und tobt in seinem Grimme
Mit wildem Ungestüme.

(22) «Mit ihren Pfeilen können sie
«Die Sonnenstralen dämpfen»
Rief einer — «Ha mit mindrer Müh
«Könnt ihr im Schatten kämpfen»
Der Feldherr sprach's — Schon kömmt ein Bot
Vom König: «Unser Fürst gebot:
«Legt nieder euer Eißen!»
«Kommt! es uns zu entreißen.»

Und näher näher kam der Feind,
Sie stehen unerschüttert.
Ha schau, ein neuer Bot erscheint,
Der große König zittert.
«Leonidas! der König spricht
«Bekämpfest du die Perser nicht,
«So sollen alle Griechen
«Vor deinem Throne liegen.»

«Geh hin um dem der dich gesandt
«Zum letztenmal zu sagen,
«Daß mich der Tod fürs Vaterland
«Mehr ehrt als Szepter tragen.»

So sprach der Held! der Bote wich,
Nun stürmet wild das Heer, um sich
Mit fürchterlichen Waffen
Die freye Bahn zu schaffen.

(23) Ja stürme nur, du Riesenheer!
Zurück ward es geschleudert
Wie wenn auf Klippen in dem Meer
Die Flotte stößt und scheitert.
Ha laß ein neues Heer sich nah'n:
Es greifet dreimal kühner an:
Die Sparter muß es sehen
Wie feste Mauern stehen.

Der Schrecken drang schon ringsumher
Durch alle Perserreihen,
Die Flucht fing an und mehr und mehr
Ließ sich das Heer zerstreuen.
Wie wankte da die Krone nicht
Des Königes! Sein Angesicht
Voll banger Feigheit sprühte
Den Zorn, der ihn durchglühte.

Jedoch die schwarze Nacht begann
Die Schande zu bedecken,
Izt darf sich der Verräther nahn.
Dem Feind den Pfad entdecken.
Er kömmt und weist dem Heer den Weg
Durch einen hohen Felsensteg
Ins Thal hineinzudringen
Die Griechen zu umringen.

(24) Willkommen war Verrätherey
Und Finsterniß den feigen
Und Schaaren strömten schon herbey
Die Felsen zu besteigen.
Nun stürmeten sie unentdeckt
Mit Schatten schwarzer Nacht bedeckt
Doch wie auf Adlersflügeln
Zu jenen Todeshügeln.

Zu wenig noch die Tapferkeit
Der Sparter, zu bezwingen;
Die hören's kaum und stehn bereit
Alciden gleich zu ringen.
«Ihr werdet heut noch,» rief der Held
«Den Göttersöhnen beigesellt,
«Ein Mahl wird euch bereitet
«Bey Pluto: Helden, streitet!»

Und Feuer flammte in der Brust
Der tapfern Heldensöhne;
Sie fühlten hohe Seelenlust
Und jauchzten Jubeltöne.
Sie stürzten hin und drangen ein
Bis in des Königs Zelt hinein
Und alles mußte weichen
Den zentnerschweren Streichen.

(25) Schon zeigete Aurora sich
Und schaute noch die Griechen
Verwüstung, Sterben, fürchterlich
Verbreiten, kämpfen, siegen.
Nun sahn die Perser überall
Umher der Griechen kleine Zahl.
Der stolze König brannte
Zu tilgen seine Schande.

Er ruft: Wie wenn der Sturm gebeut
Und folgsam seiner Stimme
Die grünen Fluren überschneit
Mit ungezähmtem Grimme,
Ein dicker Strom von Kies und Staub,
Von Stoppeln, Stroh und dürrem Laub
Und ist's dahin gewehet,
Von neuem übersäet.

So stürmten und mit größrem Mut
Der Perser Legionen
Zu rächen ihrer Brüder Blut
Und Tod mit Tod zu lohnen.
Der Sparter Held sinkt sterbend hin
Und Griech' und Perser kämpft um ihn,
Die Ehre blos zu haben
Den Leichnam zu begraben.

(26) Noch sieget Sparta, stößt zurück
Des großen Königs Knechte,
Doch fällt auch jeden Augenblick
Ein Sparter im Gefechte.
Und immer stürmt ein neues Heer
Und stürzet Pfeil auf Pfeil einher,
Bis all das Schwert in Händen
Den schönen Lauf vollenden.

Ja heilger Schauer wall um mich
Bey diesen düstern Felsen.
Wo Grabmal neben Grabmal sich
Erhebt, sich Schatten wälzen.

Hauch Rosendüfte Zèphir zu
Zur Todesfeyer brausest du,
O Sturm im Tal ertöne
Das Lob der Heldensöhne.

S. . . .

(27) An einen scheidenden Freund.

Selten entrinnen sie nur dem nächtlichen Chaos der Zukunft,
Unsre Täge wie der Wunsch sie träumt.
Oefters läßt die Vorsicht auf ödem felsigen Wege
Dornen uns pflücken. —

Undurchdringliche Weisheit! — Noch hüllt uns der Nebel des Irrthums,
Gottes Rath faßt unser Blick noch nicht.
Ueber uns lacht die Gewißheit, die Dornen verwandeln sich bald in
Kränze des Glückes! —

Ist doch die tempische Erde von launischen Feyn nicht gezaubert
Nur zu rauschendem Genuß und Ruh!
O! sie ist das große Saatfeld, ihres Erschaffers
Würdiger Taten!

(28) Noch netzt Sorge und Arbeit mit Schweiß die Wange des Säemanns
Noch sieht er nicht keimen seine Saat.
Doch beseele ihn Muth! und blühen ihm nicht an dem Wege
Blumen der Freundschaft? —

Aber einst glänzet er auf, der göttliche Tag, wo dem Säemann
Seine Saat in prächtger Blüthe lacht.
Milden Blickes spricht dann der Vater: Sey glücklich! Sie bringe
Ewige Früchte.

Jüngling von Alsa! Du scheidest! O führe die gütige Vorsicht
Bald dich wieder in der deinen Kreiß.
Wandle! dulde! säe! und ferner auch blühe dir stets die
Blume der Freundschaft.

A. . . .

(29) Peläus Geburtstag.

Die Sonne hatte an einem gelinden Wintertage mit ihren milden Strahlen das graue Gewölke und die dünnen Nebel durchbrochen und beschien die oede Flur, von welcher der Regen Schnee und Eis weggeschwemmt hatte. Einige Funken von neuem Leben schienen die erstorbene Natur zu durch-

dringen: Schon hörte man wieder bisweilen das Zwitschern eines einsamen Vögelchens auf den unbelaubten schwarzen Aesten der Bäume und an den stachlichten Heken der Zäune begannen bereits die aufschwellenden Knospen zu verkünden die Nähe des sehnlich erwarteten Frühlings. Ja selbst die Lerche, die Sängerin der Wiesen, erhub sich schon in geradem Fluge zu dem blauen Himmel und ließ dem Auge unsichtbar im reinen Aether ihr erstes Lied ertönen. Es verließ nun der Landmann (30) die niedere Hütte und das knisternde Feuer und eilte in die offne Flur, zu erforschen den Wachsthum der grünenden Saaten, und durch fleißige Arbeit zu mehren die Fruchtbarkeit seiner Felder.

Auch Peläus der silberhaarige Greiß öffnete das kleine Fenster, dessen runde Scheiben die Strahlen der Sonne mit den Farben des Regenbogens bemahlt hatten: er öffnete das Fenster und sahe hinaus in die weite Ebene und an den unbewölkten Himmel. «Milde scheint die Sonn' auf die Flur» sprach er, auch hat der Wind die Wege ziemlich getrocknet; gut möchte es mir wohl thun ein wenig zu genießen der reinen Winterluft und Zu Zusehen der Arbeit der Jugend». Und es schloß der Greiß wieder das kleine Fenster mit den bunten Scheiben; aber bedachtlich daß nicht etwa eine herausfalle aus der morschen Umfaßung von Bley; drauf öffnete er den braun gemahlten Schrank mit (31) roth und gelben Schnörkelblumen verziert, nahm heraus eine reinliche weiße Mütze sein Haupt zu bewahren vor dem schädlichen Einfluße der rauhen Luft und umhüllte sich mit dem wohlgefütterten Pelzrock. Nun ergriff er noch im Winkel den hohen Knoten Stab und verließ dann mit vorsichtigen Schritten die Hütte und wandelte den trocknen Pfad an der Bretterwand von seines Nachbars Baumgarten hinaus in die Felder.

Mit Freude erfüllte den Greisen der Anblick der thätigen Jugend und er gedachte mit froher Erinnerung seiner Blüthe tage. Oft blieb er stehn, und betrachtete mit forschendem Blicke die grüne Saatfrucht oder unterhielt sich mit einem gesprächigen Nachbar von der Hoffnung des künftigen Sommers.

Von der Höhe eines kleinen Hügels sah er nun auf die Felder wo seine Kinder unverdroßen (32) und unter Zeitverkürzenden Scherzen arbeiteten, denn drey blühende Töchter und ein rüstiger Sohn versüßten dem Alten den Winter seiner Tage und waren ihm theure Pfänder der Liebe seiner Gattin, die lange schon der mütterliche Schoß der Erde umschloß. Frohlockend riefen ihn seine Kinder von fern herbey und der gute Alte säumte nicht; vergnügt sah er zu ihrem Fleiße und freute sich ihres Frohsinns. Mit zitternder Hand ergriff er oft die

Werkzeuge der Arbeit um den Kindern zu zeigen mit größerem Vortheile sie zu gebrauchen, oder warf vom Aker einen Stein auf den Weg, daß er nicht das Wachsthum der Pflanzen hemme. Doch als izt die Sonne den beschneiten Gipfeln des fernen Gebirges sich nahte, kehrte er zurück in die Hütte zu vermeiden die ungesunde Abendluft und ermahnte die Töchter und den Sohn sich nicht zu verspäten auf dem Felde und bald ihm zu folgen um zu genießen (33) die ländliche Abendmahlzeit. Ermüdet kam der Greiß in seine Hütte und bedurfte der stärkenden Ruhe, drum rükte er hin zum wohlgehizten Ofen den schweren gefütterten Lehnstuhl, holte sich einen Schemel drauf zu legen den kranken Fuß und streckte nun gähnend seine matten Glieder aus auf dem weichen Sitze. Dreimal hatte er nun schon gegähnt und seine müden Augen gerieben, denn ihm erwekte den Schlaf die Wärme des Ofens; doch widerstand er dem Schlummer um sich nicht zu berauben der nächtlichen Ruhe. Da sprach er also mit sich selbst in Gedanken vertieft: Hinfällig und vergänglich ist doch der Mensch, wie alles auf dieser Erde; noch erinnere ich mich wie gestern der Zeit, wo ich als ein rüstiger Mann die Felder selbst bestellte und das wohlgenährte Vieh keiner fremden Pflege bedurfte. Da wekte mich der erste Stral der Morgensonne von meinem Lager zu den Geschäften des Tags (34) und schnell schwanden mir unter der Arbeit die wohlbenuzten Stunden des Tages dahin, während die traute Gattin das Haus besorgte und die zarten Kinder und des Abends fand ich dann an ihrer Seite Ruhe und Erholung. Aber sie sind dahin diese glücklichen Tage, sie sind dahin und kommen nie für mich wieder. Doch ich klage nicht, denn in meinen Kindern lebe ich wieder auf; sie werden den Namen des alten redlichen Peläus auch späteren Zeiten noch nennen. Ihr meine Lieben seyd mein Trost, wenn Leiden den schwachen Körper drücken oder bittrer Verdruß meine Seele beherrscht; ihr meine Töchter deren freundlich tröstender Blick mich so leicht meine Schmerzen vergessen macht, du mein Sohn dessen Fleiß und zärtliche Kindes Liebe des alten Vaters Herz erfreuet und du mein treuer Bruder der schon so oft in trüben Stunden durch weisen Frohsinn freudigere (35) Gefühle mir einflößte — Aber schon ist der heisere Ton der Abendgloke verhallet und die Dämmerung ist der Nacht gewichen. Schon schwebt der falbe Mond in der weite des dunklen Himmels und färbet mit blaßem Goldgelb die schnell dahin schwindenden Wölkchen — wo mögen sie wohl verweilen die Lieben? Haben sie etwa Freundinnen auf dem Heimwege angetroffen und singen nun mit ihnen ein Lied im warmen Stübchen?

Also sprach der Greis und erhub sich langsam von seinem Sitze und schlich geschäftig umher den kleinen Tisch zu bereiten zur Abendmahlzeit; dann ruhete er wieder in dem gefütterten Lehnstuhl. Abermals gähnte er wieder dreimal und dehnte die müden Glieder; es schloßen sich dann allmählich seine Augen und er versank in festen Schlummer. Doch bald weckte ihn aus einem süßen Traum der ferne Klang eines (36) Saitenspiels von einer sanft tönenden Flöte begleitet. Aus einem muntern Tone erklang die Musik, und näherte sich immer mehr bis Peläus sie endlich vor dem Fenster der Hütte hörte. Nun richtete er sich auf in seinem Sitze und horchte. Da ertönte leiser das Saitenspiel zu begleiten das anzustimmende Lied und bald erkannte der Greiß die fröhlichen Kinder und den geliebten Bruder; da erst gedachte er seines heutigen Geburtstages und daß nun auf diese Stunde siebenzig Jahre verfloßen wären, seit zum ersten male der Mutterarm ihn umfing. So aber ertönte der Gesang vor dem Fenster der Hütte: Heil dem Guten, der im Winter seiner Tage die Früchte genießet die in früheren Zeiten er pflegte und sammelte, den in seinem grauen Alter der dankbare Kreis seiner Lieben umringt.

Mit männlicher Stimme sang (37) nun Menalkas der Bruder: Lange noch mögest du weilen in den Gefilden der Erde, Lieber an dessen Seite ich der Jugend Blüthetage verlebte, der im Mannesalter mein Freund war, und der als Greiß nun Trost und Rath mir gewähret. Lange mögest du noch hier bleiben, bis mit einander wir einst hinüber wandeln ins schönere Land. Also sangen mit holder Stimme die Töchter.

Lange mögest du noch weilen in unserer Mitte, Bester der Väter, der durch weise Lehren sicher uns leitet auf der schlüpfrigen Bahn der Jugend, der seine Wonne findet an der Freude seiner Kinder und gern zusieht unsern muntern Spielen. — Verweile noch lang in unsrer Mitte und belebe durch weise Heiterkeit unsre Vergnügungen.

Und es sang nun mit rauherer Stimme der Bruder:

Langes Leben erfleht auch dein Sohn von der Gottheit für dich (38) Geliebter Vater: Heischer klingt zwar meine Stimme zum reinen Saitenspiele der Schwestern. Doch glühen heiß in meiner Brust Dankgefühle dem Edeln, der der Tugend Pfad mir wieß und durch sein Beispiel mir einflößte die Liebe des guten. Viele Jahre möge dir noch die Gottheit schenken daß dein Rath mich lenke auf meinen Wegen.

Also sangen nun wieder alle. Heil dir Theurer der nun im Winter seiner Tage der Früchte genießet die in früheren Zeiten er pflegte und sammelte. Siehe um dich den frohen Kreiß deiner Lieben; verschmähe nicht die geringen Geschenke,

die ihre Dankbarkeit dir bringet. Es öffnete nun der Bruder die niedere Thüre und trat hinein in die Hütte; ihm folgeten die Kinder, freudig kam ihnen Peläus entgegen der am Fenster Zugehört hatte (39) dem nächtlichen Gesange und sie umarmten den Greiß und boten ihm dar ihre kleinen Geschenke. Mit Liebevollem Lächeln nahm Peläus sie an und wonniglich floßen ihnen nun unter der Feyer des Geburtsfestes der Nacht erste Stunden dahin bis die dumpfe Mitternachtglocke zur Ruhe sie rief. B . . . .

An die Sonne.

Königin des Tages, Sonne!
Welche Freude, welche Wonne!
Strömet mit dem holden Lichte
Aus von deinem Angesichte.
Wie viel tausend goldne Strahlen
Alle Fluren herrlich mahlen!
Wie von deinem Hauch erwärmet.
Schmeichelnd um mich Zephyr schwärmet.
Wie mit taumelndem Entzücken,
Sonne, deinen milden Blicken
Vogelchöre Lieder singen.
(40) Wie am Hügel Schäfchen springen!
Wie die frohe Heerde brüllet!
Alles ist mit Lust erfüllet.
In des Waldes klaren Quellen
Sprudeln kleine Silberwellen,
Welches himmlische Vergnügen
An dem Ufer hier zu liegen,
Zauberische Rosen Düfte
Schweben durch die milden Lüfte,
Aus den blumenreichen Wiesen
Wo die Wollust zu genießen,
Schäferinnen Veilchen pflücken
Und die schönen Locken schmücken.
Was das frohe Aug erblicket
Jedes Wesen ist erquicket,
Denn o holde Frühlingssonne
Dir entstrahlet lauter Wonne.
Doch wenn Wolken dich verhüllen
Und mit Dunkel alles füllen,
Dann entfliehet Lust und Leben,
Die dein Blick uns sonst gegeben.
Die erschrocknen Heerden weichen
Und der Luft Bewohner schweigen.
Wie die Schäfchen von der Weide
So entfliehet jede Freude,

Keine Wollust Ströme fließen
Von Gefilden und von Wiesen
(41) Statt der selgen Freuden Fülle
Ist nun alles öd und stille,
Boreas nur deine Stimme
Schilt mit fürchterlichem Grimme.
Deiner Purpurwolken Prangen
Schöner Himmel ist vergangen,
Fluthen haben doch umzogen
Groß wie Meere, wie die Wogen
Schnell herab zu stürzen drohen!
Ha die Hirten sind entflohen.
O wie ist es ihnen bange!
Sonne du verweilst zu lange.
Strahle wieder, neues Leben
Wird dein Glanz der Erde geben.

S. . . .

Lied der Eingeweihten.

Mel.: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Auf, Brüder, auf! aus jugendlicher Kehle,
Ström' Jubelmelodei!
(42) Ha fern aus unserm trauten Kreise stehle
Sich Grillenfängerey.

Auf! Auf! Verjagt den Rabenschwarm der Sorgen,
In blasser Schwefelgluth
Mäst Lucifer damit an jedem Morgen
Die welsche Natterbrut.

Ihr, aber denen Gott ein Hertz gegeben
Das hoch für Tugend schlägt,
Stets müsse Blüthenduft den Pfad umschweben
Der Euch Geliebte trägt.

Den Blick empor, durchfliegt die weite Szene,
Weilt über Thal und Höh'n.
(43) Und froh bekenn' des Dankes süße Thräne:
Ja! Gottes Welt ist schön.

Drum noch einmal die Mysanthropen Brille
Dem Auge schnell entrückt;
Genießet froh, dieß ist des Vaters Wille
Was seine Huld nun schickt.

Ha Freunde seht die holde Schaar der Krüge!
Was soll der Pfropf dabey?
Herab mit ihm! nichts hemm' die kühnsten Züge
Bleibt eurem Ruhme treu!

(Wenn's Bier setzt)

Seht wie er schäumt! wie er gen Himmel brauset
(44) Der edle Gersten Trank!
Wie wild, wie hehr er noch im Glase saußet
Singt, singt ihm Lobgesang!

(Wenn weißer Wein gereicht wird)

Seht wie so schön er die Pokale güldet
Der edle Nektartrank!
Wie Perl' an Perle sich so lieblich bildet
Singt, singt ihm Hochgesang.

(Wenn man rothen Wein kredenzt)

Seht wie er stolz der blanken Flasch entsprühet
Der edle Nektartrank.
Ha wie er blitzend im Pokale glühet
Singt, singt ihm Lobgesang!

Viktoria! Schon glänzt auf unserm Tische
(45) Die schönste { Purpurfluth / Silberfluth }
Das ist so was für euch, Ihr Herren Fische
Da schwimmt es sich so gut.

Doch zeigt nun auch daß Ihr, wies Brauch und Sitte
Im Zecherreich, gefaßt!
Stets weih' den Becherklang in unsrer Mitte
Geselliger Toast.

Mit Recht gebührt der erste unserm Wirthe
Dem treuen biedern Freund
Der schon so oft wenn Trübsinn uns umirrte
Uns liebevoll vereint.

Der Strom, entflohn der Urne seines Lebens
Schließ' spät den schönsten Lauf,
Kraußt ihn der Sturm, so such' (46) er nie vergebens
Der Weisheit Eiland auf.

Gebracht sei nun mit Flammen Dank der Zweite
Dem theuren Elternpaar
Schön wie Ihr Hertz geleite sie die Freude
Hauch Gottes! immerdar.

Den Edeln die der Tugend hohen Frieden

In unsrer Brust genährt sey nun beschieden
Der dritte Becherklang.

Den Vierten, o mit stiller Rührung gebe
Den fernen, Freundschaft, ihn
Den uns entrißnen Brüdern. Ha es lebe
Rieder und Oberlin.

Doch ach es wölken sich schon Eure Blicke
(47) O gebt dem Gram nicht raum
Gewiß auch ihnen lacht oft das Geschicke
in braunem / goldnem } Zauberschaum.

Und bald bald sinkt die schönste Hore nieder,
O seht die Wolke flieht!
Ha bald, o süße Hoffnung hallet wieder
Der Rückkehr Jubellied.

Drum kommt und froh ertön zum fünftenmale
Der Gläßer Silberschall,
Ha bringet diese hochgefüllte Schale
Den Guten Mädchen all.

Der Unschuld frommer Genius umschwebe
Sie als sein Heiligthum,
Und wo der schönen Seelen eine lebe,
Blüh ein Elysium.

(48) Doch höher schwingt empor nun eure Becher
Gefüllt bis an den Rand
Den Hut vom Haupt, denn wißt ihr Herren Zecher
Nun gilt's dem Vaterland.

Habt aber acht daß etwa einer wähne
Als gülts dem Franzenland,
Das Vaterland ist, ferne von der Seine
Hier unsrer Alsa Strand.

Du Vogesus und deine Heldenmale
Umkränzt vom Tannenhain
Nehmt unser Lied! euch klingen die Pokale
Und dir o Vater Rhein!

Heil dir Alsatia und ewge Treue,
Dem Franzmann Haß und Hohn!
Leert Brüder nun nach dieser schönen Weihe
Der Gläßer Legion.

St . . . .

Sehnsucht nach dem Frühling.

An einen Freund.

Einsam trau'rt die weite Flur und öde
stehet Feld und Hain,
Späte lischt die blaße Morgenröthe
goldnen Sterne Schein.

Uebertüncht vom Heere frostger Flocken
ist der Wiese Grün,
Sonst durchblüht von tausend Blumenglocken
ihr vom Lenz verliehn.

Längst bepanzert die erstarrte Quelle
(50) wild umsaußt vom Nord
Sich mit Eis und strömt nicht Silberhelle
mehr durchs Riedgras fort.

Ach und von den Wipfeln der Gebüsche
alles Schmucks entblößt
Strömt kein Flüstern, keine kühle Frische
und kein Flatterwest.

Ueberall durchzieht der Wind die reine
öde Luft; es flieht
Alles hin zum Heerd der knatternd kleine
glühnde Funken sprüht.

O senkt' bald vom blühnden Rosenhimmel
sich des Frühlings Blick.
Käm' er bald und mit ihm das Getümmel
wonnger Lust zurück.

Oeffnen würde dann den Schoos die Erde
rieseln neu der Bach,
Kehren würd' zur Au die frohe Heerde
mit dem frühen Tag.

(51) Dichtbelaubet prangten sie die Bäume
in dem heilgen Hain
Und die weiten blauen Himmelsräume
füllte goldner Schein.

Leiße würden dann die Wipfel flüstern
wehen sanft und kühl
Und ich opfert' leiße in der düstern
Dämmrung dem Gefühl.

O mich wiegt in göttlich hohe Wonne
Nachtigallgesang
Mich entzückt des Abends Purpursonne
bey der Schwermuth Hang.

Lenz! nur deinem strahlumglühten Bilde
lächelt die Natur
Senk dich drum mit göttergleicher Milde
bald auf unsre Flur.

Doch wer weiß ob nicht, wenn Rosenschimmer
früh die Schöpfung weckt,
Er dem Hügel glänzt der meine Trümmer
ruhespendend deckt.

(52) Bläßlich grünes Gras vielleicht umringet
schon das kleine Kreuz
Wenn den Eisfrost die Natur verjünget
flieht in höheren Reitz.

Ach vielleicht deckt auch der edlen Freunde
einen bald die Nacht
Einen den der Schöpfer mit uns einte
eh' der Lenz noch lacht.

Aber Freund! und schwänden wir auch alle
morgen schon dahin
Höre! blüht nicht schöner als im Thale
droben Frühlingsgrün.

Bange Sehnsucht wiegt der Erdensöhne
ungewißen Kahn
Nie verstummen ihre Klagetöne
auf der kurzen Bahn.

Doch ist alles eitel! eins nur reihet
an die Ewigkeit,
Tugend! o die göttliche sie weihet
Zur Unsterblichkeit.

A . . .

XII.

Die Chronik.

(Von Landsmann.) [1]

Stille, o wie stille war es. Nur des Tränkbachs Wasser hörte man fließen, leise und gleichmäßig fort, der Unter-Ill zu. Die Luft ruhte und kein Blatt rührte sich im Laub der Zwingergärten. Am verwitterten Scheidezaun zweier Nachbargärten stand wie ein Bild aus verklärter Vorzeit ein Kinderpaar im zwölften oder dreizehnten Jahr. Sie standen auf des niederen Mäuerchens Vorsprung, diesseits ein Knabe mit sanften Zügen, der auf die obere Sparre der hölzernen Wand den rechten Arm gelegt hatte, neben den linken des Mägdleins, das sich mit still leuchtenden, nachdenkenden Augen von der andern Seite herüberbeugte. Beider Blicke schauten nach derselben Richtung, hinunterzu, wo etwa hundert Schritte vor ihnen die Stadt endete.

«Daniel», ging es auf einmal dem lieblichen Mägdlein über die Lippen, «warum sinnst du schon so lange zum Bollwerk hin?» Und dabei fuhr es ihm mit der Hand leicht über die Augen herab. «Weißt du», sagte es mit einem kaum bemerkbaren, ernsten Lächeln, «meine Großbase, wenn sie zu Zeiten zu uns kommt, sagt mir immer, daß es nicht gut sei, das lange Schauen, ohne daß man etwas sieht, und daß man es in diesem Fall den Leuten so machen solle, wie ich dir jetzt getan habe». «O Sibylle, du hast mich nicht erschreckt; ich habe deine Finger wohl kommen sehen», war des Knaben

[1] Zu dieser rührenden Erzählung hatte der Verfasser das Original in Mülhauser-Deutsch gegeben, das aber leider nicht mit abgedruckt werden konnte, weil der Ausschuß die Abneigung der Leser des Jahrbuchs gegen die Lautschrift berücksichtigte.

Antwort, während ein unaussprechlich zarter Ausdruck auf seinem Gesicht erschien, «es war mir nur etwas eingefallen, eine Geschichte, die schon lange geschehn ist in Mülhausen; und gerade hier, ganz nah am Bollwerk, ist jenesmal die Stadt verraten worden, da der Kaspar Heck mit einem falschen Schlüssel das Tor beim Turm aufgemacht hat und die Verschworenen von Riedisheim her hinein sind und so viel Unglück angerichtet haben. Am Samstag hat es uns in der Schule unser Schulmeister, der Herr Michel, erzählt; aber es ist noch viel mehr daran, und ich will dirs einmal ganz wiederholen, wenn ich es selber besser weiß. Der Bändele-Hangi, du weißt ja wohl, der zu Zeiten zu meinem Vater kommt, kauft mir schon die Chronik, wo alles drin ist.»

«Das weiß ich auch, Dani», sagte das Mägdlein und setzte dazu mit einer schelmenhaft neckischen Lust: «und vielleicht besser als du». «Besser als ich?» fragte der Kleine verwundert. «Ja», meinte seine Kamerädin mit ihrem gewöhnlichen, gesetzten, aber anmutigen Ton in der Stimme, «sieh, ich will dirs sagen: wir haben daheim im Schrank ein dickes, dickes Buch, nicht mit gedruckten Buchstaben; mein Großvater hat es selber geschrieben und auch Chronik geheißen. Er ist eben gelehrt gewesen und hat viel gewußt und hat Mülhausen gern gehabt und hat alles aufgeschrieben, was die Stadt angeht, seit sie steht, bis da sie französisch geworden ist, und darnach, da die Mülhauser haben sollen Franzosen sein und keine Deutschen mehr und französisch reden, dann hat er den Verleider bekommen.» «Bylli, was ist das, der Verleider?» «Das ist, wenn einem nichts mehr gefallen will; hast du noch nie den Verleider gehabt?» «Nein». «Und deswegen ist mir vieles bekannt von Mülhausen, und ich auch habe Mülhausen lieb, denn wir, die Abdorf, sind von einem alten, alten Bürgergeschlecht von hier, so alt, daß man gar nicht weiß von seinem Anfang.» Das junge Mädchen sah still eine Weile vor sich hin, ganz auf dieselbe Weise wie kurz vorher sein Kamerädchen.

Aus dem Schweigen heraus sagte der stumm aufhorchende Knabe langsam: «Ich, ich heiße nur Vogel, und wir sind nicht von weit her.» «Daniel, das hat ja doch nicht viel zu sagen, wo man herstammt; mein Vater sagt: wenn man nur recht ist, und, glaub mirs, wenn Mülhausen noch für sich wäre und frei, so würde eure Familie auch aufgenommen werden und du und dein Vater würden auch Bürger.» Und nach einem Augenblick fuhr Sibylle fort: «Ich weiß noch etwas; ich weiß, was du jetzt denkst, Dani; du hättest des Großvaters Buch gern, um es zu lesen und du traust nicht, es von mir zu heischen.» Und sie verstand seine wortlose Ant-

wort gut und das scheue, wunschvolle Aussehen und sagte zu ihm: «Schau, ich kenne dich; das Buch wäre sicher bei dir; aber mein Vater ist manchmal gar rauh, und es ist ihm am Herzen angewachsen. Wahrhaftig, es ist nicht leicht zu machen, — aber ich gebe dirs doch; ich nehme es auf mich, denn du sollst wissen, was drin ist; er vermutet ja nichts davon, und wo es liegt, hat er nichts zu tun.» Das Glück, die Chronik zum Lesen zu erhalten, gerade diese von Sibyllens Händen, ließ in Danis Kindersinn kein Bedenken aufsteigen; doch ging ihm, wie von selbst, der Einwand vom Mund: «Aber wenns dein Vater sieht, daß es fehlt?» «Nun, kommt er darauf, so sag' ich die Sache; schau nur auf mich morgen.» Und darauf gingen sie heim, ein jedes für sich, mit heimlichen Gedanken.

Den andern Tag schien es Daniel, als sei er seit gestern ein Jahr älter geworden; und dünkte ihn, er wäre größer und Sibylle auch, denn jetzt trug er schon ein Geheimnis mit sich, und mit einer besonderen Besonnenheit tat er alles, auf was er vorher gar nicht acht gegeben hatte. Am Morgen, vor der Schule, stand er im Zwinger zwischen den Beeten herum, als sei er der gleichgültigste Knabe der Welt, und doch drückten ihn schwere Sorgen um die Chronik und um Bylli, und noch am meisten um sie, denn er konnte keinen Zweifel haben über das Schlimme, dem seine Freundin sich ihm zulieb aussetzen wollte. Zerstreut betrachtete er die Pilze an dem Gemäuer entlang und ein in einem Sonnenstrahl blinzelndes Eidechschen. Aber unbemerkt wartete auf ihn ein junges Gesicht hinter dem Fenster in der Ringmauer, und die gewagte Tat wurde von dem klugen Mädchen geschickt und ungesehen zustande gebracht. Nicht lange mußte Daniel in Angst und Kummer warten. Ruhig kam Sibylle und langte ihm die gefahrbringende Chronik unter der Schürze hervor über den Zaun und sagte, doch ein wenig bleich: «Nimm, Dani, ich vertraue dir; es soll dir Freude bringen und Nutzen.» Er nahm das Buch, wortlos wie in einem Traum, und wie in einem Traum ging er hinein und verbarg den Schatz unter seinen vielen Büchern. Aber das Mädchen kannte ihn ja und sah und fühlte wohl, wie sein ergriffenes, tief empfindendes Herz ihm trotz der geschlossenen Lippen seinen Dank ausgesprochen habe.

Und so ging das Frühjahr vorüber und der Sommer in einem unbeschreiblich zartsinnigen Umgang, denn nicht schied sie der Zaun, der ja ihre Gedanken nicht trennen konnte und der ihnen auch das gegenseitige Sehen nicht wehrte und das Wechseln von Gefühl und Anteilnahme für die kleinen Umstände und Begebenheiten in den beiden Familien und in der Nachbarschaft und für die großartigen Geschichtsbilder der

Stadt, welche des Großvaters Abdorf Feder nach der Reihenfolge der Jahrhunderte bescheiden, aber in Treue und mit kräftiger Sprache auf des breiten Buches Bogen gemalt hatte mit der heiligen Begeisterung des Bürgers ohne Furcht und Tadel.

Von dem allem wußten die beiderseitigen Eltern nichts, als was man sieht und weiß bei allen Kindern, und selbst Dani und Bylli merkten weiter nichts als eine unsagbare liebe Kameradschaft zwischen ihnen. Wer weiß es nicht, daß der Gott der Liebe Wege wandelt, die uns Menschen verschleiert sind? Augenscheinlich ruhte sein Wohlgefallen auf diesen zwei Kindern, denn Bosheit und Argwohn waren lahm und stumm um das artige Paar, und Dani und Bylli lebten beinahe ungesehn, von der gnädigen Allmacht friedlich umschirmt.

An des Erntemonats letztem Tag konnte Daniel mit tiefer innerlicher Freude Sibylle die Chronik ausgelesen zurückgeben. So gern er sie gehabt hatte, schier noch lieber legte er sie wieder zurück in des Mädchens Arm; denn jetzt war doch etwas weg, das ihn gewissermaßen schmerzte die ganze Zeit durch, da das Buch bei ihm gelegen hatte als ein unerlaubtes Kleinod, seines Gewissens Vorwurf und heimliche Angst bei dem Gedanken, seine Freundin der Gefahr des Scheltens und der Züchtigung preisgegeben zu haben.

Und da Bylli ihrem Freund den Bericht brachte, daß die alte Schrift wieder an ihrem Ort sei, sagte er ihr, unsäglich erleichtert: «Wie bin ich froh, Sibylle, daß es vorbei ist! Wie groß ist mein Glück, daß diese Tage vorüber sind, ohne daß du hast müssen Strafe leiden, daran ich die Schuld gewesen wäre.» «Daniel, Dani, ich ja auch wäre Schuld daran gewesen und mehr als du; ich habe dir ja das Buch angeboten, und nur deine Augen haben mir «ja» gesagt. Aber dein Glück sollst du behalten; es soll dir allezeit bleiben ein langes Leben durch» «Dir auch, Bylli», sagte der Kleine. «Mir? Ich lebe nicht mehr lange, Dani», antwortete das Mädchen und ein leichtes, halbernstes Lächeln ging über seinen Mund. Betroffen und in zögernder Unschuld sagte Dani: «Du bist doch noch nie krank gewesen und ich ein paarmal schon. Warum meinst du, daß du jung stirbst?» Und weil Sibylle schwieg, redete er wehmütig weiter: «Daß die gute Josefine hat sterben müssen, ist mir sehr leid, immer noch, aber sie ist doch ja schon alt gewesen; und doch habe ich viel geweint, als sie den Sarg fortgetragen haben. Aber du, warum solltest du denn jung sterben müssen?» «Ich weiß es nicht», sagte Bylli, «es ist mir so; ich kann dir nichr m e h r sagen, Dani.» «O Bylli, Bylli, schau, ich will jetzt alle Tage,

wenn ich bete, eh ich ins Bett gehe, den lieben Gott bitten, daß er auch dich alt werden läßt.» Da versicherte ihm das Mädchen, heiter über die Treuherzigkeit seines Kameraden: «Du mußt keine Angst haben; ich habe nur so gesagt, ich weiß nicht warum. Ich würde ja gewiß nicht gern schon sterben; ich bete auch zum lieben Gott deswegen, und er macht allezeit nur was gut ist.» Und ein fast lustiger Schein überleuchtete ihre gesunden, frischen, feinen Züge. Dieser Nachmittag war nicht der am wenigsten liebliche von denen, die sie beisammen zubrachten. Die trübe Wolke an ihrem Kinderhimmel zog vorüber, ohne den geringsten Schatten zu hinterlassen in ihren klaren Gemütern, voll von Unschuld und Einfalt.

«Wie gehts denn mit dem Kinde da neben?» fragte eines Abends nach dem Nachtessen Daniels Vater seine Frau mit einer besonderen Teilnahme. «Es ist schon drei Tage nicht mehr aus dem Bett gewesen; ich weiß nicht, was ich denken soll», meinte sie bedauernd. Und dem Dani ging eine bittere Ahnung schmerzlich durch die Seele, denn wohl schon eine Woche hatte er Sibylle nicht mehr gesehen. Ein langer, leiser Wehschluchzer stieg ihm tief aus der Brust, und seine verwunderten Eltern kehrten sich halberschrocken zu ihm: «Kind, was hast du?» «O Mutter, o Vater.» schrie er verstört, «o Bylli! Es will sterben; gewiß, gewiß, es stirbt.» «Was sagst du da, Dani? Wer redet denn vom Sterben?» sagte der Vater ein wenig barsch und fuhr dann milder fort: «Es ist ja nur im Bett und hat ein bischen Fieber; es ist vor sieben Tagen in etwas Spitziges getreten mit dem Fuß und das ist bald geheilt.» Doch der Kleine ließ sich nicht trösten und wiederholte verzweifelt mit auffallender Beständigkeit immerfort, selbst auf die Worte seiner Mutter: «Bylli wird sterben; es weiß es, es hat mirs gesagt; o Bylli, Bylli!» Und da mußte Dani den Eltern erzählen und jenes Gespräch mit Sibylle, und er hätte alles gesagt, alles, aber er schwieg über die Chronik, um seine Sibylle, o, seine Sibylle zu verschonen. Ins Bett ging er erst nach dem Versprechen von Mutter und Vater, daß er morgen und gleich vor der Schule mit ihnen dürfte hinübergehen, das arme Bylli zu besuchen und zu sehn. Jedoch schlafen konnte er nicht, lange nicht, und seine Mutter mußte ihm erzählen, wie es gegangen war, genau und eins nach dem andern, und von der Krankheit, die es hatte.

Heute seien es sieben Tage, erzählte die Mutter, daß Bylli am Morgen früh, es war noch schier finster, in den Zwinger hinabstieg, um im Gärtchen allerhand Kleinigkeiten aufzuräumen, an die es gerade dachte. Auf einmal sah es etwas zu-

weilen in die Höhe flattern und wieder zu Boden fallen, und da es hinkam, war es ein Spatz, der eine kleine zugeschnappte Drahtfalle an einem Beinchen nachschleppte und deswegen nicht mehr fliegen konnte. Gleich hob ihn Sibylle mit Sorgfalt auf und drückte das Ding voneinander, und das Vögelein war fort wie ein Pfeil. Und als das Mädchen wieder an seiner Sache war, wisperte etwas hinter ihm, und da es zurückblickt, sieht es den langen Krispinus stehen, diesen Strolch, der über den Tränkbachrain in den Garten lauert. Er war hinter der Schindergasse das Wasser hinaufgewatet, um seine Schlinglein zu stellen auf den Beeten, mit Brot daran, denn er wußte, daß allezeit viele Vögel in den Zwinger kamen. Und da Bylli flink davon sprang, trat es in die offene kleine Falle, die es in den Weg geworfen hatte und ein Eisenspitzchen drang ihm in den Fuß. Es blutete fast gar nicht. Ein paar Tage hinkte es im Haus umher mit seinem verbundenen Bein, aber die Wunde verschlimmerte sich ein wenig, und so kam es, daß es sich mußte zu Bett legen. Doch würde es die nächste Woche sicher wieder auf den Beinen sein. So redete die Mutter, bis endlich die Jugend und die Müdigkeit miteinander die betrübte Seele einschläferten und in das Reich der kindlichen Ruhe hinüberwiegten.

Jäh und plötzlich erwachte Dani, und früh, ohne zu reden, zog er sich an. Er konnte kaum den Tag erwarten. Unruhig trat er zu seinen bekümmerten Eltern. Ganz verändert sah er aus, und es war, als wenn er nur noch «ja» und «nein» herausbringen könnte. Sein Blick war voll Angst, als er die Treppe hinaufstieg bei den Abdorf und über die Schwelle in die heimelige Stube trat. Peinlich kamen ihm die wunderfreundlichen Stunden zu Sinn, die er und seine kranke Freundin einige Male miteinander hier verbrachten. Wie eine Bleilast lag es auf ihm bei den paar Schritten bis zum Bett des lieblichen Bylli. Aber, was sah er in den weißen, lauteren Tüchern und auf dem schneeweichen Kissen? Da lag das gute Kind, das gar nicht einmal krank schien und ihm entgegenlächelte so vernünftig und so lieb. Wohl äußerten seine Eltern, daß es zu Zeiten reißende Schmerzen bekäme an dem verwundeten Bein hinauf, und sie rühmten seine Geduld und seinen Mut. Aber der Arzt meine, die Sache sei doch nicht ohne Gefahr, flüsterten sie dem Vater und der Mutter Vogel nachher draußen vor der Türe zu im Vorhaus, wo sie mit ihnen hingegangen waren und eine gute Weile zu viert im Geheimen verhandelten.

In der Stube drinnen waren inzwischen Dani und Bylli allein beisammen wie zwei Kinder aus einem besseren Leben, und sie verstanden einander und schauten sich immer wieder an.

«Dani, du siehst, es ist doch wahr gewesen», sagte das Mädchen, «ich muß jetzt fort zum lieben Gott; aber das soll dir nicht weh machen. Weine auch nicht zu viel um mich; ich gehe gern; und du kommst ja auch einmal hin, wo ich sein werde, und dann sind wir für immer beisammen.» Daniel fühlte, daß er nicht weinte, und er wunderte sich nicht darüber; es war ihm, als begreife er nicht mehr, was Weinen ist, und doch hatte er gestern abend erst so viel geweint. Sein Weh war zu groß in diesem Augenblick; nein, jetzt wußte er nicht mehr, was Weinen ist. «O Bylli, willst du denn nicht mehr auf der Welt bleiben?» fragte er sein Kamerädchen mit einer wunderbar milden Bitte. «Schau, der liebe Gott will es so haben; du weißt, daß ich gern da bleiben würde bei der Mutter und beim Vater und bei dir, aber es darf nicht sein; ich wollte schon.» Und des jungen Mädchens Augen schlossen sich schnell, und zwei Tränen glitten daraus hervor, hell wie zwei Tropfen aus einem Brünnlein im Paradies.

Alsbald aber schaute es wieder auf, und sein klarer Blick sagte dem Freund: «Ich habe überwunden.» Und es war, als ob eine himmlische Stimme rede, als sich Bylli nun noch einmal an den Knaben wandte: «Sieh, Daniel, du wirst lange leben; du mußt. Der Großvater hat getan, was er hat tun sollen; du auch sollst für Mülhausen etwas Schönes machen, das Schönste, was du dir denken kannst. Aber du machs in der hiesigen Sprache; machs gereimt, wie du schon immer getan hast, es wird dir gelingen. Schreib' in Reimen Gedichte für unsere Stadt, und unsere Gasse wirst du nicht vergessen; gib ihr das Beste.» Bylli hatte die Arme nebeneinander auf der Decke, und Dani nahm des Mädchens Hände zusammen in die seinen, beugte sich darauf nieder und ließ seine Lippen einen Augenblick auf den kleinen Fingern ruhn, er, der vorher nur gewußt hatte, daß man seiner Mutter Küsse gibt. Und Sybille lächelte.

Da kamen die beiden Elternpaare wieder herein. Und der Blick des jungen Mädchens suchte den seiner Mutter und seines Vaters und ging von einem zum andern mit still verhaltenem Verlangen. «Mein Kind, was möchtest du?» fragte bewegt seine Mutter. «Ich habe eine letzte Bitte an dich und an den Vater.» Und das Kind redete nicht weiter und war gegen seinen Vater gewendet, und sein liebes Gesicht färbte sich und wurde allgemach rot und röter. «Sprich nur, Kind», ermutigte es die Mutter, «der Vater wird sicher nicht «nein» sagen.» «Vater, Vater», hielt es dann an und setzte sich aufrecht, «höre meine letzte Bitte; schenk' dem Daniel des Großvaters Chronik; Dani braucht sie, er muß sie haben; er wird herrliche Sachen

schreiben in unserer Sprache, für unsere Stadt und für mich; er hat mirs versprochen.» Und da brachte Bylli alles vor, das ganze Geschichtchen von der ausgeliehenen Schrift, und faltete die Hände, daß der Vater doch vergeben möchte. Und er rang mit dem Weinen und sagte: «Wir sind ja doch die Letzten unseres Geschlechts; ich gebe sie ihm gern; er verdient sie an dir; er soll sie haben und in Ehren halten.» Und als es ihn nun so glücklich und dankbar ansah, strich der Vater ihm mit der Hand über die Stirn und versicherte: «Sei nur in Frieden, es ist alles gut; ich habe dir nichts zu verzeihen; ich fühle nichts, als daß ich dich ewig werde lieb behalten.» Den Tag hindurch nahm das Fieber überhand; den andern morgen verschied Bylli, und sie begruben es am Sonntag.

Zum zweitenmal ging Dani heim mit der Chronik. Es war ihm wieder wie ein Traum, und diesen Traum hat er durch sein ganzes Leben fortgeträumt, den Traum, der seine Jahre verklären sollte mit seligen Stunden in stillen Tagen und in mancher einsamen und doch glückvollen Nacht.

Im Gespräch mit seinen Eltern, wenn sie mit ihm, mit dem besten aller Söhne, redeten über das, was ihn beschäftigte und ihm Freude schuf, sagte er öfters: «Ich muß mächtig lernen, mächtig arbeiten, denn ihr wißt, wem ich versprochen habe, dies zu tun für unsere liebe Stadt und Sprache, und ich tu' es auch euch zu Ehren und Gott und mit seiner Hilfe.»

XIII.

D'krank Kueah.

Mundart der Bauern im alten Burggebiet der Stadt Hagenau, Unter-Elsaß.

Auf mündlichen Bericht nacherzählt

von

Eduard Halter.

Im Schilwebür sinni bescht Kueah, d'Rotschäkk, het uff einmol nimmi rècht welle frèsse-n-un het à fascht kèn Millich meh gänn. Un d'Êlkueachetränk, wo si frieajer als grad druf gschtirzt isch, het si nimmi anglueajt. Ei, ei, was isch jez dess mid dère Kueah, het dr Schilwebür gjumert. Dr Nôchber, wo allewil am Hinterfenschterle glüschtert het, het dess ghèrt, un wi'r emol de Schilwebür ellein angedroffe het, het'r ne gfröüt, was eijetli mid dère Kueah isch. Krank isch si, het dr Schilwebür gsait, si will nimmi frèsse-n-un nimmi süffe-n-un si gitt fàscht kè Millich mèh.

Aũ so, het dr Nôchber gsait, wisse-n-'r, was'r do mache? Ich hab aũ emol eso e kranki Kueah ghet, un i hâ e Wallfahrt gemacht, un d'Kueah isch glich widder besser worre. Mache-n-iear e Wallfahrt zue d'r Mueddergoddes vun M. — — un iear wère sène-n-ass eyri Kueah gsund wurd. Dueats eini nit, ze mache-n-iear noch eini odder noch e paar. D'r Schilwebür isch wallfahrte gange, wi'm d'r Nôchber grôte het un het flissi gebett vor dr Mueaddergoddes. Awer d'Kueah isch nit besser worre, ènder noch schlèchter. Am Fueatter het si numme so rumgschnaikt un wèmmere d'bescht Tränk annegschtellt het, het si nur e paar Schlik drvun gnumme. Do het dr Schilwebür sinne Nochber widder angedroffe un het'm dess verzehlt. Do sait dr Nochber: Iear hänn eyri Andacht alleway nit rècht

gmacht. Ze M. . . . sinn zwo Mueaddergoddesse, d'eint isch d'schmerzhaft un d'ander isch d'glorreich, bî wellere sinn'r gsinn? Añ so, sait dr Schilwebür «zwo Mueaddergoddesse! ich ha numme-n-eini gsène! Nã, sait dr Nochber, d'glorreich schtet vorne-n-uffem grosse-n-Altar un isch wiss gekleid't, d'schmerzhaft schtet hinte-n-uffem zweite-n-Altar un isch schwarz gekleidt; bî wellere sinner gsinn, bî dr wisse-n-odder bi dr schwarze. Bi dr wisse, sait dr Schilwebür. Nã, sait dr Nochber, do känne-n-iear eyri Andacht noch emol anfange; wemmer-e-n-Anleyes het, mueass mr zuea dr schmerzhafte Mueaddergoddes gehn, un no, wemmer erhèrt isch, geht mr zuea dr glorreiche fir sich ze bedanke. Dr Schilwebür isch dodruf widder wallfahrte gange un dessdür zuea dr richtije Mueaddergoddes, awwer d'Kueah isch als noch nit besser worre. No, wi'r emol vun dr Wallfahrt heim gange-n-isch, un imme Wirtshüs an dr Schtros e Scheppel gedrunke het, isch dr Richterschmidt, dr Hexebanner, am nemlije Disch gsesse. Un wî dr Schilwebür sin Unglikk mid dère Kueah verzehlt het, het dr Richterschmidt gsait: Hèère, do hèlft kã Mueaddergoddes; eyri Kueah isch vrhext. Git si Millich, fröüt dr Richterschmidt; nein, sait dr Schilwebür. Nã, do hèmmers, sait dr Richterschmidt, d'Hex süffts ere wèg. Jez, wisse-n-iear was, ich loss mi uff so Sache ni gern în, awwer wil'r e gueater Frind sinn, willis browieare ebb eyere Kueah noch kann gholfe wère. I kumm morn z'òwe zwische Då un Lieacht un undersueach eyeri Kueah. D'r Richterschmidt isch a richti gkumme, het e Blendlozern midgebrocht, het sich in de Schtall inschperre lonn, het dert dèm Vieah gflattieart, het'm d'Gosch uffgemacht un nin glueajt; un wî'r ferti isch gsinn un üssem Schtall rüsskumme-n-isch, het'r zueam Schilwebür gsait: eyeri Kueah isch vrhext, un fir diea Hex ze banne mueassi d'kreftigschte Middel anwènde. Iear wisse-n-ass mr so ebbs nit ummesunsch dueat. Iear gänn miear e Sakk Grumbèere un zwanzi Franke un eyeri Kueah wurd gsund. Fir diea Hex ze banne mueassi e paar mol kumme, 's isch kän lichdi Aerwed.

D'r Richterschmidt isch drno e paar mol hindernand'r zòwe zwische Då un Lieacht zuea's Schilwebüre kumme-n-un het sich zuea d'r kranke Kueah inschperre lonn, — un dèr wo eych dess Schtikkel do vrzehlt isch sèllemols noch e Schuealerbuea gsinn un het vun dère Verhexung babble hère un het üss Wunderfiz zueame Schpalte ningegikkelt in de Schtall wî dr Richterschmidt drinne-n-isch gsinn un middr Kueah hantiert het. Un do het'r gsène-n-ass dr Richterschmidt e Fläschele-n-üssem Tschobesakk rüssgnumme het un Saft uff d'Hand gschitt un dr Kueah mid dèm Saft ins Müll gfare-n-isch.

D'Kueah isch nôch-ed-nôch besser worre. Si het widder anfange ze frèsse-n-un ze süffe, un nôch ebbene-n-acht Då isch si widder ganz gsund gsinn. Un dr Richterschmidt het nô zueam Schilwebür gsait: Dèss isch e-n-Aerwed gsinn! Diea paar Frånkle hawwi sür genuea verdient, 'r kènnte mr wol noch e Sakk Grumbêere drzuea gänn. Wenn'r d'Hex sène welle, kann i's ne zeije, s'isch eini vun de schlimmschte, wo's git; si isch awwer nit vun hiea; awwer s'isch besser 'r sène si nit. Dr Schilwebür het d'Hex nit sène welle; im Richterschmidt het'r noch zwên Sakk Grumbeere gånn zueam Geld, un'r dăd hît noch druf schwêre-n-ass sinni Rotschåkk vrhext isch gsinn, wènn'r ni gschtorwe wăr.

XIV.

Alphabetische Zusammenstellung

von 174 mundartlichen Hauptwörtern, welche, in der alten Bannmeile der Stadt Hagenau (Unter-Elsaß) gebräuchlich, von der in hochdeutscher Sprache üblichen Geschlechtsbezeichnung abweichen.

Gesammelt von

Eduard Halter.

(Erweiterte Fassung der Tabelle in der Schrift: Die Alemannische Mundart, Hagenau-Straßburg, 1901 S. 29 ff.)

dr Alter	das Alter
dr Andifi	die Endivie
dr Angel	die Angel
dr Anke	die Anke
's Apparat	der Apparat
d' Appèll	der Appell
d' Awand	das Feldgewann
dr Awang	der Abhang
d' Bach	der Bach
dr Bakke	die Backe
dr Bân	die Bahn
dr Bank	die Bank
's Bast	der Bast
dr Bekke	das Becken
dr Bindel	das Bündel
d' Blöümôl	das blaue Maal
's Blüs	die Blouse
dr Blûest	die Blüte
dr Bolster	das Polster
dr Bund	das Bund (Schlüsselbund)
dr Butter	die Butter
's Chor	der Chor (Chorraum
's Dìch	der Teich
dr Dille	die Diele
dr Diksionêr	das Diktionär
dr Dinte	die Tinte
dr Dôbe	die Tatze
's Drôt	der Draht
dr Dunke	die Tunke
's Dür	die Tour (Umreise)
's Eck	die Ecke
's Epheu	der Efeu
dr Etàsch	die Etage
d' Fàjet	das Zusammengefegte
dr Fals	die Falze
dr Fâne	die Fahne
's Fàyan̄s	die Fayence
dr Féjl	die Fẹile
dr Fèrste	die Ferse
's Flanell	der Flanell
d' Frailein	das Fräulein
d' Frésch	der Frosch
dr Gàlà	die Gala

dr Gås	das Gas
dr Gift	das Gift
dr Glust	das Gelüste
d' Grabb	der Rabe
's Grundel	die Grundel (Fisch)
dr Gschwulst	die Geschwulst
dr Gummi	das Gummi
dr Handhèwi	die Handhabe (Henkel)
dr Hirsch	die Hirse
dr Hoffårt	die Hoffart
d' Howwel	der Hobel
d' Hûen	das Huhn
dr Hummel	die Hummel
dr Jakk	die Jacke
dr Jast	die Hast
dr Jest	die Gebärde (fr. le geste)
dr Kabel	das Kabel
dr Kåjé	des Cahier (Heft) (fr. le cahier)
's Kamin	der Kamin
d' Kån	der Kuhn (Weinschimmel)
d' Kastell	das Kastell
dr Kelle	die Kelle
dr Kêr	die Kehre (Wendung des Weges)
d' Kèret	das Zusammengekehrte
d' Kimbétt	das Wochenbett
d' Kirbs	der Kürbis
's Knöüel	der Knäuel
dr Kontroll	die Kontrole
dr Koste	die Kost (das Essen, die Speisung)
's Kumèdi	die Comödie
d' Krèbs	der Krebs
dr Krèsse	die Kresse
dr Lakriz	die Lakritze
dr Last	die Last
dr Layer	das Lager (der Tiere)
dr Lèfze	die Vorlippe (Unterlippe)
dr Leide	das Verleiden
d' Lèn	das Lehen (Miethe)
d' Lèngler	das Lineal
dr Lippel	die Lippe
dr Liter	das Liter
d' Lug	der Lug
dr Luft	die Luft (Zugluft)
dr Maye	die Maie
dr Marjåsch	das Mariage
dr Mark	die Mark (Geld)
dr Mask	die Maske
dr Mazze	die Matte (Vorlage)
dr Mèter	das Meter
's Minster	der Münster
dr Môde	die Mode
dr Molke	die Molken
dr Most	das Moos
dr Mûer	das Moor (Morast)
d' Muskel	der Muskel
dr Néigir	die Neugierde
dr Nümero	die Nummer
's Ort	der Ort
dr Palme	die Palme (Stechpalme)
dr Pendel	das Pendel
's Pferch	der Pferch
's Plafòn	der Plafond (Zimmerdecke)
dr Råsch	die Rage (Wut)
d' Råm	der Rahmen
d' Ramm	der Rabe
dr Register	das Register
d' Rótschìn	der Rotlauf (Fieberhitze)

dr Rôüe	die Reue
dr Rukk-gròte	das Rückgrat
dr Sanft-mûet	die Sanftmut
d' Schätt[i]	der Schatten
dr Schèrwe	die Scherbe
dr Schilf	das Schilf
dr Schliesse	die Schleuse
[dr Schlaüf] dr Schlupf	die Schleife
dr Schmarre	die Schmarre
der Schmuz	das Fett
dr Schnalle	die Schnalle
dr Schnitte	die Schnitte (Speise)
dr Schnizzel	das Schnitzel
dr Schnôz	die Schneuse
dr Scholle	die Scholle
dr Schwamm	der Schwamm
dr Sègel	das Segel
dr Sokke	die Socke
dr Sôt	die Saat (Samen, Aussaat)
d' Spargel	der Spargel
d' Spän	der Spahn
d' Spaz	der Spatz
d' Spèktiv	das Spektiv (Fern-glas)
dr Spizze	die Spitze
's Spizzet	der Speichel
dr Sprosse	die Sprosse
dr Spûele	die Spule
d' Stachel	der Stachel
d' Steij	der Steg
dr Stèrnehèll	die Sternenhelle
's Stift	der Stift (Bleistift)
dr Stolle	die Stolle (Gebäck)
d' Storrich	der Storch

dr Stüche	die Stauche
dr Stüde	die Staude
d' Sü	der Sou (Geld)
's Tènn	die Tenne
's Téppi	der Teppich
dr Térpetîn	das Terpentin
dr Térmo-mèter	das Thermometer
dr Trappe	die Stapfe (Fuß-stapfe)
dr Trîwel	die Traube
dr Tünnèl	das Tunnel
dr Vas	die Vase
dr Vernunft	die Vernunft
dr Vitriol	das Vitriol
d' Vôrtel	der Vorteil (durch List)
dr Wâde	die Wade
dr Wakke dr Wakkler	die Wakke (Stein)
dr Wappe	das Wappen
dr Wéij	die Weihe (Vogel)
dr Wekke	die Wecke (Brötchen)
's Wérmet	der Wermut (Kraut)
dr Wieche	die Wieche (Docht)
dr Wulje	die Wolke
dr Wûet	die Wut
dr Wulst	die Wulst
dr Wurst	die Wurst die Wulst
dr Zè	die Zehe
dr Zéij	das Zeug (Stoff)
dr Zèlleri	die Sellerie
d' Zieijel	der Ziegel
dr Zigôri	die Chicorée
dr Zinke	die Zinke (Stachel)

Anmerk. Im Geschlecht der verzeichneten elsässischen Wörter erscheinen auch deren Zusammensetzungen wie z. B.: dr Isebân, dr Steinbank, dr Vereinsfâne, 's Gartenekk, 's Wallfârtsort, d' Howwelspän.

XV.

Zu Thomas Murners Entehrung Mariä durch die Juden.

Von

Dr. **Adam Klassert** (Michelstadt.)

In meiner Ausgabe von Murners Entehrung Mariä[1] hatte ich darauf hingewiesen, daß Murner in seiner antisemitischen Dichtung die von den Reuchlinisten ausgegebenen «Schmachbüchlein», die Reuchlins Gegner Johannes Pfefferkorn mit dem am 14. September 1514 zu Halle hingerichteten «Pfaffen Rapp» identifizierten, für bare Münze genommen hat;[2] daraus zog ich den Schluß, Murner habe, als er die «Entehrung» schrieb, die beiden 1516 von Pfefferkorn ausgegebenen Widerlegungsschriften, in denen jene Gleichsetzung ad absurdum geführt wird,[3] noch nicht gekannt.

Ich kann nunmehr den Nachweis erbringen, daß Murner bei Abfassung der von dem vermeintlichen Pfefferkorn handelnden Stellen der «Entehrung» den deutschen Text der «Geschicht vnd bekenntnuß des getaufften Juden Joh. Pfefferkorn ...» als Vorlage benützt hat,[4] wie ihn Böcking im III. Bande von Huttens Schriften herausgegeben hat.[5]

Sogleich die erste Stelle, an der Pfefferkorn in der «Entehrung» erwähnt wird,[6] liefert den Beweis dafür, daß der Ver-

---

[1] Jahrbuch XXI 1905, S. 78–155.

[2] S. 82.

[3] Beschyrmung Joh. Pfefferkorns, «den man nyt verbrant hat»; Streitbüchlein. Böcking, Hutteni opera, Suppl. II, p. 88 u. 90.

[4] Nicht etwa die von Böcking Suppl. II. 85 sqq. abgedruckte lateinische Uebersetzung Hermanns von dem Busche.

[5] S. 349—351.

[6] V. 102–115, S. 112.

fasser hier der «Geschicht vnd bekenntnuß»[1] folgt. Nachdem Murner erzählt hat, die fünf Juden hätten sich nicht genug tun können, Maria und ihr göttliches Kind zu beschimpfen «mit schelten, flůchen, vnd ouch schweren vnd sunst mit schentlichem enteren,» führt er zum Vergleich eine ähnliche Blasphemie an: «Als pfefferkorn ouch hat geton, als an der wend er fande ston Sant cristoffel christum tragen, do fing der bößwicht an zů sagen Vff der hoffstuben zu perlyn, do diß gemalet stunde fyn: Dů langer schalck, sprach er geschwind, du dreyst vff dir ein hůren kind; Syn můter ist ein hůr gesyn vnd sytzt ietz in dem hůrhauß dyn.» In diesen Worten nimmt der Dichter offenbar Bezug auf die G. u. B., in der es von dem angeblichen Pfefferkorn, der «nach uolgende stuck vnd übelthät in gefengknüß bekant vnd geoffenbart, vnnd zůletst darüber verurteilt, vnnd nicht widerrueffen;»[2] in § 11[3] heißt: Item er hat bekant; wie er z ů P e r l y n in der h o f f s t u b e n, d o s a n t C h r i s t o f f e l an einer w a n d t g e m a l e t s t e e t, gestanden vnd zů dem selben bild gesprochen. Wie steest du hie d u l a n g e r s c h a l c k, vnd t r e g s t e i n h ů r e n k i n d t v f f der achseln, s e i n m ů t t e r i s t e i n h ů r, v̄n ist i m h ů r h u ß. Vergleichen wir mit diesen Worten die entsprechenden der lateinischen Uebersetzung Buschs: Berlini in aula arcis, ubi cibum capere aulici consueuerunt, se blasphemando.. dixisse confessus est: Quid tu hic adstas, staturose nebulo, gestans in humeris meretricis filium? Mater eius est meretrix et sedet in fornice, so ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit: Murner und Busch hatten den nämlichen deutschen Text vor sich, in welchem sie aber beide in den letzten Worten das ihnen passender erscheinende sitzt (sedet) an die Stelle von «ist» setzen. Dagegen erscheint es ganz ausgeschlossen, daß Murner etwa nur die Worte der lateinischen Fassung: staturose nebulo u. s. w. vor sich gehabt und dann die Blas-

[1] Im folgenden zitiert als G. u. B. Uebrigens möchte ich das Jahrbuch XXI, S. 154. verzeichnete Doppelblatt. auf dessen Titel Pfefferkorns Name fehlt, für den Urdruck halten (bei Böcking, Suppl. II, S. 40, als *b bezeichnet).

[2] Böcking III, 349. Die letzte Bemerkung soll dem Leser gegenüber den Wert des durch die Folter erzwungenen Geständnisses — ähnlich wie die entsprechenden Hinweise in den Akten des Jetzerprozesses — über allen Zweifel erheben. Mit den im Jetzerprozeß zutagegeförderten ungeheuerlichen, von den Angeklagten als Tatsachen zugegebenen Zaubergeschichten vergleiche man § 8 der G. u. B. (S. 350): «er hab einem Magistro, der ein priester geweßt ist, vnd im landt zů Francken gesessen, einen verbannten teüfel gestolen, damit er vil Zaubery getriben. Darnach hat er den teüfel wider verkaufft, vnd um fünf guldin gegeben.» Vgl. Murner Nb. 6, 64 f. und 68.

[3] S. 351.

phemien genau so wiedergegeben habe, wie sie sich in der deutschen G. u. B. finden.

Auf § 2 der «Geschicht vnd bekenntnuß» : «er hat bekant : das er drey partickel gewycht ostien gestolen. Das ein selber behalten, gemartert vnd gestochen, das das clar blůt dauon geflossen ist, vnd do hat er glaubet, das es gott vnd mensch geweßt sey. Die andern zwey partickel, den Juden verkaufft» nimmt Murner in den VV. 962—982 Bezug, wobei er allerdings Pfefferkorn nicht mit Namen nennt, dafür aber von dem in Halle hingerichteten Juden redet:

Fragt eine gantze statt von hall; die werden mir das zügen all —
Ich meyn das hall in hessen landt — dieselben do verbrenet handt
Vnd zerrissen ouch mit zangen . .,[1] das ein iud ouch hat begangen,
Der leyder hatt dry sacrament gestolen mit syn eygner hendt,
Das ein durch stochen vß der mossen, das rotes blůt ist drnß geflossen
Da durch vch gott so wunderlich ertzeigt vnd manet vch gieteklich
Deglich mit wunder zeichen schon, das ir von schalkeyt abe ston.
Des sagt ir im ein schlechten lon.
Die andern zwey hatt er verholen, noch dem er sy vor hatt gestolen
Vnd hett sy vch verkouffet beyd; des kam er in groß hertzen leyd.
Das disse dadten sy geschehen, das hatt er selber clor verjehen . . .»

Die beiden letzten Stellen, an denen Murner Pfefferkorns gedenkt, die VV. 1467—69 und 1488—94, beziehen sich auf § 5 und 6 der G. u. B. Dem § 5: . . . er habe zwey kinder gestolen, dz ein den Juden verkaufft vnd selber helffen martern, vnd gestochen, das sy das blůt von im überkomen haben, zu gebrauchen zů irer notturft . .»[2] entspricht V. 1494: «Den iuden ouch verkaufft ein kindt.» und 1467 ff. der «Entehrung»: «Wie ietz iohannes pfefferkorn, vnd wie diß kindlyn sy verlorn, Er verbrandt, das kindt erstochen . . .,» die Verse

[1] Dem Verfasser blieb hier in der Feder stecken: einen Missetäter wegen des folgenden Bubenstückes.

[2] Zu § 5 macht Joh. Rhomanus in seinem gegen Aleander gerichteten Thuren Babel 1521, in dem die G. u. B. kritiklos wiederholt wird, die Anmerkung: «Als der Jud Zacharias, der prediger münch auch den kleinen kindlin die hertzen mit scharpffen messern ersůcht vnd gestoln hat vmb gelt.» womit er offenbar den Bücherilluministen Lazarus von Andlau meint, dem im Jetzerprozeß dies Verbrechen nachgesagt wurde, der aber nach Ausweis der Akten nicht selbst dem Predigerorden angehörte. Des Rhomanus Schrift, von Böcking III, 349 ff mit c bezeichnet, wird von Martin Breslauer in Berlin in seinem eine reiche Sammlung zum Kölner Judenbücherstreit enthaltenden Katalog I, S. 141 angeboten.

1488—1493: «Zû hall in hessen ists geschehen, vnd hat das pfefferkorn verjehen, Wie er ein artzt gewesen ist vnd hab gedötet dryzehen crist. Gifft für einen syrup geben, do mit gestolen inn[1] ir leben,» dem § 6: «er hat bekannt: das er ein artzet gewesen sey, vnd hat sich darfür vß geben, vnd wan er einem kranken menschen helffen solt oder ein tranck geben zû seiner gesundtheit, so hat er dem krancken menschen gifft geben v̄n damit XIII menschen vom leben zûm tod bracht.

Vielleicht lassen sich doch noch aus dem Nachlaß des Kardinals Albrecht von Brandenburg Archivalien auftreiben, die über den Prozeß des Pfaffen Rapp alias Pfefferkorn in ähnlicher Weise Licht verbreiten könnten, wie die Bearbeitung der Akten des Jetzerprozesses durch H. Paulus und R. Steck. Die Art und Weise, wie Hutten immer wieder auf das Verfahren gegen den falschen Pfefferkorn zurückkommt, namentlich auf die demselben zugeschriebenen Mordpläne gegen den Erzbischof Albrecht und dessen Bruder, den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, sowie deren Hofleute und die Bewohner der Stifte Magdeburg und Halberstadt (§ 3 u. 9 der G. u. B.), könnte einen tätigen Anteil Huttens an diesem Prozeß vermuten lassen. Pfefferkorn selbst spricht in seiner Defensio von einem libellus contra maleficum auctore Ulrico Hutteno igne exustum, und Böcking[2] zieht aus Notizen, die er im 1. Bande von Huttens Schriften veröffentlicht hat,[3] den Schluß, Hutten habe wohl als Beisitzer jenen getauften Juden zum Feuertod verurteilen helfen. Im Gegensatz dazu vermutet Szamatolski[4] mit gutem Grunde in jenem Beisitzer den gleichnamigen Vater Ulrichs, der bereits 1513 in Erfurt mit Albrecht von Brandenburg über seinen eigenen Eintritt in dessen Dienste verhandelte, während Ulrich, der Sohn, erst 1517 in Mainzische Dienste getreten sei, wie ihm dies bei seinem ersten Aufenthalt am Mainzer Hof 1514 vor seinem 2. Aufenthalt in Italien versprochen worden war. Mag demnach auch der Vater den Pfaffen Rapp zum Feuertod verurteilt haben, jedenfalls wütet Ulrich, der Sohn, mit wahrhaft henkersmäßiger Grausamkeit[5] gegen den «verbrannten Juden» in seiner Excla-

---

[1] Lies: ihnen.

[2] III, 344.

[3] I, 32 sq. (num. 20) und 33 sq. (num. 21 cf. not. ad. v. 40) cf. VII, 787 einen deutschen Brief Ulrichs, den freilich Szamatolski Ulrichs gleichnamigem Vater zuweist.

[4] U. v. Huttens Deutsche Schriften; Quellen u. Forschungen 67. S 121 ff.

[5] Zu diesem vernichtenden Urteil gelangt Böcking in seinen Anmerkungen zu den Versen 701 und 704 des Triumphus III. 437 vgl. 344.

matio in sceleratissimam Joa. Pepericorni vitam[1] und im Triumphus Reuchlini V. 688—752,[2] während er das peinliche Verfahren gegen jenen Missetäter auch in den Versen 1258 bis 63 seines Panegyricus in exceptionem Moguntinam als Ruhmestitel des Erzbischofs Albrecht anführt.[3]

In meinem Geleitswort zu Murners Entehrung Mariä habe ich auch auf die widerspruchsvolle Rolle hingewiesen,[4] die in den Epistolae obscurorum virorum Murner zugeteilt wird. So wird in den nach Brechts Nachweis[5] sicher von Hutten herrührenden Briefen 3, 9 und 59 des II. Buches Murner als einflußreiches, besonders eifriges Mitglied der Partei Reuchlins geschildert, während er im Brief 63 (= II Appendix 1) als unwissender Mönch verspottet und im 68. Brief als Eunuch verunglimpft wird. Der Widerspruch klärt sich auf, wenn wir beachten, daß II, 63 und 68, wie schon Böcking gesehen, einen anderen Verfasser haben als II, 1—62, die nebst der Appendix zu dem von Crotus verfaßten I. Buch nach Brecht in der Hauptsache von Hutten stammen. Der Anhang zum II. Buch ist nämlich nach Böcking[6] und Brecht[7] in elsässischen Humanistenkreisen entstanden. So gehen die gegen Murner gehässigen Stellen offenbar auf einen von Wimpfelings Schülern[8] zurück, der hier noch einmal an Murner dafür Rache nehmen wollte,[9] daß dieser seiner Zeit in dem leidenschaftlichen Streite um die «Germania» seinen Meister verunglimpft hatte.

Wie kam aber Hutten dazu, Murner in den obengenannten drei Briefen als erklärten Reuchlinisten bezeichnen zu

---

[1] Bö. III, 346 sqq, besonders V. 49—93 p. 347.

[2] III, 436 sqq.

[3] III. 398 sq.

[4] Jahrbuch XXI 83

[5] Die Verfasser der E. o. v.; Quellen und Forschungen 93. Straßburg 1904, 271 vgl. 293 ff.

[6] VII 504 Epistolae appendicis libri II a nescio quo ipsius Wimphelingi discipulo in ipsa Alsatia scriptae esse videntur (II. 63. 65.)

[7] Quellen und Forschungen 93, 142 Anm. 1. Der Druck der Appendix zu Buch II erfolgte danach erst 1518.

[8] Darauf läßt die Stelle in II, 63 (p. 287) schließen, wo «ein Schüler Wimphelings» Murner entgegnet, nach den im Jetzerhandel gemachten Erfahrungen würde er auch Christus nicht glauben, wenn dieser in Mönchstracht aufträte.

[9] Charles Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace I, 91 vermutet als Verfasser Joh. Witz (Sapidus), Schulrektor in Schlettstadt, mit dessen böser Zunge Wimpfeling selbst noch so schlimme Erfahrungen machen sollte, daß er ihn 1524 als Sathanas bezeichnet. Vgl. Jos. Knepper, Jakob Wimpfeling, Freiburg 1902, 321; 324. Desselben Sapidus, der übrigens entgegen Schmidts Angabe nicht Wimpfelings Schwestersohn war, lateinische Gedichte hatte Wimpfeling früher als Schullektüre empfohlen; Knepper 223, 309.

lassen? Einmal mögen Hutten die von mir früher angedeuteten Gründe[1] mitbestimmt haben, ebenso wie in den Briefen 9 und 59 des II. Buches dem notorischen Judengegner[2] Wimpfeling auch Murner eine Stelle in Reuchlins Lager anzuweisen. Aber davon abgesehen, konnte er dies zu Anfang des Jahres 1517 noch mit scheinbarem Rechte tun, weil er Murner aus dessen Bearbeitung des Jetzerhandels als erbitterten Gegner der von ihm selbst tödlich gehaßten ketzerrichtenden Dominikaner und auch aus anderen Schriften — Narrenbeschwörung, Schelmenzunft — als rücksichtslosen Geißler mönchischer und pfäffischer Verderbtheit kennen gelernt hatte. War nun Hutten das neueste Erzeugnis Murnerscher «Muse», die «Entehrung» aus eigener Anschauung bekannt, so hat der Ritter, dem der Judenhaß ebenfalls im Blute lag,[3] an der judenfeindlichen Richtung des Buches weiter keinen Anstoß genommen, dagegen mit Wollust die ihm passenden, von dem getauften Pfefferkorn handelnden Stellen für seinen Zweck nutzbar gemacht. Eher freilich möchte ich glauben, Hutten war, als er (II, 59) den Buchhändler aus Oberdeutschland behaupten ließ, Murner habe als Haupt der Verschwörung gegen die Ketzerrichter ein Buch über den Unfug der Prediger (Jetzerhandel) und ein weiteres zur Verteidigung Reuchlins verfaßt, die «Entehrung» noch nicht wirklich zu Gesicht gekommen, er hat vielmehr eine Auskunft verwertet, die ihm ein — Murner vermutlich wenig günstig gesinnter — Buchhänder, etwa Froben[4] aus Basel oder gar Hupfuff aus Straßburg selbst, natürlich mit vielsagendem Schmunzeln gegeben hatte. Auf jeden Fall bleibt die Tragikomik bestehen, daß eine den wütendsten Antisemitismus predigende Schrift, zu der Kaiser Maximilian im Kloster der Prediger zu Kolmar Bilder malen ließ, als Verteidigung des von den Predigern verfolgten Reuchlin bezeichnet wird, weil dem Verfasser darin das Mißgeschick widerfährt, irrtümlich das

---

[1] Jahrbuch XXI, 85; vgl. Pirkheimers Liste der Reuchlinfreunde, in der Murner ebenfalls neben Wimpfeling erscheint.

[2] Ueber den Antisemitismus Wimpfelings, der übrigens von dem Verfasser des Briefes II, 63 (285. Zl. 26) wohlweislich nur als medius Reuchlinista bezeichnet wird, vgl. Knepper, a. a. O., 115 und 245. Bezeichnend für den um das Jahr 1510 Reuchlin zum Trotz herrschenden Zeitgeist ist des Ulrich Zasius entrüstete Frage, warum man die Juden, truculentas bestias, noch in christlichen Ländern dulde (R. Stintzing, Ulrich Zasius, Basel 1857, S. 318 zu S. 116) und Geilers, von Knepper 245 angeführte fanatische Aufforderung an Zasius: Perge igitur Judaeos, infensissimos christiani nominis hostes, impugnare, refutare ac tandem evertere.

[3] Jahrbuch XXI, 91 f. Anm. 3; Szamatolski 123.

[4] Diesen vermutet Böcking VII, 373 unter dem librivendus de partibus superioribus Germaniae (E. o. v. p. 278).

Schoßkind der Prediger, Joh. Pfefferkorn, den Verfolger Reuchlins, zu mißhandeln.

Murner und Hutten zeigen übrigens für einander eine gewisse Schwäche. Beide begegnen sich anfangs in der rücksichtslosen Bekämpfung kirchlicher Mißstände. Noch in später Stunde,[1] als er sich von Luther, wie dieser die Autorität der Allgemeinen Konzilien leugnete, entsetzt abgewandt, zitiert Murner neben Erasmus (Moriä Encomion) den Verfasser der Trias Romana[2] beifällig unter denen, die die alte Kirche hätten erneuern wollen und ihre Klagen «treffenlicher» vorgebracht hätten, als jener Neuerer und «Zerstörer des Glaubens Christi», den er als neuen Catilina bezeichnet. Noch 1521 erklärt Murner in seiner Protestation vom 8. März, von Hutten wisse er nichts denn Liebes und Gutes und sei ihm als einem gelehrten Edelmann billig von Herzen günstig.[3] Dagegen erfolgte bei Hutten, der, wie es scheint, noch 1519 Murner zur deutschen Uebersetzung seiner Albrecht von Brandenburg gewidmeten Schrift über das Guayakholz[4] bevollmächtigt hatte, die innere Abkehr von Murner bereits Ende 1520, wohl auf dessen deutsche Bearbeitung von Luthers Brandschrift De captivitate babylonica ecclesiae hin. Die Bearbeitung durch Murner mag ursprünglich von Hutten, bei dessen Drucker Joh. Schott in Straßburg sie erschien, veranlaßt worden sein, Hutten wird aber Murners eigenmächtigen Zusatz zu dem Bilde des Hundes, der einen anderen anfällt,[5]

«Den gewalt man dultig leiden sol vnd schütten vff des feynds haubt kol.
So sygt der cristenmensch mit gott, obschon das ist der welt ein spott»

ähnlich wie M. Styfel[6] als heimtückische Fälschung empfunden

---

[1] 24. XII. 1520.

[2] Murner: An den Adel (Neudrucke 153) S. 36; Huttens Name wird nicht ausdrücklich genannt.

[3] Mitgeteilt von Röhrich in Illgens Zeitschrift f. histor. Theologie. 1848; vgl. Goedeke Einl. zu Murners Narrenbeschwörung LII.

[4] Hutten wagt es in seiner Widmung an den Kirchenfürsten, den Verdacht, als wolle er diesem das Heilmittel gegen die Lustseuche zum eigenen Gebrauche empfehlen, weit von sich zu weisen. Böcking I, 230 Zl. 22; Strauß I[1], 335.

[5] Als Druckerzeichen Joh. Schotts kommt das Bild der beiden Hunde auch auf dem Titelblatte des Ptolemaeus auctus 1520 mit der Devise vor: Vim vi repellere licet.

[6] Luthers Werke, Weimar VI, 488; Klassert, Mitteilungen über die Michelstädter Kirchenbibliothek, 1902, 15. Die Zuteilung der drei deutschen Drucke a, b und c und des lateinischen C durch Knaake an Prüß läßt sich gegen von Dommer und Proctor nicht aufrecht erhalten. Druck b (auf der Mainzer Stadtbibliothek) gibt die folgenden Verse als Zusatz:

haben. Jedenfalls spielt seit dem Ende des Jahres 1520 in Huttens Briefwechsel die Polemik gegen Murner eine wichtige Rolle,[1] und wenn Crotus in seiner Oratio pro Hutteno et Luthero in Aussicht stellt:[2] Sed hunc (Murner!) aliquando pingemus suis coloribus, so beziehe ich diesen Hinweis nicht, wie Brecht, auf eine verloren gegangene Satire,[3] sondern auf den 1521 von den Reuchlinisten veranstalteten Neudruck des Murnerschen Gedichtes «Von den fier ketzern prediger ordens», in dessen neuem Nachwort Murners Sprech- und Reimweise verhöhnt wird. In diesem «Vnbillichen handel der Münch, Hochstrats, Doctor ihesus, Murnars» heißt es u. a.: «embleckt, (entdeckt) seind aller buben list, Dye Hutten (hat) beschrieben wol.»[4]

Noch sei hier darauf hingewiesen, daß Hutten, was bisher übersehen wurde, in seinen deutschen Dichtungen namentlich den frühesten, die uns erhalten sind,[5] der «Clag vnd Vormanung» und «Eyn Klag über den Luterischen Brandt zu Mentz» in den Formen von Murner beeinflußt erscheint. Als Eklektiker übernimmt er den Grundsatz der strengen Achtsilbigkeit seiner Reimpaare, soviel ich sehe, von seinem Freunde Johann von Schwarzenberg,[6] der schon 1502 den «Kummertrost» gedichtet hatte, mit dem zusammen er um Ostern 1520 nach seiner eigenen Angabe[7] einen «Reimspruch von Kaufleuten» dichtete, während 1522 Schwarzenbergs von Hutten bearbeitete Verdeutschung von Ciceros Cato erschien. Setzt sich so Hutten durch den von ihm als bindend anerkannten[8] und streng befolgten Grundsatz der Silbenzählung, der Murner so fremd ist,

---

«Mit gwalt man gwalt vertriben sol,
Das schint an dißen hunden wol.
Bey gwalt vernunfft hat kleinen platz.
Christus macht frid, der teufel hatz.»

[1] Brecht 220, 222, 233 (zu Böcking I, 445).

[2] Böcking VII, 529.

[3] Brecht, 231.

[4] Blatt P ɪ b, V. 70 f. Böcking VI, 313.

[5] Ueber die verlorenen früheren vgl. Szamatolski, 66 ff.

[6] Teütsch Cicero, Augsburg 1534, Bl. XCVII b: Alles in gleiche gesylbte reymen . ., deren jeder allein in acht sylben steen. — Ich freue mich, daß auch W. Scheel, Joh. von Schwarzenberg. Berlin 1905, 319 entgegen Szamatolski eine Abhängigkeit Schwarzenbergs von Hutten durchaus nicht zugibt; vgl. Scheel 296.

[7] Szamatolski, 127; wenn Schwarzenberg in den Sprüchen der 1507 zuerst erschienenen Bambergischen Halsgerichtsordnung bezüglich der Silbenzahl regellos verfährt, so liegt hier der Fall anders als bei einer fortlaufenden Dichtung wie dem Kummertrost. Vielleicht hat auch mehr der Drucker als der Verfasser die Regellosigkeit verschuldet.

[8] In dem von Szamatolski, a. a. O., mitgeteilten Brief an Bernhard von Hutten (12. April 1520).

zu diesem in Gegensatz, so sehen wir ihn bezüglich des Dreireims in Murners Bahnen wandeln, der diesen an Stelle des Zweireimes als Mittel, die Dichtung zu beleben, hauptsächlich dann anwendet, wenn es ihm darum zu tun ist, einen Gedanken oder eine Gedankenreihe nachdrücklich abzuschließen.[1] In den 1578 Versen der Clag und Vormanung finden wir 20, in der Klag über den Luterischen Brandt zu Mentz (131 Verse) drei Dreireime und einen Vierreim, während Hutten den Dreireim in den poetischen Beigaben des Gesprächbüchleins (1521) im allgemeinen nur am Ende anzubringen pflegt, um den Schluß gewichtiger zu gestalten,[2] ebenso in seiner «Vormanung an die freien und reich Stette» (V. 257 ff.)[3] und in seiner von Szamatolski[4] auf den 29. Januar 1521 datierten Vorrede zu den Concilia, die mit den Worten schließt «O Carle, keyßer lobesam, griff du die sach zům ersten an, Gott würts mit dir on zweyfel han.» Daß Hutten in diesem Punkte Murners Beispiel gefolgt sein soll, wird uns weniger in Verwunderung setzen, wenn wir uns erinnern, daß sich Hutten in der äußeren Form seiner literarischen Erzeugnisse, gelegentlich auch in deren Inhalt, verhältnismäßig arm zeigt an origineller Erfindungsgabe. In seinen lateinischen Dichtungen schließt er sich naturgemäß an antike Vorbilder an, in seinen Dialogen an Lukian. In dem von ihm verfaßten Teile der E. o. v. (App. zu I und II 1—62) spinnt Hutten nach Brechts Nachweis lediglich Gedanken weiter aus, die Crotus im I. Buche geäußert hatte.

Wenn nun Hutten in seinen deutschen Dichtungen, namentlich den beiden ersten uns erhaltenen, den Dreireim im großen und ganzen in Murners Weise handhabt, so wird er als Eklektiker diese Technik bewußt oder unbewußt diesem bewährten Volksdichter entlehnt haben,[5] bei dem er sie in dem Gedichte

---

[1] Jahrbuch XXI, 87 f. Vgl. z. B. Clag und Vormanung 1165 ff.: (Unterdrückung durch die Römer) des mocht nit leiden Teütsche art, manch werder held erschlagen wart, vnd ist gestritten vil vnd hart.

[2] Vgl. das Ende der poetischen Vorrede (V. 33 ff) und des Schlußgedichtes (V. 67 ff.); die Schlußrede zu Feber I. und die Vorrede zu Feber II. zeigen je 2 Dreireime; die Vorrede zur römischen Dreyfaltigkeit schließt mit 2 Dreireimen, die zu den «Anschawenden» mit einem (V. 9 ff.)

[3] 1522 verfaßt.

[4] a. a. O., 93 f.

[5] Dies glaube ich eher, als daß Hutten diese Technik von Dichtern des Mittelalters, wie Wirnt von Grafenberg, übernommen habe, was vielleicht Murner getan hat. Nicht verschwiegen werden soll, daß sich auch in Schwarzenbergs Teütschem Cicero (1534) vereinzelt der Dreireim an Stelle des Zweireims findet, nämlich im Büchlein vom Zutrinken (Neudruck von Scheel S. 42) am Ende der dem 4. Holzschnitte beigegebenen Verse (Bl. XCI b), sowie im

von den vier Ketzern Predigerordens (1509), in der Narrenbeschwörung und Schelmenzunft, vermutlich auch in Murners für ihre Zeit vortrefflicher Bearbeitung von Vergils Aeneis (1515 dem Kaiser Maximilian gewidmet), sowie in der erst 1519 erschienenen Gäuchmat kennen gelernt haben kann. Wenn Szamatolski[1] behauptet, Hutten habe Murners Aeneis nicht gekannt, so halte ich dem entgegen, daß auch Hutten zur Uebersetzung von Zitaten aus der Aeneis zweimal den Dreireim gewählt hat, einmal, was doch gewiß auffällig ist, an derselben Stelle wie Murner. An der ersten Stelle übersetzt Hutten in der römischen Dreifaltigkeit[2] Verg. Aen. III, 260 f. : nec iam amplius armis, Sed vocibus precibusque iubent exposcere pacem : (Ich acht, sye werden sanftmütiger vnd, als Vergilius sagt,

«Des kriegs vnd bzwangks nit fürter mer
Sich brauchen, sonder bitt vnd bger.
Zum friden wenden fast vnd ser.»

Die zweite Stelle, Verg. Aen. III, 222 f.: Irruimus ferro et divos ipsumque vocamus In partem praedamque Jovem heißt bei Murner:

«Dort auff der weid. da rufft ich an
Die götter uns da bey zu ston,
Das wir brechten den raub daruon.»

bei Hutten :[3]

«Wir fyellen es mit woffen an,
Die gött vnß batten bey zů stan,
Drumb söltens auch beüt mit vns han.»

Auch die Art, wie Hutten seine Abkehr von der lateinischen zu seiner Muttersprache begründet[4], erinnert an manche Stellen

---

Kummertrost (Bl. CLVII, richtig 151) bei Goedeke, Elf Bücher deutscher Dichtung 1849 I, S. 139 b V. 25 ff.: Wem kompt groß kum̄er für die thür, Ob er hie zeytlich lyeb verlür, Soll hengen keyner wollust spür, . . Auch in den Begleitversen zur Bambergensis und zu Schwarzenbergs Bearbeitung von Cicero De officiis finden sich Dreireime.

[1] S. 35.

[2] q 3 b, Böcking, IV, 237. **Murner** übersetzt:
Das wir darnach kein hoffnung namen
Von den waffen vnd der wer,
Wir brauchten keins anlauffens mehr,
Sonder theten zů gott ein bitt,
Das er vns doch erhielt mit fridt.

[3] Gesprächbüchlein r 2 b, (Böcking IV, 244).

[4] Clag vnd Vormanung (Böcking, III. 473 ff.), V. 262 - 266:
Latein ich vor geschriben hab.
Das was eim yeden nit bekandt.
Yetzt schrey ich an das vatterlandt,
Teütsch Nation in irer sprach,
Zů bringen dißen Dingen rach.

in Murnerschen Dichtungen, mit denen sich Hutten in der Clag vnd Vormanung und anderwärts sachlich und im Ausdruck auch sonst vielfach berührt. Man vergleiche z. B. Murners Nb. 42, 25-30: «Rüw vnd leidt vmb vnser sündt, Das selbig als man kouflich findt, Gnad vnd ere, auch iren gunst, Das sy entpfangen handt vmbsunst Von christo ihesu in sym leben, Das sieß vmb sunst soln widergeben» mit Huttens Cl. u. V. 325 ff.: Got hats gegeben alls vmbsunst, vnd mag nit sein der götlich gunst, wo man die Sacrament verkaufft», ferner Hutten an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen (Böcking I, 385 Omnino enim, nisi me omnia fallant, : Dan mich betriegen dan alle ding) in Huttens eigener Uebersetzung (Szamatolski, Nachlese S. 129): «Fürwar mich betriegen dan alle meinne synn» und im Ausschreiben gegen den Kurfürsten von der Pfalz (Szamatolski 173): «Nun werden sie, mich betriegen dan alle meyn gedancken, sehen . .» mit Murners Uebersetzung von Vergils Aeneis VII, 273 si quid veri mens augurat «mich triegen dan all meine sinn» und Entehrung Mariä 148 mich betriegen den alle myne syn.

Zu meiner Ausgabe von Murners Entehrung Mariä (Jahrbuch XXI, 78 ff.) bitte ich folgendes nachzutragen. V. 331 (nicht 328!) war einzurücken. Die Anm. zu V. 1073 S. 151 ist zu tilgen und im Text anstatt des Hupfuffschen Druckfehlers woren: wolen einzusetzen, so daß die Stelle den Sinn erhält: Wenn solche Wunderzeichen geschehen und die Juden das sehen, . . so wollen sie sich doch nicht bekehren, obschon sie solches hören und sehen (vgl. 806 f.). S. 82 Anm. 6. Zl. 4 ist statt 1517: 1516 zu lesen, S. 89 Anm. 1 statt 1048: 1084, S. 83 zu Anm. 1: vgl. auch II, 9. Der S. 85 genannte Brief W. Pirkheimers an Laur. Behaim ist vom 30. August und erschien erst am 2. Oktober 1517 in der Ausgabe von Lukians Fischer bei Peypus in Nürnberg. Der vollständige Titel der S. 81 Anm. 2 angeführten Schrift von W. Caoult lautet: Miracula | quae | ad invocationem | Beatiss' Virginis | Mariae | Apud Tungros, Camberones et | Seruios in Hanno | nia effulsere | ab anno 1081, ad annum | usque 1605. | Duaci apud Carolum Boscardum 1606. Eine reiche Ergänzung erfahren meine Literaturangaben über den Camberoner Judenfrevel[1] in

[1] Uebrigens hat Carmoly (Revue Orientale, Brüssel 1841, p 87), den de Vooys, S. 211 anführt, Camberon mit Kamerijk (Cambrai) verwechselt. — Nach einer Meldung aus Brüssel vom 21. V. 1903 ist das Schloß des Grafen Val de Beaulieu in Cambron-Casteau, nördlich von Mons, wohl identisch mit dem ehemaligen Cisterzienserkloster, an die französischen Kartäuser verkauft worden.

dem schönen Buche von C. G. N. de Vooys, dessen Kenntnis ich Herrn Professor Martin verdanke (Jahrbuch XXI, 80, Anm. 4): Middelnederlandsche legenden en exempelen, 'S-Gravenhage 1900 (Leidener Dissertation). Hier behandelt de Vooys, dem übrigens die von mir angeführte, in alten Drucken fixierte Ueberlieferung von Camberon entgangen ist, im 6. Kap.: De joden in de exempelen auf S. 211—215 die «legende van het godsgericht in Henegouwen» und macht uns mit den vielfachen Wandlungen bekannt, die unsere Erzählung auf ihrem Wege vom Süden nach dem Norden der Niederlande und an den Niederrhein erfahren hat. De Vooys mißt dieser Legende in seiner Sammlung einen besonderen Wert bei, als der einzigen in Holland entstandenen, die zudem einen interessanten Beleg dafür liefere, wie noch im 14. und 15. Jahrhundert eine Marienlegende selbständig habe entstehen und sich entwickeln können. (S. 211; 215.) —

Zu S. 89, 5 vgl. Nb. 13, 50 potiferas (Potiphars) wyb. Zu dem S. 90 angeführten Sprichwort (Entehrung 1278) kann die Stelle aus dem älteren Physiologus (7: de vipera) verglichen werden, wo die Juden Nattern gegenübergestellt werden; im gleichen Abschnitt des Physiologus ist, wie in Murners Badenfahrt, 7, 17 ff. von der Selbstverjüngung der Schlangen die Rede.

Zu den S. 91 f. Anm. 2, 3 zusammengestellten Redensarten vgl. noch Nb. 67 c d Wiltu die lüt mit w û c h e r nagen, so solt ein i ü d i s c h r i n g l i n tragen. Gm. 231 ff. ich bin so thüer daruff (auf die Gäuchmat) verschriben Vnd vmb den zinß verstanden bliben, Den i u d e n also gar v e r s t a n d e n (verschuldet und verpfändet!).. Das ich mich besorg, mich löß kein man. An das Sprichwort aus den 4 Ketzern S. 91 erinnert der Spruch, den Oskar Frankl, der Jude in den deutschen Dichtungen des 15. 16. und 17. Jahrhunderts, 1905, S. 57 aus: Der Judenen badstub (1535 erschienen) anführt: Ob sich ein Jud schon tauffen lat, So ist er doch nit fisch on grad (nicht ohne Gräten, also gefährlich!). Und hat (er) darzu zwelff eyd geschworn, Ist Krisam und tauff dran verlorn.

Zu der S. 91 f. Anm. 3 angeführten judenfeindlichen Aeußerung Huttens vgl. die entsprechende des Erasmus (bei Geiger, Reuchlin 342): Jetzt zeigt sich Pfefferkorn als wahrer Jude.

Zu S. 92 f. Anm. 1 sei noch bemerkt, daß Murner auch an den von ihm gegen Wimpfeling und dessen Schule um die Germania geführten Kampf denken mag, wenn er Nb 5, 187 f. sagt: Ich hab vil gelerter narren gschunden Vnd nie kein wyßheit by in funden.

Zu Entehrung: V 11 f: Von juden sag ich ietz besunder, von den es mich nympt grosses wunder vgl. außer Bf. 33, 22 f.: Nb. 32, 37 f. Das mich dasselb nymt grosses wunder Von vnsern tütschen allen bsunder, . ; Sz. 27, 29 f. . besunder! Es hatt mich selber grosses wunder, . . V 14: grusam schanden: grausenerregende Schandtaten vgl. 830 mit grossen schmachen vnd mit schanden.

67: ir fünff vgl. 175 ir ettlich, L. N. 2856 ir keinen: keinen von ihnen.

Zu V. 92, S. 143 vgl. neben bitz = Bissen (4 Ke. b 3 a: «So hond wir mit bescheider witz (Klugheit) Für aller welt behaubt den bitz» noch bitz = bis: 4 Ke. l VI b: bitz dz sye (die Prediger) hatten, daß ich hatt, . , Hutten Cl. u. V. 1030 bitz man der warheit kompt zů hilff. Uebrigens möchte ich blötzen (pletzen Zimmersche Chronik II 295, 28; 447, 10; entblötzen Gm. (Uhl) 48 S. 168 das (Brusttuch) entblötz er; Adel (Voss) S. 22: an . . barschafft erschöpfen vnd emblötzen; im D. Wb. auch aus Geiler belegt) als das zu blutt (blott), dem Synonym zu bloß, gehörende Verb ansehen (vgl. blut vnd bloß Brant Ns. 99, 124 D. Wb. II 144, 152, 194). Murner selbst scheint den Zusammenhang noch zu fühlen, wenn er Gm. 1000 sagt: (Die wyber manchen geuchschen tropffen) «Der maß entblötzen vnd beropffen, das er so gar nym fliegen kan,» um 1006 fortzufahren: Ist er schon blut, sie rupfent wider; vgl. Nb. 17, 14. 24 blut von der gerupften Gans. Als Nebenform zu entblößt findet sich Nb. 26, 66 noch entbloßt (gereimt auf Trost!).

Zur Sache vgl. mit V. 92 de Vooys S. 213, der aus der Leidener Handschrift ostholländischer Herkunft 1031, fol. 220 b die Stelle anführt: nachdem der Jude das Bild angespien hatte, Doe ghenck die boese yode ende dede sin nedercleet af ende liet dat belde in den stert sien.

205: grusamlicher geschichten: L. N. 4528 mit so grusamlichen worten, 351 vor dissem grusamlichen beschweren, 473 das ist ein grusamlicher fal. vgl. zu Ent. 14 (grusam ding, 306 f es ist ein grusamlich geschicht Vnd ein grusam aneklag); Schmidt 158.

224: ich möcht daran kein eer eriagen: Sz. 26, 38 Das eyner so kleyn eer eriagt, . . 275, 278 stür = Hilfe: L. N. 4357 zů stür vnd hilff vß aller not.

541 bestan: beweisen; 740: besiegen L. N. 2019 Das wir Mögen vnsere find beston.

Zu 585 S. 147: das Adverb hert auch L. N. 261 nit also hert beschwern! vgl. 83 wan er zû hertlich würt geschlagen.

503 mit: dabei L. N. 2964

788 zamen Sz. Entschuldigung 69 Die schelmen kamen eyn mol zamen vgl. 5, 38.

Zu 759 ff. bietet Chronicon Egmundanum (de Vooys 211) die weitere Ausschmückung, daß der besiegte Jude bekennen muß: Vidi enim adversario meo quasi mille armatos assistere, sibique paratius auxilium præbere. In ähnlicher Weise hält in der oben genannten Leidener Handschrift des 15. Jahrhunderts «der heilige Engel» dem Juden das zum Stoße erhobene Schwert fest und gibt dem Schmied die «benedixie», verhilft also diesem durch seinen Segen zum Siege (de Vooys 213).

16 zwyffal: Murner, An den Adel (Voss) S. 22 Zl. 8 v. u. und oft: zweiffal. 18 f. doran sy solten haben freydt, das nemmens an fur hertzen leydt: Mûle von Schwindelsheim (bei Kürschner, D. Nationalliteratur, 17. 1. LIV) Waran sie handt die gröste freüdt, Das clagens für ein cleglichs leydt.

28 Entweder ist zu lesen: Nûn (= nun), das in dienet zû den eren,.. oder es ist zu bessern: Nun das = was ihnen nur (nun = mhd. niuwan) zur Ehre gereicht. Vgl. Nb. 26, 97 Nun das du habst den magen vol (damit du nur..), Gm. 60 Es ist doch nun ein übergang.

64: Bf 3,35 Vnd facht im lieben an die zucht, Gm. 1619 Dem geuchsche wyß vnd bûlschaft liebt.

174 (Anm. S. 144) Das rot blût gwan syn vßher fließ = floß aus. fließ, wie im Mhd. Substantiv = Fließen, Fluß, vgl. verdrieß = Verdruß Nb. 9, 71 hat der narr daran verdrieß; 5, 176 Am gotzdienst habt ir kein verdrieß.

176 geruwen: mhd. geriuwen: zu reuen.

231 Nûn sind wir beyd worden zû radt: 4 Ketzer, Vorred: Dorumb sye sind zû rote worden, ..

238: L. N. 4708 gehen = gahen (eilen).

239 L. N. V. 4699 f. Wer hie mit wil zûr grebnis gon, Der muß ein luter kuntschafft hon ...

Zu 240, S. 144 vgl. S. 88 sich verwatten füge noch Nb. 79, 36; 86, 69 f.

253 an gemach (ohne Ruhe): Gm. 324 an (ohne) mich.

272 dyn (da innen, darin) s. die Beispiele in Spaniers Glossar zur Nb.

279; 370; 424: Bf. 10, 72 greifft vwer sachen frölich an.

281 hilffe (hilffes) schein tun: Hutten, Clag und Vormanung 1372 f. ach gott, . . thû deiner hilffe schein.

317; 470 bevalh(e), 468, 538 bevolhen: Sz. 35, 17 wer hat.. bevolhen das? mhd. stv. bevëlhen.

318 vber alle (= vollständig): Gm. 4263 Troy verfiel gantz über all; L. N. 798 vberal gantz nichtz. Bf. 2, 51 f. Den (Adamß fal) der tauff nimpt vber all hinweg vnd gibt dar zû gnad.;

Gm. 3221 do mit (mit Krankheiten) vnß gott sûcht über all (= alle ?)

325 ich bin der sachen vnbericht: Bf. 19, 65 ich bin der sach bericht; Gm. 1195 Vnd sindt irs lists gar nüt bericht; Gm. 5163 so bin ich worlich nit bericht (vgl. Gm. 4601 Als ich der sach berichtet bin).

331 Du mûsts by bringen vf den man, der solchs vbel hat getan. . 334 kundtst du den das nit by bringen, ... könntest du dann dem Angeklagten das Verbrechen nicht nachweisen, ... L. N. 544 ff Man möge statt ohne Beweise zu verdächtigen, die in allen Rechten geltende Regel beobachten, «Das ieder frum geachtet sei, Biß wahrhaftig werd bracht bei 547, Das iemans sei ein solcher man, Der gezogen werd der maßen an !»

345 solchs handt sy offt mit schencken (Bestechungsgeldern) than: Nb. 42 b wan man gab vnd schencken gyt, 42, 2 f. das gaben, schencken, fründlich bit bewegen mügen einen man, 27, 48 mit gaben, mieten, grossen schencken: 42, 91 f. Die schencken machens alles schlecht (= schlichten die Krümmen, machen sie gerade 75, 75), Wer es letz (verkehrt !), so würd es recht.

350 f. Den disse welt ist also gesit (= so geartet), das sy solch ding gelouben nit: Sz. 5, 11 ff. Die schelmen sind ietz also gesit, Wen dir eyner wasser bitt (= bietet: Nb. 14, 37), So meint er für [Feuer !])

352 f. Was vßwyßt die götlich gschrifft oder heylig ding antrifft (= betrifft, wie V. 1162): Gm. 2932 f. Wer weltlich vnd geistlich durchsûcht gschrifft, .. was geuchery antrifft; Gm. 227 ff. Het ich mich in der heyligen gschrifft Vnd was min orden antrifft, So vil geübt.; Nb. 2, 103 f. wyßt (ich, unterwiese ich) dich vß der heyligen gschrifft, was glück vnd heil vnd sele antrifft vgl. Nb. 3, 11 f.; 5, 13 f. 100 f. Diesem beliebten Reim, den auch Emser in seiner Polemik gegen Luther braucht, scheint Brants Narrenschiff zu Grunde zu liegen, dessen erste Worte lauten: All land syndt yetz voll heylger gschrifft Vnd was der selen heyl antrifft.

Zu: was vßwyßt die götlich gschrifft vgl. noch Nb. 10, 14 Wie das vß wyßt das götlich recht.

368 Do zwischen hoff vnd trw ich got: Bf. 35, 161 Ich hoff vnd truw, du (Maria) seyest so frum, . .

383 witz(e) f.: Verstand: Bf. 4, 5 f. Wer trüwlich laugen machen kan Vnd denckt mit gantzer witz daran.

407 Aehnliche Attraktion des Relativs Nb. 12, 20 für das (was) ich vorhin an in fundt, 74, 43 f.; L. N. 3257 On das (was) der knecht gewint darneben vgl. 3535 f.

475 f. Die hie so grossen můtwil triben, das nüt doran ist vber belyben (daß vonseiten der Juden nichts unterblieben ist): L. N. 135 f. 44, 48 Dem nie kein boßheit vber bleib (der nie eine Bosheit unterließ) vgl. L. N. 41 u. 135.

481 beuelhe: mhd. st. m. bevëlch.

492 gang: Nb. 28, 34 Man darff nit sprechen: Gang vnd sůch!

506 maria fron: hier Genitiv: «Zum Ausdruck: 4 Ke. I 6 a Do sach er vor Maria fron. L. N. 2412 das ewangely fron, V. glauben Str. 34. Send vns dein friden frone.

575 ich. erlügen: 1 sing. præs. Vgl. 676 und S. 148 zu 716: Gm. 1150 (vgl. L. N. 639) Do sy das gůt im ab erlogen; Sz. 11, 15 erliegen.

584 und 1508 helyben = bleiben, 476 = geblieben: Nb. 13, 94 Gm. 4972, 6, 199, 316.

587 besamlet (versammelte) Schmidt 32, vgl. mhd. besamenen.

591 berieffen (berufen): L. N. 1716, 3216. 1349 ich berieff.

603 zů handt (sofort): Sz. 11, 7; 17, 3.

Zu 606 behöret vgl. 651: L. N. 47, 89.

610 Noch was es also angeleyt (war Veranstaltung getroffen): Nb. 40, 57; 55, 42 Doch ist es vorhin angeleit; 38. 9 angeleite (abgekartete) sachen.

617 vbernechtig: Schiller, Wallensteins Tod I 7, 516 ff. Der Herzog ist dann eben auch Der neuen Menschen einer, die der Krieg Empor gebracht, ein übernächtiges Geschöpf der Hofgunst, . .

Zu 618 f. (und 557—561) vgl. die schönen Schlußworte in Murners gereimter, an «Meister vnd Räte tütscher Nation» sich wendender Vorrede zu «Der keiserlichen stat rechten ein ingang vnd wares fundament». Straßburg 1521: richtent ir nit recht vf erden, So mießt ir dort geurteilt werden. Darumb sprecht recht on als geferden (ohne jeden Hinterhalt) vgl. zu 684. Vnd hörend auch den andern deyl! Dragt gots gerechtigkeit nit feil! Dan, wie ir vweren brüdern messen, Wurdt vwer got auch nit vergessen.

629 es wirt vch, by got, ewig leydt, 957 es würd zům erst vch werden leyt: Nb. 68, 48 Vnd würt zů letst vns selber leid; Bf. 7, 47 Es wurt vch worlich werden leit.

630 ist vielleicht parataktisch zu 631 ebenfalls als Imperativsatz zu fassen: Sagt dem Juden wie dem Christen dasselbe, nämlich die Wahrheit! Gengenbach, 5 Juden, 388 f.: So sol niemandt kein falsch gezeügnüß gäben Dem juden als wol als dem christen.

636 Gengenbach, 5 Juden, 395 ändert: Schwert, vff das irs nit thůnd vß haß, . .: Schwert o u c h, das . . .

Zu 650 gelert = gelernt L. N. 485; dagegen 4304 gelernet = gelehrt.

680 Ab mir hat nie geklagt kein kindt: Nb. 39, 17 So mögt ir darnach ab mir (über mich) clagen. Vd. Babstenthum G 2 b thůt euch der babst vnrecht oder beschweret euch, so klagen das ab im an ort vnd enden, da es mag gebessert werden, vnd eüch geholffen.

684 mit geferd: Nb. 67, 48; 75, 51 mit geferden (hinterlistig).

688 alß (als ob!) ich hett thon ein grossen mort: Bf. 5, 47 (Der Schächer) zů handt wardt also rein, Als er ermördet hette kein. L. N. 279 ich zitter, als mich der ritter schit.

Zu 695 anstelle von gezigen (geziehen) L. N. 425 findet sich gezogen auch noch L. N. 551 (gezogen an 549).

696 u. 716 erlügen auf jemanden: Nb. 43, 22 du můst vff in liegen Vnd vmb syn glympff vnd ere betriegen?

705: anmůten = zumuten: Nb. 13, 50 ff.: potiferas wyb (ioseph) můttet bůlschaft an.

715 Hetstu dennocht noch kein verniegen: Gm. 5182 Noch dennocht kein vernügen handt (die Gäuchinnen); L. N. 555 Wöllen sie daran kein verniegen hon, so wil ich in zů dem rechten ston.

740 in dem grundt L. N. 2412: 2909 recht im grunt verdorben.

746 sy wöll mir selb thůn ein bystandt, 480 so wil ich thůn dir auch bystandt: Bf. 3, 67 So dünd (tuet!) im (Gott) truwlich ein bistandt. L. N. 4432 Was künen sie (die Heiligen) mir thůn beistant?

754 u. 789; grosse welt: beaucoup de monde.

757 ob zů ligen (zu siegen): Gm. (Uhl) 47, S. 164 (Arbaces) dem Sardanapal obligen wolt.

775; 823 wer ir der ere gindt: L. N. 902 ich gün dem keiser aller eer; dagegen L. N. 1026 das man in (ihnen) gün dise frödt.

775: Neben der Form des Präteritopräsens: er gan (Sz. Vorrede 100. So lang mir gott der selben (d. Ehre!) gan; L. N. 642. Das er dir gan das sacrament; 4 Ketzer a 2 b Soliche reden nimmet an, Der den Schweytzern übels gan) findet sich: er gyndt. L. N. 912 ich günn, er gyn (coni. praes.) V. d. Babstenthum a 3 a Ist dan iemans, ... der im gůts gyn, der mag im ein beistāt thůn zů dem rechten, inf. praes. günnen L. N. 638.

835 transubstantiert in brotsgestalt: Bf. 14, 20 ff. das heilig brot, das got . . verwandelen lot in sein selbs substans verwendt . . .

Zu 839 S. 49 letz: Abschiedsgeschenk wie L. N. 3151 f. im gleichen Zusammenhang 855 ff. das wir all vnser hoffnung han zů des brotes sacrament, das der öd iud hatt geschendt; 902 ff. das sy vnß also geschendet handt Vnser ere, vnd sacrament, dor zů wir all vnser hoffnung hendt: L. N. 2311 ff. Ach, retten euwere sacrament, Darin ir glaubt vnd hoffnung hent, Die so bößlich sein geschent . . 4418 ff. Vorab, daß du die sacrament hast abgethan, darzů geschent, Darin wir vnser hoffnung hent.

851 sich flißt; 1248 ieder fliß sich: Nb. 14, 50 f. Die welt sich yetzundt bößlich flyßt, bis einer ye den andern bschyßt.

861 vff der stund: sofort Bf. 22, 64.

885 u. 902 geschendet = beschimpft. Nb. 68, 31. Gm. 1070.

885 gott im hymel ob: Gm. 1656 danckt got in dem hymmel ob, . .

887 mit huffen: L. N. 22, 67 der grösser huff der cristenheit.

905 f. Sy möchten vns doch lon geniessen, das wir die bößwicht ziehen miessen: (Bruder Stifel) hat dir doch ein büchlin gemacht, Das soltu in geniesen lon L. N. 2596 ff.; 263 f. So laß mich doch ietzund geniessen, Das alle deine fründ auch narren woren; Gm. Vorrede 61 f. Ir (wyber) handt mich ouch betrogen schon Des wil ich üch geniessen lon, .; Hutten, Vorr. z. Gesprächbüchlein 7 f. Des solt man billich gnyessen lon, die darzů haben arbeit gthon.

919 u. 1094 vngeschendt: L. N. 467 Vff das du vngeschent bleibst: nicht zuschanden wirst.

922 zůn eren: L. N. 4476. 4788.

934 doben: vgl. Nb. 70, 78 dunden = da unten; Verg. Aen. IX. 509 f. übersetzt Murner: Die Troianer . . warffen alles das (was!) Von werffzeug doben bey in was.

952 schier: bald L. N. 575.

953 vff hörens hettendt ir gůt fůg: Sz. 3, 16 hortest vff, du hettest fůg (hättest allen Anlaß dazu!).

961 bezugen schon (schön): L. N. 460. Sie wolten es als (alles) vß legen schon, . .

970 vß der mossen: Nb. 18, 26 vß der massen groß. L. N. 4780 Verdrüß (verdrösse) es mich seer vß der massen; Verg. Aen. IX 548 levis: Helenor war leicht auß der moß.

974 deglich: Sz. Vorrede 43 Der deglich (tägliche) brauch lernt mich das wol.

977 f. u. 1286 f.: Murner, der Bf. 34, 83 den Konj. des schwachen Praeteritums (Irrealis Präs.) anwendet. (So ich ver-

helet in mein kunst), bringt denselben Reim L. N. 1526 f. und Nb. 68, 55 f. Ich hab ein mal ein kelch gestolen, Die selbig that ist noch verholen. Der Reim findet sich auch in Reinke de Vos, Lübeck 1498 De Klage were better bleven verholen; Ja, hore gi das wol, se was gestolen (Wackerlosens Wurst!).

1004 so felt es vmb ein herly nicht: L. N. 800 Das felt in vmb ein härlin nit. L. N. 4545 Das felet dir nit vmb ein hor; 2582 Dasselb im (dem Bruder Stifel!) nit ein herlin schat (schadet').

1015 Do handt ir ouch gefyret nit: Sye (die Dominikaner) feyrent nit nacht vnd auch tag (sind beständig an der Arbeit) 4 Ketzer in der am Schlusse stehenden «gemeinen Warnung zu allen Fürsten» usw.

1038 zů eyr worheit (Hupfuffs Druck): verbessere eȳr = einer.

1058 letzen = verletzen: 4 Ketzer, Beschluß: Hab ich die frummen drin geletzt: Nb. 2, 108. ich mit willen niemants letzt.

1059. es im feür schwebt ob entbor: Nb. 50, 21 So hebt sy in hoch vff entbor; Sz. Vorr. 106; L. N. 2321 embar; Brant, Ns. 15, 8 erhůb in hochfart sich entbar; 119a, 109 heben entbor.

Zu 1062: Nachwort zum Nachdruck der 4 Ketzer (1521); Böcking, Hutten IIV, 133 V. 3 ff. Kündtlich ist nun vor kurtzer frist, Was münch gebrucht hondt arger list, Ja, kundtlich siend sye aller welt. . .

1062, 1377, 1416 kuntlich: wie mhd.: offenbar, kund, bekannt D. Wb. V 2632.

1067 hatt dorab wunder: L. N. 4148 Das ich ein wunder hab darab.

1068: über den Reim wunder: besunder s. oben zu 11 f.; Vorrede zu den Stadtrechten: Das menschen irren ist kein wunder In solchen grossen werk besunder; Gm. 2962 f. ich hab darab ein grosses wunder An frumen frouwen. besunder; Gm. 2320 f. in dem paradiß besunder Das ist ein grusam grosses wunder.

1110 ich halt ouch selbs, es sy nit war: L. N. 4144 ich halt, es sei ein tüfelshut.

1138 man lieg (lüge) die iuden an: L. N. 2772 lig im etwas an; oben 1044 Das ich vch anlieg = verleumde; Nb. 43, 19; 66, 35; 12, 46 Du last dich iunckherr liegen an (fälschlich nennen).

1142 öflich: Nb. 14, 35; 67, 3; 68, 17.

1159 Es ist gleublich, was ich vch sag: L. N. 2273. Ists gleublich, was vnß cristus lert, .

1165 on letzung: A. d. Adel, S. 6 on solche letzung (Schädigung) vnsers glaubens, .

1192 in solchen (Hupfuff: solchen) iomer vnd in not vgl. 1477 solt ich erst den iomer klagen: Sz. Vorrede 50 Eyn zung zwang rom in iomers qual. Sz. 27, 11 f. ouch der vmb zeitlich kurtze freidt, Kumpt in iomer, hertzen leidt. .

1214 alß dan ein findtlichs hertze dût; 1238 alß den . .: Bf. 9, 39 Als dan ein zorniger dût. Gm. 3349 Als ein grosser gouch dann thût; L. N. 4094 Als man dan vf der hochzeit thût.

1262 fürdt: hinfort, in Zukunft: Bf. 19, 6 kein sünden dût er nymmer fürt; 24, 23 nach strassen fragt nit fürt (nicht weiter)!

1267 schanckt: Irrealis Präs., so auch: Nb. 38, 48 f. So hör ich wol, wa man nit gyt, So schanckten ir gott kein noten nit. Dagegen Gm. 3529 «Do schanckt ich ir eyn syden rock.» Ind. Praeteriti.

1292, 1295, 1362 blût entpfangen = auffangen: Gm. 3344 vnd het syn eygen blût entpfangen: sich zur Ader gelassen, um mit dem Blut einen Liebesbrief zu schreiben.

1296 vßgespreyt: Sz. 35, 34 f. du spreitest das vogel garn offelich den vogeln dar; 4 Ke. O 1 a Henker müßten die esch weit spreyten vß vmb hin und har; L. N. 500 büchlin vßspreiten in dem landt, .

1345 was gunsts: welches Wohlwollen. Auch mhd. kommt gunst neben dem st. Femininum als st. Maskulinum vor. L. N. 3747 ich . . find. deinen gunst zû meinem kind, . .

1368, 115, 272 dyn: Nb. 7, 96 Dinn ist es warm, duß ist es kalt.

1393 u. 1454 liegen heißen: Sz. 1, 32 Ie eyner heißt den andern liegen.

1394 f. sprechendt, das wirs dichten alß, vnd liegendts an in vnseren halß: und behaupten fälschlich von uns, wir seien Lügner. Vielleicht ist zu lesen: das wirs dichten alß vnd liegens an . .: sie behaupten, daß wir alles erdichten und ihnen fälschlich nachsagen.

1412 (Disse gschrifft erfordert nit), Das ich ir schalckeyt sag do mit (: außerdem, dabei): L. N. 4343 f. So du aber begerst damit, das ich in trost verlaß dich nit, . .

1422 kurtzlichen: bald. D. Wb. 2851 f.: b β: auf die Zukunft weisend: Joh. von Schwarzenberg 101 b Also wer suchet süntlich fraid, dem volget kürzlich ewig laid; Ayrer 69 a daß ir gwalt kürzlich hab ein end!

1453 londt sich dennocht nit beniegen: Gm. 4457 laßt man mit wort sich niet beniegen (zufriedenstellen).

1466 allen tag: jeden Tag. L. N. 1184 allen dack; Entehrung 805 all tag: täglich.

1473 mecht: Nb. 13, 13 argwenig mecht (Konditional!) ich min beschweren.

1492 Gifft fur einen syrup geben: statt eines Abführmittels vgl. L. N., R 3a Ueberschrift: wer durch ein 'starcken sirup vnd tranck der vnbekant vnd verborgen Karsthanß ist erfunden worden.

1521 butet: büt Nb. 14, 37: bütet Nb. 70, 8.

1522 vnd hett sy̅ (seinen) lon im hymel ob: Nb. 31, 47 Den lon hat sy (die Tugend!) im hymel ob.

1523 hie mit freyden, dort mit eren: für die Murner sehr geläufige Gegenüberstellung von hie (auf Erden) und dort (im Jenseits) vgl. Bf. 20, 57 f. hie vff erd . ., dort bei got.; Gm. 4945; 4947; 4954 f.; 5061 f.; 5104 f; Nb. 31, 51, 57 Entehrung 775 f (Maria dem Schmied) h i e vff erd der eren gyndt — dar zů er d o r t syn belonung findt —.

1529 kleinôt: L. N. 3742 kleinet.

Zum Schlusse sei noch berichtigt, daß Gengenbachs Meisterlied: «Von den 5 Juden» abweichend von meiner auf einem Versehen beruhenden Angabe auf S. 79, Anm. 2 und 149 im XXI. Bande des Jahrbuches nur 495 Verse in 33 Strophen zu je 15 Versen zählt. Dagegen erfolgten die Verweisungen auf Gengenbachs Lied nach Goedekes Zeilenzählung. Es entspricht also die Schlußstrophe V. 481—495 (bei Goedeke S. 53, Zeile 523—537) von Gengenbachs Gedicht den Schlußworten von Murners Entehrung V. 820—827 und 1507—1530.

Nach einer gütigen Mitteilung von Herrn Geheimerat Dr. von Laubmann fehlt in dem auf der K. Hof- und Staatsbibliothek in München (Signatur P. lat. $\frac{405}{1}$ 4°.) vorhandenen Exemplar von Murners «Entehrung Mariä» von den 34 Blättern nur das 28., Blatt 6 der Lage d, mit den Versen 1202—1259 meiner Zählung, während in dem in Tübingen erhaltenen Drucke (Gh. 415, 8°. ang.) nur 24 Verse am oberen Rande beschädigt und teilweise getilgt sind (Bl. 23b sind 5 Verse durch Zerreißen defekt); auch die Holzschnitte haben durch Beschneiden des Heftes am oberen Rande gelitten.[1]

[1] Diese Auskunft, die ich der Direktion der K. Universitätsbibliothek in Tübingen verdanke, diene zu weiterer Ergänzung der von Herrn Prof. Dr. W. List im Zentralblatt für Bibliothekswesen IV 1887, S. 291 gemachten Angaben.

XVI.

Kleinere Beiträge

von

E. Martin.

1.

Die Handzeichnungen zu Murners Uebersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus, wie sie in drei übriggebliebenen Teilbänden zu Karlsruhe, Schlettstadt und Straßburg vorliegen, habe ich in diesem Jahrbuch 9, 102—114 besprochen, nachdem schon 1892 «Handzeichnungen von Thomas Murner zu seiner Uebersetzung der Weltgeschichte des Sabellicus, Photographische Nachbildungen nach der Originalhandschrift (mit einem Vorwort von mir) zu Straßburg i. E., Photographie und Kunstverlag Mathias Gerschel, erschienen waren. Daß die Zeichnungen von Murner selbst herrühren, glaubte ich daraus mit Sicherheit schließen zu dürfen daß sie in Tinte, Schnitt und Führung der Feder genau mit dem von Murners eigner Hand geschriebenen Texte übereinstimmen, und dieser Schluß wurde auch von Prof. Dehio u. a. vollkommen bestätigt. Allerdings hat man (s. Jb. 9, 113) auf Grund der Kunstmäßigkeit auf Hans Burgkmair geraten. Neuerdings hat Dr. J. Gény in einem nachgelassenen Aufsatze, der in der Revue Alsacienne Illustrée 1905 zum Abdruck gelangt ist, auf Baldung Grien hingewiesen. Auch diese Vermutung wird von meinen Kollegen Dehio und Ficker sowie von Bibliothekar Dr. Schorbach entschieden zurückgewiesen. Ganz abgesehen von den Kunstfehlern, wäre es in der Tat unbegreiflich, daß Baldung Grien in den Jahren 1532 ff. schon als Gast Murners in Oberehnheim verweilt haben sollte und daß seine Zeichnungen so ganz untrennbar in Murners Text sich

eingefügt hätten. Etwas anderes ist die Frage, wieweit Murner Arbeiten anderer und darunter wohl auch bedeutender Künstler benutzt hat. Doch muß ich wie früher so auch jetzt noch diese Untersuchung andern überlassen.

2.

Kursthans.

Murner nimmt im «Großen Lutherischen Narren» besonders Bezug auf den Prosadialog Kursthans, der sich gegen Murners «Brüderliche Ermahnung an Luther» gerichtet und Mainzer Vorgänge des Jahres 1520 berührt hatte. Der Verfasser dieses nach Huttens Art, zugleich witzig und sachkundig verfaßten Dialogs war Murner unbekannt geblieben, ist auch bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Nur soviel ist sicher daß es ein Elsässer war, vermutlich ein Straßburger. Allerdings die Verse am Schluß:

Der Murner ist nit allein in dem Spill;
Zů Straßburg ich noch zwen nennen wil:
Der Schůlmeister Iheronymus genant
Und Doctor Peter ufm Stifft predicant.

sind erst in der Ausgabe C (bei Heinrich Kurz, Th. Murner's Gedicht vom großen Lutherischen Narren, Zürich 1848, S. 192) hinzugekommen. Aber die Sprache ist durchaus elsässisch, und zwar unterelsässisch. Die 2 Plur. endigt oft auf -en: S. 164 uö. L o s e n ! 175 d z t h ů n, 166 yr m ü s s e n, 166 yr g o n, 168 i r w a r e n usw. 169 H e b e n ! ferner 75 h e t (hätte) w e l l e n, 186 k i n d «könnte». Der Imper. 112 g a n g widerspricht nicht; auch die einmalige 3 Sing. h o t 168 neben h a t ist kein Gegenbeweis. Für den Wortvorrat führe ich an: 164 p f u c h t, R ö l l i n g (u. ö.) «Kater» (schwäbisch SCHMID 423; jetzt els. Roller), ebd. D a p e n, 165 u. ö. P f l e g e l, 166 l o r b o n e m K r a n t z, 170 s c h a r f r e ß, 172 e ß h a t l a n g i n m i r g e d o d e r t ich habe seit langem den Verdacht, vgl. Wb. d. els. Mdn. 2, 730 d u t t e r e^n eig. «zittern vor Kälte» oder Angst; auch S. 728 d u t t l e^n «bange sein, ahnen», 172 n a c h g ü l t i g «geringwertig, gemein», 175 g e f e r «feindlich», r e c h t f e r t i g e n «berichtigen, bestrafen», 176 n y n d e r «nirgends», ebd. u. ö. w y t e r s, 177 g e s p o n t z, s i c h m u t z t u n d z i r t, d e r r i t «das Fieber,» 180 d u r c h n e u s e n t «durchsuchen,» 186 b l a p e r e n «schwatzen», 187 u r t r i t z i g «überdrüssigs» s. C. Schmidt, Hist. Wb. d. els. Mda. Gewiß kamen diese Aus-

drücke teilweise auch in den Nachbarmundarten vor, aber nicht in ihrer Gesamtheit. So unterstützt die Sprache den Schluß, den man schon aus dem Inhalte ziehen kann: solche genaue Kenntnis der Personen und der Verhältnisse ist nur in dem Straßburger Gelehrtenkreise denkbar.

3.

Ein Straßburger als bester Schütze auf dem Schießen zu Pforzheim 1561. Es war Hans Schatz «dem geben ward der Crantz, Den er nun trägt mit Eeren gantz». Auch vier Fahnen und einen Geldpreis trug er davon. Er hatte auch im Namen der Schützen, die ihn zum Neuner, zum Ausschußmitglied, mitgewählt hatten, die Dankesrede an den Markgrafen Karl II., an den «erbar weysen Rat» und die Schützengesellschaft zu Pforzheim zu halten. So berichtet Heinrich Gering von Zürich, «Leineweber und Pritschenmeister und jetzund Bürger zu Rottweil», dessen poetische Beschreibung des Schießens K. Maurer, Pforzheim, Verlag der Kunstdruckerei Birkner und Brecht, 1905, herausgegeben hat; ebenda ist von demselben auch «Die Schützengesellschaft zu Pforzheim in fünf Jahrhunderten», mit zahlreichen Abbildungen erschienen. In beiden Schriften wird die Beteiligung Straßburgs und anderer elsässischer Städte an dem für jene Zeit so wichtigen Schützenwesen noch vielfach berührt und beleuchtet.

4.

Die **volkstümlichen Spitznamen einer Anzahl von Straßburger Wirtschaften** teilt uns ein freundlicher Förderer unseres Wörterbuchs der elsässischen Mundarten mit. Auch ohne die Namen auf die wirklichen Bezeichnungen zurückzuführen, werden sich die Leser an dem derben Humor, der sie geschaffen hat ergötzen.

Dr wüedi Esel. Dr kalt Jäger. Dr Stiffe. Dr Fischotter. D bleche Rotznas. s verschisse Lintuech. D verrissene Gamasche. Dr Schwitzkaste. s heilig Grab. Dr Weihwasserkessel. D klein Mairie. Dr blau Furz. Dr Coup de noeud. Dr Duele. D silberi Lus. Dr blueti Knoche. Dr Nachtwaue. s Eckkensterle. D Widepfiff. s Loch. s Kritzaß. D Salzkist. D Wachstub. D Schwimmschuel (wegen der großen Schoppen). D Schublad. D Lorenzkapell. s Café Schwartemaue. s Filetkäppel. s Café Durchzug. D Mehlkist. D Herzwurst. Dr Spatzehafe. Dr krumm Zopf. s Pflästerle. s Café Hühnerloch. s Café Lissele. Dr Sundashals. D Sundasbapp. s Schiletsäckel. Dr Himmel. D Elfermeß.

5.

Zu der Redensart **Do leit e Musikant begrawe,** die ich Jb. 19, 309 besprach, hat Herr Dr. Reiffel, Notar in Altkirch in einem freundlichen Briefe bemerkt, daß sie nicht spezifisch elsässisch sei. In der Tat kann ich (abgesehen von Jb. 11, 61, wo sie für Dehlingen bezeugt ist) nach Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, 3. und 4. Band, Leipzig 1873 bis 76 sie für Ostpreußen und Würzburg nachweisen, mit der Variante Spielmann für Schwaben und für Holland: Daar ligt een speelman begraven, hij wil sien waar de strijkstok ligt. Auch wenn Herr Dr. Reiffel zur Erklärung darauf hinweist, daß die fahrenden Musikanten ein unehrliches Gewerbe trieben und darum nicht in geweihter Erde, sondern irgend in einer Ecke begraben wurden, so daß man auch draußen im Freien ihr Grab annehmen konnte, so ist das gewiß richtig, aber es reicht nicht aus. Dann hätte man ja auch von Schäfern, Scharfrichtern usw. sprechen können. Auch daß die Redensart stets beim stolpern gebraucht wird, stützt meine Erklärung, wonach eben das Stolpern als ein Tanzen erscheint und ein Schmerz durch einen Scherz verdeckt wird. In Wien sagt man sogar: hier liegt ein Tanzmeister begraben, wie mir Herr Prof. Seemüller von dort gütigst mitteilt.

6.

Als Nachtrag zu unserem Wb. d. els. Mundarten II 637 ^b^ «dä [ta M.] Lockruf an die Ziege» teilte mir Hr. Pfarrer Spieser folgende Anekdote mit. [Wù salər Kèisħert frkrâwə wòrə eš, het ti Froi ùm ti Wái à èim 'Stek kəjyùmrt: «hèr Jèrə, Hàntsjèri, hèr Jèrə, Hàntsjèri, we fil Myùl hèš ty ksèit: Kitələ ta! ùn Kitələ ta!»] Vielleicht darf an die Nadowessische Totenklage bei Herder und Schiller erinnert werden, die auch die Taten des Verstorbenen, freilich solche mehr heroischer Art preisen; selbst die Totenklage am Leichenfest für Attila ist im Grunde verwandt.

XVII.

Rückblick auf das Wörterbuch der elsässischen Mundarten.

Von

Ernst Martin.[1]

Das Wörterbuch der elsässischen Mundarten geht zur Zeit seiner Vollendung entgegen. Dem eigentlichen Werke sind Nachträge und Berichtigungen beigegeben, sowie ein Wörterverzeichnis, welches den im Aufsuchen der Stämme weniger geübten Leser leicht an die Stelle führen wird, wo das einzelne Wort zu finden ist. Dieses Verzeichnis umfaßt etwa 30 000 Wörter, beweist also die Reichhaltigkeit unserer Sammlung. Es ist völlig dem Fleiße des Hrn. Direktors Dr. Lienhart, dem Dr. K. Roos zur Seite stand, zu verdanken. Ebenso hat Hr. Lienhart die unserem Wörterbuch angefügte Sprachkarte der elsässischen Mundarten ausgearbeitet, welche die Grenzen der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale deutlich angibt.

Der Hinweis auf diese gewiß höchst dankenswerten Sonderarbeiten meines verehrten Mitherausgebers führt mich über zu der Erwähnung der Hilfe, die wir beide gefunden haben und ohne welche ich, als ein erst im Mannesalter nach dem Elsaß gekommener, gar nicht daran hätte denken können, ein Wörterbuch der elsässischen Mundarten mit zu unternehmen. Ich will und kann hier nicht den Dank an alle Förderer unseres Werkes wiederholen, den wir im Vorwort zu unserer ersten

---

[1] Vortrag in der allgemeinen Sitzung vom 12. November 1905, hier etwas abgeändert.

Lieferung 1897 ausgesprochen haben. Aber ich muß es als eine Pflicht der Dankbarkeit ansehen, der treuen Hilfe zu gedenken, die wir durch Herrn Pfarrer Spieser in Waldhambach erfahren haben. Herr Spieser hat regelmäßig an der Druckberichtigung Teil genommen und immer von Neuem uns die Früchte seiner ausgezeichnet feinen Beobachtung namentlich für die Sprache des Münstertales und wiederum die der Diemeringer Gegend zu gute kommen lassen. Zum Teil sind seine Ergebnisse auch in unserem Jahrbuch veröffentlicht worden. Diese und andere grammatische Aufsätze in unserem Jahrbuch haben freilich bei denen, die an solchen strengen Untersuchungen sich nicht selbst beteiligen wollen, viel Nachsicht in Anspruch nehmen müssen; aber ich stehe nicht an es immer wieder auszusprechen daß der wissenschaftliche Wert gerade dieser Mitteilungen besonders hoch anzuschlagen ist; und ich hoffe daß jeder Leser auch den Teil unserer Zeitschrift, der ihn selbst nicht näher anspricht, doch aus Rücksicht auf andere gelten lassen wird. Es bleibt doch wohl auch nach Ausscheidung dieser Beiträge noch immer genug übrig, woran sich jeder erfreuen kann.

Darf ich zur Bestätigung dessen, was ich soeben über den Wert solcher sprachlicher Untersuchungen gesagt habe, auf die öffentlichen Besprechungen unseres Werkes hinweisen, so muß ich mit Dankbarkeit und Freude zunächst der liebenswürdigen und geistreichen Würdigung gedenken, welche unser früherer Kollege, Herr Professor Heinrich Schneegans beim 25jährigen Jubiläum unserer Universität 1897 durch sein auch in Buchform erschienenes kleines Drama «Was d' Steckelburjer vun d'r Université saaue» unserer ersten Lieferung hat zu Teil werden lassen, die wir damals dem Rektor als eine Festgabe überreichen durften. Freilich die Mahnung, die Schneegans darin seiner Madame Mathis in den Mund legte: «E Dictionnaire vum Stroßburjer Ditsch? — Diß mueß e guets Buech sin! Diß sott in kaner Hüshaltung fehle», diese Mahnung dürfte schwerlich in weiteren Kreisen befolgt worden sein.

Von den Anzeigen unseres Unternehmens in Zeitschriften hebe ich namentlich hervor die von Müller-Fraureuth, die er in seinem sehr ansprechenden Buche «Aus der Welt der Wörter», Halle 1904, wieder abgedruckt hat. Ganz besonders lehrreich waren uns natürlich die Besprechungen von Seiten einheimischer Forscher, so die von Herrn Kreisschulinspektor Menges, und vor allem die in der Revue Critique veröffentlichten Anzeigen von Victor Henry, Professor an der Pariser Universität, dem Verfasser einer ausgezeichneten Grammatik des Kolmarer Dialekts, die im Jahre 1901

erschienen ist. Es versteht sich von selbst daß wir diese und andere Erweiterungen und Berichtigungen unseres gedruckten Werkes im Nachtrag dankbar einfügen.

Indem ich von den Berichtigungen und Ergänzungen spreche, gestehe ich zu daß unser Werk durchaus nicht vollkommen ist. Aber ich meine immerhin, daß ein derartiges, aus so vielen Einzelheiten bestehendes, durch die gemeinsame Tätigkeit so vieler Mitarbeiter entstandenes Buch niemals eine so über jeden Tadel und jeden Wunsch hinausgehende Vollkommenheit erreichen kann als eine einheitliche, sich der Kunst nähernde Darstellung etwa eines philosophischen oder auch eines historischen Gedankenganges. Auch die vorzüglichsten Wörterbücher von Mundarten, selbst Schmellers Bayerisches Wörterbuch haben Nachträge erhalten. Und wenn man unsere Arbeit etwa mit diesem Muster- und Meisterwerk, oder mit den jetzt erscheinenden, dem Schweizerischen Idiotikon, dem Schwäbischen Wörterbuch vergleicht, so möge man nicht vergessen, wie ganz anders hierfür die Mittel bemessen worden sind. In einem Betracht glaube ich sagen zu dürfen, daß unser Wörterbuch vorbildlich erscheinen darf und vielleicht auch erschienen ist, in der Schnelligkeit der Ausführung. Möge uns auch das Sprichwort zu Gute gerechnet werden: Doppelt gibt, wer bald gibt.

Was man an unserer Arbeit besonders anerkannt hat, war das Bestreben mit den Wörtern zugleich auch die Sachen zu bringen, das geistige Leben wiederzugeben, soweit es sich in der Sprache abspielt und bezeugt: Aberglauben, Sitte und Gewohnheit, Spiele, Sprichwörter, Volksrätsel u. dgl. mehr. Ein freundlicher Beurteiler im Internationalen Archiv für Ethnographie 1898 hat unser Wörterbuch geradezu eine Volkskunde für das Elsaß genannt.

Wir waren ferner bemüht, die Aussprache der Wörter durch unsere Lautschrift nach dem wohldurchdachten System von Kräuter so viel als möglich mit Unterscheiddung der einzelnen Ortschaften anzugeben. Vielleicht erscheinen wir mit diesen Angaben gelegentlich etwas breit und überausführlich. Ich will die Möglichkeit nicht leugnen, daß diese Verhältnisse der Aussprache übersichtlicher in einer Grammatik hätten gegeben werden können. Aber wer will uns eine solche nicht auf die einzelne Ortsmundart, sondern auf die Sprachverhältnisse des ganzen Landes bezügliche Grammatik schreiben? Auf eine Zusammenfassung der Grundzüge, die allen rein elsässischen Mundarten gemeinsam sind, habe ich in meinen akademischen Vorlesungen mein Augenmerk gerichtet; ob ich dazu komme diese Uebersicht allgemeiner zugänglich zu machen.

kann ich jetzt noch nicht sagen. In jedem Falle war es gut das was uns über die verschiedene Aussprache der einzelnen elsässischen Gegenden mitgeteilt wurde, auch zu veröffentlichen. Denn diese Verhältnisse sind recht unbeständig und werden vielleicht in nicht allzuferner Zeit noch erheblich mehr verwischt werden als sie es jetzt schon sind: dann wird unsere sorgfältige Zusammenstellung der Lautverhältnisse, die übrigens Herr Lienhart als seine besondere Aufgabe angesehen hat, einen dauernden, gewissermaßen phonographischen Wert besitzen.

Meinerseits hatte ich zwei andere Gebiete unserer Tätigkeit mir besonders zugeeignet. Einmal die literarischen Belege. Hier konnte auch ein nicht eingeborener Elsässer mit Erfolg beisteuern. Ja einem solchen wird Manches als elsässische Eigentümlichkeit mehr auffallen als einem Landeskind, welches an solche Ausdrücke von Hause aus gewöhnt ist. Hier auf literarischem Gebiete liegt nun eine wirklich höchst stattliche Menge von Schriften der verschiedensten Art vor, aus älterer und neuerer Zeit. Mit der Geschichte der Literatur im Elsaß habe ich seit Jahren mich mit Vorliebe und großem Genuß beschäftigt, und wenn ich hier von einem noch weit ausstehenden Plane für den Rest meiner Arbeitsfähigkeit reden darf, ich habe seit Jahren den Wunsch, die ausgezeichnete Elsässische Literatur-Geschichte meines unvergeßlichen Vorgängers Wilhelm Scherer dadurch zu ergänzen, daß ich so gründlich als möglich alles verzeichne, beschreibe und literarhistorisch erläutere, was von hier im Elsaß entstandener Dichtung und Rede handschriftlich oder durch den Druck bezeugt und überliefert ist: eine solche Alsatia literata, durchweg aus den Quellen geschöpft, das ist mir seit lange als der schönste Abschluß meiner wissenschaftlichen Tätigkeit erschienen.

Um so mehr muß ich bedauern, daß unserem Wörterbuch nicht so viel von diesen Studien zu Gute gekommen ist, als ich nach dem Vorbild Schmellers u. a. wünschen möchte. Der Grund ist ein sehr einfacher: der Mangel an Raum. Mit den historischen Belegen aus der älteren Zeit hätte man leicht den Umfang unseres Wörterbuches mindestens auf das Doppelte bringen können. Wir haben schon jetzt die ursprünglich geplante Bogenzahl weit überstiegen, wir werden über 100 Bogen, Alles in Allem gegen 2000 Seiten bieten. Dadurch ist der Preis notwendigerweise erheblich erhöht worden. Mit den von uns erbetenen und von Regierung und Landesausschuß bereitwillig gewährten Mitteln konnten wir nicht weiter gehen.

Für die ältere Zeit dürften wir auch um so mehr von einer vollständigen Ausbeutung etwa der Sprachquellen des 16. Jahrhunderts absehen, als diese Aufgabe schon im 18. Jahr-

hundert durch das Wörterbuch von Scherz und Oberlin, neuerdings durch das «Historische Wörterbuch der elsässischen Mundart mit besonderer Berücksichtigung der frühneuhochdeutschen Periode aus dem Nachlaß von Charles Schmidt» (1901) in Angriff genommen worden ist. Die Sammlungen des verdienten, uns freilich nicht günstig gestimmten Gelehrten wollten und durften wir nicht einfach ausschreiben; wir haben gelegentlich darauf verwiesen.

Wir haben uns wesentlich darauf beschränkt, für heute noch vorhandene Wörter und Wendungen ältere Belegstellen aus Geiler, Fischart usw. und zwar großenteils nach eigener Durchmusterung dieser Schriften anzuführen. Von Sammlungen Anderer standen uns insbesondere die von August Stöber zu Gebote, dessen wir uns dankbar als unseres Vorgängers rühmen. Für den heutigen Volksgebrauch hat Stöber seine Forschungen glücklicherweise selbst zum Abdruck bringen können.

Genauer haben wir die Literatur benutzt, welche den Dialekt als solchen schriftlich wiederzugeben bestrebt war, als bereits die nhd. Schriftsprache und zwar wesentlich auf Grund der mitteldeutschen, mehr nordöstlichen Volkssprache und der darauf begründeten Kanzleisprache sich befestigt hatte. Zu den Dialektquellen muß ich auch z. B. die Bücher des französischen Sprachlehrers Daniel Martin aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges rechnen, der die in den Straßburger Universitäts- und Bürgerkreisen üblichen Ausdrücke vorlegt. Nicht unwichtig sind ferner aus dem 18. Jahrhundert die Angaben des elsässischen Exjesuiten Klein, der in Mannheim ein deutsches Provinzialwörterbuch erscheinen ließ und für das Elsaß gewiß Selbstbeobachtetes mitteilt.

Von der eigentlichen Dialektdichtung ist Arnolds Pfingstmontag, dies «lebendige Idiotikon», wie Goethe das Drama genannt hat, eine überaus reich fließende Quelle. Arnold hat bei den späteren Lyrikern in Straßburg darin Nachfolge gefunden, daß sie gelegentlich die Ausdrücke für einzelne Gegenstände und Vorgänge gewissermaßen wörterbuchartig zusammenstellen, so z. B. Kettner die für Gehen, Trinken, Prügeln usw.

Die neuere dramatische Literatur in der Mundart ist in der Beobachtung des theatralisch Wirksamen gewiß weit über Arnold hinaus gegangen. Für unsere sprachlichen Zwecke dagegen tritt sie ebenso unzweifelhaft hinter dem «Pfingstmontag» zurück. Die Volkssprache ist unter den gewaltigen politischen Erschütterungen, die das Land seit der großen Revolution durchgemacht hat, entschieden schon verarmt, und gegenwärtig gleicht besonders der in zunehmendem Maße gesteigerte Verkehr die Mundarten unter sich und mit der Schriftsprache

mehr und mehr aus. Aber nicht nur dies. Die städtische Dialektbühne will gar nicht ein ganz genaues Bild irgend einer bestimmten ländlichen Mundart geben. Die Stücke sollen leicht verständlich sein, sollen stark auf die Lachlust oder die Rührung der Zuschauer wirken. Es wäre pedantisch grammatische Anforderungen an sie zu stellen. In Stoskopfs vortrefflichem Herrn Maire kommt das Wort basta: «Damit genug, ich will nichts weiter hören» als ein Schlagwort vor, dessen häufige Wiederholung den strengen Dorfgebieter kennzeichnet. Nun hatte kein einziger unserer 150 Mitarbeiter das Wort vermerkt. Ich habe die Mühe nicht gescheut im Ober- und im Unterelsaß eine Umfrage über das Wort zu veranstalten. Meist kannte man es überhaupt nicht; in einzelnen Gegenden wurde zugegeben, daß von alten Soldaten aus der französischen Zeit die Form baste so verwendet werde.[1] Daß wir unter solchen Umständen die Druckwerke des Elsässischen Theaters nicht häufiger angezogen haben, wird man wohl entschuldigen.

Mit dem Hinweis auf die wachsende Angleichung der elsässischen Mundarten an die der Nachbarlande kommen wir auf den zweiten Punkt, dessen Beobachtung ich mir zur besonderen Aufgabe gestellt habe, auf das Verhältnis zu den übrigen süddeutschen Mundarten. Die Einwanderung Fremder in die elsässischen Städte, besonders Straßburg, ist seit alter Zeit sehr bedeutend gewesen. Schon zur Zeit Geilers bemerkte man die Menge der zugezogenen Schwaben. Neuerdings macht sich diese Vermischung auch mit Einwanderern aus anderen deutschen Landschaften sehr geltend, und ebenso in diesen, namentlich durch das Zurückströmen zumal von Handwerksburschen, die Uebereinstimmung mit der Straßburger Redeweise. Wer die Darmstädter Mundart in den Schriften von Niebergall, insbesondere dem berühmten «Datterich» untersucht, erstaunt darüber, wie vieles Sprachgut hier und dort sich gleichmäßig vorfindet.

Aber diese Uebereinstimmung mit den Nachbarmundarten geht auf eine weit ältere Grundlage zurück. Die Elsässer Mundarten beruhen ja auf dem Alemannischen; doch hat in den nördlichen Gegenden, ja im Unterelsaß überhaupt und besonders in seiner westlichen Ausbuchtung von Anfang an ein starker Einfluß des Fränkischen statt gehabt. Man kann deutlich wahrnehmen, wie im Norden der Uebergang zum Pfälzischen, im Westen der zum Lothringischen einsetzt, und

[1] Zusendungen, welche auf Grund eines Berichtes in der «Straßburger Post» über meinen Vortrag mir in dankenswerter Weise zu gekommen sind, haben allerdings gerade für die Brumter Gegend das Bekanntsein des Ausdrucks bestätigt.

ebenso wie im Südstreifen das Schweizerische schon vorgebildet erscheint.

Die Einmischung des Fränkischen verstärkt sich mit der Zeit. Um 1500 und noch später wurde auch in Straßburg ein Dialekt gesprochen, der viel mehr alemannische Züge hatte als der heutige. So gebrauchen noch Brant und Geiler die Form gon, wofür heute bis weit ins Oberelsaß hinein die Form gehn gilt. Es wird einmal eine besondere Aufgabe sein dies Zurückweichen des Alemannischen in Lauten und Formen sowie im Wortschatz genauer festzustellen.

Daß diese Veränderung mit den politischen Verhältnissen, die auf den Verkehr sehr wesentlich einwirken, zusammenhängt, ist jetzt schon zur Genüge dargetan worden, insbesondere durch einen lehrreichen Vortrag von Professor Wrede aus Marburg auf der Straßburger Philologenversammlung 1901. Daher die Zersplitterung der Mundarten in dem unter so vielen Herrschaften stehenden Unterelsaß gegenüber der verhältnismäßig einheitlichen Sprechweise des Oberelsaß, das unter Oesterreichs Szepter vereinigt war. Auch die Verschiedenheit der kirchlichen Bekenntnisse, welche durch die Gebietsgrenzen des 16. und 17. Jahrhunderts bestimmt worden sind, hat deutlich auf die Sprache eingewirkt. Es galt damals der Grundsatz: cujus regio ejus religio, das Bekenntnis der Herrschaft bestimmte auch das der Untertanen; man könnte hinzufügen ejus dialectus: auch die Mundart ist durch die Herrschaft wenigstens mitentschieden worden.

Diese Verhältnisse machten es uns zur Pflicht bei jedem elsässischen Worte nachzusehn, ob es auch im Schweizerischen, Schwäbischen, Bayerischen, Pfälzischen vorkomme. Indessen mußte ich mich im Ganzen darauf beschränken die Wörterbücher nachzusehen, die für das Bayerische bei Schmeller vollständig, für das Schweizerische und Schwäbische wenigstens für die ersten Buchstaben ausgezeichnete Hilfe bieten. Wo die letzteren noch unvollständig waren, mußten freilich ältere Hilfsmittel eintreten. Die Hinweise auf diese Wörterbücher konnten allerdings nur kurz angegeben werden; eine ausführliche Besprechung der Uebereinstimmungen hätte einen unverhältnismäßigen Raum beansprucht.

Die Vergleichung mit den Nachbarmundarten ist nun auch durchaus nötig für die richtige Erklärung der elsässischen Wörter, ja für ihre richtige Schreibung. Denn oft sind wir unsicher, ob z. B. für das elsässische Wort ein i oder ü als Grundlage anzusetzen ist. Die Vergleichung etwa mit dem Schweizerischen, das diese Verhältnisse meist reiner erhalten hat, läßt uns das Richtige erkennen.

Bei allen diesen Hilfsmitteln gelang es uns doch nicht überall auf das Ursprüngliche zu kommen und manches Wort mußte von uns als ein etymologisch fragwürdiges bezeichnet werden. Woher kommt z. B. dieren verlangen? terchen fest schlafen? Desling Schindel? Hier liegen noch genug sprachliche Rätsel vor, an denen die Etymologen ihre Kunst erproben mögen.

Manches Dunkel hoffen wir allerdings gelichtet zu haben, wobei wir wieder zuweilen mit Ueberraschung bemerkten, daß ältere Forscher bereits das Richtige gefunden hatten, das nur wieder in Vergessenheit geraten war.' So hat z. B. Jacob Grimm den Ausdruck «als gottmersprich» richtig gedeutet: «als wenn Gott weiß wer, als wenn irgend jemand spräche». Unsere Deutung von zenje absichtlich, zum Trotz aus ze einunge «zur Strafe» hat sich durch ältere Beispiele sicher nachweisen lassen.

Hier möge es gestattet sein noch an einem Beispiel zu zeigen, wie alt gewisse Wortscherze sind. Man sagt einem Ehemann, der eine reiche Frau heimgeführt hat, nach, er rede sie liebkosend an: Gelt, ich hab dich lieb! Dieses Wortspiel zwischen gelt «nicht wahr»? und Geld «Hab und Gut» ist schon um 1500 nachweisbar. In der von einem Freunde Wimpfelings verfaßten Schrift de fide concubinarum heißt es: Gelt, du bist mir lieb.

Manchem Benutzer unseres Wörterbuchs ist wohl die starke Neigung der Elsässer zu W o r t s c h e r z e n aufgefallen. Scherzhaft ist natürlich besonders die Ausdrucksweise in den zahlreichen Spielen. Schwerlich hat eine andere Landschaft eine solche Fülle von Spielen aufzuweisen und namentlich auch eine so frühe Bezeugung dieser Spiele. Schon das liebenswürdige Namenbuch Konrads von Dankrotsheim, welches die Kalenderheiligen der Reihe nach aufzählt und ihre Erlernung, einen wichtigen Teil des mittelalterlichen Unterrichts, erleichtern will, nennt mehrere Spiele. Ebenso in dem gleichen 15. Jahrhundert der Elsässer Ritter Altswert. Der Prediger Ingold hat etwa gleichzeitig über verschiedene Spiele eine predigtmäßige Abhandlung geschrieben. Geiler hat ein Kinderspiel zur Grundlage von Predigten gemacht. Fischart führt in seinem Gargantua, allerdings nach dem Vorgang von Rabelais, aber doch diesen an Fülle weit überbietend, hunderte von Spielen auf. Seine Spielnamenreihe zu erläutern hat gegenwärtig ein Elsässer Zuhörer von mir unternommen. Ein schon von Altswert erwähntes Spiel, das Geiler mehrmals anführt, ist zürlin mürlin Gartentürlin. Stöber kennt noch den Vers: «Zirle mirle habedirle. Geht e Fraui ins Hüehnerhus, laßt die beste Bibbler

rüs». Vielleicht ist doch noch irgendwo eine Spur davon zu finden. Es muß ein Zupfen, Tupfen in die Hand damit gemeint sein. Zirlen wird man von zerren abzuleiten haben. Es kommt auch für sich im Sinn von «tändeln» vor.

Für eine andere Art von Scherzen, die nun wieder ganz besonders für das Kindergemüt bestimmt ist, bietet unser Wörterbuch mehrere Belege. Es ist dies die Deutung der Tierstimmen, insbesondere der Vogelstimmen. Auch diese hat Stöber in seinem Volksbüchlein schon behandelt, doch ließen sich noch andere dazufinden. So wird der Amselruf gedeutet: Der Schnider isch e Fadėdieb! Wahrscheinlich war es selbst ein Schneider, der diese Deutung noch hinzufügte: Het alli schene Mädle lieb! Doch ich gedenke das anmutige Kapitel von der Vogelsprache bald einmal im ganzen Zusammenhang anderswo zu behandeln. Es ist bemerkt worden, daß von diesen Deutungen oft auch der Name des Vogels selbst abgeleitet worden ist.

Merkwürdig ist, wie oft derselbe Ausdruck für verschiedene Tiere oder Pflanzen gebraucht wird, oft wohl aus einer Art Uebertragung. So bezeichnet Teüfelsgroßmuetter ganz verschiedene Arten von Käfern: der Lederlaufkäfer, den schwarzen Mistkäfer, den Kugelkäfer, den Purpurbock; Pfingstnägele ist Pfingstnelke, Goldlack, Nachtviole. Ein Mensch mit struppigem Haar wird im 17. Jahrhundert mit Vorliebe als Haarigel bezeichnet, später als Haareule; offenbar weil man Hóréjl mit Hóril verwechselte. Durch eine Entgleisung der Sprache wird die Heuschrecke auch Haüschnëck genannt, so sinnlos das auch sein mag. Verstuche[n] wird zu verstruche[n]; Reb und Rueb, sufe[n] suge[n] sude[n] werden verwechselt. Ganz besonders stark werden bekanntlich die Lehnwörter aus fremden Sprachen entstellt und an deutsche Wörter angeglichen: das ist dann die sogenannte Volksetymologie.

Das ganze Sprachleben ist von diesem Triebe durchzogen: Nachlässigkeit und Spaßhaftigkeit verdrehen die Wörter. Freilich nicht alle diese Misbildungen erreichen eine längere Dauer, eine weitere Verbreitung. Was der einzelne und sein Kreis an der Ueberlieferung sündigt, das gleicht meist die Gesamtheit wieder aus.

Wie sehr die Ausdrücke für beliebte Vorstellungen sich häufen, möge an einem Beispiel deutlich gemacht werden.

Goethe bemerkt zum Pfingstmontag von Arnold, daß der Elsässer reich ist an Spott- und Scheltworten, und er weist zugleich ganz richtig darauf hin, daß schon Geiler, Murner, Fischart diesen Reichtum bezeugen.

Ein hierfür besonders oft in Anspruch genommener Begriff

ist der des Dummen. Klug dünkt sich jedermann und man hat so oft Ursache einen Untergebenen, einen Jüngern als ungeschickt, bald als beschränkt, bald als zerstreut, bald als Phantasten, bald als Spaßmacher zu schelten. Da bieten sich dann die mannigfaltigsten Ausdrücke dar: dumm, taub, schusselig, türmlich, duttlich, geschupft, geschüttelt, führicht u. a. sagen das geradezu; aber auch an Substantiven fehlt es nicht, die meist umschreibender Art sind. Ich unterscheide nicht die einzelnen Begriffsfärbungen, auch nicht die einzelnen Lebenskreise, die verschiedenen Gegenden, die natürlich nicht immer die gleichen Ausdrücke gebrauchen. Es kommen vor: Dolle, Dollweck, Dolderi, Dummle, Dunder, Dippel, Dattel, Dottel, Duttel, Talpi, Talpatsch, Tölpel, Tappi, Tappele, Dotsch, Trampel, Troler, Dscholi, Tschaudel, Tschockel, Tschunkel, Tschopp, Tschoppi, Tschori, Wieche, Wullig, Zickel, Zippel, Zwatzli, Burefünfer, Buretrumpeter a. a. Für Uebereifrige: Lafari, Tralari, Holteripolteri; für langsame Frauen: Dillimadulli, Madüt, Dundi, Dautsch, Dutscherle.

Von Eigennamen sind besonders beliebt in diesem Sinne: Jockel, Michel, Nazi, Urwe, Verle, Nappel, Narrefasi, Tschamber, Zix; von weiblichen Eiermargretel, Märzebille, Trinle, Trud, Trutsch.

Das Tierreich liefert natürlich einen großen Vorrat an Scheltwörtern: Vieh, Ochs, Stier, Kuh, Esel, Aff mit vielen Zusammensetzungen, nebst Umschreibungen wie Langohr, Lappores; aber auch Iltis und Isvogel.

Fremdwörter von ähnlicher Bedeutung sind Simpel, Idio, Moro, früher Allefanz; von hebräischen Dalles, meschugge, mapul, und besonders beliebt Schaute.

Weitere Umschreibungen sind: er isch gschosse (mit der Pelzkapp), er isch durchtriewe wie e Nachtstuhl, er het e Vogel, e Sparre zu viel, er isch breit über d' Stirn, mer meint, er könnt ke drei zähle, er steht da wie drei un elf, er isch im siwwede Orde, mer meint, unser Herrgott sei ihm nit gnädig; der nimmt Mußdreck for Mackkümi, den kann mer nüchtere über de Gänsdreck führe. Auf alten Aberglauben weisen hin: Dildapp, Dilldappefänger, Trippsdrill, Ilbetrütsch. Auf die störrischen Wiedertäufer zielt: Annebadeschterle, er het Haften am Frack.

Undeutlich bleiben uns noch Afüsi, Efansere u. a.

Zuweilen hatten wir für andere Ausdrücke Vermutungen, die nur nicht sicher genug erschienen und zugleich eine zu lange Auseinandersetzung verlangt hätten, als daß wir davon im Wörterbuch hätten sprechen mögen.

Der Ausdruck Ochs, schau aufs Buech! d. h. «paß auf»,

der mehrmals im Pfingstmontag vorkommt, läßt sich vielleicht aus einem alten Bildwerk erklären, wodurch die vier Evangelisten mit ihren Vertretern: Engel, Löwe, Adler, Ochse dargestellt waren. Der Ochse des Lukas, über seinem Buche wegschauend, wie er z. B. an der Kanzel in Dorlisheim abgebildet ist, konnte so aufgefaßt werden, daß ihm der Engel jene Mahnung zuzurufen schien.

Sodann: s isch alles was i saa, de Miise halt gepfiffe; zur Bezeichnung einer vergeblichen Mahnung oder Belehrung. Wer kann wohl den Mäusen pfeifen wollen? Ich vermute, es gab eine Fabel von einer Katze, die auf diese Weise ihre Beute natürlich umsonst heranlockte. Geiler wird ein Sprichwort nachgesagt, das von einer flötenden Katze spricht. Aber gern wüßte man etwas Genaueres darüber.

Nur noch ein paar Beispiele dafür, daß die Volkssprache manchen Ausdruck in ganz anderem Sinne gebraucht, als die Schriftsprache, was zu komischen Mißverständnissen Anlaß geben kann. Daß «gemein» und «niederträchtig» lobende Bezeichnungen leutseliger Vorgesetzter sind, ist bekannt genug. Nun erscheint aber auch «toll» im Sinn von schön. Hört man also etwa in Hirsingen von einem tollen Hunde reden, so braucht man nicht gleich zu erschrecken. In Waldhambach heißt Schurke ein Krüppel, bes. ein Hinkender. Als nun jemand empfindlich gestraft wurde, der einen deutschen Beamten Schurke genannt hatte, wunderten sich die Leute höchlich: das sei doch gewiß nichts so besonders Schlimmes, nichts geradezu Ehrenrühriges.

Ich bin am Ende. Ich fürchte nicht, daß Sie durch die von mir zugestandenen Mängel sich bewegen lassen, unserer Arbeit ihren Wert abzusprechen. Wenn ich hinwies auf die Einzelarbeit, die nun noch zur Vervollkommnung unseres Werkes nötig sein wird, so habe ich nur berührt, was aller wissenschaftlichen Arbeit anhaftet. Je weiter wir kommen, desto ferner sehen wir das Ziel vor uns. Jede neu gewonnene Einsicht läßt uns wieder neue Aufgaben erkennen. Da wo ein Stillstand der Forschung eintritt, da steht man wohl meist auf einem toten Punkte, der verlassen werden muß, sei es auch durch zurücktreten. In diesem Sinn wollen wir das Wort Goethes auch uns zu eigen machen: Was fruchtbar ist allein ist wahr.

———

XVIII.

Straßburger Denkmal

für

Kaiser Wilhelm I.

Aufruf.

Nachdem der im Jahre 1904 zusammengetretene Ausschuß zur Ausführung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. auf Grund der Vorgänge in der Sitzung des Landesausschusses vom 20. März 1906 es abgelehnt hat, die aus dem Dispositionsfonds des Kaiserlichen Statthalters zur Errichtung des Denkmals bestimmten Beträge zu verwenden, tritt an das unterzeichnete Komitee die Aufgabe heran, die von ihm 1897 begonnenen Sammlungen fortzusetzen.

Wir wenden uns vor Allem an unsere Mitbürger in Elsaß-Lothringen und sind überzeugt, in weiten Kreisen freundliches Entgegenkommen zu finden.

Wir wenden uns aber auch an die Deutschen im ganzen Reiche und über seine Grenzen hinaus.

Es gilt, dem Erneuerer des deutschen Kaisertums, der allezeit das Reich geschützt und gemehrt hat, in Straßburg ein Denkmal zu errichten, das Seine ernsten und gütigen Züge, das Seine Helden- und Herrschergestalt für alle Zukunft vor Augen stellen soll.

Beiträge erbitten wir an unsere Kassenstelle, die Rheinische Creditbank, Filiale Straßburg i. Elsaß, Abtlg. Oberrheinische Bank, Münstergasse.

Straßburg, im April 1906.

Das geschäftsführende Komitee:

v. Bomhard, Landgerichtsdirektor, Geheimer Justizrat; Busse, Oberst a. D.; Cußler, Kaufmann; Pascal David,

Chef-Redakteur der Straßburger Post; D e d e l l e y, Chef-Redakteur der Neuesten Nachrichten; F r. D e u r e r, Generalmajor z. D.; E h r i s m a n n, Professor Dr.; E n g e l, Notar; v o n d e r G o l t z, Frhr., Wirkl. Geheimer Ober-Reg.-Rat, Präsident des Kaiserlichen Rats; G e o r g H a h n, Kaufmann; H a c k e n s c h m i d t, Pfarrer, Konsist.-Präsident; H u b e r, Kommerzienrat; H e r i n g, Ober- und Geheimer Reg.-Rat a. D.; J e s s e n, Professor Dr.; K ö h l e r, Professor Dr.; F r i t z L i e n h a r d, Schriftsteller; G. M u n c k e, Hofapotheker; M a r t i n, Univ.-Professor; M i c h a e l i s, Univ.-Professor, Direktor des Archäol. Instituts; N e d d e r m a n n, Fabrikant; O t t, Geh. Reg.-Rat, Vors. der Landes-Vers.-Anstalt; R e n a u d, Geheimer Reg.-Rat; S c h m i d t, Exzell., Generalleutnant z. D.; C h r i s t i a n S c h m i t t, Regierungssekretär; W a l t h e r, Rechnungsrat.

XIX.

Chronik für 1905.

12. Februar: Diamanthochzeit Sr. Exz. des Herrn Staatsrat Dr. J. v. Schlumberger in Gebweiler.

19. März bis 24. April: Wanderversammlung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein zu Straßburg.

8.—11. Mai der Kaiser in Straßburg, 13. in Metz, bis 17. Mai in Lothringen.

20.—22. Mai: Musikfest in Straßburg.

11. Juni: Sängerfest in Straßburg.

23.—24. Juni: XXXIII. Deutscher Aerztetag in Straßburg.

9. Juli: Enthüllung der Gedenktafel für Caroline Herder in Reichenweier.

29. Juli stirbt Jean Jacques Henner, Maler in Paris, geb. 5. März 1829 in Bernweiler bei Thann.

29.—30. Juli: Elsaß-Lothringischer Musikwettstreit in Straßburg.

30. August: Enthüllung des Baldedenkmals von Alfred Marzloff in Ensisheim.

24. September—5. November: Ausstellung für Denkmalpflege in Straßburg.

10. Dezember: Eröffnung des Kunsthauses in Straßburg.

XX.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 12. November 1905, vormittags 10½ Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren v. Borries, Harbordt, Lienhart, Martin, Menges, Mündel, Renaud, Chr. Schmitt, Stehle, Walter. — Entschuldigt die Herren Euting, Francke, Kassel, Lempfrid, Luthmer, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, teilt mit, daß die Zahl der Mitglieder sich z. Z. auf 2735 beläuft und daß die Universitäts- und Landesbibliothek außerdem 150 Tauschexemplare des Jahrbuchs bezieht: er schlägt deshalb vor, von dem nächsten Jahrgang eine Auflage von 3000 Abzügen herstellen zu lassen, welche ohne Zweifel bald vergriffen sein werden, da das Jahrbuch stets eine sehr wohlwollende Aufnahme findet.

Der Beitritt des Vereins zum Verein für deutsche Volkskunde wurde früher wegen der Undurchführbarkeit der von letzterem gestellten Bedingungen unterlassen. Nach weiteren Verhandlungen hat der in Gießen tagende Vorstand seine Forderungen dahin abgeändert, daß unser Verein die Mitgliedschaft gegen einen Jahresbeitrag von 30 M. erwerben kann, wofür uns die Veröffentlichungen des Gesamtvereins in 10 Abzügen zugestellt werden. Außerdem können für je 0,30 M. beliebig viele weitere Abzüge auf Bestellung geliefert werden. Herr Mündel erklärt sich zur Annahme von Bestellungen und zur Erledigung der Aufträge bereit.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Beiträge werden zur Durchsicht und Beurteilung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Es folgt darauf von 11 Uhr die

Allgemeine Sitzung.

Der Schriftführer begrüßt die Versammlung und erstattet den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr. Er empfiehlt den Beitritt zum Verein für deutsche Volkskunde trotz des Fehlbetrags von 733 M., mit dem wir diesmal abschließen und dessen Ausgleichung im nächsten Jahre tunlichst versucht werden muß, am besten und wirksamsten vielleicht durch Beschränkung des Umfangs des Jahrbuches.

Die Rechnungslage, welche vor Beginn der Sitzung von zwei Mitgliedern geprüft worden war, hat sich als richtig erwiesen und dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Vor der Neuwahl des Vorstandes spricht Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande den Dank des Vereins für seine Geschäftsführung aus und schlägt Wiederwahl des alten Vorstandes durch Zuruf vor. Da sich kein Widerspruch dagegen erhebt und auch kein Gegenvorschlag gemacht wird, nimmt der stellvertretende Vorsitzende namens des Gesamtvorstandes die Neuwahl an, indem er der Versammlung den Dank desselben für das bewiesene Vertrauen ausdrückt. Zum Schluß hielt der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, den angekündigten Vortrag «Schlußwort zum Wörterbuch der elsässischen Mundarten».

Schluß der Sitzung: 12 [30] Uhr.

2. Vorstandssitzung.

am 7. März 1906, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren v. Borries, Euting, Lempfrid, Lienhart, Martin, Mündel, Renaud, Walter. — Entschuldigt die Herren Francke, Harbordt, Kassel, Luthmer, Menges, Chr. Schmitt und Stehle.

Der Vorsitzende teilt den Inhalt eines Schreibens Sr. Exzellenz des Herrn Staatssekretärs mit, welches den Dank für die Uebersendung des letzten Jahrbuches ausspricht und den herkömmlichen Betrag von 300 M. zur Deckung der Kosten des nächsten Jahrbuches bewilligt.

Die eingegangenen Druckschriften werden verlesen und die Pflichtexemplare der vom Verein für Volkskunde aufgegebenen Mitteilungen unter die Vorstandsmitglieder verteilt; weitere Abzüge derselben waren seitens der Vereinsmitglieder nicht verlangt worden.

Sodann erfolgt die Beratung über die Verwendung der Bogenzahl des nächsten Jahrbuches sowie die Verteilung der bis zum Sitzungstage weiter vorgelegten Abhandlungen.

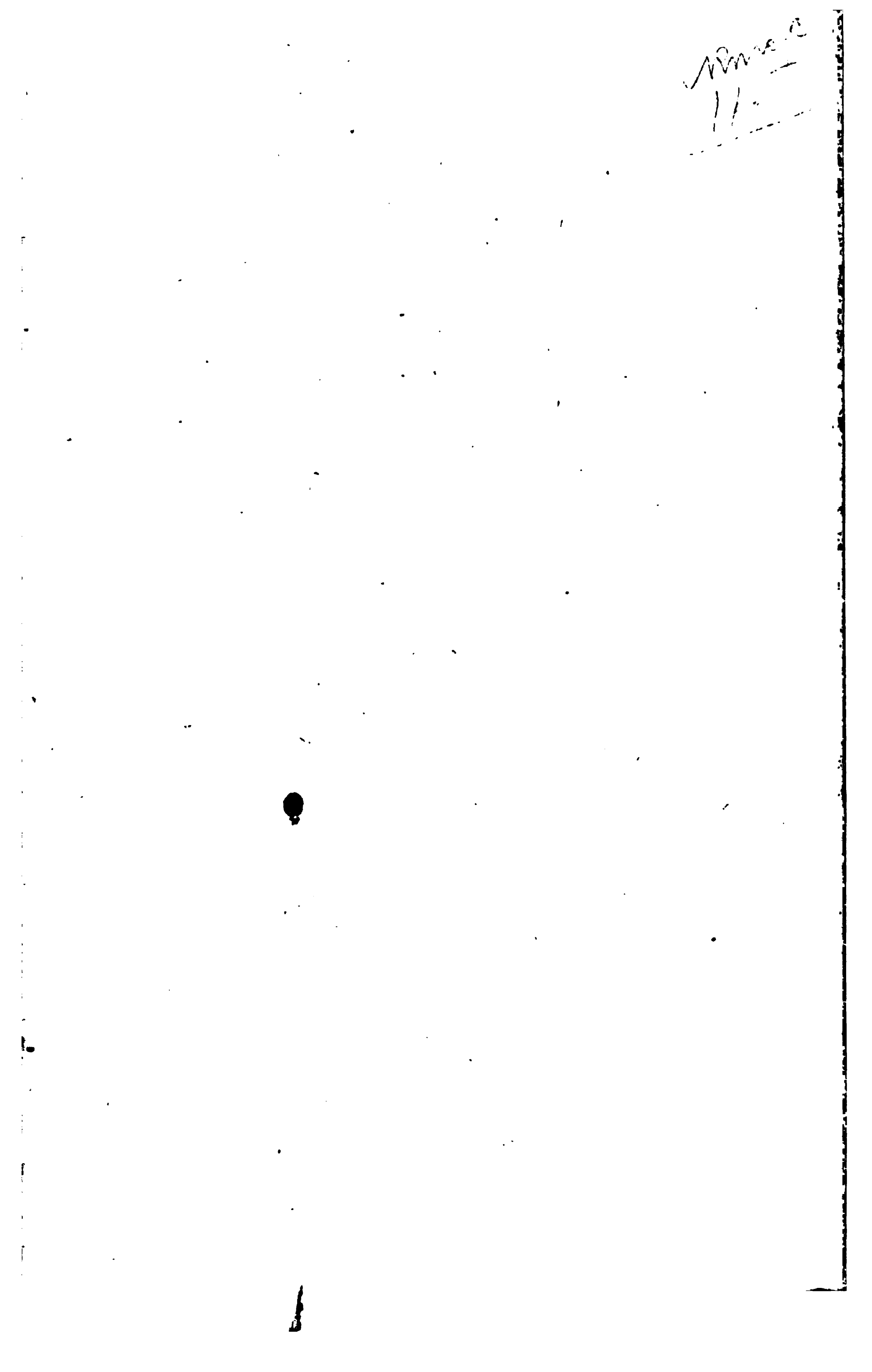
Zum Schluß der Sitzung erkundigt sich ein Mitglied über den Stand der Arbeiten des Ausschusses für elsässische Volkslieder, welcher in der Novembersitzung des Jahres 1903 eingesetzt worden war. Da der Vorsitzende nicht in der Lage war, hinreichende Auskunft zu erteilen, wurde der Schriftführer beauftragt, sich mit dem Vorsitzenden des Liederausschusses in Verbindung zu setzen und gegebenenfalls in der nächsten Novembersitzung darüber zu berichten.

Schluß der Sitzung: 3 Uhr.

Mitteilung.

Um die übriggebliebenen Bestände der früheren Jahrgänge auf eine gleichmäßige und nicht allzu hohe Zahl zu beschränken, werden Exemplare der einzelnen Jahrgänge, soweit sie nicht vergriffen sind, den Mitgliedern für je 50 Pf. angeboten. Nach Neujahr 1907 erlischt diese Begünstigung. Vorhanden sind noch die Jahrgänge 1886, 1890, 1891, 1892, 1894, 1896, 1898, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905.

Der Vorstand.



JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907.

Inhalt.

I.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

1. Die Harfe.

Im Dämmergarten meines Herzens still
Hängt eine Harfe. Hohe, dunkle Bäume
Stehn ragend rings. Sie harrt, ob ihre Träume
Kein Hauch zu lautem Klang mehr wecken will.

Vom Sturmwind aufgewühlt erbebten schrill
Die Saiten. Doch auf friedevolle Räume
Sinkt leis der Abend, und in gold'ne Säume
Legt sich der Landschaft malerisch Idyll.

Und wie die Nacht nun tilgt den späten Schein,
Von unsichtbarem Finger zart entbunden
Erwacht ein Tönen, süß und wunderfein.

Erschwellend jetzt und wieder fast verschwunden,
So klagt's und jauchzt, als flösse heiß hinein
Ein höchstes Glück, ein Weh aus tiefsten Wunden.

2. Der sterbende Wald.

Wie rotes Blut vertröpfelt deine Kraft,
Da dir der Sturm das letzte Laub entrafft,
Und wie in Todeskämpfen auf und nieder
Dumpf röchelnd wirfst du die verzerrten Glieder.

Gleich einem zornergrimmten Riesen ringst
Mit der Gewalt du, die du doch nicht zwingst.
Noch kurze Stunden und der fröstelnd bleiche,
Lichtlose Himmel starrt auf deine Leiche.

Dann schweigt die Luft. In tiefer, stiller Rast
Ruhst du vom Kampf, den du durchstritten hast.
Die Wolken lösen sich im Flockenschweben,
Das weiße Bahrtuch langsam dir zu weben.

3. Dämmerstunde.

Es geht ein Tag zu Ende,
Still wird der Straße Schwarm.
Laß ruhn die müden Hände,
Mein Weib, in meinem Arm!
Allein nicht will ich rasten
Vom heißen Werk der Pflicht;
Auch du hast deine Lasten
Getragen stark und schlicht.

Beim Schein der ersten Sterne
Soll schweifen unser Geist
Hinab zur tiefsten Ferne
Den Weg, den wir gereist.
Durch sonnenvolle Matten
Vom Tal stieg er herauf,
Doch auch durch schwere Schatten
Hat uns geführt sein Lauf.

Das Glück, das wir erstritten,
Kennt nicht der Zeiten Flucht,
Und auch was wir gelitten,
Trug hundertfältig Frucht.
Am Berg auf sanften Auen
Hell rauscht und frisch der Born;
Den Gipfel kann nur schauen,
Wer Stein nicht scheut und Dorn.

Noch sind auch wir nicht oben;
Der Mühe wartet viel.
Von Wolken dicht umwoben
Sehn wir vor uns das Ziel.
Wenn aber eins im andern
Entzündet Kraft und Mut,
So werden wir's erwandern,
Und alles fügt sich gut.

Geht's auch vielleicht felsüber
Gar hart noch manches Jahr,
Wir kämpfen uns hinüber,
Die Seele fest und klar;
Wenn sich nur aus den Feuern
Der Friede stärkend senkt
Und ein so süß Erneuern
Uns jeder Abend schenkt.

4. Auf dem Bergfriedhof bei Salm.

(Breuschtal.)

Ernste Ruhstatt müder Herzen,
Schattenkühles Eiland du,
Wie viel Hoffnung, wie viel Schmerzen
Decktest du für immer zu!

Kindlein, mit dem ersten Lächeln
An die Mutter kaum geschmiegt,
Schlummern hier, vom Waldwindfächeln
Zwischen Blumen eingewiegt.

Und, gebettet um der Kleinen
Arme Hügel, reihenweis,
Unter Kreuzen, unter Steinen
Rasten Mann und Weib und Greis.

An den blauen Tannenkuppen
Uebten sie ihr irdisch Tun;
Tannen auch in dunkeln Gruppen
Rauschen um die Gräber nun.

Berge, die gesehn das Wallen
Dieser Tapfern, schlicht und klar,
Ragen hoch wie Tempelhallen
Ueber ihrer stummen Schar.

Alle sind in gutem Frieden.
Nie vom Trug der Welt betört,
Lebten sie. Vom Lärm geschieden
Ist ihr Schlaf auch ungestört.

Doch in Not und Mühn wir andern,
Die wir gleiche Wege gehn,
Bleiben sinnend gern beim Wandern
Vor dem Hain der Toten stehn.

Und der Wunsch will uns bewegen,
Daß auch, wie das Los uns fiel,
Unser Pfad so sei voll Segen
Und so selig unser Ziel.

5. Fallende Schlösser.

Baumeister ist Büblein. Hell jauchzend hallt
Sein Werklied aus der Kammer.
Kunstsicher fügt er Stein auf Stein;
Bald wird das Dach gegiebelt sein.
Ach, aber ach, urplötzlich schallt
Zu Krach und Sturz ein Jammer.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIII. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1907.

«Verschlud» heißt hier soviel wie «verschleudere». Der Elsässer sagt heute noch dafür «verschlüdere». Durch die Zuwendung eines bestimmten Kapitals sollte vermieden werden, daß die Sache sich verzögere, verschleudere, etwa gar nicht ausgeführt werde. Er gibt also eine Rente von 12 Gulden auf die Stadt Colmar «Stunden wieder koüffig», d. h. zu jeder Zeit und Stunde ablösbar und zwar mit 300 Gulden in Gold. Also handelte es sich hier um eine vierprozentige städtische Rentenverschreibung. Hier ist anzuerkennen daß die Stadt Colmar damals schon gerade so billigen Kredit fand als sie denselben heute wohl hat.

Mit diesen wenigen Erläuterungen wird, so glauben wir, die Urkunde wohl verständlich, sogar für solche Leser, die nicht gerade an deren Lektüre gewohnt sein dürften. Wir denken aber daß der darin behandelte Gegenstand an und für sich fesselnd genug sein könnte, um hier mitgeteilt zu werden.

Anlage.

Schenkung von Beat Schrotysen an die Ellendherberg von Colmar.

Wir Der Meister unnd der Rate zu Colmar Bekennen unnd thugen kundt mencklichem mit dem brieff, Das uff hute seiner datum, vor unns Inn offenem versamleten Rat komen unnd erschinen ist. Der furneme Cünrat Wickram diser Zeit unser Schultheiß, als ein gesanter unnd verordnetter Des Ersamen Batten schrotysen unsers burgers seines vettern, unnd offnet do der gedacht Cünrat Wickram. Noch dem unnd Batt Schrotysenn sin vetter, der Jor alt seines lybs blöd, unnd unvermegeklich, Hette Er In mit höchstem vlyß gebetten, unnd hermanet Etwas seins furnemens, vor unns ze. harofnen, Deş er Inbetracht seines vettern guttem furnemen nit abschlahen unnd were das seins vettern begeren. Zu vorderst so hette Batt sein vetter angesehen, das den menschen nach Iren Hinesertenn (sic)[1] zu nutz unnd trost der Sellen, nutt fruchtbarers Heylsamers noch bessers, noch volgende were, dann almusen geben, unnd andere Stifftung gutter wort unnd werkenn, So der mennsch by Zeytten seines lebens, Hie uff erden furschicken, und ze beschehen, verschafft. Darumb so hette Er, Dem allmechtigenn Oewigen gott, seiner Hochwirdigen mutter Marien, unnd allem Hymelschem Höre zu lobe, seiner unnd aller seiner vordern unnd nachkomenn, ouch deren die yme ye guttes gethun, unnd

[1] Soll heißen «Hineferten», Hinfahrt, Tod.

aller Cristglobigen selen Heyles willen, uß eigner bewegnuß furgenomen, unableßlich ze verschaffen. Das uff alle sambstag fruge, funff armer fromer menschenn, In Sannt Martins münster zu der meß, die mann nempt die gerner meß, unnd die selben meß von anefangk bis zu Ende, mit andocht zu hören, Ir gebet sprechen, fur alle Cristglöbigen sellen, als bald noch volendung der messe demuttigklich Samentlich mit einander gon, genn Horburg, zu unnser liebenn frowen, Ein fart thun, unnd uff der fart, Hie Zwüschennt Horburg, zum wenigisten mit ondacht betten Funffzechen patter noster, unnd sovil aue maria, unnd dem nach zu Horburg In der Kirchen, vor unnser lieben frowen bildnuß, Einen Roßennkrantz Alles dem allmechtigen got, seiner Hochwurdigen mutter, der Junckfrowen mariän, zu lob, seiner, unnd allen Cristglöbigen mennschenn, sellen zu trost, Darnach von Horburg wider Haruß unnd versamlet alhar In die barfüßer Kürchen, Darine abermals, mit andacht betten, Ein patter noster, und Ein aue maria. Allen Cristglöbigen sellen, zu trost, zu letste von der barfüßen Kirchen, wider Inn Sannt martinsmunster, Doselbs glicher wyse Einen patter noster unnd Ein ave maria betten, Zu Hilff unnd trost als obstat. Unnd das demnach die selben fünff armer menschen, fur die Ellenden Herberg gungen. Do selbs der Herberg Schaffner Ir yettwederen geben sölte, vier pfenning Rappen.

Ferner so were syn wil unnd meinung, das alle Zinstag frug abermals fünff armer fromer menschen In der gerner[1] gon unnd glich wie vor Erzalt, sölche meß von anefangk bis zu Ennde, ze horen. Unnd ze betten. Demnach mit andacht demüttigklich mit einander von Sannt martinsmünster, zu Sannt Annen uff dem Statgraben gon, und underwegen Ir yettwederes, mit vlyß betten, Einen Rossenkrantz, unnd In Sannt Annakürchen, funffzechen patter noster, unnd funffzechen aue marien alles dem almechtigen, seiner werden mutter unnd allem Himelschen Heere zu lobe. seiner unnd allen Cristglöbigen selen, zu trost, Unnd so sy Ir gebett volbracht, samentlich widerumb In die Stat, In der barfüßer kürchen. Darine Ein patter noster unnd Ein aue maria betten, Do dannen widerumb Inn Sannt martins minster Doselbs glycher Wyse Ein patter noster, unnd Ein aue maria betten, allen glöbigen sellen zu trost, Denn selbenn fünff menschen yetwederem sölte Ein yeder der Ellenden Herberg, meister, oder schaffner geben, Ein pfenning Rappen. Es were ouch ferrer syn bitt, Will unnd

[1] Jetzt noch übliche dialektische Wendung, Akkusativ mit Nominativform, oder vielmehr, die Mundart unterscheidet die zwei Formen nicht.

meinung, das ein yeder der Ellenden Herberg meister, oder schaffner, Nun und Ewigklich, alle Jor viermallen, Namlich zu den vier frone vastenn, alwegen uff den Sambstag. Einen priester, Er sige geistlich, oder weltlich, bestellen. Der uff den selben tag. In der Kürchen zu Horburg, Ein sele meß lesen, By der selben sele meß, Sellentend die Fünff mennschen, so als vorstat, Do hyn zegönde verordnet, von onfanng bis zu Ennde blybenn, Ir yetwederes Ein meß frymen (= frumen, fördern), Des glichen zu opffer gon, mit andacht, für sin und alle Cristglöbigen söllen bitten. Es sölte sich, ouch, der priester vor dem offertorium am althar umb kerren unnd des Volk Hermanen, syn des gedachten Batten Schrotysenn, als Stifter, dieser guthatt, seiner, vordern und nochkomen, selen, Zubitten. Disem priester sölte man geben, achtzechen pfenning Rappen, unnd den Fünff armen mennschen, Zu den vier pfenningen noch ein pfenning, für das meß frömen unnd opffern. Deßglichen sölte Es, uff den Zinstag der wochenn, Dar Inne die Fronvastenn gevallenn mit der meß In bysyn der Fünff armen menschenn, mit meß frymen, opffern, Unnd Hermanunge, des Volkes, Zu Sannt Anna, Ouch gehalten werden. Darfür dem priester Ein schilling pfenning Rappen, Unnd den Fünff armen menschen, zu den pfenningen, Denn mann Innenn wochenlich gebe, für das meß frymen, unnd opffern, noch Einen pfenning. Unnd das sölches nu und öwigklich, dester Statlicher, gehalten nit verschlud (sic) werden mechte, ouch die gedachte Ellende Herberg, sölcher ausgabe, der mug unnd arbeit Ergetzt.

So hette der gedacht, Bat schrotysen, Ime diß almuses unnd diser Zit der Ellenden Herberg, Einer Frigen uffrechten redlichen erberlichen onwiderruffenlichen gobe von seinen Eignen Handen zu der Elenden Herberg Handen gegeben. Die Zwölff guldin geltes und zinses, So Er bißhar Jerlichen alwegen uff Sannt Martins von unns als der Stat Colmar vallen gehapt, Namlich für yeden guldin dry Zechenthalben schilling, Stunden wider köwffig Mit druwhundert guldin In gold, noch besag Eins brieffs, unnder unnserm Ingesigele ufgericht, Denn er zu der nießung Ime als pflegern zu seinen Habhafften Handen, Ingeantwurt, mit dem befelch, unns mit Höchstem Vlyß bytlich anzekeren, Im sölche sine Stifftung und gotzgabe ze bewiligen, Doran unnd dorob zu synde, Das dise Stifftung, nun unnd öwigklich Stät blybe, unnd gehandthabt werde, Unnd daß nun fürther zu öwigen tagen Einem yeden der Ellenden Herberg meister oder Schaffner, So veste der von uuns gesetzt, vor unns alls dem Ratte lyblich zu got, und an die Heilgen schweren unnd besonnder der pflegere, So ye zu Zeytten gesetzt, getreuw uff sehen, zu disem almusen, zu haben, Alle dewyl

sy pflegermeister oder schaffner blybent, Das truwlich und unableßlich wie obstat ußzetheylen, unnd ausgetheylt werden verschaffen, unabbruchig by Irer selen Heyl, alle geferden, und argenlist Har Inne ganntz ausgescheiden. Diwyl wir der meister unnd der Rat zu Colmar obgenant, des vorgenannten Batt schrotysen Ernnstliche bit unnd begeren, verharret, die gotzgobe, die Zwölff guldin Zins, unnd die Houptverschribung, zu der Ellenden Herberg Hannden erberlich unnd fryg gegeben unnd yberantwurt, Habennt wir unns berottenlich dauon underredt, unnd nohe dem uns sölch sein begere, unnd fürnemen Ein loblich Erlich, unnd gut werk syn beducht, Das wir zu furdern, billich nach Höchstem vermögen geneigt, Darumb In ansehen, unnd betracht desselben, das wir nit allein zu furdern geneigt, sunder alle gutthatten, Die hie Im Zyt den menschen, und allen Cristglöbigen söllen, tröstlich, sein mögen, ze uffen, unnd aus Cristlicher ordnung und uffsatzung schultig unnd pflichtig. So haben wir gehöllen unnd gehellen ouch in unnd mit Crafft dis brieffs, Dem obgenannten meister, Cůnrat wickram Schultheis und yetzigen von unns gesetztenn pflegere, der Ellendenherberg, Eegerürte Zwölff guldin geltes, Innamen der Ellendenherberg von fylgemeldten Batten Schrotysen anzenemen, Als Er ouch gethun, unnd die funff Ersten armen menschen, uff Sambstag nehst nach Sannt Martins tag, In noch geschribenen Jore gen Horburg, und die anderen funff zu Sannt annen uff Zinstag darnach wie das oberzalter Stiftung vermagk, Zegönde und ze belonende verschaffet. Wir habent unns ouch, daby verpflicht, und In versamblettem Rat, Ein Helligklich zugesagt, für unns und unser nachkomenn, die Eegerürten Stifftung und almusen nun öwigklich, von der gemeldten Ellenden Herberg wegen, unnd von der selben Zinsen und gefellen wie vorstat, ohne allen ab bruch us gericht und volzogen werden, verschaffen, Ein getreuw uff sehen, darzu ze haben, daß es Erberlich, Erstattet, ußgetheylt, und Jerlich verrechnet werde, unnd ob sich über kurtz oder lang begeben, also das die Zwölff guldin gelts, abgelöset, Söllen und wöllen wir, darob und daran syn. Das sölches Houptgut so fürderlichst, möglich, Der Eegemeldten Ellendenherberg, gegen obgeschribenen almusen ze neyßen (sic), widrumb angelegt werden, Inn alleweg getruwlich, Erberlich, und ungefärlich. Unnd des zu warer vester öwiger, Urkundt, So habent, Wir der meister und der Rat, obgenant, unnser Stat Colmar, Secret Ingesigelle thun Henncken, ann disen brieff, Der gebenn Ist, uff Dornnstag nechst nach Sannt Symon unnd Judas, der Zweyer Zwölffbotten tag, Inn dem Jor vonn gottes gepurt, gezalt, Tusennt fünffhunndert, und Sechzechenn Jore.

III.

Die Schicksale der bischöflichen Stadt Rufach

nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von

Theobald Walter. [1]

Wohl wenige Städte unseres engern Heimatlandes haben so sehr unter der Not des dreißigjährigen Krieges zu leiden gehabt als gerade Rufach, der Hauptort der straßburgisch-bischöflichen Mundatlande im obern Elsaß. Seine festen Mauern und Türme in des Landes Mitte, die außerdem einen ansehnlichen Wohlstand bargen, und seine vorzügliche Lage an einer der Hauptheerstraßen längs der Vogesenhöhen weckten aber auch allzusehr die Begehrlichkeit der zahlreichen fahrenden Kriegsvölker. Fünf wilde Erstürmungen von Feindeshand mußte die Stadt in der kurzen Zeit von 1633—35 über sich ergehen lassen und noch mehr der schrecklichen Plünderungen. Von 1636 an wurde sogar ob des großen Elendes kein Gemeinwesen mehr geführt; die Stadt blieb an ein Jahrzehnt ein weites, ödes Ruinenfeld. [2] Und wie der Spätherbst des Jahres 1648 den lange, lange ersehnten Frieden brachte, da führte er bekanntlich dem französischen Könige die schönsten Gebiete des Elsaß als Siegesbeute zu. Rufach verblieb zwar mit den übrigen bischöflichen Besitzungen seinem angestammten Herrn, dem Bischofe von

---

[1] Nach einem am 11. November 1906 in der Generalversammlung des literar.-hist. Zweigvereins des V.-C. gehaltenen Vortrage.

[2] Vgl. Th. Walter, Rufach zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, Gebweiler 1897.

Straßburg, unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers; aber das Städtchen war entvölkert, sein alter Wohlstand vollständig dahin.

Leider fühlten die Bürger einstweilen sehr wenig von den Segnungen des Friedens. Die Einquartierungen und Durchzüge fremder Kriegsvölker, die die letzte Brotkrume einforderten, den letzten Sparpfennig wegraubten, dauerten ununterbrochen weiter, und der Bischof verlangte trotz des unsäglichen Elendes Summe um Summe als Schatzung und Steuer. So entrichteten Rufachs Bürger in der kurzen Zeit vom 27. Mai bis zum 31. Juli 1649 über 1600 ℔ an Quartiergeld, und wie der Stadtkasten erschöpft und die notleidende Bürgerschaft bereits gezwungen war, zum eigenen Unterhalte nach Anleihen Umschau zu halten, da kam am 6. August von Zabern aus der strenge Befehl, binnen 10 Tagen den zweiten Termin zu den sog. Friedensgeldern mit 1000 fl. zu bezahlen; und noch waren die Bedrängten auf der Suche nach Geld in Colmar, Mülhausen und Basel, da erließ der Kommandant der französischen Besatzung in Colmar bei Androhung militärischer Exekution die Aufforderung an die Stadt ergehen, umgehend die längst fälligen Rationen zu liefern.[1]

Die beginnenden fünfziger Jahre brachten kaum eine Erleichterung. Die Händel um die Feste Breisach, die der hinterlistige Charlevoix noch immer in Händen hielt, führten die Lothringer ins Land, und fast schien es, als sollte all der Kriegsjammer von neuem beginnen. Verloren doch Rufachs Bürger am 8. April 1652 beinahe ihre gesamten Zugtiere, 24 Ochsen und 6 Pferde, durch Raub teils an die Lothringer, teils an die französischen Söldner des Generalleutnants von Rosen.[2]

Mit Besorgnis folgten zudem die Bürger den Anfängen der Franzosenherrschaft in den benachbarten ehemals österreichischen Vorderlanden jenseits der Lauchwälder, und Unbehagen erfüllte ihre Seele. — Sollte nicht doch noch das einst so stolze deutsche Vaterland aus seiner Ohnmacht aufwachen und ihnen Herd und Heim erretten aus tiefer Not und seltsamer Zwitterstellung!

Da kam im Mai des Jahres 1653 die Kunde über den Rhein: Ein neuer König ist uns geworden. Ferdinand IV., des Kaisers Sohn, ist auf dem Reichstage zu Regensburg feierlich gekrönt und seinem allzunachgiebigen Vater als Stütze zugesellt worden. — Welch ein Jubel herrschte in Rufachs Mauern, als der Bischof die frohe Botschaft übermitteln ließ! Die Doppelhaken und Mörser donnerten von den Höhen der Isenburg und von der

---

[1] Stadtarchiv Rufach, BB 44.
[2] Bezirksarchiv in Straßburg, Zabern.

Stadt Türmen nach den französischen Vogteilanden hinüber, alle Glocken erklangen in feierlichem Chore, die Salutrufe erfüllten Platz und Gassen, und Geistlichkeit und Volk durchzog in festlichem Gewande lobsingend die Straßen der Stadt.[1]

Allein alle Hoffnung erwies sich bald als eitel. Sank doch der Neugekrönte schon nach Jahresfrist in die stille Gruft, ohne irgend etwas zu des Reiches Wohl gewirkt zu haben. Das Fest aber war das letzte, das Rufachs Bürger auf viele Jahre hinaus zu Ehren eines deutschen Fürsten feiern sollten.

Noch wehrte indes Bischof Leopold mit kräftiger Hand den verschiedenen Anmaßungen der französischen Nachbarn. Mit eindringlichen Worten empfahl er im Januar 1661 dem neuernannten Obervogten von Rufach Wilhelm Egon von Fürstenberg in seiner Bestallung .... sonderlich wegen der jetztmahls in der Nähe von denen frantzösischen aufgerichten neuen Regierung zu Ensisheim, so bißhero sich nicht weniger Eingriff und Neuerung gen unsere Herrschaft Obermundat angemaßet .....[2] ja auf der Hut zu sein.

Und dennoch ließen sich die Reibereien zwischen beiden Verwaltungen nicht vermeiden. Erkühnten sich die französischen Beamten doch im folgenden Jahre schon wieder, gestützt auf einen Erlaß des Kaisers Rudolf vom 7. April 1577, allerlei rechtliche Handlungen unbekümmert um die bischöfliche Verwaltung unter dem Adel innerhalb der Mundatgrenze vorzunehmen; und wie Amtschaffner und Landschreiber in Ensisheim zum Proteste vorsprechen wollten, wurde ihnen dort bedeutet, daß sie sofort Stadt und Land des französischen Königs zu verlassen hätten, wofern sie nicht Bekanntschaft mit dem Thurn machen wollten.[3]

Im November 1662 starb Bischof Leopold im fernen Wien und erhielt zwei Monate später den ersten Fürstenberger, Franz Egon, des eben erwähnten Obervogten Bruder, zu seinem Nachfolger; Rufach war damals wieder ein Gemeinwesen von 1766 Seelen.[4]

Die Stellung, die der Neuerwählte der französischen Regierung gegenüber einnahm, ist bis heute noch nicht zur Genüge

---

[1] Stadtarchiv Rufach, BB 44.

[2] Bezirksarchiv Colmar, Mundat $\frac{1}{1 \text{ u. } 2}$ A.

[3] Bezirksarchiv Colmar, Mundat $\frac{1}{2}$ E.

[4] Bezirksarchiv Colmar, Mundat. 302 Bürger, 316 Frauen, 756 Kinder, 194 Hintersäß, 138 Knechte und 60 Mägde.

aufgeklärt. Doch scheint sicher zu sein, daß er schon im ersten Jahre seiner Verwaltung dem französischen Könige gewisse Zugeständnisse, die Oberhoheit über die bischöflichen Territorien betreffend, gemacht hat. Leider lassen sich in den Archivbeständen von Straßburg, Colmar und Rufach keine diesbezüglichen Urkunden nachweisen.

Bald nach der Wahl begab sich eine Abordnung der Mundatleute unter Rufachs Führung nach Zabern, um dem neuen Oberherrn ihre Glückwünsche darzubringen und zugleich den von jeher üblichen Bestätigungsbrief der althergebrachten Mundatvorrechte zu erbitten. Der Empfang war gnädig; der ersehnte Freiheitsbrief aber wurde für spätere Zeiten in Aussicht gestellt, folgte indes niemals.[1]

Es kamen dann die bewegten Tage, in welchen in den nahen Reichsstädten und geistlichen Gebieten große Aufregung und Betrübnis ob der französischen Bestrebungen herrschte, in welchen Colmar und die Reichsvogtei Kaysersberg vergewaltigt und der Fürstabt von Murbach dem französischen Könige preisgegeben wurden; Rufach blieb indes merkwürdigerweise innerhalb seiner Mauern vollständig unbelästigt. Zwar brachte die Niederlage der Kaiserlichen und Brandenburger bei Türkheim das Städtchen noch einmal in Kriegsnot, als im Januar 1675 die Kanonen des Brigadier Lançon die verlassenen Dragoner des Regiments Bomsdorf zur Uebergabe der kaum verteidigungsfähigen Isenburg zwangen. Aber, sagt das alte Stadturbar bezeichnend, die frantzosen haben guethordter gehalten, vndt ist der Stadt vndt burgerschaft kein Leith geschehen.[2]

So waltete denn der vom Bischof auf Lebenszeit ernannte Schultheiß nach wie vor seines Amtes als Haupt der städtischen Justiz und Polizei. Fünfzehn Ratspersonen, wovon fünf auf Lebzeiten ernannt waren, fünf aber jährlich durch ein öffentliches Wahlverfahren neu gewählt werden mußten, bildeten wie von altersher den Gerichts- und Verwaltungskörper und hatten selbst den Blutbann in den Händen. Die Bürgerschaft verfügte wie von jeher fast uneingeschränkt über Wälder und Allmende und erfreute sich der Befreiung außerordentlicher Frohnden und Lasten. So flossen die Jahre ruhig dahin; schien es doch, als ob selbst der bischöfliche Herr sich wenig mehr um seine Mundatleute kümmerte, da er sie, früheren Gepflogenheiten entgegen, keines Besuches mehr würdigte und keinen Obervogten mehr zum üblichen Schwörtage entsandte. Selbst der Beschluß

[1] Bezirksarchiv Colmar, Mundat $\frac{1}{3}$ C.

[2] Urbarium, S. 67.

der Reunionskammern vom 9. August 1680, der öffentlich die französische Oberherrschaft über sämtliche bischöfliche Gebiete im Elsaß verkündigte, trübte noch keineswegs das stille Wässerlein. Es war leider die verdächtige Ruhe vor wildem Sturme.

Im September 1682, kurz nachdem der erste Fürstenberger verblichen war, erhielt dessen Bruder und Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, der bereits erwähnte Wilhelm Egon, von Ludwig XIV. die ersten Patentbriefe für seine elsässischen Besitzungen.[1] Und mit welcher besonderen Gunst war da der neue königliche Vasall nicht bedacht worden!

Vorab rettete er seinen eigenen aus sieben Richtern bestehenden Gerichtshof in Zabern, selbst als Berufungsinstanz für die städtischen Gerichte seines Gebietes bei allen Streitwerten unter 1000 𝔊; desgleichen behielt der Bischof seine herkömmlichen Hohheitsrechte wie die Strafgelder, die Jagd- und Fischereigerechtigkeit, das Bergwerkrecht, das Recht der Judenaufnahme, das Salpeterrecht und die Verfügung über die verschiedenen Lehensgerechtigkeiten des Bistums. Verloren ging bloß das Zollrecht, das schon im Oktober 1680 in ganz Frankreich aufgehoben worden war; dafür wurde ihm als Entschädigung eine Verkaufssteuer auf liegende und fahrende Güter zugebilligt. — Aber über seinem Haupte und seinen Landen schwebte statt der ausgeschalteten früheren Reichsgerichtsgewalt verhängnisvoll das Doppelschwert des neugeschaffenen Conseil souverain und der allmächtigen Intendance.

So willkommen dem Bischofe trotzdem die Patentbriefe sein mochten, so unangenehm waren sie der Bürgerschaft Rufachs und der gesamten obern Mundat. Besonders empörend wirkte die Bestimmung, die dem Bischof unumschränkte Fronden in Hand- und Spanndiensten zubilligten, ihn indes ermächtigte, sie in festgelegte, sogar mit Gewalt einzutreibende Geldbeträge umzuwandeln. Wie ein Mann erhoben sich Stadt und Land zu feierlichem Proteste. Man ahnte am Bischofshofe den nahen Sturm; die Kläger wurden möglichst hingehalten und unterdessen eine Ergänzungsschrift erwirkt, die am 30. Juli 1684 am Conseil souverain enregistriert wurde; und noch ehe die Bürger auf dem beschwerlichen, ungewohnten Instanzenwege dort angelangt waren, hatten beide Schriftstücke durch Bestätigung des Intendanten bindende Kraft erhalten. Daher auch die Klage im Stadtrate: Weilen aber des Herrn von Fürstenberg Offizianten und Fermiers besorgten, daß bey einem regulirten Gerichtsstuhl der Supplicanten Recht und Briefe

[1] Vgl. den Anhang.

examinirt würden, gabten sie dem Herrn De la Grange, elsässische Intendanten, ihre Bittschrift, auf welche sie ein Ordonance vom 4. September 1686 erhalten, inhaltend, daß die lettres patentes, so sie von ihrer Majestät erhalten, sollten exequirt werden, und daß die Einwoner der orthen, zu dem Bistum gehörig, sollten auf alle Weis und Weg zur Bezahlung der Frondienst gehalten werden, mit dem Zusatz, daß die Amtsleüth, Schultheißen und Magistrat der Stätt .... die handthaben sollen, daß die frondienst richtiglich abgestattet und auf das verweigern, dieselben mit Gewalt dahin anzuhalten.[1] Der Fronprozeß war mithin verloren, noch ehe er recht begonnen hatte, und selbst ein Immediatgesuch an den französischen König vermochte nichts mehr an der Sache zu ändern.

Das war die erste Bekanntschaft der Mundatbewohner mit den französischen Gerichtsverhältnissen, das erste Zusammenprallen alter Volksüberlieferung und alter Herkommen mit den gestrengen Satzungen des römischen Rechtes, und die Ungeschicklichkeit der Stadtbürger mußte notgedrungen dem geübten Zusammenwirken von Beamtenschaft, Intendance und Conseil souverain erliegen. Wie aber dann im selben Jahre noch der Bischof die sog. Schatzungsgelder einfordern ließ, da geriet die ganze Mundat in hellen Aufruhr.[2] Doch Gewalt ging vor Recht und weiteres Unheil war bereits auf dem Wege.

Gestützt auf die Patentbriefe und ermutigt durch den glücklichen Ausgang der bisherigen Streitigkeiten rückte nun die bischöfliche Verwaltung den Vorrechten der Stadt erst recht zu Leibe. Die Wassergerechtigkeiten des Ombaches, die freie Hand in Wald und Weide und das Monopol des Eisenhandels bildeten die nächsten Streitobjekte. Aber die Stadtbürger waren klüger geworden; sie benutzten in geschickter Weise ihre Archivbestände, und so verblieb ihnen diesmal einstweilen der Sieg.[3]

Umfangreicher wurde der Kampf um das Salzrecht. Schon 1663 hatte der Bischof zwar ohne Erfolg versucht, der schönen Einnahme Herr zu werden.[4] Die neuen Zwistigkeiten begannen

---

[1] Stadtarchiv Rufach, JJ 7.

[2] Bezirksarchiv Colmar, Mundat $\frac{10}{3}$ O.

[3] Urbarium, S. 76 ff.

[4] Bezirksarchiv Colmar. Mundat $\frac{10}{4}$ u. Urbar 74 ff.

in dem verhängnisvollen Jahre 1686 und schwebten noch 1708, als der Bischof persönlich beim Rate vorsprach, um sich mit ihm zu vergleichen, sie schwebten noch 1711, als die Beauftragten des Intendanten im Verein mit des Bischofes Abgesandten ein Uebereinkommen vorschlugen, sie schwebten noch als 1723 einem neuen Bischofe neue Patentbriefe verliehen wurden und endigten schließlich nach fast fünfzigjähriger Dauer doch zu Gunsten der Stadt. Unsummen hatte der Streit verschlungen, aber zu gutem Ende geführt.[1]

Und dennoch leistete die Stadt 1692 schon willig ihren Beitrag zu einem d o n g r a t u i t von 50 000 ℔, das der Bischof seinem französischen Oberherrn darbringen wollte. War ja die französische Verwaltung damals eifrig bemüht, der seit Jahrhunderten bestehenden Verschuldung der bischöflichen Gebiete abzuhelfen und die lästigen Schatzungsgelder endlich zu beseitigen. Ein königliches Dekret von 1687 schuf nämlich, wohl infolge der schon genannten Empörung von 1686, eine sogenannte Schuldentilgungskommission, die aus dem Intendanten De la Grange, dem Prätor Obrecht und dem bischöflichen Kanzler bestand und die Mittel und Wege zur Abhilfe ausfindig machen sollten. Freilich währte es noch eine schöne Zeit, bis die Maßnahmen von einem praktischen Erfolge begleitet waren; denn erst durch Beschluß vom 11. September 1699 konnten die Schatzungsgelder vollständig abgetan werden. Die Kommission verteilte eine Schuldenlast von 417 921 ℔ verhältnismäßig unter die bischöflichen Städte und Dorfschaften, die binnen zehn Jahren ihren Anteil an den Rechner, den Amtmann Franz Zoller in Wantzenau, zu entrichten hatten.[2] In Rufach erweckte diese Neuregelung große Freude; war man sich doch dort schon seit Jahrzehnten bewußt, daß die jahraus, jahrein erhobenen Schatzungsgelder nicht zweckentsprechend verwendet wurden.

Inzwischen war auch eine andere Persönlichkeit dem Stadtfrieden gefährlich geworden. Es war dies der bischöfliche Obervogt Joh. Christof Fries, der seinen Sitz auf der Isenburg droben aufgerichtet hatte.

Schon vor 1680 hatte er unter dem damaligen Vogte von Wangen die Vizetumstelle verwaltet. In den Uebergangszeiten führte er sogar mit dem Fiskalprokurator Zaigelius und einem gewissen Kielborn ein etwas zweifelhaftes Regiment; und dennoch legte der Bischof 1683 zum Erstaunen der Stadtbürger

---

[1] Vgl. auch das Urteil gegen die D o m a i n e d u r o i vom 9. Februar 1736. Urbarium. S. 460.
[2] Stadtarchiv Rufach BB.

die einflußreichste Stelle der Mundatlande getrost in seine Hände. Das war auch ganz natürlich; hervorgegangen aus der in der Intendance und dem Conseil souverain verkörperten Schule des gallisch-römischen Rechtes, war Frieß der geeignetste Vertreter für die Bestrebungen von Bischof und Regierung, denen das trotzige mit allerlei Vorrechten ausgestattete Städtchen ein Dorn im Auge war. Gingen doch auch die übrigen bischöflichen Beamten, die jetzt zielbewußt nach Rufach gesandt wurden, ebenfalls aus französischer Schulung hervor; ich nenne hier bloß den Amtsschaffner Sylvain Golbery, den Stammvater der nachmals so berühmten elsässischen Magistrats- und Gelehrtenfamilie.[1]

So lange die Schultheiße Johann Paul Streng (1665—90) und Johann Andreas Kansperger (1690—94) noch an der Spitze der städtischen Verwaltung standen, ging das Zusammenwirken von Vogt und Rat noch leidlich, obschon das seltsame Verschwinden des alten Stadtbuches bei Strengs Tode etwas stutzig machte[2] und die Streitigkeiten wegen Benutzung der trockengelegten Stadtgräben, die teils dem Vogt teils der Stadt zustand, schon einen bedenklichen Charakter annahmen. Da übertrug der Bischof 1695 das Schultheißenamt dem jugendlichen Paul Seitz.

Der kampfesmutige, unerschrockene Beamte, der außerdem über eine genaue Kenntnis der alten Stadtverfassung verfügte, trat von Anfang an allenthalben den Uebergriffen des Vogtes bestimmt entgegen. Doch auch der Vogt war keineswegs der Mann, der auch nur um Haaresbreite zurückgewichen wäre. Welche Erbitterung aber in seinem Innern herrschte und von welchem Geiste er beseelt war, geht nur allzu deutlich aus dem Mémoire vom Mai 1696 hervor, wo er behauptete: . . . en un mot pour tout, je prétend estre le maitre absolu dans toute l'ober muntath le Rouffach, comme en étant le grandissime bailli, et de traiter les habitants comme bon me semblera per fas et nefas, tant bien que mal, à tort et à travers, sans qu'aucun s'en puisse plaindre à

[1] Vgl. Walter. Alsatia superior sepulta, Nr. 397.

[2] Es geht in Rufach noch immer die seltsame Mär, als sei das Stadtarchiv seiner kostbarsten Schätze beraubt. Im Interesse der Wahrheit sei indes mitgeteilt, daß unser wertvolles altes Archiv eines der vollständigsten des Landes ist, das nur wenig Lücken aufweist, die schon vor zwei Jahrhunderten anerkannt wurden. Die alten Stadtväter haben die schöne Sammlung stets treu gehütet und uns wohl erhalten überliefert. Leider scheint die heutige Verwaltung kein Verständnis mehr dafür zu haben; ist doch der jetzige Zustand unwürdig und trostlos.

peine d'être condamné aux galères . . . Dieuveuille que cela advienne et fera justice . . .[1] Ein unheimlicherer Absolutismus ist wohl noch selten in so wenig Worten ausgesprochen worden! Und doch trieb ihn sein schlauer Gegner in die Enge, bis ihm schließlich der bischöfliche Herr durch einen Erlaß vom 25. Juni 1696, durch den er ihm eine Reihe seiner angemaßten Rechte bestätigte, zu Hilfe eilte.[2]

So sollte der Vogt fürderhin die Ratsversammlungen leiten, die Urteile sprechen und bei der Vergebung städtischer Aemter den Vorsitz führen, er sollte freies Salz aus dem Salzhause der Stadt beziehen und jährlich einen silbernen Ratsbecher von 28 Sol Gewicht als Weihnachtsgabe erhalten, alles Neuerungen, von denen weder die Ratsbriefe noch die früheren Bestallungen der Vögte etwas wußten. Der Rat beschloß am 17. Juli einstimmig, ahn gehöriger Orth die remedur zu suchen, und beauftragte den Schultheißen, einen Prozeß gegen den Obervogten auf städtische Kosten einzuleiten.

Der Obervogt seinerseits blieb auch nicht untätig; er erwirkte unterm 13. Februar 1697 beim Conseil souverain einen Arrêt, wonach die Stadtverwaltung ihn — als das Haubt der Justice vndt Polize — anerkennen mußte, desgleichen sollte sie auch keine Zusammenkunft oder assemblée ohne permission gedachten Obervogten halten, auch ihme alle rechten, welche ihm gebuhren, absonderlich den silbernen Becher, drei Sester Saltz und das nötige Brennholtz geben vndt lüffern . . . Die Stadtväter kümmerten sich nicht weiter um diese Verfügung, sie behaupteten ihre Rechte und legten Widerklage ein. Zugleich erlangte der Schultheiß gleichsam als Vergeltung vom Conseil souverain einen Arrêt wonach alle Freisitzenden der Stadt, wozu auch die bischöflichen Beamten gehörten, zu den sog. Heereskosten von 11 000 ℊ gleich den andern Bürgern ihren Beitrag abliefern mußten.[3] Bald sollte die Kluft zwischen Vogtei und Stadtverwaltung noch größer werden.

Seit urdenklichen Zeiten war es nämlich im Rufacher Rate üblich, daß, wie schon bemerkt, fünf Mitglieder lebenslänglich im Amte blieben, von den übrigen aber jährlich zwei ausscheiden mußten. Der Vogt aber, der bis jetzt sowohl seinen Herrn als

[1] Stadtarchiv R. FF. 57.
[2] Urbarium. S. 249 ff. — Stadtarchiv R. — BB. 73.
[3] Stadtarchiv R. — BB. 73.

den Conseil souverain hinter sich fühlte, stieß bei der Ratsbesetzung im Januar 1698 allen Ueberlieferungen der Stadt zum Trotze vier ältere Mitglieder aus dem Rate, ohne einen andern Grund angeben zu können, als den, daß das so sein Wille wäre.

Die fünf Aeltesten, die von jeher als die Träger der Tradition die Wahl zu vollziehen hatten, kehrten sich nicht nach den Wünschen des Herrn Vogtes; sie wählten unentwegt zwei neue und bestätigten die übrigen acht sämtlich im Amte. Der Vogt versuchte Gewalt anzuwenden; die Aeltern aber protestierten gegen die Wahlbeeinflussung und wurden schließlich auf Betreibung des Vogtes wegen Unbotmäßigkeit ihrer Stellung enthoben. Inzwischen hatten sich die wiedergewählten und nicht bestätigten Mitglieder an den Conseil souverain gewandt und dort ihre Wahl durch Brief und Siegel vollständig bestätigt erhalten, zur Freude der Ratsgenossen, zum Aerger des Vogtes.

Doch es kam der Michaelistag 1699, an dem der Schultheiß dem Rate zu seinem großen Leidwesen mitteilen mußte, daß ihre früheren Klagen gegen den Vogt und den Arrêt von 1696 vom hohen Gerichtshof verworfen worden wären und sie die nicht unbeträchtlichen Kosten samt und sonders zu tragen hätten. Abermals stürmische Szenen innerhalb des Rates, der unter allen Umständen weiter versuchen will, seine altererbten Rechte zu retten und zu wahren.[1]

Dem Vogte Fries konnte bei allen diesen Streitigkeiten unmöglich entgehen, daß der Schultheiß Seitz die Seele des städtischen Widerstandes war. Er war es auch wirklich, der unermüdlich bald nach Colmar, bald nach Straßburg, bald nach Zabern, bald nach Paris eilte und dort beredten Mundes die Interessen der Stadt vertrat. Ihn unschädlich zu machen, daraufhin waren daher zunächst seine Bemühungen gerichtet. Und siehe da, am frühen Morgen des 8. September 1702 erschienen in der Seitz'schen Wohnung die Hatschiere von Colmar und wiesen dem erstaunten Schultheißen einen Haftbefehl des Intendanten vor, wonach der Schultheiß sofort in das Gefängnis nach Colmar einzuliefern wäre; und willig folgte er den Schergen in das Kerkerverließ, in dem er 12 Tage in stiller Ergebung und Erwartung ausharrte. Endlich öffneten sich die Pforten wieder; aber in feierlicher Weise wurde ihm eröffnet, daß er durch Beschluß des Staatsrates wegen Ungehorsam seines Amtes als Schultheiß in Rufach entsetzt wäre.[2]

[1] Stadtarchiv R. — BB. 74.
[2] Stadtarchiv R. — BB. 76.

Seitz kehrte nach Rufach zurück, versammelte dort am 27. September seine Ratsverwandten in öffentlicher Sitzung und erklärte eben so feierlich, daß kein königlicher Rat über ihn zu verfügen hätte, sondern nur sein bischöflicher Herr, der ihn ernannt habe; und der ganze Rat gab ihm einstimmig das Zeugnis daß er sich jederzeit gegen den Rath, wie auch der ganzen burgerschaft wohl und recht gehalten, wie auch in der repartierung der beschwerdten redtlich gehalten . . . Doch Paris hatte gesprochen, Straßburg mußte sprechen. Seitz ward nach wenig Tagen auch vom Bischof seines Amtes für verlustig erklärt. Und dennoch blieb der unerschrockene Kämpe auch fernerhin die Triebfeder des städtischen Widerstandes; konnte doch der Bischof nicht umhin, ihm noch im selben Jahre die ebenso einflußreiche Stelle eines Stadtschreibers und Notarius in Rufach einzuräumen. Humbrecht Marinus Streng, der letzte Rufacher Schultheiß von altem Schrot und Korn, trat an seine Stelle.

Der frühere Stadtschreiber Franziskus Patrysi de Ferrot, dem die Stelle eines Landschreibers oder Gyrographen der Obermundat übergeben worden war und dem das Schicksal der arg bedrängten Stadt, der Heimat seiner Gemahlin und seiner Kinder, doch zu Herzen ging, trug ihr schließlich abermals, wenn auch im Geheimen, seine guten Dienste an. Schon 1698 war in ihm der Gedanke aufgekommen, es einmal am königlichen Hof zu versuchen, ob nicht von dort ein sog. Freiheitsbrief nach Art derjenigen der früheren deutschen Kaiser für die Stadt zu erreichen wäre.[1] Auf sein Betreiben hin wurde 1703 sein Pariser Freund Valentin Gotting mit reichlichen städtischen Geldmitteln versehen und zugleich mit den umständlichen Vorarbeiten zu dem Unternehmen beauftragt. Aber die französische Regierung, die ja von Anfang an den privilegierten elsässischen Städten keineswegs hold war, konnte für dergleichen Gunsterzeigungen nicht mehr gewonnen werden. So schrieb denn auch Gotting am 23. Januar 1705 aus der damaligen Residenz Marly kurz und bündig an seinen Freund Ferrot in Rufach, que l'affaire des Messieurs de Ruffac a manqué entièrement; le roy a declaré à Mr de Barbessieux qu'il ne vouloit plus donner de ses sortes de lettres . . .[2]

In Rufach wollte man indes an die Hiobspost nicht glauben. Ein Pariser Advokat Mauiourt, der ebenfalls über die Angelegen-

---

[1] Vgl. Jahrbuch des V. C., 1895. S. 4 ff.
[2] Stadtarchiv Rufach. AA 2 c.

heit befragt wurde, wußte allerdings auch keinen weitern Ausweg, als es mit einem wohl dokumentierten Gesuch bei Ludwig XIV. selbst zu versuchen. Aber die Sache ging nur sehr langsam vor sich, da alle die schönen städtischen Freiheitsbriefe von Wenzeslaus 1384, von Sigismund 1434, von Friedrich III. 1442 u. a. m. zunächst in das Sekretariat des Conseil souverain wandern mußten, um dort von den vereidigten Uebersetzern in die seit 1684 vorgeschriebene französische Gerichtssprache übertragen zu werden. Während dieser Zeit wurde sogar, unter Berufung darauf, daß Rufach als eines der ältesten Bollwerke des Christentums im Elsaß seine Größe und sein Ansehen St. Dagobert und St. Arbogast verdanke, der Erzbischof von Paris auf die Gefahr, in der die uralten Vorrechte ständen, aufmerksam gemacht, und im Namen der ganzen Christenheit um eine Vermittelung und Fürsprache beim Könige gebeten. Da erfolgte am 27. September 1710 das endgültige Urteil des Conseil souverain, durch welches Vogt und Bischof in fast allen Klagepunkten gegen die Stadt abgewiesen wurden.[1] Der Hohe Gerichtshof hatte sich in seinen früheren Beschlüssen durch die die Amtleute betreffenden Erlasse des französischen Staatsrates von 1675 und 1686 verleiten lassen, Bestimmungen, die für die unmittelbar französischen Teile geschaffen waren, auch auf die Mundatlande auszudehnen. Rufach atmete wieder auf und gab seine Bemühungen in Paris, die ohnedies immer noch keine Aussicht auf Erfolg verhießen und dabei recht kostspielig waren, vollständig preis.

Drei Jahre später, am 22. März 1713, starb Frieß und am folgenden Tage sein einziger Sohn Heinrich, der schon einige Zeit die Nachfolge seines Vaters im Amte übernommen hatte. Dieser war die guetigkeit selbsten gewesen und männiglichen hatte gehofft mit ihme in Frid und einigkeit zu leben, also vermerkte Seitz betrübten Herzens ob der seltsamen Ereignisse in den Ratsbüchern der Stadt.[2]

Bereits 1704 hatten bekanntlich die Fürstenberger den bischöflichen Stuhl in Straßburg den Rohan eingeräumt. Der neue Bischof erschien wieder zeitweilig in Rufachs Mauern und gewann sich dort aller Herzen, und friedliche Tage schienen abermals in Aussicht zu stehen. Selbst die Zwistigkeiten, die die neue Polizeiverordnung von 1708 heraufbeschwor, und die 1715 zwischen dem neuen Obervogten Scheppelin und der wiedererrichteten Schützengesellschaft ausgebrochenen argen

---

[1] Vgl. die Arrest des C. S. vom 10. Sept. 1704, vom 6. März 1708 und vom 2. Sept. 1710 auf S. 264, 269 und 273 des Urbariums.
[2] Stadtarchiv R. — BB 85.

Händel vermochten nur vorübergehend das friedliche Einvernehmen zu stören.[1] Da erschien im Mai 1723 der Patentbrief Ludwig XV., der dem Bischofe nicht nur alle alten so lange und so heiß umstrittenen Rechte aufs neue bestätigte, sondern eine weitere Reihe von Bestimmungen enthielt, die für Rufachs Bürger unannehmbar waren.[2]

Ein jährlicher Beitrag zu 8000 ℔ Gerichtskosten wurde gefordert, das Recht über Zulassung der Juden und die Besetzung sämtlicher städtischer Beamtenstellen aufs neue beansprucht, die Stadtwälder der bischöflichen Maitrise unterstellt u. a. m. Ja, hätte die Stadt den wackeren Seitz noch gehabt; aber er war am 15. Dezember 1721 vom irdischen Kampfplatze ins friedliche Jenseits abberufen worden. So verfloß ein wertvolles Jahr ehe alles zum neuen Kampfe bereit war; und diese Zeit brachte den wohl im Interesse ihrer amtlichen Stellung erfolgten Abfall von Schultheiß und Stadtschreiber. Zwar rief am 18. Juni 1724 die große Glocke vom Münsterturme die gesamte Bürgerschaft zum Rathausplatze; aber nur drei der ältesten Ratsmitglieder waren es, die dem Volke im Auftrage ihrer Genossen die drohende Gefahr klarlegten und zum heiligen Kampfe anfeuerten.[3] Der Prozeß wurde beschlossen, die Genehmigung des Intendanten eingeholt und die Advokaten in Colmar mit den nötigen Belehrungen versehen. Und nun ein Beispiel der Einfalt unserer alten Stadtbürger in Rechtsangelegenheiten. Anfangs September 1724 erfolgten bekanntlich die Hochzeitsfeierlichkeiten Ludwigs XV. mit des Polenkönigs Tochter, an denen sich ja der Bischof von Straßburg in hervorragender Weise beteiligte. Undter währender diser Hochzeitsceremonien und Bemühungen unsers gnädigen Herrn, sagt ein Schriftstück jener Zeit, hat die Stadt Rufach nicht guth befundten, disen proceß wegen vorgenanter Articul der fürstlichen Patente zu betreiben, damit dieselbe nicht für oportun möchte gehalten werden, bis solches alles mit der Hochzeit möchte sein Richtigkeit haben; aber dises gabe denen fürstlichen procuratoren und Advokaten Vrsach, sich unsers Verweilen zu bedienen und wider uns ein Surprix zu erhalten.[4]... Es erfolgte nämlich wirklich in dieser Zwischenzeit eine Ver-

[1] Bezirksarchiv in Colmar. Mundat 2, 1, F und 10, 2, H.
[2] Vgl Ordonance d'Alsace II. 704 ff.
[3] Urbarium, S. 107 ff.
[4] Urbarium, S. 113.

urteilung zur vorläufigen Entrichtung der bestrittenen Gerichtsgelder. Die übrigen streitigen Punkte sollten im Juni 1726 durch einen Vergleich geregelt werden; aber der Rat forderte ungestüm seine alten Rechte ungeschmälert. Die beiden städtischen Archivbewahrer J. P. Gschickt und J. S. Müller erhielten den Auftrag, die alten Stadtbriefe genau zu durchforschen, und alle Stadtgerechtigkeiten wohl mit Beweismitteln versehen, in einem neuen Stadtbuche niederzulegen.[1] So meisterhaft das ungeheure Werk, das uns heute noch erhalten ist, auch durchgeführt wurde, erfüllte es seinen Zweck nicht mehr; für die französische Regierung war die Zeit gekommen, endgültig mit allen diesen städtischen Vorrechten aufzuräumen.

Als 1737 der Versuch, der Stadt die Wälder zu Gunsten des Bischofs zu entziehen, gescheitert war,[2] verhängte die Maitrise 1738 über den ungefügen Rat, der sich ihren Anordnungen nicht fügen wollte, eine Geldstrafe von 3000 ₰ und 1000 ₰ Hospitalspende und 1754 eine solche von 4000 ₰ und eine Spende von 400 ₰. Von 1755 ab konnte nach langen, langen Streitigkeiten auch nicht der geringste städtische Beamte mehr ohne des Obervogten Beisein und des Intendanten Genehmigung ernannt werden usw. usw. Stück um Stück fiel jetzt Recht um Recht dahin. Und was war im Laufe der Jahre aus dem Magistrat, dem festen Rückgrate der Bürgerschaft geworden? Nachdem schon 1717 und 1719 durch Staatsratsbeschlüsse die Zahl der Ratsstellen von 15 auf 12 bezw. 11 herniedergedrückt worden war, erschien 1756 eine neue königliche Ordre, wonach der Stadt Rufach nur noch 7 zuerkannt wurden, und von 1761 ab durfte der Magistrat mit Einschluß des Schultheißen nur noch aus 6 Personen bestehen, darunter drei ältere lebenslänglich ernannte.[3] Ja, als 1765 der Schultheiß Bach sein Amt niederlegte, um als Advokat des Conseil souverain nach Colmar überzusiedeln, da zog der Obervogt Junker mit der Regierung Genehmigung auch dieses Amt an sich, so daß die Stadt von da an keinen eigentlichen Schultheißen mehr besaß. Daß alle diese Vorgänge viel böses Blut machten und von vielen Protesten und Prozessen begleitet waren, versteht sich von selbst.

Durch Beschluß der Nationalversammlung von 28. Dezember 1790 wurde die bisherige Verwaltungsform der Gemeinden endlich vollständig aufgehoben, und die seit 1788 bestehende

---

1 Stadt-Buch und Urbarium von Ruffach, ein Folioband in Pergamentdecke von 553 Seiten. — Geben in Ruffach den 28. August 1727.

2 Bezirksarchiv Colmar. Mundat 2. 4. L.

3 Stadtarchiv R. — BB. 124 und Bezirksarchiv Colmar. Mundat 10. 4. F.

Munizipalversammlung mit ihrem Syndikus in einen Munizipalrat mit einem Maire an der Spitze umgeschaffen. Der Magistrat von Rufach aber tagte allen Anfeindungen zum Trotz als gerichtliches Institut unbeirrt weiter, bis er durch die am 14. Februar 1791 erfolgte Wahl des Friedensrichters Voche seines Amtes vollständig entsetzt wurde, und auch dann noch wich er erst der Gewalt.

Hiermit hatte die 1100jährige Immunitas Dagoberti ihr Ende erreicht, aber auch die Macht und das Ansehen Rufachs sind damit zugrabe gegangen. Die Triebfeder des mächtigen Stadtwesens im Mittelalter war eben die auf besondere Vorrechte gestützte Verfassung, die jenen so ausgeprägten und so oft bewunderten Bürgersinn schuf. Das wußte die französische Regierung wohl; deshalb hat sie bei dem bereits durch Prozesse zerrütteten Stadtwesen schließlich dort ihre Hebel angesetzt und durch das Brechen der althergebrachten Formen auch den germanischen Bürgersinn niedergezwungen und unterdrückt. Rufach erholte sich von diesem Schlage nicht mehr. Die in langem vergeblichen Streite ermatteten Bürger vermochten sich unter den neuen Verhältnissen nicht zurecht zu finden. Trauernd um die längstentschwundenen Glanztage ihrer Väter, verträumten sie die wertvolle Gegenwart und verloren schließlich jeglichen Mut zu neuem frohen Wirken; und so sank die alte stolze Hauptstadt der bischöflichen Lande im obern Elsaß nach und nach zu einem stillen, ländlichen Gemeinwesen hernieder, dem schwerlich noch eine bessere Zukunft, ein erneutes Aufblühen, beschieden sein wird. Tempora mutantur.

Anhang.

Lettres Patentes portant confirmation des Droits de l'Evêché de Strasbourg. — Septembre 1682.

Louis Par La Grace De Dieu Roy De France Et De Navarre, à tous presens et avenir, Salut, incontinent après que la Ville de Strasbourg s'est soûmise à nôtre obeïssance, feu nôtre trèscher et bien amé Cousin l'Evèque de Strasbourg Nous auroit présenté une Requête, par laquelle il Nous auroit conjoinctement avec son Chapître, tres-humblement supplié de le faire joüir des mêmes Droits et Revenus dont joüissoient ses Predecesseurs Evêques de Strasbourg, dans les Terres dépendantes dudit Evêché, situées en nôtre obeïssance en de ça du Rhin: Et d'autant que pendant le tems necessaire pour l'examen de ladite Requête, il a passé de cette vie en une plus heureuse,

nôtre très-cher et bien amé Cousin le Prince Guillaume de Fürstemberg son Frère, à présent Evêque dudit Strasbourg, depuis peu éleu avec nôtre agrément à ladite dignité d'Evêque par ledit Chapitre, Nous à conjointement avec iceluy très-humblement supplié de le vouloir faire joüir et ses Successeurs audit Evêché, des susdits Droits. Et étant bien aise de le traiter favorablement en consi(dé)ration du zèle et de l'affection qu'il à toujours fait paroître pour nôtre service et de l'attachement qu'il a eu et temoigné avoir aux interêts de nôtre Couronne, et luy donner des marques de nôtre bienveillance et de l'estime que nous faisons de sa personne. Sçavoir Faisons que pour ces causes, et de nôtre grace spéciale, pleine puissance et authorité Royale, Nous avons par ces Presentes signées de nôtre main, dit, declaré et ordonné, disons, declarons et ordonnons, voulons et Nous plaît, que nôtre dit Cousin l'Evêque de Strasbourg, et ceux qui luy succederont audit Evêché, joüissent dans les Terres et Lieux dependans d'iceluy Evêché situés dans nôtre obeïssance, les Droits cy-après specifiés.

I. Sçavoir, que le Conseil de Saverne exerce sa Jurisdiction, ainsi qu'il a fait par le passé, et selon l'usage, coûtûme et constitution du Pays, connoisse, lors qu'il y aura nombre de sept Juges, de tous les differents qui arriveront entre les Habitans du Bailliages qui dependent dudit Evêché, et les terminent en dernier ressort, quand il ne sera question que de la somme de cinq cens Livres, et que ce qu'il ordonnera, soit executé par provision jusqu'à la somme de mil Livres, sauf l'appel en nôtre Conseil Souverain d'Alsace séant à Brisac, pour le fond et pour la provision des Procès ou il s'agira de plus grande somme.

II. Que ledit Sieur Evêque et ses Successeurs audit Evêché, seront maintenus dans la possession et faculté en laquelle ont été leurs Predecesseurs Evêques de Strasbourg, de pouvoir achepter du sel par tout ou bon leur semblera, de le faire vendre et debiter aux Habitans des lieux dependants dudit Evêché et dudit Chapitre au même prix qu'il est debité par nos Fermiers dans la haute Alsace.

III. Que pour les dédommager des Droits de péage supprimés par Arrêt de nôtre Conseil du 3. Octobre 1680 il leur sera loisible de prendre et percevoir le trentiéme denier de toutes les ventes des immeubles et le cinqantieme de toutes celles des meubles, qui se feront dans les Terres dudit Evêché et dudit Chapitre de Strasbourg.

IV. Qu'en outre pour leur tenir lieu de corvée illimitées, que les Evêques de Strasbourg s'étoient mis en possession d'imposer sur leurs Sujets, Nous leur avons accordé la faculté de joüir de douze corvées par an, des Habitans du Pays dependant

dudit Evêché, chacune corvée rachetable de dix Sols, de sept corvées de cheval de somme, ou de chariots étans dans les Villages; Chacune corvée de cheval rachetable de quinze Sols, et celle de chariot attelé de quatre chevaux rachetable de soixante Sols, et s'il y a moins de chevaux a proportion. Moyennant lesquels Droits de corvées ledit Sieur Evêque, ny ses Successeurs audit Evêché, et leurs Officiers, ne pourront sous quelque pretexte que ce soit, exiger aucunes corvées desdits Habitans, pas même en les payant les faire marcher contre leur gré.

V. Comme aussi qu'il ne pourra être fait aucune imposition par lesdits Sieurs Evêques, ou leurs Officiers sous pretexte de remboursement des Dettes de l'engagement du Bailliage d'Oberkirch, ny celle dite des mois Romains, pour le payement des gages des Officiers de la Chambre de Spire, non plus que pour le payement des Garnisons, ny aussi de continuer a lever celles qui se faisoient sur la viande et sur le pain, foin et avoine, et qu'a la reserve de ce qui est reglé cy-dessus à l'égard du Droit de corvée, ils ne puissent faire d'autres levées dans les Terres dudit Evêché situées en deça du Rhin, que de ceux qui se levoient en l'année 1600.

VI. Voulons et entendons que les mineraux d'or et d'argent qui se trouveront tant dans le Rhin que dans les montagnes de létenduë dudit Evêché, appartiennent auxdits Sieurs Evêques desquels nous leur avons fait et faisons don par cesdites Présentes.

VII. Entendons aussi que ledit Sieur Evêque et ses Successeurs audit Evêché jouissent du Droit de congedier les Juifs domiciliés et établis dans les Terres dudit Evêché et de ceux qui pourroient venir s'y etablir cy-après; Et de recevoir ce qui a accoûtumé d'être payé pour ce effet annuellement par lesdits Juifs, qui est, sçavoir pour chaque famille douze Escus par an, et pareille somme de douze Escus pour la reception de chaque Juif dans lesdites Terres, moyennant quoy ils seront exempts de toutes Charges ordinaires.

VIII. Accordons pareillement auxdits Sieurs Evêques les amendes et confiscations, lesquelles leurs Predecesseurs Evêques ont joüi.

IX. Nous leur accordons aussi la faculté de reünir à l'Evêché de Strasbourg les Fiefs qui ont été aliénés par leursdits Predecesseurs Evêques, à mesure qu'ils viendront à văcquer; Et à l'égard de ceux qui ne sont pas de nature a y devoir être réunis, voulons qu'ils en disposent en faveur de telles personnes qu'ils aviseront bon être, pourvû qu'ils soient nés nos Sujets, et ne soient pas engagés dans aucun service étranger.

X. Voulons en outre, que lesdits Sieurs Evêques joüissent et disposent du Droit de chasse, pêche et forêts, de même qu'en ont joüi ou disposé les Evêques dudit Strasbourg jusqu'à present.

XI. Les maintenons pareillement dans la possession de juger des differents qui sont survenus, ou pourroient survenir entre les Vassaux dudit Evêché pour raison de la joüissance et succession des Fiefs seulement dependans dudit Evêché, comme aussi des differents de Vassaux avec les Sujets qui dependent desdits Fiefs, ainsi qu'il s'est pratiqué cydevant, sauf l'appel en nôtre Conseil Souverain d'Alsace.

XII. Leur accordons aussi la faculté de faire tirer le Salpêtre dans les Terres dudit Evêché, jusqu'à ce qu'autrement nous ayons ordonné, et à la charge toutes fois, que le Fermier desdits Salpêtres ne le pourra vendre qu'a celuy qui aura ordre de Nous pour en fournir les Magasins de nos Places d'Alsace.

XIII. Quant aux foires et marchés déja établis dans les Terres dudit Evêché, nous avons trouvé bon de les maintenir, sans neantmoins qu'il en puisse être établi d'autres par ledit Sieur Evêque, ny ses Successeurs audit Evêché, que de nôtre consentement et en consequence de nos Lettres Patentes.

XIV. Voulons et entendons, que lesdits Sieur Evêques et leurs Sujets joüissent du debit du fer dans lesdites Terres, tout ainsi qu'ils ont fait par le passé.

XV. Et finalement, Nous avons maintenu et maintenons ledit Sieur Evêque et ceux qui luy succederont audit Evêché, dans la possession ou ont été jusqu'à present les Evêques de Strasbourg leurs Predecesseurs, de pouvoir faire contraindre par execution de Jugemens du Conseil de Saverne, les Habitans dudit Evêché au payement de toutes les rentes, revenus et autres redevances qu'ils doivent aux Evêques de Strasbourg.

Si Donnons en Mandement à nos Amés et Feaux les Gens tenans nôtre Conseil Souverain d'Alsace, séant à Brisac, que les presentes ils ayent à faire enregistrer, et du contenu en icelles joüir et user nôtredit Cousin le Sieur Evêque de Strasbourg et ses Successeurs audit Evêché, pleinement et paisiblement, cessant et faissant cesser tous troubles et empêchemens à ce contraires; Car Tel Est Nostre Plaisir, et afin que ce soit chose ferme et stable de toujours, Nous avons fait mettre nôtre scel à cesdites présentes sauf en autres choses nôtre Droit et l'autruy en toutes.

Donné à Versailles au mois de Septembre l'An de grace 1682 et de nôtre Regne le 40. Signé Louis et plus bas par le Roy Le Tellier, et à côté Visa Le Tellier.

Régistré és Registres du Conseil Souverain d'Alsace le 28 November 1682.

Ordonnances d'Alsace, I 154 ff.

IV.

Das Susannenspiel des Samuel Israël von Straßburg von 1603.

Herausgegeben von

Dr. **Alfred Schaer.**

Susanna

Von

Samuel Israël.

Aufgeführt am **7. August 1603** zu **Münster** im Elsaß.

Gedruckt zu **Basel** bei Johann Schröter **1607.**

Samuel Israëls von Straßburg Komödie von «Susanna» Exemplar der Kgl. Bibliothek in Berlin. Signiert Y q. 2146. Basler Druck von 1607. 8°. 48 Blätter.

Zusätze des Herausgebers sind in eckige Klammern eingeschlossen oder klein gedruckt || bedeutet Zeilenschluß.

Blatt A

Ein Schône /

1.

gantz Newe *Comoedia* von /

der Froñen Keuschen vnd Gotts- /
fôrchtigen SVSANNA / inn
Teütsche Reymen Gestelt /
Durch /
Samuel Israel von Straßburg /
Jetziger zeit Schûl: vnd Kirchendiener /
zu Münster in S. Gregory /
Thal. /
Gehalten daselbst zu Münster den
7. Augusti Anno 1603.

[Titelholzschnitt.]

Burghof, einen Brunnen, einen Baum und eine Zisterne enthaltend. Am Rande der letzteren sitzt die zum Baden sich bereitende Susanna, während ihr die entgegeneilende Magd noch Tücher und ein Salbenkästchen zuträgt. Oben aus einem Fenster des Schlosses schaut ein Harfe spielender, mit der Krone geschmückter Mann (König David?) heraus in den Hof.

Getruckt zu Basel /
Bey Johann Schrôter / 1607.

Blatt 1 (A) Rückseite leer. Enthält nur den Bibliothekstempel («Ex Bibl. Regia Berolin»).

Zier-Kopfleiste. 2. (Aij.)

Den Ehrnvesten / Wolge- ||
lehrten / Fürsichtigen Ersamen ||
vnnd Weysen / ||
Herren Zacha- ||
rię Nitschelmen Vogt: Her- ||
ren Friderich Zeiningern Burger- ||
meistern: Herren Petro Schneyder / ||
Stattschreybern / Herren Matheo Mo- ||
sern / vnnd einem gantzen Ersamen ||
Raht / der Statt Münster in ||
S. Gregorij thal. ||
Meinen Insonders großgünstigen gebie- ||
tenden Herren vnd *respectiuè* ||
gefattern / etc. ||

Gnad vnd segen von Gott || dem Vatter vnsers Herren || vnd Heylands Jesu Christi / || sampt wünschung aller wol- || fahrt an Leib vnd Seel zuuoran. Ehrn- || vest / Wolgelehrt / auch Fürsichtig / Er- || sam / Weyß / Groß- günstige liebe Herren / || sehr recht vnd wol ist die *Comoedia* von || den lieben alten *Speculum vitae* ein spie- || gel des lebens genennt worden / dañ so wir || ein *Comoediam* oder *Tragoediam* für || augen spielen sehen / werden wir nit allein || die form vnd weyß / sondern auch darneben || den nutzen / so darauß entspringt zum höch- || sten rühmen vnd vns gefallen lassen / dar- || durch alle stend in der Welt / sampt jhrem || vorhaben / doch in einer mehr als in der an- || dern vffgeführt vnd gewie- sen werden / wie || dañ auch in dieser gegenwertigen *Comoe-* || *dia,* etliche wie die Namen haben mögen / || jhr hellscheinend *Speculum* haben / wel- || ches nicht vnbillich ein *speculum pudi-* || *citiae* ein spiegel der zucht vnnd keusch- heit || mag genennt werden. Wiewol aber die- || se *materia* von *Susanna* vnd *Daniel* wie || zuuermuthen / vnd auch etliche darfür hal- || ten / kein geschicht / sonder viel mehr wie *Ju-* || *dith* vñ *Tobias* ein schön geistlich gedicht || sein soll / sintmal die Namen solches mit || sich bringen / als / *Susanna* heist ein Ro- || sen / das ist / ein fromm

Land / oder armer || hauff vnder den Dörnern: Deß- 3. (Aiij.) gleichen || *Daniel* heist ein Richter vnd so fort an: ist || auch gar schön zu deuten auff *Policey* / *Oe-* || *conomey* oder from̄en hauffen der gleu- || bigen / also daß sie wol ein *speculum vite* || kan genennt werden. ||

Dem sey nun allem wie jm woll / sie sey || gleich ein gedicht oder geschicht / so ist sie || doch so schön vnd lieblich / das man ein son- || dern lust vnd frewd darob bekom̄en solte / || wo sie auff ein *Theatrum* gebracht wirdt. || Ich will der großen nutzbarkeit so man || auß solchen vnnd dergleichen *actionibus* || empfecht / geschweygen / vnd es andern / so || solches schon besser an tag geben vorbehal- || ten haben / allein ist es zum höchsten löblich || vnd rühmlich / wo solche *actiones* vnnd || frewdenspiel gehalten werden. ||

Dieweil dann Großgünstig Herren / || diese gegenwertige *Comoedia* kurtz ver- || schienener zeit v[o]n̄ einer Ersamen Burger- || schafft allhie vnd andern ehrlichen Leuten || ist *agiert* vnnd gespielt worden / auch mit || frölichem zuschawen vnnd bescheidenheit || abgangen: So bin ich zwar / *propter* || *zoilos et Momos* nit willens gewesen / die- || selbige zu *publicieren* vnd in Truck zuuer- || fertigen: Jedoch solches hindan gesetzt / || hab ich Ehrliebenden Leuten / so es vielfal- || tig an mich begert / willfahren / vnd E. E. || W. gantz vnderthänig *dedicieren* vnnd || zuschreyben wollen / gantz dienstlich bit- || tend / sie woll[n] dieselbige *loco muneris* von || mir Günstig annemmen / vnd forthin wie || bißher / meine Großgünstige *patroni* vnd || befürderer sein vnd bleiben / solches in müg- || licher willfahrung zu beschulden / will ich || vnuerdrossen vnnd gantz dienstwillig mich || finden lassen. Hiemit E. E. W. zum heil || vnd wolfahrt Statt vnnd Thals / Gott || dem Allmächtigen zu langwiriger gesund- || heit befehlend / Geben den 20. May Anno || 1606. Jahrs. ||

E. E. W. ||

Vnderthäniger vnd dienst- || williger ||

Samuel Israël von ||

Straßburg. ||

[Zier-Kopfleiste.] 4. (Aiiij.)a

Einen Bauerntanz darstellend. Links der Spielmann, ein blasender Pfeiffer, rechts daneben drei tanzende und springende Bauernpaare.

Ad lectorem.

Es möchte sich ohn allen zweiffel der Gün- || stige Leser verwundern vnnd befrembden / || auß was vrsach dieser *Materi* mehr zugesetzt || wirdt / dann in H. Schrifft / daruon gelesen || wirdt / so hab ichs einig vnd allein (sonderlich || den Engel, Bauren / vnd anders mehr betref- || fend) *illustrationis causa* herbey gesetzt / dieweil || es nimmer lähr abgehen kan / da nit in solchen || sachen *intermedia* eingeführt werden / *Vt misceantur* || *tristia laetis.* Darmit dann nun solche || *action* als bey einfeltigen / jedoch Ehrlichen || Leuten ein desto bessern fortgang bekommen || möchte (wie dann auch GOTT lob geschehen /) || So ist mir sonderlich hierin behülfflich gewe- || sen / der Ehrnhafft vnd Fürgeacht Johannes || Ochs von Colmar / *qui facetijs suis Gnatonem* || *Terentianum superasse creditur.* Wirdt also / || wie ich gentzlich verhoff / der Günstige Leser || mir 'solches nit vbel deuten / sonder als ein ge- || ringe arbeit gefallen lassen. Leb wol. ||

Author.

Volgen die Personen. ||

des Spiels. ||

Prologus	Johannes Ochs.
Raphael	Peter Hemmerlin.
Susanna	Ludwig Meyting.
Syrus ein bott /	Matheus Fels.
Abra magt /	Andreas Ries
Achab } 2 alten	Hans Münsch.
Midian } 2 alten	Jacob Hemmerlin.
Philergus knecht /	Johannes Nitschelm.
Joachimus	Johannes Geyger.
Beniamin } Joachimi Kinder	Salomon Schneyder.
Rebecca } Joachimi Kinder	Friderich Schandeney.
Helkyas } Susanne Eltern	Andreas Rauscher.
Anna } Susanne Eltern	Hans Vlrich Erhart.
Justitia	Johannes Amos Schneyder.
Veritas	Jörg Schandeney.
Corydon ein baur	Johannes Ochs.
Cleophas Richter	Anthonius Meiting.
Eubulus } Rahts herren	Lux Keyser.
Sophron } Rahts herren	Adam Bartt.
Simeon } Rahts herren	Abraham Gerhart.
Osyas } Rahts herren	Geörg Leinhals.
Scriba	Andreas Wetzel.
Daniel	Hans Bierson.
Dimius Nachrichter	Wolff Karg.
Rufus } seine Knecht	Matheus Fels.
Lurco } seine Knecht	Hans Stimler.

Soldaten.

Hans Jacob	Saas.
Elias	Zeininger.
Diebolt	Wetzel.
Georg	Brotbecker.
Matheus	Moser der Jünger.

Argumentatores:

Wilhelm	von Blickspurg.
Bernhart	Murbach.
Nicolaus	Ries.
Mathias	Schandeney.
Thoman	Jåger.

[Zier-Kopfleiste.]

PROLOGVS.

Edel / Ehrnvest / vnd Achtbar Herrn
Die zu vns kom̄en nach vnd ferrn /
Auch Ehrn: vnd Tugentreiche Frawen
Jungfrawen vnd all die jr schawen /
Wes standts ein jeder in gebür
Also sey er genannt von mir.
Wie löblich / rühmlich es allzeit
Gewesen ist / vnd auch noch heut /
Da man die Jugendt nit allein
Sonder die Alten in gemein /
Beweget hatt zu vbung viel
Kurtzweil vnd anderem frewdenspiel /
Kan man auß vielen Büchern fassen
Die vns die alten hinder lassen.
Derhalben wir auch wol bedacht
Auff diss *Theatrum* hergebracht /
Ein Biblische *Historiam*
Vnd liebliche *Materiam* /
Den Inhalt derselben will ich
Erzehlen hie fein ordenlich.
Zu Babylon ein Manne saß
Des Name Joachimus was /
Dem GOTT bescheret Tugentreich
Ein Weib / From̄ / Gottsförchtig zugleich
Die hieß Susanna / war sehr Schön /
In Gottes wort thet wol bestehn /
Dann sie hat fromme Eltern / die
In Gottes wort vnderwiesen sie /
Die hat ein Garten an dem Hauß
Gieng täglich sich zu badn hinauß /
Zwen Richter waren in der Statt
Von denen Gott gesaget hat /
Ihr Richter alle boßheit übt
Was vnrecht ist euch wol geliebt.
Die warn in lieb entzünd so sehr
Das sie sich schampten nimmermehr /
Einsmals bestimpten sie ein zeit
Auff sie zu lauren alle beyd /
Versteckten sich im selben Gart

Ein jeder mit verlangen wart /
Zu dem Susanna bald hin kam
Ein magdt mit jhr hinauß auch nam /
Die schickt sie bald wider von jhr
Hieß zuschließen die Garten thür /
Da nun die magdt hinweg war baldt
Sprangen sie herfür mit gewalt /
Wolten sie zwingen das sie nun
Ihr beyder willen wolte thun /
Aber Susanna schlugs jhn ab
Gar bscheydenliche antwort gab /
Darauff die alten sagten jhr
Sie wolten von jhr geben für /
Sie hetten gfunden in dem Gart
Ein jungen Gselln so bey jhr wardt /
Welchs auch hernach geschehen war
Daher Susanna kam in gfahr /
Dann sie darüber alle beyd
Schwuren ein offentlichen Eyd /
Die sach die sey also beschaffen
Man soll Susanna ernstlich straffen /
Wie jhr dan auch das vrtheil falt 6·
Das man sie darumb steinigen solt /
Was gschah? da man sie führt zum todt
Ein Jungen Knaben erwecket GOTT /
Hieß Daniel / der sie erlost
Kehrt mit jhr vmb gar wol getrost /
Verhört die alten auch darneben
Die jhm kein antwort kondten geben /
Vnd kam auch offentlich an tag
Das da falsch war jhr beyder klag /
Darauff man sie ohn einig gnad
Steinigt / vmb solche falsche that /
Da ward Susanna gelassen frey
Mit grosser frewd getrost darbey /
Was man nun darauß lehrnen muß
Wirdt sagen der Epilogus,
Darumb seyt zu ruh vnd schweyget still
Horcht wie die sach anfahen will.

Argumentum

Primi Actus.

Im ersten Act werdet jhr sehen
Den Engel Raphael her gehn /
Welcher anzeigt warzu jhn Gott
Von Himmel auß gesendet hat /
Nemlich das er soll haben acht
Darmit nit werd zu fall gebracht /
Susanna das gar keusche hertz
Ob sie schon muß außstehen schmertz /
Vmb dieser alten falsche klag
Kompt entlich die vnschuld an tag /
Man wird auch sehen im anfang
Wie Susanna den brieff empfang /
Welchen jhr Herr hat abgesandt
Meld daß er komme bald zu land /
Darüber sie auß frôligkeit
Erwôlet ein bequeme zeit /
Zu baden drauß in jhrem Garten
Darinn die alten jhrer warten /
Gedachten sie auß bôsem sehr
Zu bringen vmb keuschheit vnd ehr /
Begerten an sie auch darzu
Das sie jhr beyder willen thu /
Aber auß rechtem keuschen muth /
Sie jhnen das abschlagen thut /
Vnd streitet da gar ritterlich
Rufft auch jhr Knecht vnd Mâgd zu sich /
Darauff die alten sich bedachten
Einen gar falschen anschlag machten
Welches jhr alls solt hôren fein
Wann man rüwig vnd still wird sein.

Actus I. Scena I.

R a p h a e l.

Hieher komm ich von Gott gesandt
Dem hôchsten dem all ding bekandt
Von welchem ich verordnet bin
Zu schützen keuschen muht vnd sinn /
Welchs ich noch heut erweisen will
Durch Gottes krafft an disem ziel /
Wie ich vor diesem auch verricht
Gottsfôrchtig Ehlichen verpflicht
Dem I s a a c / R e b e c c a m frumm 7.
Durch den Knecht E l e a s a r u m /
Des gleichen dem T o b i e schon
Die S a r a m ehelich zugethon /
Wie vns dergleich exempel klar
Die Heylig schrifft macht offenbar /
Nun aber bin ich kommen her
Der sachen zuuerrichten mehr /
Dieweil zwen alte schâlck vorhanden
S u s a n n a m zbringen hie zu schanden /
Das aber jhr ehr vnd keuschheit
Bleib vnuerletzt bin ich bereit /
Zu schützen sie vnd zu bewahren
Darumb will ich mein hilff nit sparen /
Welch sich wunderlich findet fein
Durch D a n i e l den Knaben klein
Nun will ich nemmen fûr die Hand
Darzu mich GOTT hat hergesandt.

Actus I. Scena II.

Syrus / Susanna / Abra.

S y r u s.

GOTT grüß euch Fraw gantz tugendreich /
Ist gut das ich euch antriff gleich
Hie bring ich bottschafft kompt von fern
Von J o a c h i m o ewerm Herrn /
Der laßt euch alle freundtlich grûßen
Vnd sein zimlichen wolstand wissen.

S u s a n n a.

Wie wol frewt mich die bottschafft dein
Die du mir jetzt bracht S y r e mein /

Von Joachimo meinem Herrn
So dissmal ist von vns noch fern /
Aber das er zu dieser stund
So wol auff ist / frisch vnd gesund /
Vnd das er kommen werd zu hauß
Daß frewet mich wol vberauß.

Syrus.

Er hatt sich schon gerüst zuhandt
Da er mich von jhm weg gesandt /
Vnd frewt sich auch von hertzen wol
Das er heim zu euch kommen soll.

Abra.

Ich hör wol vnser Herr werd kommen ?

Susanna.

Mit frewden hab ich es vernommen /
Darumb so wöllen wir gehn hinein
Vnd alle ding verrichten fein /
Auch will ich nachmittag hinauß
In Garten mein / zu baden drauß
Vnd dann hernach deß Herren mein
Daheimen fein gewertig sein /
Darmit wann er zum hauß eingang
Mit höchster frewd ich jhn empfang /
Dir aber Syre will ich lohnen
Fürs botten Brot nim hin drey Kronen.

Syrus.

Gar großen danck darfür ich sag
Will dran gedencken all mein tag /
Gott wöll euch geben seinen segen
Behüten jetzt vnd alle[r] wegen.

Actus I. Scena III. 8.

Achab / Midian.

Achab.

Ach wie wird doch je lenger je mehr
Mein hertz im leib gekrencket sehr /
Wegen der großen liebes brunst
Die doch vieleicht möcht sein vmbsonst /
Dann ich Susannam wunderlich
Von hertzen lieb gantz inniglich
Vnd weiß nit wie ichs möge schicken /
Mein hertz vnd gmüt recht zu erquicken /
Dann sie sonst fromm / keusch vnd gerecht
Muß sorgen das sie mirs abschlecht.

Vnd wann mir dises nun geschicht
Weiß ich weiter zu schaffen nicht /
Darumb darffs das ich mich wol bedenck
Zu suchen mittel vnd gelenck.

Midian.

Mich wundert sehr was doch Achab
So stetigs hie zu schaffen hab
Wann ich her komm / so sich ich jhn
Nit weiß ich was er hatt im sinn /
Vieleicht dasjenig jhm auch ist
Was mir sehr anligt vnd gebrist /
Will zu jhm / vnd sehn ob ich kan
Erfahren was jhm liget an.
Ein guten tag mein lieber man.

Achab.

Habt danck mein lieber Midian
Wo her so früh / vnd so allein
Thut gar niemand hie bey euch sein?

Midian.

Niemand ist bey mir dann ich auch
Allein zu gehn hab im brauch.

Achab.

Wie kompts daß jhr so trawrig secht
Mich dunckt es sey euch nit fast recht?

Midian.

Eben diß wolte ich klagen
Von euch dasselbig auch erfragen.

Achab.

Nit ohn vrsach mein Midian
Dann mir sachen gelegen an /
Die nit wol hie zu melden sind
Nit weiß ich wie ich hülffe find.
Dann ich die sachen nimmermeh
Eröffnen darff das thut mir weh /
Kans im geringsten nit vergessen
Muß also trawrig in mich fressen.

Midian.

Es ist mir solches hertzlich leyd
Vnd wann ich wuste allbereit /
Das ich etwas für mein person
Könt helffen euch wolts nit vmbgohn /
Wiewol mir selber viel ligt an
Welchs ich auch schier nit sagen kan /

Doch glaub ich euch gar wol darbey
Das euch was angelegen sey.

Achab. 9. (B.)

Ach Midian ich bitt euch doch
Wann jhr diese meine sachen hoch /
Wolt heimlich bey euch lassen bleiben
Vnd darauß keinen schertz nit treiben
Auch niemand kein wort daruon sagen
Wolt ich euch meinen zustand klagen.

Midian.

Frölich solt jhr mir trawen diß
Dan ichs vorschweigen will gewiß.

Achab.

Ich schäm mich solchs zu sagen schier /

Midian.

Kläglich solt jhrs ansagen mir.

Achab.

Ich lieb von gantzem hertzen mein
Ein Weibsbild holdselig vnd rein
Das ich schier nit kan leben mehr
Bin auch darumb spatziert hieher /
Vnd hab gedacht sie werd etwan
Begegnen mir / vnd außer gahn /
Das ich doch nach meins hertzen willen
Den augenlust nur möchte füllen /
Mein Midian / ach zürnet nit /
Das ich vor euch mein hertz außschüt.

Midian.

Warumb wolt ich zürnen darab.
Ein fründtlich bitt ich an euch hab
Das jhr mir wolt versagen nicht
Wer die sey / die euch so anficht.

Achab.

Sie ist euch sonsten wol bekant
Geziert mit tugend vnd verstand
Vnd ist wie jhr wißt auff dißmal
Susanna Joachimi gmahl.

Midian.

O Achab was für wunder ding
Hör ich von euch / die nit gering.

Achab.

Ey guter vnd vertrawter gstalt
Sagt ich euch dieses an so bald
Drumb wie jhr mir verheißen han
So werd jhrs bey euch bleiben lan.

Midian.

Jetzt ists an mir das ich auch klag
Vnd auch mein heimlich leyden sag /
Ich bin auch gleicher gstalt jetzund
Mit liebes pfeylen sehr verwundt /
Aber das ich euch nit betrűb
Susannam ich auch hertzlich lieb
Habs auch getrieben schon gar lang
Heimlicher weyß ichs in mich zwang
Bin auch darumb jetzt gangen her
Zu sehn ob sie vieleicht da wer /
Darumb laßt bey euch bleiben fest
Schweigt darzu still / das ist das best.
So wölln wir sehn wie wir allbeyd
Empfangen möchten große frewd /
Dann ich fűr gwiß vernommen schon
Das sie werd heűt in Garten gohn /
Vnd baden da nach jhrem brauch 10. (Bij.)
So ist jhr Mann abwesend auch /
Vnd können wir also die sach
Mit fug anstellen allgemach /

Achab.

Ich raht das wir am ersten fein
Giengen all beyd in Gart hinein
Verstecken vns daselbst mit fleiß
Gantz still vnd heimlich gleicher weiß /
Wann sie dan nun wird gar allein
Alda in jhrem Garten sein /
So wolln wir springen gschwind herfűr
Gűtlich erzeigen gegen jhr /
Vnd vnser hertzen öffnen gantz
Zucht vnd scham schlagen in die schantz /
Bitten das sie nach vnserm will
Die groß lieb vnd begird erfűll /
So wölln wir vns erquicken recht.

Midian.

Wie wann sies aber vns abschlecht?

Achab.

So wollen wir brauchen gewalt
Oder anfahen der gestalt /
Wann sie nit thut nach vnser bgir

So wollen wir sagen von jhr /
Wir haben sie gefunden fein
Bey eim Jüngling im Gart allein.

Midian.

Fürwar die sach gefalt mir wol
Mein hertz wird erst der lieb recht vol[l].
Wir wollen vns machen bereit
In[m] Gart verstecken alle beyd.

Actus I. Scena IIII.

Susanna / Abra / Midian / Achab.

Susanna.

Ach wie ein außerwelte zeit
Laßt vns Gott sehen allbereit /
Wie warm scheint vns die liebe Sonn
All welt empfindet frewd vnd wohn /
Jetzt hört man im wald vberall
Der Vöglein lieblich gsang vnd schall /
Die Gärten grün, die Brünlein kalt
Bringen der frewden manigfalt
Diß alles sich ich nit so gern
Als die zukunfft meins lieben Herrn
Auff den ich jetzund für vnd für
Wart mit verlangen vnd begir /
Darumb will in den Garten ich
Erlustigen vnd reinigen mich /
Du Abra geh nur wider heim
Verschließ die Gartenthür gar fein
Kom bald wider auff mein beger
Vnd bring Balsam vnd Seyffen her.

Abra.

Es soll werden gar wol verricht
Ihr sollet daran zweifflen nicht.

Susanna.

Wann mein Herr vieleicht kompt zu hauß
So kom zu mir eylend herauß /
Vnd will ich dich gar wol geweren 11. (Biij.)
Ein gutes bottenbrot verehren

Abra.

Wolt Gott das er daheimen wer schon
Ich wolt euch bringen frewd vnd won
Aber ich will sehn was ich thu
Den Garten schließen fleißig zu.

Midian.

O Achab schawt das Schöne bild
Solt eim nit werden das hertz erfült?

Achab.

Kompt her laßt vns lauffen herbey
Ablegen alle schamm vnd schew
Vieleicht so wird sie sich ergeben
Wir wollen lustig mit jhr leben.

Susanna.

Wen höre ich hierin bey mir
Ist nit verschlossen recht die thür?
O weh / thut jhr hierinnen sein
Ich hab vermeint ich sey allein.
Auff nichts guts gehet jhr da vmb
Das merck ich wol / drumb sagt warumb
Ihr euch versperret in den Gart
Vnd gwißlich [mich] zu tödten wart.

Achab.

O nein Susanna liebe Fraw
Fründlich seind wir herkommen schaw
In allem gutem sind wir beyd
Zu euch herkommen allbereit /
Etwas begeren wir an euch
Vnd wollen es anzeigen gleich.

Susanna.

Wann jhr etwas bey mir zu thon
So könnet jhr zu mir heim gohn /
Hierauß gib ich euch kein bescheyd
Sag ich außtrucklich allen beyd.

Midian.

Ach schönes vnd holdseligs bild
Ich bitt stelt euch doch nit so wild /
Dan wir seind hie in freundligkeit
Zu dienen euch seind wir bereit.

Susanna.

Kein dienst beger ich von euch beyden.

Midian.

Wir können aber euch nit meyden.

Achab.

Ach mein Susanna setzt euch her
Ich will euch sagen mein beger.

Susanna.

Mit euch will ich nichts zschaffen han
Ich bitt jhr wolt mein müßig gahn
Habt jhr etwas zu richten auß
So find jhr mich in meinem hauß.

Midian.

Ach secht zu Fraw wir seind allein
In diesem Gart verschlossen fein /
Vnd seind in ewerer lieb entbrand
Thut vnsern willn es ist kein schand /
Niemand kan vns sehen hierinn 12. (Biiij.)
O das jhr wüsten vnser sinn.

Susanna.

Was sagt jhr dauon Midian
Gedenckt das Gott wol sehen kan
Wie dörfft jhr mir doch solchs zumuthen
Die jhr zu fürderung des guten
Erwehlet seyt vom höchsten Gott
Zu weysen andre[n] sein gebott /
Ihr wisset wie Gott allezeit
Gestrafft hat die vnreinigkeit /
Wie sonderlich zu Sodom geschehn
Ich bitt wolt in euch selber gehn /
Vnd mein verschonen in der sach
Darauß entstünd groß vngemach.

Achab.

Ihr müßt es machen nit so groß
Dann heilige Leut auch solcher moß /
Gethan haben / die sich hernach
Mit Gott versöhnet allgemach /
Wie David der gar heilig mann
Vnd andre mehr haben gethan.

Susanna.

O Achab laßt euch sein geseit
Dann auff Gottes barmhertzigkeit /
Sündigen / ist die gröste sünd
Wers thut zweyfache straff empfind.

Midian.

Ich mag dauon nit hören viel
Folgt jhr vns jetzt an diesem ziel /
Wo jhr nit werd zu willen bald
So wollen wir anlegen gwalt.

Susanna.

Ach du mein lieber frommer Gott
Steh du mir bey in dieser noth.

Midian.

Das sag ich dir bey meiner trew
Die sach wolln wir anstellen frey /
Werd jhr es weiter vns abschlagen
So wollen wir offentlich sagen /

Wir haben beyde hie bey euch
Ein Jüngling funden auch zu gleich
Treyben mit euch vnzucht vnd schand
Deßhalb die magdt von euch gesandt /
Darumb bedenckt euch albereit
Ich sorg es werd euch werden leydt.

S u s a n n a.

Ach lieber vnd getrewer Gott
Wie komm ich doch in solche noth /
Was angst vnd gfahr kompt mir daher
O Gott nach dir verlangt mich sehr /
Wie soll ich es doch fangen an?
Hierinn ich mir nit rahten kan.
Thu ich dann solchs so bin ich todt
Versündig mich an meinem Gott ;
Schlag ich es ab / vnd thu es nicht
So werd ich durch euch hingericht /
Doch ist viel besser die vnschuld
Darbey behalten Gottes huld /
Vnd sterben in der Menschen hend
Dann das durch mich werd Gott geschend /
Ach lieber Gott, wo ist mein gsind 13. (Bv.)
Das es mich nur noch lebend find /
A b r a / lauff eylend her zu mir
P h i l e r g e / wo bist? gang herfür.

A c h a b.

Laufft / laufft all Menschen da herbey
Secht was wunders geschehen sey ;
Secht die Ehbrecherin doch hie
Erger hat mans gesehen nie.

Actus I. Scena V.

Philergus / Abra / Susanna / Midian / . Achab.

P h i l e r g u s.

Mich dunckt ich hab kläglich gehort
Ruffen die Fraw im Garten dort /
Mein A b r a / laß vns eylends gehn
Vieleicht so ist jhr was geschehn.

A b r a.

Das wer mir in der warheit leydt.

S u s a n n a.

Ach laufft herbey jhr lieben leut.

P h i l e r g u s.

Hör hör es ist vorhanden noht

Ich merck das jhr von hertzen goht /
Was ist euch Fraw, das jhr so schreyt?

Susanna.

Ach secht jhr nit die alten beyd?

Midian.

O du mein allerliebster Knecht
Du kompst hie gar eben recht /
Hie magstu sie wol greiffen an
Dann sie was großes hat gethan /
Ein Jüngling war allein bey jhr /
Im Garten hie den funden wir /
Welchen wir wolten greiffen an
Aber durch sterck er vns entran /
Ein sach hatt er mit jhr verricht
Die ich auß scham mag sagen nicht /
Gar wunderlich kompt es mir für
Das ich doch nie gemerckt an jhr.

Philergus.

Bedenckt euch baß ehe jhr das sagt
Fürwar gar falsch ist das jhr klagt /
Ich raht euch das jhrs bleiben lan
Mann weiß wol wie jhr sach thut stahn.

Susanna.

O trewer Gott, o steh mir bey
Dann du weist wol wie die sach sey
Laß mein vnschuld kommen an tag
Zu schanden mach jhr falsche klag
Was wird sagen mein lieber Herr /
Wann er wirdt hören diese mähr.

Achab.

Das steht euch zur antwort allein
Ihr wißt das es also thut sein
Derhalb wollen wirs zeygen an 14.
Das jhr solch sach verwürcket han /
Vnd möcht jhr euch bedencken eben
Was jhr da wolt für antwort geben.

Susanna.

Die sach will ich befehlen Gott
Der wirdt mich nit lassen zu spott /
Philgerge [l. Philerge] komm wir wollen gehn
Vnd sehn wie es daheim thut stehn.

MVSICA.

Argumentum.

II. Actus.

Im andern Act mit großer plag
Susanna führt zu Gott jhr klag /
Verlangt sie auch in diesem fahl
Nach jhrem lieben Ehegemahl /
Indessen bald die alten beyd
Verbinden sich zusam mit Eydt /
Darauff so kompt gegangen her
Joachim der frewt sich gar sehr /
Wirt bald gewahr daß seine Kind
Entgegen jhm gegangen sind.
Vernimpt auß jhren worten schlecht
Daß es daheim nit zugeht recht /
Empfangt sein Kinder, geht zu hauß.
Nach jhm so kompt sein Knecht herauß /
Facht mit Achab ein hader an
Thut aber ohne streich abgahn /
Susanne Eltern klagten auch
Der jetzigen Welt bösen brauch /
Nun schweiget still ist vnser bger
Secht wie Susanna kompt daher.

Actus II. Scena I.

Susanna.

Ach Gott, Vatter im Himmelreich
  Warhafftig / gnädig auch zugleich /
Dem alle ding wol seind bekandt
  Erretter vor vnfall vnd schand /
Du hertzen kündiger allein
  Dir ist bewußt die vnschuld mein /
Die man mich zeüget vnuerschampt
  Das ich nur werd zum todt verdampt /
Nun aber Herr du höchster Gott
  Ach steh mir bey in dieser noht /
Verlaß mich nit, das bitt ich dich
  Darmit mein vnschuld eigentlich
An tag möcht kommen gantz vnd gar
  Vnd ich errett werd auß gefahr /
Dann ich niemals gehör[e]t han
  Das du die deinen hast verlahn
Vnd will also vertrawen dir
  Du werdest trewlich helffen mir.

Nun wart ich mit verlangen groß
  Auff mein Haußwirth ohn vnderloß /
Ich meint er solle kommen schier
  Ach das jhn Gott gesund heim führ /
Ich warte sein all augenblick
  Das ich doch wider mich erquick
In dieser großen trübsal mein 15.
  Wil drinnen sein gewertig sein.

Actus II. Scena II.

Midian / Achab

Midian.

Wie steht die sach, mein Achab frumb?

Achab.

  Ich weiß schier nit da geh ich vmb /
Bin vnlustig, erschlagen gar
  Gedenck selbs bey mir jmmerdar
Wo doch die sach werd hingelangen
  Die wir beyd haben angefangen.

M i d i a n.

Da gilts gleich sie ist gfangen an
Gott geb wie es ferner wirt gahn /
Wir haben es gebrocket ein
Mûssens außfressen auch allein /
Drumb mûssen wir vns selber treyben
Darmit wir beyd bestendig bleiben.

A c h a b.

Was dann anlanget mein person
Will ich mit reden wol bestohn /
Vnd wann mans von mir wirt begeren
Wolt ich ein Eyd darzu auch schweren.

M i d i a n.

Das gfalt mir wol, ich lob euch drumb
Dann da mûssen wir nit sein stumm.

A c h a b.

Habt jhr seyther noch nichts vernommen
Ob J o a c h i m u s heim sey kommen /
Dann wann er zu hauß kommet an
So wirt ein newes fewr entstahn.

M i d i a n.

Ich kans nit wissen dann allein
Das sie heint seiner gwertig sein /
Zu dem vor jhm erschrick ich nicht
Weil wir die sach recht angericht /
Er ist allein vnd vnser zwenn
Das recht muß vns billich ergehn.
Wann sie schon viel wirt reden do
Den Weybern glaubt man nit also /
Dann das jhr *proprium* fûrwar /
Viel reden / klappern jmmerdar /
Bißweilen redens auch darneben
Das man jhn kein gehôr mag geben /
Derhalben sorg ich dieses nicht
Im gringsten es mich nit anficht.

A c h a b.

Ich môcht wol wissen, wann man dann
Ein rechtstag werde stellen an.

M i d i a n.

Das kan ich euch nit eigentlich
Anzeigen / doch so wolte ich /
Das wann jhr solchs erfahren han
Mich gleichfall[s] es auch wissen lan.

Achab.

Ich wils verrichten, glaubet mir,
Wolt selbs das wir bald kâmen fûr /
Darumb so bleibet auch standhafft 16.
Das vnser sachen haben krafft /
Jetzt muß ich wider gehen hin
Dann ich jemands gewertig bin.

Actus II. Scena III.

Joachimus.

GOTT sey gelobt in Ewigkeit
Das ich erlebt die frôlich zeit /
Vnd ich wider gsund kommen hin
Da ich hinweg gescheyden bin /
Von meinem lieben Ehgemahl
Welchs ich nun wider auff dißmal /
Will sehen an mit großer frewd
Wann sie nur noch ist bey gsundheit /
Ich weiß daß sie gewaltiglich
Auff mein zukunfft wirt frewen sich /
Dann jhr Hertz / Sinn / Gemûht vnd Weyß
Hab ich erkant mit gantzem fleiß /
Mein Reyß ich gar frewdig zubracht
Wann ich an mein Susannam dacht /
Dann sie ist mir von Gott beschert
Wirt billich drumb von mir geehrt /
Vnd danck auch Gott vmb solche gab
Die ich von jhm empfangen hab /
Dann ich nur diesen trost allein
Auff dieser Welt die Haußfraw mein /
Die mir in widerwertigkeit
Freundtlich kan geben ein bescheyd /
Nit stoltz ist sie, deß frew ich mich
Wie mancher. Mann muß sehn fûr sich /
Ich sags fûrwar vnd ist gewiß
Habens auch viel erfahren diß
Das ein Weyb ehr- vnd Tugentsam
Behaltet stets ein guten nam /
Was ich beger, begert sie auch
Ist mir gehorsam nach gebrauch /
Fürwar wann mich jetzt mein gesicht
Auß blôdigkeit bedrûget nicht /
So sie[h] ich mir entgegen gehn
Mein Kinder / ich will bleiben stehn /
Vieleicht so werdens auff mich warten
Oder zur Mutter in den Garten.

Actus II. Scena IIII.

Beniamin / Rebecca / Joachimus. ||

Beniamin.

Rebecca komm wir wollen gehn
Hinauß / ob wir den Vatter sehn /

Rebecca.

Hastu die Mutter auch gefragt?
Das sie nit etwann ab vns klagt /
Dann du weist wol das wir jhr fein /
Als Kinder sollen ghorsam sein /
Wie sie vns das hat fein gelehrt
Drumb vns das Christ-Kindlein beschert.

Beniamin.

Freylich hab ich sie gefragt darumb
Wir soln sehn, ob der Vatter kumb.

Rebecca. 17. (C.)

Wie kompts, das vnser Mütterlein
So stetigs weint, liebs Brüderlein?

Beniamin.

Ich weiß es nit, denck selbs offt dran
Wer jhr doch hette leyds gethan.

Joachimus.

O was hör ich von meinen Kinden
Soll ich mein Haußfraw weinend finden?
Vieleicht mag es geschehn darumb
Das ich zu hauß so langsam kumb.

Beniamin.

Sie geht als vmb vnd schreit mit klag
Ach Gott bring mein vnschuld an tag /
Vnd falt als auff den boden nider
Biß das sie zu jhr selbs kompt wider.

Rebecca.

Heut that sie mich von hertzen küssen
Das ich drüber hab weynen müssen.

Joachimus.

Ach Gott ich muß jetzt wol verstehn
Das es nit recht daheim wirt gehn
Doch will ich nur stracks gehen fort
Zu meinen lieben Kindern dort /

Muß sie ein wenig vorhin fragen
Was sich jrgent hab zugetragen.

Beniamin.

Schaw, ich glaub vnser Vatter kumm
Der Mann, der zu vns geht herumb.

Joachimus.

Ihr lieben Kind, was macht jhr do?

Beniamin.

Ach Vatter wie bin ich so fro /
Das jhr wider heim kommen sein
Gott willkomm lieber Vatter mein.

Rebecca.

Ach mein hertzlieber Vatter frumm
Seit mir auff dißmal auch willkumm.

Joachimus.

Gott sey mit euch jhr Kinder mein
Was macht daheim das Mütterlein?

Beniamin.

O lieber Vatter ich weiß nicht
Es ist etwas, das sie anficht /
Verlangt sie auch nach euch so sehr
Vnd auch drumb sind wir gangen her.

Joachimus.

Kompt her wir wollen gehn zu jhr
Der liebe Gott woll helffen mir /
Das vnser sachen stehen wol
Ach wie ist mir mein hertz so voll /
Gott steh mir bey vnd helff mir nun
Wolan wir wollen zu jhr gohn.

Actus II. Scena V.

Philergus / Achab. ||

[Philergus.]

O wie ein großes hertzen leyd
Find vnser Herr jetzt allbereit /
Wie vbel ghebt sich doch das Weib 18. (Cij.)
Ihr hertz will gar auß jhrem Leib.
Fürwar wann ich sie thu ansehn
Mein augen mir auch vbergehn /
Dann ich weiß wol das sie hierinn
Vnschuldig ist, hat keuschen sinn /

Verflucht seyen die alten gar
  Die sie gebracht in solch gefahr /
Warumb richten sie doch solchs an?
  Gott wirts nit vngerochen lan.

Achab.

Was balgt der doch mit jhm allein
  Muß jhm ein wenig auffhorchen fein.

Philergus.

Ich hoff Gott werd jhr gbett erhören
  Vnd solchem falschen anschlag wehren /
Die beyde stürtzen in groß schand
  So sie gar wol verdienet hand /
Wolt Gott ich dörffts an jhnen rechen
  Wolt sie warhafftig beyd erstechen.

Achab.

Ho ho / ich bin noch weit von dir
  Ich muß mich warlich sehen för /
Will zu jhm hin vnd sprechen an /
  In fründtligkeit wie ichs wol kan /
Wo nauß Philerge? ein guten tag,
  Wie gehts dir? was hast für ein klag?

Philergus.

Was gehts dich vnd ein andern an
  Was ich allhie zu schaffen han.

Achab.

Ey soltu mich so kautzen drumb?
  Kenst mich nit? ich bin Achab frumb /
Dem Volck ein Eltester gar gut /
  Drumb man mich billich ehren thut.

Philergus.

Darnach frag ich im gringsten nicht
  Ein anders jetzt mein hertz anficht /
Mancher der führt ein glatten schein
  Ist doch ein schalck im hertzen sein /
Wie man der Gsellen gar viel find
  Will drumb nit sagen wer sie sind.

Achab.

Wie / meinstu mich ? bald thu mirs sagen
  So will ich ein schantz mit dir wagen /
Ich merck gar wol du meinest mich /
  Wie ich verstehe eygentlich.

Philergus.

Es geht euch hie nicht anderst dan /
Wie Cato ein vers zeiget an /
Conscius ipse sibi, de se putat omnia dici.
Wer etwas böses hat gethon
Der meint man sag nur stets dauon.

Achab.

Hab ich dann etwas böß gethan?

Philergus.

Was fragt jhr lang / was gehts mich an /
Habt jhr was gthon / so wist jhrs wol
Meint jhr das ichs ouch sagen soll /
Ich hoff ich woll noch selbs mit lauffen 19. (Ciij.)
Wann man dich alten wirt ersauffen.

Achab.

Was sagstu?

Philergus.

Ich sag ich wolt gar dapffer lauffen
Wann mich die Bauren wolten rauffen.

Achab.

Schaw zu Philerge / das du fein
Gestehest aller reden dein /
Dann wann man halten wirt Gericht
So will ich dein vergessen nicht.

Philergus.

Jetzt geht er weg der heyloß Mann
Sein falsche sach zu fahen an /
Vor jhm laß ich nit grawen mir
Wann er es schon wirt bringen für.
Aber ich hoff das blat werd sich
Vmbwenden noch des tröst ich mich.
Nun muß ich wider gehn hinein
Vnd sehen zu der sachen mein.

Actus II. Scena VI.

Helky(i)as / Anna.

[Helkyas.]

Ach lieber Gott was kümmernuß
Müssen wir Menschen steh[e]n vß /
Was hertzenleyd vnd große noht
Müssen wir warten früh vnd spat /
Ach Gott deß vnleydlichen schmertz

Wie wirt gequelet doch mein hertz /
Das ich die schand erlebet han
Die meiner Tochter angethan /
Die ich doch stets zu Gottes ehr
Erzogen hab in guter lehr /
Hat mir gefolgt / biß sie alsdan
J o a c h i m gnommen zu eim Mann /
Der sie doch jederzeit auch wol
Bericht / wie sie Gott ehren soll /
Aber der teüffel hat kein ruh
Biß er die frommen fellen thu /
Doch wirt Gott sehen auch darinn
Deß trôst ich mich von hertzen mein /
Er werd gleich wie die Sonn so klar
Ihr vnschuld machen offenbar.

A n n a.

Diß ist auch jederzeit mein trost
Das Gott die seinen nit verlost /
Verlaß mich auch allein auff jhn
All andre hoffnung ist dahin.
Gott wirt die falschen zeugen wol
Straffen, dann er ist warheit voll /
Ach Gott wie ist sie doch so sehr
Betrübt vnd bkümmert stets je mehr.

H e l k y a s.

Wie daurt mich J o a c h i m u s doch
Der sich auch sehr bekümmert noch
Vnd thut jhm in dem hertzen weh
Der schwere zustand in der Eh(e).

A n n a. 20. (Ciiij.)

Mein tag het ich dem M i d i a n
Solchß nit vertrawt das ers gethan /
Dann er sich in der zeit ließ mercken /
From / auffrecht gut / in wort vnd wercken.

H e l k y a s.

Es heißet jetzt zu dieser zeit
Schaw fleißig du auff ander Leut /
Vertraw nit leichtlich jederman
Du weißest dann wol was er kan /
Für bôsen Leuten hûte dich
Denck nit das jetz was bleib heimlich
Gott weiß vnd siehet alle ding
Wie klein vnd gring sichs auch anfieng /
Wider die Gôttlich Mayestet
Soll nichts arges werden geredt.

Anna.

Darneben ist kein besser haab
Dann daß man gůts gewissen hab.
Das gröste vnglück das da kan /
Auff Erd ein Menschen vbergan /
Ist dieses / das zu mancher frist
Ein Mensch des andern teüffel ist.

Helkyas.

War ists / dann man jetzt sichet schon
Was vns soll werden angethon /
Gott geht mit seinen seltzam vmb
Sie haben hie kein eygenthumb /
Ins ewig Reich gehören sie
Dann sie seind ja nur frembdling hie /
Drumb ists nit wunder das sie han
In dieser Welt kein platz noch plan /
Deß müssen wir vns trösten steht
Dieweil es vns trübselig geht /
Ich hoff Gott werd vns lassen nit
Dann es ist nit sein brauch vnd sitt /
Wir wollen vns an Gott fest halten
Sein gnad vnd warheit lassen walten.

Actus II. Scena VII.

Raphael.

Dem Herren singt ein newes lied
Die vberschwencklich Gottes gůt
Die gmein der heyligen soll fein
Gott loben vnd die gnade sein
Israel soll sich frewen schon
Dessen / das er an vns gethon /
Die Kinder Zion in gemein
Sollen von hertzen frölich sein
Sie sollen preysen Gottes nam
Mit paucken / reyhen lobesam /
Dann er ein wolgefallen hat /
An seinem Volck / er sucht auch raht /
Dem elenden auff erden hie
Keinr ward von jhm verlassen je /
Die Heilgen sollen frölich sein
Preysen vnd růhmen Gott allein /
Ihr Mund soll auch erhöhen Gott
Mit jhren lippen frů vnd spat /
Vnd solln in jhren henden haben
Gar scharffe Schwerter bey sich tragen /

Darmit sie ernstlich vben rach 21. (C v.)
Vnder den Heyden straffen schmach /
Vnd das sie jhr Kônig allsant
Mit ketten binden starcker hand /
Die gwaltigen / Edlen vnd reichen
Mit eysern fesseln auch deßgleichen /
Das sie jhnen das recht anthon
Daruon man find geschrieben schon
Ein solche ehr vnd großen lohn
Werden die heylgen han daruon. /
Dem allein Allmâchtigen Gott,
Dem Ewigen Herrn Z e b a o t h
Sey preyß vnd Ehr / sterck / macht / gewalt /
Lob vnd danck / heyl / krafft / manigfalt /
Jetzund / forthin vnd alle zeit /
Ja gar biß in die ewigkeit.

MVSICA.

Argumentum.

III. Actus.

Im dritten Act herrlich vnd schön
Zwo tugendten herauß[er] gehn /
Die warheit vnd gerechtigkeyt
Klagen der Welt boßhafftigkeit
Darauff dann zum exempel klar
Ein Baur vnd Rahtsherr machens war /
Gar augenscheinlich wirt man sehn
Wie es heut pflege zuzugehn /
Vnd wie das gelt auch jmmerzu
Die blinde Welt verführen thu. /
Man wirt auch sehen widerumb
Wie die Susanna keusch vnd frumb
In jhrem Creutz vnd trübsal schwer
Zu Gott rüffet je lenger je mehr
Auch wie sie Ritterlichen kempfft
Mit Gottes wort die trübsal dempfft
Darzu jhr dann der Engel gut
Macht gleichsam einen helden muth /
Das sie sich wider thut erlaben
Merckt auff, jhr werd viel lehren haben.

Actus III. Scena I.

Justitia / Veritas.

[Justitia.]

Mein liebe Schwester Veritas
Hie het ich dir zu klagen was /
All beyd seind wir von Gott gesandt /
Dem höchsten Herren in allem Landt /
Doch aber nicht wir beyd allein /
Dann noch mehr vnsrer Schwestern sein /
Der Menschen Hertzen einzunemmen /
Was vns zu wider / weg zu demmen /
Welchs ich mit frewden gfangen an /
An allem orth mein bests gethan /
Nun aber komm ich trawrig wider /
Dann man will mich gar trucken nider /
Bey groß vnd klein in aller Welt /
Ich weniger als nichts mehr gelt /
Ja man thut nicht mehr an mich dencken /
Ich gschweig die sachen nach mir lencken /
Das thut mir in dem Hertzen weh /
Das ich kein statt soll haben meh /
Gott der selbs ist die Gerechtigkeit / 22.
Ist solches auch von Hertzen leyd.

Veritas.

Justitia ach Schwester mein /
Laß mich hierüber leydig sein /
Du weist das Gott zu jeder frist /
Selber die ewig warheit ist /
Noch will man mich mit nichten leiden /
Muß allenthalben trawrig scheiden /
Der Teuffel ist mein widerstandt /
Der will eynnemmen gar das Landt /
Vnd wird der Lugenvatter gnennt /
Zeucht seine Kinder auff behend /
Der macht mit seinem hauffen Kind /
Das ich kein statt vnd platz mehr findt /
In allen Händlen vnd Gericht
Will man mir nimmer glauben nicht /
Drumb will ich wider gehn zu Gott /
Der mich vnd dich außgesendet hat /
Bey dem wird man mich jeder zeit
Finden / vnd bleib in ewigkeit.

Justitia.

Bey etlichen wirds zwar betracht /
  Wie man von vns ein sprichwort gmacht /
Fides die ist geschlagen todt /
  Justitia die leydet noht /
Vnd Pietas die ligt im stro /
  Humilitas schreyt mordio /
Superbia ist außerkohrn /
  Patientia hat den streit verlohrn.
Veritas ist gehn Himmel gflogen
  Trew vnd ehr vber Land gezogen /
Die frombkeit laßt man bettlen gohn
  Tyrannis die besitzt den thron /
Inuidia ist worden loß /
  Vnd Charitas erkalt vnd bloß /
Tugend die ist deß Land[s] vertrieben
  Boßheit vnd vntrew drinnen blieben. /

Veritas.

Ach Gott es ist die warheit gantz
  Mann schlecht vns doch nur in die schantz
Wir wollen wider [zu] Gott zu hauß
  Der vns von jhm gesendet auß /
Wer vns von Gott begert vnd bitt
  Dem werden wir versaget nit.

Actus III. Scena II.

Corydon / Midian.

[Corydon.]

Nun geh ich vmb heut diesen tag
  Vnd sich ob ich nit finden mag /
Ein frommen Mann, der mir geb raht /
  Einr sach / so sich begeben hatt /
Zwischen mir vnd dem Nachbarn mein
  Der thut mit mir so vneins sein /
Will mir gebieten für das Recht
  Vmb einer sachen die gar schlecht /
Wan ich nur find den Midian
  Der ist mit mir ein guter Mann /
Der müst mir rahten in der sach
  Das ich nit komm in vngemach /
Zwölff Thaler müsten mich nit dauren / 23.
  Ein ander mal wolt ich drumb trawren /
Dort sich ich schon den Midian
  Muß dapffer lauffen vnd zu jhm gahn /
Midian / Midian / wartet doch

Der alte geck hört es nit noch /
Midian / Midian / noch hört ers nit /
Midian / horch das dich der rütt schütt.

Midian.

Was hastu für ein Gottlos gschrey
Meinst das ich deinet willn da sey?

Corydon.

Ey Juncker ich wolt euch was sagen
Mit mir hat sich was zugetragen.

Midian.

Machs nur bald her / vnd nit viel wort /
Dann ich geschwind muß gehen fort.

Corydon.

Zwischen meim Nachbauren vnd mir /
Ist so was seltzams gangen für
Zum nehr mal da ich truncken war
Vnd heim gieng in der finstre gar /
Da fand ich auff dem weg ein Pferd
Ist nit wol 30 Gulden werth /
Vnd war ich eben zimlich müd
Hab weiter können kommen nit /
Ich saß darauff vnd ritt daruon
Habs also bey mir lassen stohn /
Dann niemand hatt gefragt darnach /
So hab ich nit viel wegens gmacht /
Hab gdacht weß ist / der wirts wol holen /

Midian.

Ich merck wol du hasts gestolen?

Corydon.

Nein Juncker, solchs mein nachb[ar] auch sagt
Hats schier der gantzen Welt geklagt /
Darumb o lieber Midian
Hab ich euch jetzt wolln sprechen an /
Vmb einen raht was ich soll thon
Wan ich so für gericht werd stohn /
Dan er mich fordern wirt für recht /
Vmb dieser sach gering vnd schlecht /

Midian.

O Corydon ich raht dir nicht
Du würst heut mit dem strang gericht /

Corydon.

Ey nein / so bleib der teuffel hie
Ich will gehn lauffn ich weiß wol wie.

Midian.

Wart Corydon hör noch ein wort /

Corydon.

Nein / nein / ade ich muß jetzt fort.

Midian.

Ich will dir geben einen raht /

Corydon.

Das ich vieleicht köm auff das rad?

Midian.

Dein leben will ich dir erretten
Wan dir was gschicht an dein statt tretten.

Corydon 24.

Wolan so will ich euch vertrawen
Ihr werdet mich freundtlich anschawen.

Midian.

Es fehlt mir aber sonst noch was

Corydon.

Drumb Midian / sagt was es sey?

Midian.

Ich hett auch ein verehrung gern
Ehe solchs verricht wirdt vor den Herrn.

Corydon.

Was muß ich euch dann daruen geben
Wann jhr errettet mir mein leben?

Midian.

Mancher der thut mir gar wol lohnen
Doch nim ich von dir 20 Kronen.

Corydon.

Ey Midian / das wer zuuiel
Fünffzehen ich euch geben will.

Midian.

Wolan ich wills nemmen von dir
Ein andrer hett mehr geben mir /
Weill dir aber ist angst vnd bang
Will ich dich nit auffhalten lang /
Darumb gib geltt vnd zahl mirs her
So will ich folgen deim beger /

Mich dunckt sie seyen nit all gut /
Dan diese nur zwen Gulden thut.

Corydon.

Wann sie falsch wer / wolts euch nit geben
Das solt jhr mir vertrawen eben.

Midian.

Wolan ich nun zufrieden bin
Ich hab das mein geh jetzt nur hin.

Corydon.

Ey das wer gar vnbillich doch
Ich will euch eine geben noch /
Ey Midian / ey wartet do
Ich will euch zahlen dar noch zwo /
Ach wolt jhr mich also betriegen.

Midian.

O ich hab noch gar kein vernügen.
Wann du wilt 20. geben mir
So will ich warlich helffen dir. /

Corydon.

Seht hin noch fünff, jetzt habt jhrs gar
Gedenckt das ich auch arm fürwar.

Midian.

Wolan jetzt will ich dirs ansagen
Wann dein nachbur wirt ab dir klagen /
Als wann du jhm das Pferdt gestolen
So must auch reden vnuerholen /
Wann du vor dem Gericht thust stehn
Must nit freuen[t]lich vmb dich sehn /
Must auch nit forchtsam aldo stohn
Mann meint sonst du habsts gethon /
Sonder fein lieblich sich vmb dich
Darumb so gib achtung auff mich /
Ich will dirs jetzund zeigen fein 25 (D.)
Also must heben den Kopff dein /
Du machsts nit recht. heb vbersich /
Die augen nit gar vndersich /
Den Hut nim fein in deine hend
Darmit man den dieb nit recht kent.

Corydon.

Ey Midian ich bin kein dieb.

Midian.

Ich sagts nit wann mir nit werst lieb /
Du must auch weiter achtung geben

Den hut nit an die Ohren heben /
Vnnd merck fein auff was jener sagt
Wann er hat genug geklagt /
So fang auch deine antwort an
Sag / die sach thut nit also stahn /
Dann wie du kommen bist zum Pferdt
Sey es gelegen auff der Erdt /
Da habst du dich geförcht gar sehr
Vnd nit gewist was dieses wer
Seyst auch darüber gfallen mit macht
Das dir das Hertz im Leib gekracht /
Einsmals ehe du warest gerüst /
Da sey es mit dir auffgewischt /
Vnd hab dich gstolen von dem ort
Geschwind mit dir gelauffen fort /
Du habst nit können steygen ab
In einem solchen starcken trab /
So wolstu darauff *protestieren*
Das dich das Pferdt hab thun entführen /
Vnd bgerest weiter auch darzu
Das man dem Pferdt sein recht anthu /
Mann soll sich fleißig drauff bedencken
Vnd das Pferd an den Galgen hencken /
Du habst es noch in deinem Hauß
Gefangen vnd kan nit kommen auß /
Vnd wann du solchs wirst bringen für
Will ich dapffer zustimmen dir.

Corydon.

Fürwar der raht gefalt mir wol
Kein Gelt darfür mich dauren soll.

Midian.

Ich will nun jetzund gehen hin
Bedenck dich fein / in deinem Sin /
Zu guter nacht ich muß gehn fort
Gedenck fleißig an meine wort.

Actus III. Scena III.

Corydon.

Das muß mir sein ein gschmitzter Mann
Der mit der sach vmbgehen kan /
Vieleicht hat ers vor mehr *probiert*
Auch etwann eim das sein entführt
Er kan den schalck gar wol verdecken
That 20 Kronen mir abschrecken /
Wann michs nit hilfft fürwar ich sag

Von stunden an ich auff jhn klag /
Wann man mich henckt so muß er mit
Oder ich will auch sterben nit /
Das halb hab ich vergessen schier 26. (Dij.)
Das er hat angezeiget mir /
Dann er der schelmerey so voll
Daß einer nit kan mercken wol /
Nun will ich wider gehn hinein /
Vnd sehen zu den sachen mein /
Darmit wann man mich fordert hin
Ich auch darzu *staffieret* bin /
Sonst dörfft es kosten mir mein haut
Oder müst essen Galgenkraut.

Actus III. Scena IV.

Helkyas / Joachimus.

[H e l k y a s.]

O J o a c h i m e wie gehts zu
Was würckt der teüffel für vnruh /
Ach wie wirt ewer Hertz mit pein
Ohn vnderlaß beschweret sein /
Dann ichs an mir selbs mercken kan
Wie es euch wirt zu hertzen gahn.

J o a c h i m u s.

Ach lieber Vatter ich weiß schon
Das ich vor leyd [fast] muß zergohn /
Wo soll ich auß / wo soll ich ein?
Veriamert ist das Hertze mein
Ach das sey Gott im Himmel klagt
Die schwermut mir das Hertz abnagt /
Doch will ich mich auff Gott verlahn
Der woll mir helffen vnd beystahn.

H e l k y a s.

Gott hatt die seinen in der hand
Laßt sie gerahten in kein schand /
Wann er ein wenig schon zusicht
So laßt er sie doch fallen nicht /
Dann das Creutz vnd daß leyden groß
Ist zu der Seligkeit die stroß /
Wann sie schon zeitlich müssen sterben
Wirt doch jhr Seel keins wegs verderben /
Dann wann sie ist gerecht gewesen
Soll sie in Gottes hand genesen.

Joachimus.

Mein sach hab ich auff Gott gestelt
Der machts auch wie es jhm gefelt /
Will hin zu meiner Haußfraw gahn
Ihr zusprechen vnd zeygen an /
Daß sie sich faß mit dem Gebett /
Gilt gleich wie es darnach mehr geht /
Ich bitt jhr wollet mit mir hin /
Zu trösten jhren betrübten sinn.

Actus III. Scena V.

Susanna / Raphael.

[Susanna.]

Herr Gott du trewer Heyland mein
Wie komm ich für das Angsicht dein /
Vnd schrey auß meines Hertzen grund
Du wollst mich hören zu der stund /
Laß mein Gebett kommen für dich
Neig deine Ohren das bitt ich.

Raphael.

Ruff du an den getrewen Gott
Er wirt dich gwiß erhören /
In dieser deiner großen noht 27. (Diij.)
Gnedige hilff gewehren /
Darfür du jhn / auß Hertz vnd Sinn
Solt Ewiglichen preysen.

Susanna.

Mein Seele ist deß jammers voll
Alls wann sie zu der Hellen soll /
Vnd bin auch denen gleich geacht
Die in die Hell fahren mit macht /
Vnd wie ein Mensch das schon gefelt
Kein trost weiß in der gantzen Welt.

Raphael.

Zion spricht sonst gantz vnbedacht
Der Herr hat mich verlassen /
Kan auch ein Mutter vnbetracht
Ihr Kind nit z'Hertzen fassen /
Vnd ob sie schon / dasselb gethon
Will Gott mit nicht vergessen.

Susanna.

Vnder den todten lige ich
Verlassen gantz elendiglich /

Ach das du nit gedencket dran
  Das sie samptlich von dir verlan /
Du hast mich in die grub gelegt
  Mit großer finsternuß bedeckt /
Dein grim truckt mich je lengr je mehr /
  Dein flut gantz grausam rauschen her.

Raphael.

Förchte dich nicht gantz wundersam /
  Hab ich dich schon erlöset
Hab dich geruffen bey deim nam
  Du bist mein, sey getröstet /
Ob du wirst schon durchs Wasser gohn /
  So will ich bey dir bleiben /
Vnd durch das Feür / gantz vngeheür
  Will alles von dir treiben. /

Susanna.

Mein Freund hast von mir gtrieben hin
  Ein grewel ich jhn worden bin /
Ich lig gefangen jämmerlich
  Kan nit darauß / erbarme dich /
Vnd rüffe dich so trewlich an /
  Breit mein [l. dein?] hand auß / wolst mir beystahn.

Raphael.

Gott hat ein Becher in der Hand
  Mit starckem Wein geschencket /
Schenckt auß demselben allen sant
  Mit vnderscheid bedencket /
Die Gottloß rott / sich sauff zu todt
  Der fromm bleib vngekrencket.

Susanna.

Wiltu vnder den todten dann
  Dein Wunderzeichen lassen gahn /
Oder werden die verstorbenen
  Zu dancken auß dem grab auffstehn /
Wirt man im grab dein gůt erzehlen
  Im verderben dein trew erwöhlen
Mögen dann dein wunder allsant
  In finsternuß werden erkant?
Oder dein Grechtigkeit ergahn
  Im Landt da man nit dencket dran.

Raphael. 28. (Diiij.)

Gott hat dich schön gezogen an
  Mit heils Kleidern geschmucket /
Der Grechtigkeit Rock angethan

Das schandtkleydt vndertrucket /
Daß du vorauß / in Gottes Hauß
Der Lebendigen Kinden
Solt loben Gott / so wirst ohn spott
Daß ewig Leben finden.

Susanna.

Aber o Herr zu dir schrey ich
Laß mein Gebett kommen für dich /
Warumb verstost die Seele mein,
Verbirgst vor mir das Antlitz dein?

Raphael.

Der Herr harret doch allezeit
Das er gnädig erscheine /
Hat sich auffgmacht vnd ist bereit
Daß er sich erbarm deine:
Ein Gott ist er / des Grichts gar schwer
Wol allen die sein harren.

Susanna.

Ich bin Ohnmächtig vnd ellendt
Daß ich verstoßen an dem endt /
Ich leyd dein schrecken so ich hab
Daß ich auch schier verzag darab.
Dein grim der helt vber mich
Dein schreck mich trucken grausamlich.

Raphael.

Daß Rohr das schon zerstoßen ist
Wirt er nit brechen lassen:
Daß glimmend dacht so schier verlöscht
Wirt er erst recht auffblasen.

Susanna.

Täglich vmbgeben sie mich all
Vmbringen meine Seel zumal.
Du machst daß meine freündt allsandt /
Von mir abziehen jhre hand /
Drumb daß ich so verlassen bin /
Vnd auch mein Leben schier dahin.

Raphael.

Mit frewden wirstu schöpffen doch
Wasser auß den heyl Brunnen /
Wirst zur selben zeit sagen noch
Dem Herren danck / besunnen /
Frew dich nur sehr / je lengr je mehr
Gott wirt dich wol erretten.

Susanna.

Wolan Gott dir gib ich die raach
  Nach deinem willen du es mach /
Ich bfehl mich in dein trewe hut
  Sag Amen / auß getrôstem muth.

Raphael.

Buck dich / Buck dich du bôser geist
  Buck dich geschwind wie Gott das heist
Kom her in dein Hellisch hauß,
  Hie wirstu gar nichts richten auß.

MVSICA.

Argumentum. 29. (Dv.)

IV. Actus.

Im vierten Act merckt / wie ich sag /
Haben die Alten ein Rahtschlag /
Wie sie vor Gricht nit wolln erschrecken /
Sonder den Schalck gantz hőflich decken /
Indeß die Richter kommen her
Susanna wirt auff jhr beger,
Geholet hin / die fangen an /
Zu klagen / was sie hab gethan.
Wie sie groß vnzucht vberauß /
Getrieben / in jhrem Garten drauß /
Schweren darzu es sey so bschaffen
Mann soll sie nach dem Gsetz fein straffen /
Auff diese anklag vnuerschampt /
Wirt Susanna zum todt verdampt.
Da meinten schon die Alten zwen /
Es sey nach jhrem sinn geschehn /
Aber Gott wills zulassen nit
Schickt jhr hilff auff die erste bitt
Daruon weiter im fünfften Act /
Hernach soll werden angesagt.

Actus IV. Scena I·

Midian | Achab.

[Midian.]

Mein Achab nun müssen wir dann
Vnser sach endtlich fangen an |
Es graußt mir schier | doch acht ichs nicht |
Wann wir schon kommen für Gericht |
Mein Maul das will ich gar nit sparen |
Daß werdet jhr an mir erfahren.

Achab.

Ich hör wie sie so kläglich leb
Auch auß dermaßen vbel gheb.

Midian.

Ja ich glaubs | dann man kan wol dencken |
Das es sie wirt gar vbel krencken |
Doch frag ich alles nicht darnach
Sie muß noch besser an die sach.

Achab.

Ich weiß wol wie es gehen wirt
Wann man vns vnd sie hat gehört |
So werden sie an vns begeren |
Daß wir auch ein Eydt sollen schweren |
Wie wirts dann gehn | mein Midian
Wie werden wir das greiffen an?

Midian.

Wann man dasselb begeren thet
Zehen Eydt schwür ich an der stett |
Es gehe mir recht wie es woll
Dises euch nit bekümmern soll.
Es wirt vns darumb nichts geschehn
Welchs jhr zwar selber werdet sehn |
Seyt jhr nur frisch vnd vnuerzagt
Die sach die muß nur sein gewagt.

Achab.

Schawt zu die Richter kommen schon
Wir wollen auch gleich mit jhn gohn |
Vns setzen wie es sich gebürt 30.
Vnd hören was da wirt gerührt |
Wann wir sehn | wie es will ergehn |
So wölln wir Kläger bald auffstehn.

Actus IV. Scena II.

[Corydon /] Cleophas / Eubulus / Simeon / Sophron / || Osyas / Achab / Midian / Soldat. ||

Corydon.

Ein guten tag jhr Herren all
Gott sey mit vns hie auff dißmal.

Eubulus.

Daß gebe Gott vns alln zu gut /
Der halte vns in seiner hut.

Cleophas.

Ohn zweiffel habt jhr schon vernommen
Weßhalb wir jetzt zusammen kommen /
Nemlich zu halten ein Gericht
Doch offentlich vnd heimlich nicht /
Derhalb so thu ich melden an /
Frey offentlich vor jederman
Wo jemandt ist / der etwas hat
Zu klagen hie an diser statt
Dem solls gegundt sein allbereit
Doch daß er brauch bescheydenheit /
Mit reden / antwort vnd dergleichen
Mit aufftretten / vnd hindan weichen /
Wer hierinn etwas übertritt
Dem wirt es nach gelassen nit.
Zehen pfundt Silbers soll der geben
So dem gebott thut wider streben.

Achab.

Herr Richter vnd jhr guten freundt /
Die samptlich hie versamlet seind,
Ich vnd mein freündt Herr Midian
Hetten etwas zu bringen an.
Wann man vns wolt geben gehör
So wolten wir es sagen her.

Cleophas.

Das soll euch schon erlaubet sein.

Die Rahtsherren.

Gefalt vns allen in gemein.

Achab.

So bgeren wir daß man her hol
Susannam Joachimi Gmahl
Was wir haben von jhr zu klagen
Daß wolln wir in jhr beysein sagen.

Cleophas.

Du Soldat / geh eyllend fort /
Sag das sie her komm an das ort /
Vnd bring auch Joachimum mit
Vnd komm bald her, verzeihe [l. verziehe] nit.

Soldat.

Es soll gschehn was jhr bfohln han
Will mich bald wider finden lan.

Cleophas.

Setzt euch nur nieder biß sie kommen
Vnd die sach werde fürgenommen /
Ist sonst weiters vorhanden nicht 31.
Daß es hie zwischen werd verricht.

Corydon.

Herr Richter / hie hett ich zu klagen auch
Drumb hört mich fein wie hie der brauch.

Cleophas.

Ey ja / sag her was ist es dann /
Vnd mach es kurtz, saum dich nit lang.

Corydon.

Zum nehr mal war ich trunckens Wein
Wie dann jetz solchs der brauch will sein
Vnd aßen ein dick Habermuß /
Daß mirs wehe that am lincken Fuß /
Da wolt ich eylendts heim bey nacht /
Vnd nam auch keines wegs nit acht /
Stieß mich dardurch an zehen hart /
Daß mir der fersen bluten wardt /
Als ich nun nider sitzen thu
Vnd will den schaden binden zu /
So fiel ich eben auff ein Pferdt
Welchs schlieff / vnd lag still auff der Erdt /
Wüscht mit mir auff eins mals behendt
Ist stracks mit mir hinweg gerent /
Es lieff so eylends mit mir forth
Daß ich kondt reden nit ein wort /
Drumb es mich hat dardurch gestoln /
Das klag ich euch jetz vnuerholn /
Derhalb jhr Richter euch bedenckt /
Vnd solches Pferdt an Galgen henckt.

Cleophas.

Muß warlich dieses Bauren lachen
Mit seiner so schweren schmach sachen.

Corydon.

Horcht ich muß euch noch mehr klagen
Vnd euch von meinem Nachburn sagen
Ich weiß nit ob jhr jhn auch kent
Wirt sonst deß Hensels Peter gnent /
Vnd ist ein dicker Keib wie du
Hat ein weit groß Maul wie ein Kuh /
Gesicht auch nur mit einem Aug /
Sonst hat er ein Schön Junge Fraw.
Hat ein grawen Barth / zimlich reich
Sicht fast dem Alten Herren gleich.

Midian.

Was sagstu hie du grober knopff /
Verachtestu mir meinen Kopff?
Mein Weißen Barth / vnd mein Gesicht?

Corydon.

Ey nein / ich sags nur zu eim bricht.
Vnd mein Nachbur hat am selben mal
Verlohren auß seim eignen Stall,
Sein Schwartzen Schimel / die Münchecht studt
So im Mistbären ziehen thut
Jetz sagt er ich jhn gstolen han /
Meint jhr ich sey ein solcher Mann
Darumb so bitt ich . . . . . .

Midian.

Was teüffels doch / wann hats ein end
Meinst das wir sonst nichts zschaffen hend.
Drumb mach dich forth / vnd halt das Maul 32.
Mit diser deiner sachen faul.

Corydon.

Ey horchen doch mich noch ein wort /

Midian.

Du böser lecker mach dich fort.

Corydon.

So gib mir meine Kronen wider
Oder ich halt dich sonst nit für bider.
Vnd wan du schon führst Schilt vnd Helm
So bistu doch ein alter Schelm /
Der teüffel wird dich *degradieren*
Ja gar biß in d'Hell hinein führen.
Ach Gott ist das nit zu[m] erbarmen
Das man so vngern hilfft den Armen
Der alt dieb hat mir abgenommen

Zwentzig Kronen in einer summen.
Daß er mir wöll in meinen sachen
Dienen / vnd sie richtig machen.
So filtzt er mir vorm gantzen Gricht
Heist das die sachen eim geschlicht?
O deß alten argen bößwicht.
Kan ich jhn allein erdappen
Ich will jhm hauwen solche schlappen
Daß er soll suchen an seim Hut
Ein gantze stund / biß er verblut.

Sophron.

Dort sich ich sie jetz kommen schon
Auch Joachimum mit jhr gohn.

Actus IV. Scena III.

Susanna | Joachimus | Cleophas | Mi-||dian | Achab | Eubulus | Simeon | || Sophron | Osyas | Dimius | || Ruffus | Lurco. | [Corydon.]

[Susanna.]

O Herr Gott deß die Raache ist /
Erscheine mir zu dieser frist /
Erheb dich du Richter gerecht
Schaw an / wie ich doch werd geschmecht
Wie lang soll der gottlose hauff /
Richten / vnd haben seinen lauff.
Ach schaw mich an, verlaß mich nit /
Darumb ich dich von hertzen bitt /
Wolan in Gottes nam komm ich /
Will mich einstellen ghorsamlich.

Joachimus.

Herr Richter vnd jhr allesandt
Wie jhr nach vns geschicket hand.
So kommen wir gehorsam her /
Zu hören ewer aller bger.

Cleophas.

Recht ist es / dann wir offentlich
Jetzund da sein zu halten Gricht
Darumb wer etwas von euch zu klagen /
Wirt es hie gegenwertig sagen.

Midian.

Stelt sie hieher / vnd schafft darzu /
Das sie den Schleyer vom Gsicht thu?

Dann sie den Schalck verdecken können 33. (E.)
Vnd sich auff anders bald besinnen /
Drumb thu jhn ab / vnd bleib da stehn /
Daß man dir in das Gsicht könn sehn.

Susanna.

Was plagt jhr mich doch Midian /
Soll ich so vnzüchtig da stahn.

Midian.

Freylich gar züchtig sonst du bist /
Ist nur schadt / das es nit wahr ist /
Ihr Achab bringt die sachen an /
Was wir von jhr zu klagen han.

Achab.

Herr Richter / vnd jhr in gemein /
Wann es euch thet gefellig sein /
So wolt ich bringen an die sach /
Vnd euch hernach befehln die Raach.

Cleophas.

Sagts nur bald her / fein kurtz vnd gut /
So ists vns lieb / vnd wol zu muht.

Achab.

Gestern giengen wir beyd allein /
Wegen deß warmen Sonnenschein /
In Joachimi Garten auß
Spatzieren / vns zu lustigen drauß /
Sihe da kam Susanna dar /
Mit jhrer Magt in Gart fürwar /
Wir saßen in dem Garten still /
Gedachten was da werden will /
Vnd fieng bald an zu baden sich /
Da sahen wir gar eigentlich /
Kommen daher ein Jüngling schon /
Gantz wolgestalt / schön angethon /
Gedachten was er wöll verrichten
Bald vergaß er allr Ehr vnd züchten
Trieb mit jhr schand vnd laster vil /
Die nit zu reden an dem ziel.
Da wir nun solches wurden gwahr /
So lieffen wir von stund an dar /
Da sprang er mit gewalt daruon
Trat die Thür auff / vnd ließ vns stohn.
Dann er war starck vnd also khün /
Daß wir nit kundten meistern jhn /
Deßhalb können wir jhn nit kennen
Auch wolt sie jhn mit nichten nennen /

Diß alles ist gewiß vnd wahr
Auch wie die helle Sonn so klar /
Nun mőcht jhr euch wol sehen für
Vnd daß Gesatz vorhalten jhr /
Auch ein Exempel *Statuiren*
Wie es sich fein je will gebüren
Darneben auch solch vngefell /
Außrotten gar von Israel
Damit wir auch nit lohn empfangen
Wie es zu Sodom ist ergangen.

Cleophas.

Fürwar das wer ein bőses ding /
Die sach ist warlich nit gering.

Midian.

Was Achab sagt mein meinung ist /
Gib jhm auch zeugnuß zu der frist.

Cleophas. 34. (Eij.)

Billich ist / daß man sie auch hőr
Susanna sag dein meynung her
Bistu gestendig dise that /
So man auff dich geklaget hat.

Susanna.

Ach jhr Herren vnd Richter mein /
Die sach thut warlich anderst sein.
Wann sie in jhr gewissen gehn /
So werden sie anderst verjehn.
Was sie vom Garten melden hie /
Daß bin ich auch gestendig je
Aber daß ich hab solchs gethan /
Wie sie von mir gezeiget an
Dasselb gesteh ich nimmermehr
Vnd solt man mich drumb peinigen sehr
Dann mein Magd hab ich drumb abgesandt /
Daß sie mir bringe aller handt.
Seyffen, Balsam vnd anders mehr /
So zu dem baden fein gehőr.
Da sah ich niemand / dann allein
Das sie zwen thaten drinnen sein.
Was sie nun hatten in dem sinn /
Ich gantz vnd gar vnwissend bin.

Midian.

Wann ichs nit hett gesehen klar
So meint ich jetz jhr red sey war /
Wie darffstu aber leugnen diß
Da du doch weist / das es gewiß. /

Susanna.

Ich leugne solchs billich / dann jhr
Gar hefftig zugesetzet mir
Begert zu bringen vmb mein Ehr
Daß werd jhr leugnen nimmermehr.

Cleophas.

Damit man nun zur sachen thu
Vnd beyden theilen schaffe ruh
So trettet alle sampt hindan
Was recht sein wurd / daß soll ergahn.

Ihr lieben vnd getrewen mein /
Nun hört jhr wie die sach thut sein /
Wie hefftig sie da wurd verklagt /
Wie schandtlich ding von jhr gesagt /
Sie beyd stimmen gar vberein /
Daß habt jhr ghöret in gemein.
Drumb Rahtet alle fleißig zu /
Wie meint jhr das mans machen thu?

Eubulus.

Mein Raht wer das man sie all beidt /
Ließ Schweren offentlich ein Eydt /
Wegern sie sich ab solcher that /
So muß man weiter suchen Raht.
Thun sie es aber williglich
So darff man nit besorgen sich.
Schweren sie nun ein falschen Eydt
So nemmens auff jhr Seelen beyd.

Cleophas.

Herr Simeon nun thut herbey
Was dauon euwer meynung sey.

Simeon. 35. (Eiij.)

Weil man begert meins Rahts hierin
So duncket mich in meinem sinn /
Es wer nit noht / daß sie all beyd
Solten drumb Schweren einen Eydt.
Dann daß Gesatz außweyset klar
Daß ein sach werde offenbar
Auß zweyer oder dreyer Mundt
So hört man eygentlich vnd rund.
Sie zwen die haben glauben vil
Wann es nit wer sie schwigen still.
Vnd nit wer etwas an der that /
Die sie hiezu beweget hatt.
Darumb meint ich man ließ es bleiben
Man dörffte auff den Eydt nit treiben.

Cleophas.

Herr Sophron rahtet auch hierinn
Wes duncket euch in ewerem sinn.

Sophron.

Was vor Eubulus vorgebracht
Dasselb ich auch für zimlich acht
Daß man sie beyd recht thu verhören
Vnd einen Eydt darneben Schweren
Als dann kan man die sach anstellen /
Ein recht billiches Vrthel fellen /
Solchs sag ich auß einfältigkeit.
Doch *respectier* ich ander Leuth.

Cleophas.

Nun Herr Osya / was duncket euch
In diser vnsern sach zugleich?

Osyas.

Eubulus / vnd auch Sophron beyd /
Die haben geben gut bescheydt /
Ihr meynung auch die meine sey /
Darumb ich jhnen falle bey.

Cleophas.

Nun laßt sie wider kommen her
Damit man sie ferner verhör.

Pausando.

Wolan auff ewer beyder klag /
Haben wir ghalten ein Rahtschlag /
Vnd ist also worden erkandt /
Von den Richtern hie allen sandt /
Daß wann die sach so bschaffen ist /
Vnd jhr es alles richtig wüst /
So solt jhr hie zugegen beyd
Frey offentlich Schweren ein Eydt.

Achab.

Ich meint wir hetten glaubens vil
Daß es nit bdörfft an disem ziel.

Midian.

Es gilt mir gleich wann jhrs begert /
Solt jhr werden von mir gewehrt.

Achab.

So sey es auch die meynung mein /
Ich will dessen vrbüttig sein.

Cleophas.

So leget auff jhr Haupt die hend /
Vnd sprecht mir nach an disem end.
Wir Richter zwen auß Israel 36. (Eiiij.)

Achab vnd Midian.

Wir Richter zwen auß Israel

Cleophas.

Schweren bey vnser Leib vnd Seel

Achab vnd Midian.

Schweren bey vnser Leib vnd Seel

Cleophas.

Vnd darzu bey dem Höchsten Gott /

Achab vnd Midian.

Vnd darzu bey dem Höchsten Gott /

Cleophas.

Der alle ding erschaffen hat.

Achab vnd Midian.

Der alle ding erschaffen hat.

Cleophas.

Daß wir im Garten gsehen hand

Achab vnd Midian.

Daß wir im Garten gsehen hand

Cleophas.

Susannam treibn vnzucht vnd schand.

Achab vnd Midian.

Susannam treibn vnzucht vnd schand.

Cleophas.

Wann solchs nit wahr ist / so wöll Gott /

Achab vnd Midian.

Wann solchs nit wahr ist / so wöll Gott /

Cleophas.

Vns straffen mit dem ewigen todt.

Achab vnd Midian.

Vns straffen mit dem ewigen todt.

Osyas.

Der Schwur ist vber alle maß |
Vor Gott gar schröcklich vnd gar groß |
Darauff soll man das Vrthel sprechen
Wer vnrecht hat | den wöll Gott rechen.

Cleophas.

Hierauff sprich ich daß Vrthel nun |
Wie Moses solchs befilcht zu thun.
Dann also steht Geschriben klar |
Wann ein Weib wurde offenbar.
Die einem Mann vermählet sey |
Vnd bricht die Ehe ohn allen scheuw.
So soll man sie zu einem spott
Mit Steinen werffen beyde todt.
Derhalben alles Volck zusamen |
Einhelliglich wöll sprechen Amen.

Die Richter.

Amen. Amen.

Susanna.

O du mein Barmhertziger Gott |
Ach schaw doch an die große noth.
Du weist daß ich vnschuldig bin |
Vnd kennest mein gemüth vnd sinn.
Kom mir zu hilff mein Gott vnd Herr | 37. (Ev.)
Schick mir dein gwaltig hilff daher.
Du weisest alle heymlichkeit |
Vorab daß dise Zeugen beyd.
Wider mich fälschlich klagen hie |
Daß ich doch hab begangen nie.
Ach soll ich dann jetz in den todt |
So müß es doch erbarmen Gott.

Simeon.

Nempt sie gschwindt hin jhr Hencker all |
Was steht jhr da gaffen zumal.
Bindet sie vnd fahrt jmmer fort
Laßt sie nur machen nit vil wort.
Vnd jhr zwen zeugen sollen fein |
Auff sie werffen den ersten Stein.

Midian.

An vns soll es ja manglen nit.

Susanna.

Ach schont doch meiner ich euch bitt.
Laßt mich ein wenig gehen heim |

Zu segnen vor / die Freunde mein.
Mein liebs Gemahl vnd Liebe Kind /
Mein Eltern vnd mein Haußgesind.

Cleophas.

Eya / laßt sie nur jmmer gehn /
Geht aber mit / daß jhr zu sehn
Wann es zeit ist so fahret forth /
Damit jhrs machet auff ein orth.
Ach wie daurt mich doch die *Matron*
Wolt Gott sie kâm mit fug dauon.

Corydon.

Ach Gott, ach Gott / ach lieber schaw
Wie daurt mich doch die Fromme Fraw /
Ich weiß daß sie vnschuldig ist /
Daß sag ich hie zu diser frist.
Dann sie sich stâts in jhrer jugend /
Geflissen hat der Zucht vnd Tugend.
Da doch hergegen der Midian
Sein lebtag nie nichts guts gethan.
Dann er mich newlich bschissen hat /
O leg er drausen auff dem rad /
Wolt gern auff meine 20 Kronen
Verzeihn / vnd [mit] dem Hencker lohnen.
Das er jhm vnd seinem gesellen
Die Kôpffe thet heraber fellen.
Aber ich weiß daß sie noch Gott
Straffen wirdt mit schandlichem todt.
Nun will ich recht auch gehn zu hauß
Vnd meinen gschefften warten auß
Dann wann ich solt allhie zusehn
Mein augen wurden vbergehn.
So vbel daurt mich dises Weib
Darumb ich bey jhrem end nit bleib.

MVSICA.

Argumentum.

V. Actus.

Der letste Actus kompt herbey
Da jhr noch werdet sehen frey.
Nach dem daß Vrtheil gangen auß / 38.
Ward Susanna auß jhrem hauß .
Geführt / daß mans tödt zu der frist /
Wie das Vrtheil ergangen ist.
Da sie dann auß betrübtem muth /
Die jhrigen fein segnen thut.
Aber der Wunderbare Gott /
Der die seinen nicht in der noth
Sterben laßt / ward gar bereit /
Ließ sehen sein Barmhertzigkeit.
Dann als man sie geführet forth /
Vnd sie nit machen ließ vil wort,
Auch mit jhr gangen nit gar ferr /
Kam Daniel geloffen her.
Der sie errettet von dem todt /
Weil er gesendet war von Gott.
Hieß sie mit jhr wider vmbkehren /
Er wöll die Alten recht verhören.
Welchs auch geschehen also bald
Aber jhr vnrecht vnd gewalt
Ward offenbar vor jederman /
Derhalb wurdens gegriffen an.
Zum todt Verurtheilt alle beyd /
Den sie Susannae zubereit.
Wurden gesteinigt zu eim spott
Also zu straffen pfleget Gott.
Drumb seyt ein kleine weil noch still
Vnd sehet wie sichs enden will.

Actus V. Scena I.

Achab | Dimius | Rufus ' Lurco | Susanna | || Anna | Joachimus ; Helkyas | || Beniamin ; Rebecca. ||

[Achab.]

Forth forth mit jhr es ist nun zeit |
Was sollen wir lang warten heut.
Ihr Hencker fahret forth mit jhr |

Dimius.

Wo seyt jhr Knecht | trettet herfür.

Rufus.

Ich bin schon da vnd wol gerüst |

Lurco.

An mir auch gar kein mangel ist.

Susanna.

Nun wünsch ich euch vil guter nacht |
Ich muß nun forth mit aller macht.
Ach liebe Mutter secht mich an
Vmb vnschuld muß ich in todt gan.

Anna.

Mein Hertz will mir im Leib verspringen |
Als wann der todt thet mit mir ringen.
Ach liebe Tochter trauw auff Gott
Laß dich auff jhn mitten im todt.

Susanna.

Ach Joachime liebstes Hertz |
Schawt ist dann dises nit ein schmertz
Daß man mich von euch reißt mit gwalt | 39.
Die wir der Freuden manigfalt,
Gehabt haben in vnserm leben |
Nun will man mich in todt hin geben.

Joachimus.

Ach lieber Schatz könt ich mit fug
Doch lenger mit dir reden gnug.
Doch ist dir mein Hertz wol bekandt. |

Susanna.

Ach gebt mir noch einmal die Hand,
Vil hundert tausend guter nacht |

Ich bitt das jhr mein trew betracht /
Denckt auch vnd thut guts vnsern Kinden
So würdt sich glück vnd heil stets finden.
Jetzund so gehet hindersich /
Damit jhr nit bekümmern mich.
Kompt lieber Vatter auch zu mir
Daß ich euch segne nach gebür.
Danck euch Gott ewer thewren lehr
Die jhr mir gebn | vnd anders mehr.
Nun gsegne euch der liebe Gott
Jetz muß ich leyder in den todt.

Helkyas.

Der lieb Gott dir Barmhertzig sey
Der wöll dir allzeit stehen bey.

Susanna.

Wo seyt jhr lieben Kinderlin /
Ach du hertzlieber Beniamin.
Rebecca / vnd Joachim klein
Der liebe Gott wöll bey euch sein.
Gehorchet ewerem Vatter ståht /
Vnd rüfft Gott an mit dem Gebett.

Beniamin.

O Mutter wohin wolt jhr dann /
Wann jhr wolt ich will mit euch gahn.

Susanna.

Zu Gott will ich | mein liebes Kind

Rebecca.

Ach Mutter kompt auch wider gschwind.

Helkyas.

O ich glaub ich muß gar vergehn /
Es ist auch vmb mein leben gschehn.

Dimius.

Wolan wir wollen jetz forth eylen /
Die sach thut sich zu lang verweilen.
Nun kommet her / wir wollen forth /
Damit es komme auff ein orth.

Achab.

Als nur forth / was ist das gmacht?

Susanna.

Nun allen Menschen ein gute nacht.
Himmel vnd Erdt gesegne Gott

Jetz will ich gehen in den todt.
O Gott nimb mich in deine hend
Kom mir zu trost am letsten end.

Actus V. Scena II. 40.

Daniel | Achab | Midian | Dimius. ||

[Daniel.]

Was soll das sein | daß gestatt ich nicht |
Daß Susanna solt werden gricht.
Ich selber will vnschuldig sein
An disem Blut | geht wider heim.

Midian.

Was hastu da für ein geschrey |
Droll dich hinweg komm nit herbey.

Daniel.

So gebt mir die Susannam her |
Vnd laßt sie loß | ist mein beger.
Dann sie falsch angeklaget war |
Von disen Alten gantz vnd gar.

Achab.

Wirstu nit bald hinweg da weichen
Will ich dich mit der Ruhten streichen.

Daniel.

Schaw zu fürwar ich dir daß sag |
Daß dich Gott nit mit ruhten schlag.

Achab.

Fahrt dapffer forth | jhr henckersknecht |

Daniel.

Stehet jhr still | es ist nit recht.
Ihr thoren groß von Israel |
Was verdampt jhr die arme Seel.
Euwer augen seind gar verblendt /
Das jhr kein vnderscheid nit kent |
Was warheit oder lugen ist /
Ihr habt verdampt zu diser frist,
Auß Israel ein Frawe fromm
Darumb kehret bald widerumb.
Vnd kommet alle für Gericht |
Die sach muß besser sein geschlicht.

Dimius.

Wolan wir wollen wider kehren |
Vnd recht ein besser Vrthel hören.

Midian.

Ich wolt sie wer schon hingericht /
So dörfft es dessen alles nicht.

Actus V. Scena III.

Cleophas | Daniel | Achab | Midian | Eu-|| bulus | Simeon |
Sophron | Osyas. ||

[Cleophas.]

Was ist daß / das jhr wider kehrt
Habt jhr den außspruch nit gehört?

Daniel.

Ihr lieben Herren in gemein
An dem Blut will ich vnschuldig sein
Derhalben ich euch trewlich bitt /
Wolt mein Jugent verachten nit.
Dann / wiewol dise alte[n] zwen /
Vor euch seind in großem ansehn /
Ist auch nit gnug daß sie Eydt Schweren /
Mann soll sich dran mit nichten kehren.
Mann muß den handel bsehen baß 41. (F.)
Damit man rechte Kundschafft faß.
Wann es euch [b]liebt so wolt ich sie
Auff andre weiß verhören hie.

Cleophas.

So komm setz dich da zu mir her
Wir folgen dir auff dein beger.

Achab.

Wolt jhr Herren so torecht sein
Vnd horchen auff dem Knaben klein.

Cleophas.

Sey du zu ruh, laß dichs nit jrren /
Du solt hierinnen nichts verwirren.
Verwahret auch die beyde[n] Mann /
Damit keiner entweichen kan.
Dir Daniel sey zu der stundt
Zu haltten / daß Gericht gegundt.

Daniel.

So thut sie von einander beyd /
Daß ich jeden in sonderheit,
Verhören kan / du Midian /
Bleib hie / hör was ich zeige an.

Du falsches Hertz / meinstu das Gott
Zu aller zeit werd sein dein spott.
Jetzund treffen die sünde[n] dich
Die du geübet stettiglich.
Daß gute hastu zugedeckt /
Das böse aber auffgeweckt.
Drumb sag mir an die warheit klar
Vnd mach es hie fein offenbar
Hastu gesehen treiben schand
Susannam / so sag es zuhand,
Was für ein Baum gewesen sey /
Da zu jhr kam der Jüngling frey.

Midian.

Ich meine es gienge dich nicht an /
Aber ichs doch wol sagen kan.
Ich fand sie vnder einer Linden.

Daniel.

Der Engel Gottes wirt dich finden.
Du leugst in deinen halß fürwar
Du wirst doch noch zerscheittert gar.
Daß Vrthel das ist gangen schon
Vom Richter in dem Höchsten Thron.
Sein Diener wirt verdammen dich
Das wirst erfahren eygentlich.
Nun bringt den andern auch hierein
Damit jhr hört die antwort sein.

Eubulus.

Ich bsorg das Blat werd sich vmbwenden

Simeon.

Ich will gern sehn wie sichs will enden.

Achab.

Soll er da sitzen auff dem Stul
Ich meint man schickt jhn in die Schul.

Cleophas.

Dieses jetzund dich nit angeht /
Gib du ihm antwort auff sein red.

Daniel. 42. (Fij.)

Komm her du Ehruergeßner Mann
Du böse art von Canaan.
Die Schöne hat dich da bethört /
Dein falsches Hertz so gar verkehrt
Also habt jhr ohn allen fehl
Gethan den Kindern Israel.

Daß sie auß forcht vnd großer pein /
Euch musten ståts zu willen sein.
Das hat dise Fraw nit gethan /
Die jhr da fålschlich klagten an.
Hastu vnzucht sie treiben sehn /
Vndr welchem Baum ist das geschehn ?

Achab.

Ich sah sie vnder einer Eychen /

Daniel.

Der Engel Gottes wirt dich zeichen.
Dann deine lugen wirt fürwar
Dich bringen vmb das leben gar.
Dann Midian ein Lind genant /
Vnd du ein Eych / nun secht die schandt.
Damit sie beyd behafftet sein
Ihr lieben Richter ingemein.

Cleophas.

Nun greiffet dise Alten an
Genugsam wir verstanden han,
Daß jhr klag falsch vnd vngerecht.
Vntrew sein eigen Herren schlecht.
Was meint jhr daß sie habn verwürckt?

Sophron.

Daß sie ohn alle gnad erwürgt.

Cleophas.

Da stelt sie her zusammen beyd
Damit sie hören jhren bescheid.

Midian.

Wo wollet jhr mit mir doch hin
Gar nie ich falsch gewesen bin.

Cleophas.

So hört was Moses Gsatz außweist /
Damit man sich deß Rechten fleist.
Wann jemand falsche Zeugnuß sagt /
Die wider seinen Nåchsten klagt,
Der soll daselbst des tod[e]s sterben
Vmb seiner missethat verderben.
Der Mensch sey gantz vnd gar verflucht /
So falsche Zeugnuß gibt vnd sucht.
Derhalben alles Volck zusammen
Einhelliglich soll sprechen Amen.

Die Richter.

Amen / Amen.

Cleophas.

Sein Seel soll außgerottet werden
Von allem Volck auff diser Erden.
Vnd spreche alles Volck zusammen
Hie vber dise Zeugen Amen.

Die Richter.

Amen / Amen.

Achab.

Ach secht doch an das Alter mein /
Ich bitt wolt mir genedig sein.

Midian. 43. (Fiij.)

Erbarmet euch doch vber mich
Ich bitt euch gantz demütiglich.

Osyas.

Kein gnad ist hie zu hoffen mehr
Darumb du weiter nichts beger.

Daniel.

Hetstu verschonet diser Frawen /
So könt man dich mit gnad anschawen.

Cleophas.

Löset die Fromm Susannam auff
Vnd bind die beyd vbr einen hauff.
Führt sie jetz fort / zu einem spott
Vnd werfft sie mit den Steinen todt.

Daniel.

Wolan jhr Herren Gott sey mit euch.

Cleophas.

Der selb sey mit dir auch zugleich.

Osyas.

Wer wolt jhn doch vertrawet han
Daß sie ein solchs hetten gethan.

Sophron.

Fürwar ich hett jhn guts vertrawt /
Mein Leib vnd leben auff sie bawt.
Aber nemmen sie jetz den lohn
Vmb jhr vnrecht daß sie gethon.
Nun wollen wir Gott mit dem Gebett
Loben / das er sie hat errett.

Actus V. Scena I.

Dimius | Midian | Corydon . Achab . || Lurco | Rufus. ||

[Dimius.]

Jetz will ich gehn fein dapffer eylen
Vnd dir geben die besten Beülen.
Ihr Knecht nun trettet dapffer her.

Midian.

O Meister du truckst mich gar sehr.

Dimius.

Wart Midian thut dir das we[he]?
Ich will es mit dir brauchen mehe.

Corydon.

Ey dörfft ich dich trucken vnd machen
Es müsten dir all Glider krachen.
Wart / wart / es wirt bald anderst gelten /
Darff dich jetz wol Kronendieb schelten.

Achab.

Nun sehet mich jhr Menschen all
Wie ich gerahten in vnfall
Durch meine große missethat
Die mich dahin beweget hat.
Nempt ein Exempel all ab mir
Daß sich keins vberseh hinfür.
Liebt die Warheit die Edle Tugend,
Befleißt euch darzu in der Jugend.
Kein Menschen nimmer zu betriegen
Fliecht schelten vnd das böse liegen.
Nun hab ich mich daß vbersehn / 44. (Fiiij.)
Muß dise große schandt außstehn.
Darumb bettet auch für mich Gott
Daß er mir helffe in dem todt.
Vnd gebe mir daß Ewig Leben
Darin die Engel Gottes schweben.

Dimius.

Du magst wol Betten Midian
Daß dir Gott wöll dein Sünd nachlahn.

Midian.

Ach lieber sag mir nichts dauon
Ich kan vnd mag nit Betten nun.

Lurco.

O Midian / wiltu nit Betten
Man wirt dich bald mit Füßen tretten.

Midian.

Lieber sag mir von Betten nicht
Der bitter todt mich jetz anficht.

Dimius.

Nun knyet nider albereit
Hie wolln wir nemmen den abscheid.

Achab.

O Gott hilff mir in meiner noht /
Stehe mir bey im Leben vnd Todt
Ach Gott mein Sünd mir nit behalt
Die ich begangen manigfalt.

Dimius.

Ihr zwen werfft auff den Midian.

Rufus.

Wiltu dann Gott nit rûffen an.

Corydon.

Wart ich will dich lehren Betten
Vnd dich jetz mit Füßen tretten
Lug wie ich dich jetzund verehr
Mit disem Stein / mein Kronen verzehr.

Midian.

O we / o we / o hôret auff.

Dimius.

Fort / fort / werffet nur dapffer drauff.

Achab.

O Gott an meinem letsten end
Befehl ich mein Seel in dein hend.

Lurco.

Der Midian ist schier dahin
Doch werff ich noch ein bar auff jhn.

Corydon.

Daß sich der Baur auch nit thu sparn
So soll ers mit dem Stein erfahren.
puff puff puff.

Achab.

O Gott erbarm dich mein
Vnd thu mir gnâdig sein.

Rufus.

Fürwar Achab der daurt mich gar
Aber der Midian nit ein haar.

Dimius.

Wolan hört auff, sie seind nun satt
Sie ligen schon Todt an der statt.
Sie werden keine Frawen mehr
Bringen beydes vmb glimpff vnd Ehr.

Actus V. Scena V. 45. (F. v.)

In dieser letsten **Scena** sagen sie GOTT
Danck für die wunderbarliche Erlösung
Susanne / da zwen Chor abgetheilt gegen einander
Singen.

1. *Chorus.*
Joachimus.
Susanna.
Helkyas.
Anna.
Beniamin.
Rebecca.
Philergus.
Abra.

2. *Chorus.*
Raphael.
Daniel.
Chorus Angelorum.

1. Chorus.

Herr Gott wir thun dich loben
Du Vatter aller güt /
Im Himmel hoch dort droben
Das du vns hast behüt.

2. Chorus.

Also pflegets Gott zu machen /
Gantz wunderlich allzeit /
Im sind bekant all sachen
Wie man erfahren heut.

1. Chorus.

Vns hast fürwar gerissen
Auß großer angst vnd schreck /
Zu helffen dich beflissen
Den todt getrieben weck.

2. Chorus.

Es steht als in sein Henden
Er sicht bißweilen zu /
Einsmals so kan es wenden
Dem grechten schaffen ruh.

1. Chorus.

Den anschlag der Gottlosen
Hastu gemacht zu nicht /

Dein Vôlcklein außerkosen
Ein Aug auff sie gericht.

2. Chorus.

Ob sie bißweilen sincken
Vnd kommen in vnfall
Laßt sie GOTT nit ertrincken /
Hilfft jhnen alln zu mal.

1. Chorus.

Du hast gemacht zu schanden
Die vns verfolget han /
Wir seind auß jhren banden
Mûssen vns bleiben lan.

2. Chorus. 46.

Wann man von Hertzen Bettet
Vnd Gott vmb hilff anschreyt /
So wirt man fein errettet
Wie er solchs selbs gebeut.

1. Chorus.

Die zeit so lang wir leben
Wolln wir vergessen nicht /
Das du dein gnade geben
Gezeigt dein Angesicht.

2. Chorus.

Billich soll man GOTT preysen
Wann er erhôret hatt /
Zu andrer zeit wirt weysen /
Widrumb sein große gnad.

1. Chorus.

Dein sey allein die Ehre
Dein sey der preyß allzeit /
Vns grôßer frewd beschere
Dort in der Ewigkeit.

2. Chorus.

Da wirt die frewd erst werden
Vollkommen vberal
Ledig von alln beschwerden
Ewig ins Himmels Saal.

EPILOGVS.

Die Action ist nun vollend
Diß Spiel laufft frölich zu eim end /
Darbey so habt jhr all gesehn
Gleichsam in einem Spiegel schön /
Viel Schöner Lehren / die zugleich
Antreffen beydes Arm vnd Reich /
Was einem Menschen ansteht wol
Vnd widerumb auch meyden soll /
Dann kein Mensch selber wissen kan
Was jhm mag vbel stehen an:
Aber an andern in der Welt
Kan er wol sehn was jhnen fehlt /
Derhalb hatt man deß nutzes viel
Wo man helt solche Frewden Spiel /
Dann jeder kan darinnen sehn
Was jhm am basten thut anstehn /
Drumb wolln wir die Comoediam
Die vns zugegen Lehrt allsam /
Die Schön vnd Liebliche History
Welch dient zu Gottes Lob vnd Glory /
Führen in die Zehen Gebott
Da werden wir ohn allen spott /
Genugsam vns bespieglen können /
Lehrnen / besehen vnd ersinnen /
Was wir solln meydn vnd vnderlohn
Hergegen aber sollen thon /
[1] Erstlich in dem andern Gebott
Falsch Schweren hat verbotten Gott /
Welchs die zwen Alten vbergangen 47.
Mit falschem Schwur an Gott gelangen /
Der wider jhr gewissen gschach
Susanne nur zum [l. zu] schand vnd schmach /
Derhalb sie Gott gestraffet hatt
Vmb solche große missethat /
Dann es ein gar schröckliche Sünd
Hüt dich darfür o Menschen Kind. /
[2] Ferner in diesem Spiegel schön
Das Sechst Gebott sich lasset sehn /
Darinnen Gott Er[n]stlich verbeut /
Den Ehebruch vnd die Vnkeuschheit /
Welchs diese Alte[n] nit bedacht
Dasselb auch gleicher weiß veracht /
Dann sie der Teüffel angefochten
Vnzucht zu treiben sie gedochten

Mit der Susanna Keusch vnd Framm
Gott bhüt sie, strafft die beyde[n] drumb /
Dieweil sie Gott rufft trewlich an
Er woll sie doch nit fallen lan.
Darumb sicht man hierin gar schon
Was solche Lieb gibt für ein lohn:
Dann Gott der Herr die große Sünd
Gar hart zu straffen hatt verkünd. /
Werden wir vns bespieglen baß
[3] So werden wir noch finden was /
Als nämlich das Achte Gebott /
Darinnen vns verbeüttet Gott
Wir sollen kein falsch Zeugnuß geben
Wider den Nächsten hie im leben /
Augenscheinlich habt jhr gesehn
Das es in diesem Spiel geschehn /
Wie die Gottlosen Alten beyd
Auß rechtem Teüffelischem neyd /
Bey der Weltlichen Oberkeit
Sich vnderstanden albereit
Die Fromm Susannam zuuerklagen
Vnd böse ding von jhr zu sagen /
Daß doch wider jhr gwissen war
Hernach auch wurde offenbar. /
Hie frag ich nun euch allgemein
Ob diß laster nit gmein thut sein?
Bey vns Christen zu dieser zeit
Welchs man erfahren muß noch heut
Das jeder tracht stäts je mehr
Den Nächsten zbringen vmb sein Ehr /
Drumb laß[t] vns nur bespieglen woll
Wir werden sein der Matery vol[l] /
Das wir den fleck abwischen schön
Der vns so vbel an thut stehn.
Wir wolln all Gott[e]s Kinder sein
Ein Vatter haben ingemein /
Drumb müssen wir auß rechtem muth
Als Brüder / einander wünschen gut /
So wirt es vnser Vatter loben,
Wirt jhm gefalln im Himmel droben.
[4] Nun kompt herbey das Zehend Gbott /
Darinn hat auch verbotten Gott
Daß gar niemand gelusten soll
Gegen seins Nächsten Ehegmahl.
Welches auch heut begangen ist
Von den Alten / die hatt gelust
Wider Susannam Tugentreich
Ist neben andern sünd zugleich.
[5] Entlich thut dieses Spiel auch lehren 48.
Ein Oberkeit vnd jedem Herren

So sitzen thut im Raht vnd Gricht /
Daß er sich laß bestechen nicht /
Wie gschehen ist vom Midian
Der gschencke von dem Baursman nam /
Sonder mit allem fleiß bedenck
Daß er nit zweit auff dseitten schwenck /
Vnd zeige gunst nur einer part
Auff dander aber tring zu hart /
Das steht eim Richter vbel an
Gott wirts nit vngestraffet lan.
Darumb jhr Richter betrachtets wol
Daß keiner nit ansehen sol[l] /
Gunst / neyd / haß / feindschafft / Gelt vnd Gab
Dann Gott hatt gar kein gfallen drab /
Sondern schafft eim jeden sein Recht
Dem Herren so wol als dem Knecht /
Dem Reichen als dem Armen.
So wirt sich Gott ewer erbarmen.
In Summa dieser Spiegel klar
Macht vns alles so offenbar /
Daß wo vns ernst zu reinigen ist
Kônnen wirs darauß jeder frist.
Wir kônten noch der lehren viel
Nemmen auß disem schônen Spiel,
Aber jhr habts selbs wol gesehn
Was vns am besten an thut stehn.

Hiemit so dancken wir mit fleiß
Reichen vnd Armen gleicher weiß /
Das jhr vns alle sampt zu Ehr
Hierzu demütig geben ghôr /
Wo wir solches zu jeder zeit
Gegen euch in gebürligkeit
Verdienen kônnen / so wolln wir
Vns finden lassen mit begir.
Allein wir bitten euch darneben
Wo etwas nit zugangen eben /
So wolt jhrs vns nit vbel deütten
Besser wirt es zu andern zeiten. /
Gott woll zugegen jederman
Mit seinen Gnaden schawen an /
Viel Glück vnd Heyl hie zeitlich geben /
Nach diesem auch das Ewig Leben /
Wers begert sprech in Christi Nammen /
Von grund seins Hertzens mit mir Amen.

ENDE.

[Schluß-Zierleiste.]

V.

Sagen aus dem krummen Elsaß,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion,

veröffentlicht von

Kreisschulinspektor Menges.

II. Aus dem Kanton Drulingen.

108. Die vier Maibrüder.

Eine alte Sage erzählt von vier Hambacher Männern, daß sie ganz besonders gute Freunde waren. Jeden Abend, Sommer wie Winter, gingen sie zueinander «maien» und saßen oft bis spät in die Nacht hinein beisammen. Sie machten untereinander aus, daß derjenige unter ihnen, der zuerst stirbt, wiederkommen und erzählen müsse, wie es im Jenseits aussehe und zugehe.

Bald darauf starb einer der vier Freunde, und saßen fernerhin die drei anderen beisammen. Eines Abends, als sie sich wieder erzählten, ging plötzlich die Tür auf und der Abgeschiedene trat ein. «Nun will ich euch sagen, wie es dort zugeht: Wenig Worte und ein strenges Gericht!» Und rasch verschwand er. Voller Angst gingen die drei Maibrüder auseinander.

Mitgeteilt von Lehrer Wickersheimer zu Waldhambach.

109. Die Wunderkohlen.

Es war in alter Zeit, als man noch nichts von Streichhölzern wußte und es oft recht mühsam war, Feuer anzuzünden.

Da sah wohl die Hausfrau am frühen Morgen zunächst über die Nachbarhäuser hin. Und wo ein Kamin rauchte, kam sie mit dem «Scherme» (Scherben) und holte sich Kohlen zum Anfachen ihres Hausfeuers.

Einmal wollte eine Frau sich auch Kohlen holen. Da sah sie ihren Garten hinauf und erblickte auf der Erde glimmende Kohlen und dachte, sie kämen von einem Weidfeuer her. Als sie hin kam, war kein Mensch dabei. Sie nahm davon und trug sie heim. Aber das Feuer kam nicht zum Brennen. Und so ging sie ein zweites Mal hinauf in den Garten, um Kohlen zu holen. Diesmal war ein schwarzer Mann dabei, der ihr sagte: «Nehmt jetzt noch einmal Kohlen, soviel ihr braucht; kommt aber nicht wieder.»

Auch jetzt wollte das Feuer auf dem Herde nicht brennen. Da stieß die Frau den Fluch aus: Wenn dich nur der Teufel hätte! Sofort gab es ein heftiges Gepolter, und alle Kohlen waren verschwunden. Aber als sie genauer zusah, lag ein nagelneues Goldstück an ihrem Platze. Die gute Frau wollte jetzt noch einmal nach dem Kohlenfeuer im Garten sehen, fand aber keine Spur mehr davon.

Mitgeteilt von Lehrer Wickersheimer zu Waldhambach.

110. Der Reiter vom Mühlberg.

Vor vielen Jahren diente ein Hambacher Mädchen in der Neumühle. Es war gehalten, den Schweinen noch abends recht spät gegen 11 Uhr das Mastfutter zu bringen. Die Schweineställe lagen hinter dem Hause am Mühlberg, daß man von dort über den Hügel hinblicken konnte.

Eines Abends bemerkte das Mädchen einen Reiter, der verkehrt auf dem Pferde saß, rasch querfeldein über den Mühlberg ritt und im nahen Grünewald verschwand. Zitternd kam es ins Haus und erzählte der «Bas» (Hausfrau), was es eben bemerkt hatte. Die Hausfrau aber sagte: «Den Reiter hab ich schon oft gesehen. Laß du den nur reiten!»

Von da an brachte das Mädchen den Schweinen das Mastfutter gleich mit der Abendtränke. Und wenn die Hausfrau in der Stube ihm spät sagte: «Geh und bring den Schweinen das Futter!» so ging das Mädchen in die Küche und hielt sich dort eine gute Weile auf. Aber zu den Schweineställen wäre es nicht mehr gegangen.

Mitgeteilt von Lehrer Wickersheimer zu Waldhambach.

111. Das Räuberhaus im Grünewald.

Vor mehr als hundert Jahren stand im Grünewald bei Diemeringen ein Haus, in dem sich Räuber aufhielten. Eines Tages kam einer dieser Gesellen zu einer Frau nach Diemeringen und verlangte von ihr, sie sollte mitgehen und im Walde ein Mahl zubereiten. Die Frau wollte anfangs nicht; denn der Wald war verrufen, und sie fürchtete sich vor dem Manne. Auch hatte er ihr strengstens verboten, zu reden von allem, was sie sehen oder hören würde. Endlich ließ sich die Frau durch Drohungen einschüchtern und ging mit.

Im Walde angekommen, bereitete sie ein Essen für 30 Personen. Als die Nacht hereinbrach, kamen wilde Gesellen und zechten die ganze Nacht hindurch. Am frühen Morgen wurde die Frau in das Dorf zurückgebracht, nachdem man ihr nochmals die strengste Verschwiegenheit auferlegt hatte. Erst als die Räuber die Gegend verlassen hatten und ihr Haus zerfallen war, erzählte die Frau das Geheimnis ihren Angehörigen.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

112. Die Glucke und der verborgene Schatz.

In der Nähe des Gemeindewaldes von Diemeringen liegt die Nachtweide. Dort erschien in früheren Zeiten an demselben Platz jeden Abend eine Gluckhenne mit ihren Küchlein. An dieser Stelle soll ein Schatz vergraben sein. Jedesmal wenn die Glucke hinkam, hörte man lautes Kettengerassel. Wer zu dieser Zeit den Ort betrat, mußte das Leben lassen.

Um den Schatz heben zu können, schmiedeten einige Diemeringer den folgenden Plan. Wenn die Glucke erschien, wollten sie einen Kreis um sie bilden. Da es aber niemand wagte, in die Mitte dieses Kreises zu treten, überredete ein Bauer seinen Knecht dazu und versprach ihm eine große Belohnung. Der Knecht willigte ein, da er von den schrecklichen Folgen noch nichts gehört hatte und man sie ihm absichtlich verschwieg.

Um die bestimmte Zeit kam die Glucke mit ihren Jungen. Man bildete einen Kreis um sie, und der Knecht stellte sich in die Mitte. Da hörte man plötzlich ein donnerähnliches Getöse. Die Erde öffnete sich und verschlang den Knecht. Die andern aber liefen mit großem Geschrei davon. Der Schatz ist heute noch dort vergraben.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

113. Die verzauberten Aepfel.

Eine Frau von Diemeringen ging einmal durch die Hintergasse. Hier traf sie ein Kind an und fragte es, ob es auch Aepfel essen möchte. Als das Kind ja sagte, schenkte sie ihm zehn schöne, rotbackige Aepfel. Das Kind legte sie in seine Schürze und ging nach Hause. Als es dort die Aepfel heraus nehmen wollte, waren es lauter junge Kätzchen.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

114. Das Dorftier von Diemeringen.

In Diemeringen erscheint in der Regel einmal im Jahre ein Hund mit langen, schwarzen Haaren und herabhängenden Ohren. Die Leute nennen ihn das Dorftier. Wenn dieses Tier in einem Jahre zehnmal kommt, so gibt es Krieg.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

115. Die ertrunkene Grafentochter.

Im Banne von Diemeringen befindet sich ein tiefer Brunnen. Nach der Sage ist in ihm eine Grafentochter ertrunken. Sie war in einen jungen Mann verliebt. Aber der Vater wollte nicht in die Heirat einwilligen. Da stürzte sie sich mit ihrem Geliebten in den Brunnen. Als man die beiden Leichen herauf holen wollte, fand man im Brunnen keinen Grund.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

116. Der Teufel mit dem Buch.

Einmal gingen mehrere Männer von Diemeringen nach Weislingen. Sie mußten durch einen Wald, in dem sich der Teufel aufhalten sollte. Als sie davon redeten, sagte einer: «Es gibt gar keinen Teufel, sonst wäre er schon gekommen.» In diesem Augenblick stand der Teufel vor ihm und hatte ein dickes Buch bei sich. Als die andern ihn sahen, erschraken sie und liefen eiligst davon. Nur der eine blieb zurück, der an keinen Teufel glaubte. Der Teufel hielt ihm das Buch hin und sprach: «Schreibe deinen Namen in dieses Buch!» Da bekam auch der Mann Angst und schrieb: «Ich schreibe in Gottes Namen . . . .» Plötzlich verschwand der Teufel. Der Mann aber kam erst nach drei Tagen abgemattet nach Diemeringen zurück.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

117. Das kristallene Schloß.

Am Salzwasser bei Diemeringen stand früher ein kristallenes Schloß. Darin wohnten fromme Schwestern, die mit keinem Manne reden durften. Auch war ihnen das Heiraten verboten. Nun lernte eine von ihnen einen jungen Mann kennen und verliebte sich in ihn. Da sie einander nicht heiraten durften, aber auch nicht voneinander lassen wollten, stürzten sich beide fest umschlungen in ein tiefes Loch am Salzwasser. Sie schwammen dreihundert Meter unter der Erde bis in einen Brunnen an der Hauptstraße. Dieser warf sie tot ans Land. Von nun war das Wasser des Brunnens untrinkbar, und er wurde zugeworfen.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

118. Der Galgenhübel bei Mackweiler.

Westlich von Mackweiler standen früher an der Banngrenze zwischen Mackweiler und Diemeringen drei große Birnbäume. Der letzte wurde noch nicht lange beim Erweitern der Straße gefällt. An diesen Bäumen hängte man in der alten Zeit die Räuber und Mörder auf. Die zwei letzten, die hier ihr Leben lassen mußten, waren ein Zigeunerpaar, das einen Mord begangen hatte. Heute noch nennt man den Platz den Galgen und den ganzen Hügel den Galgenhübel.

Hier ist es in der Nacht nicht geheuer. Es erscheint da manchmal eine schwere, schwarze Gestalt, springt den Vorübergehenden auf den Rücken und läßt sich von ihnen bis nach Mackweiler tragen. Das geschah einem Maurer von Mackweiler, der vor zwanzig Jahren in Lorenzen arbeitete und spät nach Hause ging. Er konnte unter der schweren Last nur mit großer Mühe vorwärts kommen. Bald darauf wurde er von dem Schrecken krank und starb nach einigen Tagen.

Mitgeteilt von Lehrerin Jakob zu Mackweiler und von Lehrer Aron zu Lorenzen.

119. Der Hexentanz am Mackweiler Galgen.

Einst ging ein Musikant mit seiner Geige spät in der Nacht von einer Kirchweih nach Hause. Sein Weg führte ihn an dem Mackweiler Galgen vorbei. Da kam ein schön gekleideter Herr zu ihm und fragte ihn, ob er zum Tanz aufspielen wolle, es sollte ihm reichlich mit Gold gelohnt werden. Der Musikant willigte ein und ging mit dem Herrn. Nach einer Weile kamen sie

an einen schönen Platz, wo viele Damen und Herren warteten. Nun spielte er auf, und es wurde getanzt. Zwischen den Tänzen trank man guten Wein aus goldenen Bechern. Zur Belohnung schenkte jedes Tänzerpaar dem Musikanten ein großes blinkendes Goldstück.

Als es anfing zu dämmern, brachten sie ihm ein großes Buch, in das er unterschreiben sollte. Er schrieb den Spruch hinein: «Das Blut Jesu Christi, macht uns rein von allen Sünden.» Kaum hatte er fertig geschrieben, so war alles verschwunden. Und er saß allein unter dem Galgen. Die Becher waren Pferde- und Kuhklauen, die Goldstücke in seiner Tasche Pferdemist. Das große Buch aber lag noch neben ihm.

Er nahm es mit und brachte es den Richtern von Diemeringen. In dem Buche standen die Namen aller derer, die bei dem Tanze gewesen waren. Auf Befehl der Richter sollten sie nun alle verbrannt werden. Schon hatte man damit angefangen. Da fand es sich, daß auch die Frau des Amtsrichters dabei gewesen war. Als nun die Reihe an sie kam, hörte man mit dem Verbrennen auf.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Olwisheim, früher zu Rimsdorf.

120. Die weiße Jungfrau bei Mackweiler.

Am Ostende von Mackweiler liegen auf einem Hügel die Grundmauern einer römischen Villa mit erhaltenem Bade. In mondhellen Nächten sieht man hier eine wunderbar schöne Jungfrau umherwandeln. Ihr goldiges Haar ist aufgelöst und umhüllt ihre ganze Gestalt. Dreimal geht sie gewöhnlich um das alte Gemäuer, setzt sich dann auf die Trümmer und singt traurige, klagende Weisen. Wer diesem Gesang lauscht, bleibt bis zum andern Morgen wie gebannt auf dem Platze stehen.

Mitgeteilt von Lehrerin Jakob zu Mackweiler.

121. Der unterirdische Gang in Mackweiler.

Von der römischen Villa in Mackweiler soll ein unterirdischer Gang bis zur evangelischen Kirche führen. Bei einem früheren Umbau der Kirche konnte man deutlich die Spuren einer Doppelmauer sehen. Dieser Gang war in Zeiten der Gefahr wohl eine Zufluchtsstätte für die Bewohner der Villa. Nach dem Glauben der Bevölkerung hört man am Vorabend eines Krieges oder einer andern geschichtlichen Begebenheit ein lautes Jagen und Laufen in dem unterirdischen Gange.

Mitgeteilt von Lehrerin Jakob zu Mackweiler.

122. Das weiße Pferd am Totenberg.

Am Totenberg[1] bei Mackweiler wurde früher jede Nacht um die zwölfte Stunde ein weißes Pferd gesehen, das im Gras weidete. Einmal wollten Leute das Tier genauer betrachten und machten daher das Fenster auf. Da lachte der Schimmel dreimal und verschwand. Von dieser Zeit an wurde er nicht mehr gesehen.

Mitgeteilt von Lehrerin Bader zu Diemeringen.

123. Die weiße Frau beim Totenberg.

Einst wollten drei Männer beim Mondschein von Diemeringen nach Bettweiler fahren. Bei dem Totenberg ging ein Rad aus dem Wagen. Sie stiegen ab, holten das Rad und fügten es wieder an den Wagen. Sie fuhren nun rascher, aber das Rad ging noch öfter aus dem Wagen. Da drohte einer und sagte: «Wenn ich den nur hätte, der uns das macht!» In diesem Augenblick lief eine weiße Frau in den Wald und lachte. Jetzt blieb das Rad nicht mehr am Wagen und sie fuhren mit drei Rädern nach Hause zurück.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

124. Der Mann mit dem Licht.

a) Eine Frau von Drulingen ging nachts nach Rexingen Da begegnete ihr im Walde ein Mann, welcher sie fragte, wohin sie denn wolle. Als sie es sagte, lachte er höhnisch und bemerkte: «Da habt ihr euch aber gut verirrt; kommt, ich will euch leuchten.» Er ging mit seinem Lichte voraus, und die Frau folgte ihm. Aber sie wurde von dem hellen Schein so verblendet, daß sie bald nichts mehr unterscheiden konnte. Nun verschwand der Mann. Erst nach drei Tagen konnte die Frau wieder ihre Augen gebrauchen. Als sie sich umsah, befand sie sich mitten im Walde.

Mitgeteilt von Lehrerin Forrler, früher zu Drulingen.

b) Früh morgens, ehe es Tag war, ging ein Mann von Rexingen nach Pfalzburg. Als er in den Bann von Ottweiler kam, sah er ein Licht, das sich ihm näherte. Plötzlich stand vor dem Wanderer ein Mann von übermenschlicher Größe und

---

[1] Der Name des Berges kommt wahrscheinlich von den keltischen Gräbern her, die man auf dem bewaldeten Berge findet.

hatte eine Sense auf dem Rücken. Der Rexinger stützte sich vor Angst auf seinen Stock und fragte die Riesengestalt, was das für ein Licht wäre. Dieser gab ihm barsch zur Antwort: «Das sieht man öfters da.» Nun ging das Licht dreimal um den Mann herum und verschwand dann mit der Riesengestalt.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

c) Wo von der Landstraße Saarunion-Drulingen der Weg nach Thal abzweigt, steht ein Straßenwärterhäuschen. Hier soll es nicht geheuer sein. So ging einst ein Mann, der in Saarunion auf dem Markte war, in der Nacht heim nach Berg. Als er an die Holzmatt kam, die rechts am Wege liegt, kam er vom Wege ab. Nachdem er einige Zeit vergeblich nach dem richtigen Wege gesucht hatte, fing er an zu rufen. Da stand auf einmal ein Männlein vor ihm mit einem Licht in der Hand. Das leuchtete immer vor ihm her. Ging der Mann nach rechts, so ging auch das Männlein nach rechts; ging er nach links, so ging es auch dahin. Nach langem Hin- und Hersuchen fand er den Weg. Da klatschte das Männlein in die Hände, lachte und verschwand. Der Mann soll totmüde und schweißtriefend nach Thal gekommen sein. Leute von hier haben ihn nach Berg bringen müssen.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Reipertsweiler.

125. Der Ruf an der Teichelmattquelle.

Die Leute von Thal erzählen, daß in der Nähe der Teichelmattquelle, die zwischen Rimsdorf und Thal auf einer Wiese entspringt, früher eine grausame Tat begangen wurde. Der Täter soll noch nach seinem Tode keine Ruhe und keine Rast gefunden haben und noch jetzt in der Nacht dort umherirren. Einst gingen zwei Männer von Rimsdorf nach Thal und kamen an dieser Wiese vorbei. Da hörten sie ein ängstliches Rufen. Sie vernahmen die Worte: Halber geschunden, halber geschoren, kommst du hierher, so bist du verloren. Den Männern kam die Geschichte ein. Sie getrauten sich nicht, dahin zu gehen, woher die Worte kamen. Eilends verfolgten sie ihren Weg weiter.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Reipertsweiler.

126. Die zwei Hunde im Bannholz.

Ein Mann von Thal, der täglich nach Saarunion zur Arbeit ging, bestellte seine Frau auf seinem Heimwege in den

Bannholzwald. Dort wollten sie ein Tuch voll Laub mitnehmen. Die Frau kam frühzeitig auf den Platz, auf dem sie sich treffen wollten. Sie setzte sich an einen Baum. Kaum hatte sie sich niedergelassen, so saßen zwei große Hunde neben ihr und schauten sie mit feurigen Augen an. Die Frau erschrak so sehr, daß sie sich im Augenblick nicht rühren konnte. Endlich stand sie leise auf und entfernte sich. Ihr Mann begegnete ihr vor dem Walde. Sie erzählte ihm von ihrer Gesellschaft. Und ohne Laub mitzunehmen, gingen sie nach Hause. Man erzählt, an jener Stelle seien schon viele Menschen ums Leben gekommen, und wenn die Frau den Hunden etwas zu leide getan hätte, hätte auch ihr letztes Stündlein geschlagen gehabt.

Mitgeteilt von Lehrerin Müller zu Reipertsweiler.

127. Der schwarze Mann.

Ein Mann ging von Bettweiler nach Durstel. Da hörte er plötzlich jemand mit festen Schritten hinter sich hergehen. Als er sich umwandte, sah er in einiger Entfernung eine schwarze Gestalt. Er rief sie an, bekam aber keine Antwort. Da ging er weiter. Die unheimliche Erscheinung folgte ihm. Am ersten Hause in Durstel stellte sich der Mann unter den Schuppen, um zu sehen, wer vorüber gehe; aber es kam niemand. Als er wieder auf die Straße trat, war die Gestalt verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Artopoeus zu Bettweiler.

128. Der Bauer und die Hexe.

Ein Bauersmann von Bettweiler fuhr mit einem zweispännigen Wagen nach dem Nachbarsdorfe. Es war sehr früh am Morgen. Da sah er am Straßenrand eine alte buckelige Frau stehen. «Was machst du da, alte Hexe?» schrie er sie an. «Dein Wagen muß, bis der Tag anbricht, hier stehen bleiben,» antwortete sie und verschwand. Alle Mühe, die Pferde weiter zu bringen, war vergeblich. Nun kehrte er ins Dorf zurück, um Vorspann zu holen. Als er mit den Pferden des Nachbars zum Wagen kam, waren seine Pferde am hinteren Teil desselben angespannt. Er entfernte sie vom Wagen, bespannte ihn mit des Nachbarspferden und kehrte nach Hause zurück. Da ging eben die Sonne auf.

Mitgeteilt von Lehrer Artopoeus zu Bettweiler.

129. Der Jüngling und die weiße Frau am Brunnen.

Ein Jüngling von B e t t w e i l e r ging mit dem Wasserkrug an den Dorfbrunnen, um Trinkwasser zu schöpfen. Da erschien ihm eine holde weibliche Gestalt und lud ihn ein, ihr zu folgen. Sie führte ihn in einen hellerleuchteten Kleiderladen und schenkte ihm ein hübsches Gewand. An dem Tag, an welchem der Jüngling das Kleid anzog, fing er an zu kränkeln. Mit der Haltbarkeit des Gewandes schwand auch seine Gesundheit. Und in der Woche, in welcher das Kleid den ersten Riß zeigte, starb er.

Mitgeteilt von Lehrer Artopoeus zu Bettweiler.

130. Der geheilte Wilderer.

Ein armer Mann von B e t t w e i l e r, der gern wilderte, ging einst in den Wald, um Besenreiser zu holen. Da erhob sich vor ihm ein fliegender Hase. Schnell legte er seine Büchse an und schoß. Indem er losdrückte, erhielt er einen Schlag über den Rücken, daß er betäubt zur Erde fiel. Als er sich erholt hatte, suchte er nach dem Hasen. Dieser aber war verschwunden. Von nun gab er das Wildern auf.

Mitgeteilt von Lehrer Artopoeus zu Bettweiler.

131. Die feurigen Kohlen.

Einst ging ein Mann von Bettweiler in der Nacht nach D u r s t e l. Als er an den Seenesberg (einen Teil des Lubergs) kam, wollte er eine Pfeife Tabak rauchen. Da bemerkte er an einer Hecke einen Haufen glühender Kohlen. Er ging hinzu, nahm eine und legte sie auf die Pfeife. Am andern Morgen fand er ein Goldstück in seiner Pfeife. Da ging er in der folgenden Nacht den nämlichen Weg und sah die Kohlen wieder. Er bückte sich und wollte jetzt alle mitnehmen, bekam aber eine solche Ohrfeige, daß er den Berg hinabrollte.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

132. Der weiße Mann im Rohr.

Zwischen Bettweiler und D u r s t e l ist ein Wiesental, das heißt Rohr. Von diesem Tal erzählen sich die Leute allerlei Geschichten. Einst gingen zwei Männer in der Nacht von Bett-

weiler nach Durstel. Als sie in das Rohr kamen, sahen sie einen weißen Mann neben ihnen hergehen. Er drückte einen Karren vor sich her, der mit Steinen beladen war. Als sie nahe an das Dorf Durstel an den Rohrberg kamen, lud er die Steine neben der Straße ab und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

133. Der Rohrbrunnen.

Vor dem Dorfe Durstel, rechts von der Straße nach Rexingen, ist ein Laufbrunnen, welcher Rohrbrunnen genannt wird. Bei diesem soll es in der Nacht nicht ganz richtig sein. Eines Nachts ging ein Mann von Berg, der in Durstel war, nach Hause. Als er zum Rohrbrunnen kam, sah er viele junge weiße Ziegen, welche über den Brunnentrog sprangen. Als er eine fangen wollte, waren sie alle verschwunden.

Einst ging ein Mann in der Nacht von Rexingen nach Durstel. Da er an den Rohrbrunnen kam, lief ihm ein schwarzer Hund entgegen und sperrte seinen Rachen auf, als ob er den Mann verschlingen wollte. Da der Mann ihm mit seinem Stock einen Hieb geben wollte, war er verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

134. Der habsüchtige Bauer.

Früher soll in Durstel ein Bauersmann gelebt haben, welcher sehr habsüchtig war. Wenn er hinausfuhr, sein Feld zu pflügen, so riß er den Grenzstein aus der Furche und setzte ihn in das Feld des Nachbars. Dann wurde so gepflügt, daß der Stein wieder in der Furche war. So wurde sein Feldstück immer größer. Nach seinem Tode mußte er zur Strafe einen großen Stein auf dem Felde herumtragen. Er rief immer: «Wo soll ich ihn hintragen?» Da sprach ein Mann: «Wo du ihn geholt hast.» Da sprach er: «Jetzt gehe ich schon 300 Jahre so umher und bin nun endlich erlöst.»

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

135. Der unehrliche Wirt.

Früher soll in Durstel ein Wirt gewohnt haben, welcher immer eine weiße Zipfelmütze trug. Wenn er jemand Wein verkaufte, so goß er zuerst eine Portion Wasser in das Glas. Er war daher als Weinpantscher überall bekannt. Als er ge-

storben war, legten sie ihn in einen Sarg und setzten ihm seine weiße Mütze auf. Am Begräbnistage, als der Sarg vor dem Hause stand und sich viele Leute dort versammelt hatten, öffnete er oben ein Fenster und rief herab: «Zwei Schoppen Wasser und zwei Schoppen Wein gibt auch ein Maß.» Noch lange soll er in diesem Hause gehört worden sein.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

136. Der ungläubige Mann.

In Durstel wohnte früher ein Mann, der an keinen Gott glaubte. Er hatte fast immer eine Zipfelskapp auf dem Kopfe. Als er gestorben war, bekam er seine Mütze mit ins Grab. Nach seinem Tode mußte er zur Strafe für seinen Unglauben mit der Mütze auf dem Kopf unter den Schuppen des Dorfes umhergehen. Mehrere Männer aus Adamsweiler gingen einst in der Nacht durch Durstel. Einer von ihnen sah ihn und rief: «Seht ihr ihn dort sitzen?» Als sie unter den Schuppen gehen wollten, verschwand der Mann und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

137. Die goldenen Nüsse.

Ein Mädchen hatte auf dem Felde bei Durstel Nüsse gesucht und schon viele in sein Körbchen gesammelt. Da kam ein alter Mann zu ihm und hatte ein Bettelsäcklein anhängen. Er sprach: «Gib mir ein paar Nüsse, daß ich meinen Hunger ein wenig stillen kann.» Das Mädchen gab ihm von den Nüssen, bis es nur noch drei im Körbchen hatte. Mit diesen ging es heim. Als es dort darnach schaute, waren sie golden.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

138. Die Kutsche im Katharinenwald.

Heute noch findet man im Katharinenwald bei Durstel Ueberreste eines früheren Klosters. Es hieß Katharinenkloster und hat dem Wald seinen Namen gegeben. An dem Platz liegen viele große Sandsteine. Auf einem solchen saß einmal ein Mann und ruhte aus. Auf einmal fuhr ihm eine Kutsche über die Hand. Darin saß eine schöne, weißgekleidete Dame. Zu gleicher Zeit hörte der Mann eine schöne Musik. Die Kutsche aber hatte ihm an der Hand nicht weh getan und verschwand gleich darauf.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

139. Das Gespenst im Jungholz.

Wenn man von Durstel nach der Schwattermühle geht, kommt man an einem Wald vorbei, der das Jungholz heißt. Wie alte Leute erzählen, erschien früher auf diesem Wege oft ein Gespenst entweder in der Gestalt eines Hundes oder einer Ziege oder eines andern Tieres. Wollte man das Tier fangen, so verschwand es plötzlich. Viele behaupten, es wäre der Teufel, der in dem Jungholz hause.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

140. Die schwarze Katze.

In der Nähe des Steinbacherhofes bei Durstel liegt ein kleiner Wald, Hinterwald genannt. Dorthin waren eines Abends Leute aus Durstel gefahren, um auf einem Acker Klee zu holen. Es wurde spät, bis sie nach Hause zurückkehrten. Da lief eine schwarze Katze mit ihnen und wollte sich immer auf ihre Füße setzen. Der Fuhrmann gab ihr mit seinem Fuß einen tüchtigen Stoß, daß die Katze weit weg geschleudert wurde. Als die Leute gleich darauf zurückschauten, lief eine Person hinter eine Hecke und lachte.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

141. Das weiße Kind am Brückel beim Steinbacherhof.

Zwischen Durstel und dem Steinbacherhof führt die Straße über eine Brücke, genannt das Hofter Brückel. Einst wollten Leute in der Nacht von Lohr nach Waldhambach fahren. Als sie an diese Brücke kamen, wurde das Pferd scheu. Sie sahen ein kleines, schneeweißes Kind unter die Brücke laufen, welches laut lachte. Da wollten sie ihren Hund unter die Brücke schicken; aber er lief fort und heulte. Sie wollten weiter fahren; aber als sie auf die Brücke kamen, fing der Wagen an zu krachen, und das Pferd blieb stehen, sie konnten es nicht mehr vorwärts bringen. Da kehrten sie um, fuhren zurück und nahmen einen andern Weg nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

142. Der wilde Jäger.

In Adamsweiler soll früher ein Oberförster mit Namen Entel gewohnt haben. Dieser ritt auf einem Fuchs in den Wal-

dungen umher, die er zu hüten hatte. Nach seinem Tode wollen ihn noch viele Leute in dem Kerbholz gesehen haben, wie er umherritt. Viele wollen jetzt noch im genannten Wald seinen Jagdruf hören und auch, wie der Fuchs mit seinen Hufen an die Bäume schlägt.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

143. Der schwarze Hund in Adamsweiler.

Vor langer Zeit stand in Adamsweiler neben dem Kirchhof ein Wirtshaus. In dasselbe kam eines Tages ein vornehmer Reisender mit einem schwarzen Hündchen. In der Nacht wurde der Reisende in dem Wirtshause totgeschlagen und soll unter dem Haus begraben sein. Sein Hündchen wollte nicht mehr aus dem Hause. Seit jener Nacht soll in dem Haus ein Gespenst sein. Bald brach in dem Wirtshause Feuer aus. Das Haus brannte nieder, und auch der Hund verbrannte. So, sagte die Frau, jetzt haben wir doch einmal Ruhe vor dem Hund und dem Gespenst. Aber der Hund läuft noch immer in der Nacht dort um die Häuser herum, und viele Leute wollen ihn schon gesehen haben.

Mitgeteilt von Lehrer Bach zu Durstel.

144. Der Schimmel bei Adamsweiler.

Ein Mann und eine Frau von Adamsweiler gingen einmal des Nachts in den Wald, um Laub zu holen. Als sie mit vollgestopften Säcken wieder auf die Straße kamen, bemerkten sie einen Schimmel, der neben ihnen her ging und nicht wich. Erst als der Mann seinen Sack fallen ließ, verschwand der Schimmel.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

145. Der verschobene Grenzstein in Aßweiler.

Im Aßweiler Bann rückte ein Mann einen Grenzstein auf seinem Felde, um dieses zu vergrößern. Er tat es in der Nacht. Als er am andern Abend wieder hinkam, lag am Marksteine ein Hündchen. Es rief:

«Wau, wau, wau,
ich dich zerhau!»

Am andern Abend war es wieder da. Als er am dritten Abend hinkam, lag ein großer Metzgerhund dort, der zerriß ihn.

Wer später in der Nacht dort vorüberkam, verirrte sich. Man hörte oft einen Mann rufen:

«Wo setz ich ihn hin
zu meinem Gewinn?»

Da ging einst ein Betrunkener dort vorbei. Auf jene Frage gab er die Antwort:

«Setz ihn dahin,
wo du geholt ihn.»

Seit jener Zeit ist es ruhig an diesem Orte.

Mitgeteilt von Lehrer Aron zu Olwisheim, früher zu Rimsdorf.

146. Die Frau am alten Kirchhof.

Um die evangelische Kirche zu Aßweiler lag früher der Kirchhof. Eine Treppe führte zu ihm hinauf. Von ihr sah man nachts manchmal eine alte Frau mit einem Pack Schriften kommen. Grüßte man sie, so gab sie keine Antwort. Folgte man ihr, so bog sie schnell in ein Seitengäßlein ein und verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

147. Das Dorftier von Aßweiler.

Ganz in der Nähe des Schulhauses von Aßweiler, wo jetzt ein Pumpbrunnen steht, war früher ein Kettenbrunnen. Zu verschiedenen Zeiten in der Nacht sahen Leute früher auf dem Rande des Brunnens ein schwarzes Tier sitzen, so groß wie ein Kalb. Sagten sie etwas zu ihm, so sprang es ihnen auf den Rücken und ging nicht eher herunter — die Leute mochten so laut schreien, wie sie wollten — bis sie einen Fluch ausstießen.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

148. Das weiße Fräulein im Schlosse.

Als früher im Schlosse von Aßweiler noch Grafen wohnten, kam jedes Jahr zwischen Weihnachten und Neujahr von Norden her, durch die Luft geflogen, begleitet von einem heftigen Winde, ein weißes Fräulein auf einem Schimmel sitzend. Es flog gleich ins Schloß. Nun fing darin ein furchtbarer Lärm an. Nach ungefähr einer Stunde verließ es das Schloß wieder in der nämlichen Richtung, von wo es gekommen.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

149. Von der Frau zum Hasen.

An der Straße von Aßweiler nach Drulingen liegt in der Nähe von Aßweiler eine sumpfige Wiese, Saueretzel genannt. Dort sah man in früheren Jahren am Abend spät oft eine Frau mit einer Hacke auf der Achsel. Näherten sich ihr die Leute, so lief sie nach der Straße, kroch in einen Dohlen und kam auf der andern Seite in Gestalt eines Hasen zum Vorschein, der im Felde verschwand.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

150. Die weiße Frau.

Einst weidete ein Mann von Aßweiler im Hinterwalde die Herde. Da kam eine weißgekleidete Frau zu ihm und sagte: «Morgen früh, wenn es Tagglock läutet, kommst du zu mir in das Kirschgärtchen. Du brauchst keine Hacke und keine Schaufel mitzubringen. Du wirst genug bekommen. Wenn du nicht kommst, so passiert dir ein Unglück.» Der Mann ging am andern Morgen nicht hin. Später ist er erfroren.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

151. Die verwunschene Frau.

Im Wald zwischen Aßweiler und Drulingen erschien früher alle Jahre eine schöne Frau. Sie saß auf einer Kiste und sang traurige Weisen. Eines Tages begegnete ihr ein Vater mit seinem Sohne. Die Frau sagte zu ihnen: «Ach, wenn mich nur jemand erlösen möchte!» Da fragte der Mann, womit sie erlöst werden könnte. Sie antwortete: «Hier sitzt eine Kröte; wenn ihr jemand einen Kuß gibt, bin ich erlöst.» Aber niemand wollte der Kröte einen Kuß geben. Da verschwand die Frau und ward nie wieder gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Weil zu Rosheim, früher zu Diemeringen.

152. Die Marte-Fricks-Hütte.

In der Nähe von Büst war in einer Schlucht bis vor wenigen Jahren eine Felsenhöhle zu sehen. Das Volk nannte sie die Marte-Fricks-Hütt. Hier soll der letzte katholische Meyer (Bürgermeister) von Büst, Martin Frick, mit seiner Tochter eine Zeitlang gehaust haben. Noch waren die Türangeln am Eingang zur Höhle vorhanden. Heute ist diese aber nicht mehr zu sehen, sondern unter dem Schutt eines Steinbruchs begraben.

Mitgeteilt von Lehrer Klein zu Büst.

153. Der Mettinger Wald.

Zwischen Mitternacht und ein Uhr kommen aus dem Mettinger Wald oft laut klagend und jammernd zwei übermenschlich große Wesen, Mann und Frau, und gehen gegen Sieweiler zu. Beide sind in weiße Mäntel gehüllt und von einem Hunde begleitet. Sie schreiten langsam und Hand in Hand über die Frohmatt der Schalbacher Höhe zu und verschwinden endlich.

In dunkeln Herbstnächten kommt aus dem Mettinger Wald der wilde Jäger. Er trägt ein grünes Kleid und einen großen Schlapphut auf dem Kopfe. Gewöhnlich ist er von zwei Hunden begleitet. Seine Rufe «Hüdada» sind bis ins Dorf hörbar.

Mitgeteilt von Lehrer Beck zu Sieweiler.

154. Auf der Klostermatt.

Auf der Klostermatt bei Sieweiler sieht man in stillen, mondhellen Sommernächten oft zwei weiße Frauen. Manchmal bemerkt man dort auch eine Prozession Klosterfrauen, und man vernimmt ihr Beten und Singen.

Mitgeteilt von Lehrer Beck zu Sieweiler.

155. Der Goldkessel.

Ein frommer Jüngling aus Weyer weidete einmal das Vieh auf einer dortigen Wiese. Da kam eine weiße Frau auf ihn zu. Er aber fürchtete sich nicht; denn er hatte schon oft von Erscheinungen gebannter Leute gehört. Die Frau sagte zu ihm: «Guter Knabe, komm morgen wieder an diese Stelle; du wirst dann dein Glück machen, und ich werde erlöst sein.» Der Knabe tat, wie ihm gesagt war, und kam am andern Tage wieder. Da sah er an der nämlichen Stelle einen großen Kessel voll Gold. In der Aufregung rief er nun seine Kameraden herbei. Da geschah ein furchtbarer Knall, und der Kessel samt dem Gelde war verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrerin Forrler, früher zu Drulingen.

156. Wilde Tiere als Irrleiter.

Zwei Mädchen gingen einmal von Weyer nach Drulingen. Auf halbem Wege begegnete ihnen eine weiße Frau und fragte sie: «Wo geht ihr hin?» Sie antworteten: «Nach Drulingen». Da verschwand die Frau. Als die Mädchen zurückkehrten und

wieder an die Stelle kamen, waren Rehe und andere wilde Tiere dort versammelt. Diese führten die Mädchen irre. Sie kamen nach Büst und Hangweiler. Erst am andern Morgen um 6 Uhr gelangten sie wieder nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrerin Forrler, früher zu Drulingen.

157. Die feurige Katze.

Von Hangweiler ging ein Mann nach Drulingen, um einen kleinen Hund zu holen. Außen an Mettingen sah er eine feurige Katze. Die ging um ihn herum, bis fast an Drulingen an, wo sie verschwand. Als er auf dem Heimweg wieder an den Platz kam, wo sie verschwunden war, versteckte sich das Hündchen und heulte. Da bemerkte er die Katze wieder hinter sich. Er jagte sie fort. Aber sie lief immer um ihn herum, bis er bald zu Hause war. Als er den Hund heim gebracht hatte, ging er wieder zurück, um zu sehen, was die feurige Katze wäre. Nach einer kurzen Strecke wurde es ihm schlecht (unwohl). Er setzte sich nieder. Da saß auch die Katze vor ihm. Plötzlich verschwand sie mit lachenartigem Geheul.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

158. Das Mutterschwein.

In Drulingen sagte man früher, daß es am Grenzhof (zwischen Sieweiler und Mettingen) nicht geheuer sei. Einmal ging des Nachts ein Mann hier vorbei. Plötzlich sah er ein Schwein mit Jungen. Die Tiere gingen neben ihm her, bis es 12 Uhr schlug. Dann verschwanden sie.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

159. Der bewaffnete Ritter im Wolst.

Vor vielen Jahren kehrte ein Mann von Eyweiler spät in der Nacht heim. Er mußte am Wolst vorbei, einem großen Walde, der zwischen Eyweiler und der Straße liegt, die nach Saarunion führt. Es war heller Mondenschein. Da sah er am Waldesrande einen bewaffneten Ritter. Die ganze Rüstung glitzerte wie reines Gold. Der Ritter bewegte sich langsam nach der ungefähr 10 m langen Seeb (Wasserlache) hin, die an der Waldecke liegt und immer größer und breiter wurde. Der Mann konnte den Ritter ganz gut sehen. Nach einer Weile hörte er ein Gepolter. Dann war der Ritter verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

160. Der Mann ohne Kopf.

Eine Frau aus Eyweiler ging spät in der Nacht vom «Stüwwe» (Kunkelstube) heim. Als sie aus dem Haus heraustrat, sah sie auf der Straße einen kohlschwarzen Mann auf- und abgehen. Sie meinte, es wäre der Büttel, welcher 12 blasen wollte, und fragte: «Bekumm ich e Kamrad?» Sie erhielt aber keine Antwort. Der Mann ging nun der Frau voraus, blieb aber bald stehen. Als sie wieder zu ihm kam, fragte sie zum zweitenmale: «Bekumm ich e Kamrad?» Jetzt erst sah sie, daß es ein Mann ohne Kopf war. Da wurde er auf einmal ganz feurig und «spützte» Feuer. Dann war er verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

161. Der weiße Vogel.

Vor langer Zeit wollte einmal ein Mann von Eyweiler einen Brunnen aufgraben. Da fand er einen Korb voll Geld. Als er es seiner Frau zeigte, schlug ihr jemand in das Gesicht, so daß sie in der Nacht starb. Bisher hatte man in der Nähe des Brunnens spät am Abend immer einen weißen Vogel gesehen. Als aber die Frau tot war, war der weiße Vogel verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

162. Der Mann mit der weißen Zipfelskapp.

Vor vielen, vielen Jahren sah man des Nachts bei Eyweiler in der Nähe des Weyerer Waldes auf einer Mauer oft einen schwarzen Mann, der eine weiße «Zipfelskapp» auf dem Kopf hatte. Ein Mann ging einmal von einem Begräbnis von Weyer durch den Wald heim nach Eyweiler. Als er an der Mauer vorbeikam, rief ihm der schwarze Mann zu: «Nimm mich mit und trag' mich heim!» Er ging aber vorüber, ohne sich um ihn zu bekümmern. Bald darauf begegnete ihm eine Kutsche, vor die ein weißes Pferd gespannt war. Sie blieb vor ihm stehen, als ob er sich hinein setzen sollte. Er tat es aber nicht. So begegneten ihm noch 30 Kutschen nacheinander. Die letzte war ganz feurig. Darin saß der schwarze Mann mit der weißen Zipfelmütze.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

163. Der wilde Jäger.

Vor Zeiten ging einmal ein Mann aus dem Eicheltal spät in der Nacht heim durch den Kleinwald von Eyweiler. Als

er an die «Küpp» (Holzschlag) kam, wollte er ein Stück Holz auf die Schulter nehmen. Da hörte er aus der Ferne des Waldes plötzlich Hundegebell. Es kam immer näher und wurde stärker. Auf einmal meinte der Mann die Hunde ganz in seiner Nähe zu hören; aber er konnte sie nicht sehen. Aus dem Innern des Waldes vernahm er deutlich den Ruf «Hüdada, Hüdada». Dann liefen die Hunde in den Wald zurück. Aber sie kamen immer wieder und umschwärmten ihn, so daß er ihr Aechzen und Schnaufen hören konnte. So ging es fort, bis er aus dem Walde wieder auf die Straße kam.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

164. Der schwarze Mann.

Zwei Männer von Eyweiler holten einmal im Großwald Holz und kehrten gegen Abend heim. Als sie in die Nähe des Dorfes kamen, bemerkten sie in einem Feldweg einen großen schwarzen Mann. Sie meinten, es wäre der «Jajer» (Förster), und einer von ihnen ging herzhaft auf ihn zu. Als er aber in seine Nähe kam, spie die Gestalt Feuer aus. Der zurückgebliebene Kamerad rief nun: «Hans, komm schnell zurück!» Da wich der Mutige langsam zurück. Die schwarze Gestalt war aber verschwunden. Auch andere Leute wollen sie auf dem nämlichen Platz schon gesehen haben.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

165. Die Gespensterkutsche.

Weit hinten im Wald von Eyweiler wurden nachts an einem Platz oft Bäume umgehauen. Da ging der Förster einmal mit vier starken Männern in den Wald, um auf die Frevler zu passen. Sie konnten aber niemand sehen, trotzdem der Mond hell schien. Endlich um Mitternacht hörten sie ein furchtbares Gepolter und sahen die «Schneis» (Waldweg) eine große Kutsche mit zwei Rappen herunterkommen. Darin saß ein großer schwarzer Mann mit feurigen Augen. Die Männer konnten kein Wort reden, so sehr erschraken sie. Im Galopp sprengten die Rappen an ihnen vorüber. Da war auf einmal nur noch die Kutsche zu sehen. Aber der feurige Mann und die Pferde waren verschwunden.

Eine ähnliche Kutsche sah auch einmal der Büttel (Gemeindediener) des Dorfes, als er um Mitternacht zwölf blasen wollte. Sie sauste mitten im Dorf an ihm vorüber und verschwand in einem Garten.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

166. Das unsichtbare Gespenst.

Ein Mann ging im hohen Sommer von Eschweiler ganz spät am Abend heim nach Eyweiler. Als er auf die «Großwind» kam, war es schon finster. Da war es ihm nicht mehr möglich, vorwärts zu kommen, er konnte sich anstrengen, wie er wollte. Eine ganze Stunde mußte er auf Händen und Füßen liegen. Er meinte, er wäre verhext und könnte sich nicht mehr aufrichten. Auf einmal hörte er ein Geräusch, wie wenn ein Vogel vorbei flog; aber sehen konnte er nichts. In diesem Augenblick vermochte er sich wieder aufzurichten und ungehindert weiter zu gehen. Da schlug es in Eyweiler 12 Uhr.

Mitgeteilt von Lehrer Ahl zu Saarunion.

167. Der wilde Jäger.

Vor alten Zeiten waren die Buben von Hirschland mit dem Vieh in der Kohlmatt nahe beim Wald auf der Weide. Da machten sie sich ein schönes Feuer und setzten sich darum. Plötzlich hörten sie etwas im Wald, wie wenn es ein Jagdlärm wäre. Das Geräusch kam immer näher. Und auf einmal sahen sie den wilden Jäger auf einem Schimmel und mit zwei Hunden. Dreimal ritt er durchs Feuer. Dann sahen sie nichts mehr. Voller Angst liefen sie heim und erzählten alles.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Drulingen.

168. Das geisterhafte Pferd.

In Hirschland hütete vor vielen Jahren ein Hirt die Säue im Eichwalde an einem Kirchweihtage. Als er gegen Abend heimfuhr, konnte er einige nicht finden und ließ sie im Walde zurück. Zu Hause angelangt, schickte er seinen Sohn vom Tanze weg hinaus, die Säue zu suchen. Unter Fluchen und Schelten machte sich dieser auf den Weg. Unterwegs sprach er zu sich: «Wenn ich jetzt ein Pferd hätte, würde ich bald in der Obermatt (einer Waldinsel) sein», in deren Nähe er die Schweine vermutete. Als er noch eine Strecke weit und über einen Graben gegangen war, stand da ein gesatteltes Pferd im Wege, welches mit dem Fuße den Boden scharrte, und ein Hund saß daneben. Da lief ihm aber «die Katze doch den Rücken hinauf», wie er so dastand und die beiden Tiere betrachtete. Auf das Pferd aber setzte er sich doch nicht. Plötzlich krachten die Bäume im Wald und die Erlen am Graben um ihn her, als würde alles in tausend Stücke zerschlagen. Indem er sich um-

wandte und nach Hause zurücklief, vernahm er noch ein höllisches Gelächter hinter sich her. Für diese Nacht war ihm aber das Tanzen vergangen. Am andern Morgen war die Erscheinung verschwunden, und die Schweine wurden wohlbehalten im Walde zusammengetrieben.

Mitgeteilt von Lehrer Bieber zu Koßweiler, früher zu Hirschland.

169. Der Geist in der weißen Nachtweid.

Vor vielen Jahren kauften einige Bürger von Hirschland die Feldgewann «die weiße Nachtweid». Da die Kaufsumme nach Straßburg bezahlt werden mußte, die Reise dahin aber sehr beschwerlich war, übergaben sie das Geld einem Manne, damit er es abliefere. Nun war aber dieser Mann ein Schelm. Er unterschlug die ihm anvertraute Summe, machte sich einige fröhliche Tage und kam erst wieder, als er den letzten Pfennig ausgegeben hatte.

Bald kam aber seine Untreue an den Tag. Wohl oder übel mußten die Käufer das Gut zum zweitenmale bezahlen. Daß sie den Mann, der sie um so viel Geld gebracht, haßten, liegt auf der Hand.

Jahre vergingen, und als der Ungetreue starb, war nur noch einer der Betrogenen am Leben. Als die Nachricht durch das Dorf ging, der Schmiedhenrich sei gestorben (so wurde nämlich der Betrüger genannt), da fluchte ihm der Betrogene und sprach: «Wenn er nur im Grabe keine Ruhe fände und immer in der weißen Nachtweid gehen müßte!»

Nicht lange nachher ging ein Hirschlander, der an der Eschweilerstraße wohnte, spät in der Nacht von Bärendorf nach Hause. Da er dachte: «Wenn ich über das Feld gehe, so schneide ich den Bogen durch das Dorf ab und bin eher daheim», verließ er bei den Reben die Straße und ging quer über die Aecker. So kam er auch an der weißen Nachtweid durch. Plötzlich stand der Schmiedhenrich vor ihm, angetan in seiner alten Tracht: weiße Joppe, Kniehosen, Schnallenschuhe, auf dem Kopf den Nebelspalter. Drohend rief er dem Wanderer zu: «Tret' aus meinen Fußstapfen weg!» Da der Angeredete sich vor Schrecken nicht rührte, erhielt er eine so heftige Ohrfeige, daß er zurücktaumelte und einige Zeit ohnmächtig liegen blieb. Voll Angst und Schrecken kam er heim und wurde schwer krank. Im Fieber hörte er immer den Schmiedhenrich rufen: «Tret' aus meinen Fußstapfen weg!»

Seither ist der Geist noch einigemal in der weißen Nachtweid gesehen worden. Daher wagt es niemand mehr, den Ort zur Nachtzeit zu betreten.

Mitgeteilt von Lehrer Leininger zu Hirschland.

170. Der Schimmel in der Glintsch.

Einst ging ein Hirschlander Musikant von der Rauweiler Kirb in der Nacht heim. Da sah er nicht weit vom Wege in der Gewann Glintsch einen Schimmel weiden. Kaum hatte das Pferd den späten Wanderer erblickt, so trabte es eilig auf ihn zu und stellte sich so vor ihn hin, als wollte es ihn zum Aufsitzen auffordern. Dem Mann stiegen die Haare zu Berg. Schnell wollte er um das Pferd herumgehen und seinen Weg fortsetzen. Wohin er sich aber wandte, immer stand das Pferd vor ihm. In seiner Angst fing der Musikant an zu beten. Da verschwand der Schimmel. Seitdem haben schon viele Leute von Rauweiler und Hirschland das Pferd des Nachts um 12 Uhr gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Leininger zu Hirschland.

171. Das Dorftier als Brunnenwächter.

In Rauweiler gab es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts nur wenige Brunnen. Es waren meistens Zieh- oder Kettenbrunnen mit zwei Eimern. Erst in neuerer Zeit wurden Pumpbrunnen hergestellt. Trotzdem tritt in trockenen Herbsten öfters Wassermangel in dem hochgelegenen Dorf ein. Früher muß das bei der geringen Anzahl von Brunnen viel häufiger gewesen sein.

Um diesen Wassermangel nicht zu vergrößern, soll sich früher von zehn Uhr abends bis zum Tagesanbruch neben dem Brunnengehäuse ein Ungeheuer, das Dorftier, gelagert haben. Wer sich in dieser Zeit dem Brunnen näherte, um Wasser zu schöpfen, erhielt von dem Tier derbe Schläge ans Bein, bis er sich entfernte. Wenn der Tag graute, verschwand das Dorftier. Dann konnte jedermann ungestört Wasser holen.

Mitgeteilt von Lehrer Kohler zu Burbach.

172. Der Förster Barthel.

Zwischen Bärendorf und Finstingen lag früher der Sporenwald. Der Förster Barthel hatte ihn zu bewachen. Dieser war gegen die armen Holzsammler sehr streng und brachte manchen von ihnen in das Gefängnis. Darum freuten sich alle, als er starb.

Aber der Barthel blieb auch nach seinem Tode noch Hüter des Waldes. Auf einem stolzen Schimmel ritt er in seinem Revier umher. Ihm folgten zwei weiße Hunde, die er oft durch «Hudada, Hudada» zu sich heran rief. Von Bärendorf sah man

in mancher Nacht ein großes, helles Licht da und dort im Walde aufblitzen, das Barthel auf seinen nächtlichen Ritten bei sich hatte. Wenn die Bärendorfer abends spät von Finstingen heim gingen, begegnete ihnen Barthel sehr oft und wünschte ihnen einen guten Abend. Die Fuhrleute, die mit Salz von Saaralben nach Straßburg fuhren, sahen ihn häufig in den Sandgruben bei Rommelfingen umherreiten.

Ein Mann aus Helleringen wollte einmal im Sporenwald trotz des bestehenden Verbotes seine Pfeife anzünden, bekam aber dabei eine derbe Ohrfeige. Gleichzeitig hörte er in der Nähe des Barthels «Hudada». Und als er nach diesem umschaute, sah er ihn auf seinem Schimmel zwischen den Bäumen des Waldes verschwinden.

Mitgeteilt von Lehrer Lazarus zu Weyersheim, früher zu Bärendorf.

173. Das Herdenmännel in der Sulzermatt.

Die Wolfskircher trieben früher ihre Pferde auf die Nachtweide. So hielt einmal ein Pferdehüter drunten in der Sulzmatt mit zwei Pferden. Diese wurden plötzlich ungeduldig und wollten davon laufen. Er konnte sie nur mit Mühe halten.

Da stieg auf einmal ein kleines Männlein aus der Isch auf. Das sprach zu dem Bauer: «Ich will dir helfen deine Pferde hüten!» Er war es zufrieden. Das Männlein sprang nun jedem Pferd an den Hals und würgte beide zu Tode. Dann verschwand es wieder, so schnell wie es gekommen war, in den Wassern der Isch. Voll Grausen lief der Hüter davon.

Mitgeteilt von Lehrer Kochersperger, früher zu Wolfskirchen.

174. Die weiße Frau auf dem Schimmel.

Am Adelsbrunnen, der am Wege von Postdorf nach Wolfskirchen sich befindet, stand früher ein Schloß. Daher wird die Gewann der Grafenhof genannt. Von ihm führte ein Weg, der Herrenweg, der heute angebaut wird, talabwärts um den Hügel herum, auf dem Wolfskirchen liegt.

Einst fuhren die Herren vom Grafenhof um Mitternacht diesen Weg in einer Kutsche. Auf der Brücke, welche über den Burbach führt, kam ihnen eine kleine weiße Frau auf einem Schimmel entgegengeritten. Statt ihnen auszuweichen, ritt die weiße Frau in die Kutsche hinein, so daß sie umfiel. Mit Mühe konnten die Herren vom Grafenhof sich erheben und weiter fahren. Von der weißen Frau und ihrem Schimmel sahen sie nichts mehr.

Mitgeteilt von Lehrer Kochersperger, früher zu Wolfskirchen.

175. Der Name Wolfskirchen.

Da, wo sich heute die Kirche von Wolfskirchen erhebt, stand früher ein großes Gebüsch. Darin lag einmal eine Wölfin mit ihren Jungen. Die Anwohner verjagten Wölfin und Junge und bauten eine Kirche dahin. Daher bekam sie den Namen Wolfskirche, bei der Wolfskirchen.

Von andern Leuten wird erzählt, in der früheren kleinen Kirche, die vor 1789 an der Stelle der jetzigen stand, hätte eine Wölfin einmal Junge geworfen.

Mitgeteilt von Lehrer Kochersperger, früher zu Wolfskirchen.

176. Der Hühnerbühl bei Wolfskirchen.

Am Weg von Wolfskirchen nach Eschweiler liegt hart an der Banngrenze die Gewann Hühnerbühl. Davon erzählt die Sage folgendes. Hier stand einst ein großer Bauernhof, auf dem sehr viele Hühner gehalten wurden. Der einsame Besitzer des Hofes bemerkte eines Tages, daß ihm mehrere Hühner fehlten und daß ihre Zahl von Tag zu Tag abnahm. Darum beschloß er aufzupassen, wer der Räuber seiner Hühner sei.

Mit einem großen Bengel begab er sich in der Nacht in den Hühnerstall auf die Lauer. Da kam ein Wolf herbeigeschlichen und wollte schon das schönste Huhn ergreifen. Der Bauer aber holte zum Schlage aus. Doch der Wolf wich behende aus und sprang ihm an die Kehle. Unter den wütenden Bissen des Tieres mußte der Mann sein Leben lassen.

Still und eingeschüchtert kamen am andern Morgen die Hühner aus ihrem Stalle, als trauerten sie über ihren toten Herrn und Beschützer. Traurig scharrten sie unter ihm ein Loch in die Erde und bedeckten den Leichnam mit einem Hügel oder Bühl. Er heißt bis heute der Hühnerbühl.

Mitgeteilt von Lehrer Kochersperger, früher zu Wolfskirchen.

177. Das gesattelte Pferd am Winelsbrunnen.

Ein Mann von Wolfskirchen ging einmal nach Pisdorf zu. Er war sehr müde und wünschte sich ein Pferd. Als er so darüber nachdachte und am Winelsbrunnen vorbei ging, kam ihm ein gesatteltes Pferd entgegen und blieb vor ihm stehen. Er setzte sich darauf. Da lief es mit ihm in die Saar, warf ihn ab in das Wasser und sprang dann an das Ufer. Der Mann hörte es noch mit den Händen klatschen.

Mitgeteilt von Lehrer Kochersperger, früher zu Wolfskirchen.

178. Die Hansjörgenmühle.

Vor vielen Jahren kam am helllichten Tag ein fremder Mann mit einem brennenden Kienspan an die Otterbach, einem Nebenflüßchen der Saar, das die Gemarkung des unterelsässischen Dorfes Diedendorf von der des lothringischen Dorfes Niederstinzel trennt. Hier baute er sich eine Mühle. Er nannte sich Hansjörg, und seine Mühle hieß die Hansjörgenmühle. Lange lebte er als einsamer Müller an dem Wässerlein, bis das Anwesen in einer Nacht verbrannte.

Von dieser Zeit an hat man den Bewohner der Mühle nie mehr gesehen. Aber nachher bewegte sich allnächtlich vom verfallenen Gemäuer aus ein Licht in östlicher Richtung den Bergkegel hinauf, auf dem Diedendorf liegt, ging quer über die Dorfstraße und verschwand jenseits des Dorfes im Reckerswald.

Mitgeteilt von Lehrer Brohm zu Diedendorf.

179. Die versenkten Glocken und der feurige Mann.

Im Westen von Burbach liegt die Allmend Rothecke, ein mit Steingeröll bedeckter und mit Gebüsch bewachsener Bergabhang. Hier sollen in einem tiefen Brunnen zwei Glocken versenkt sein aus der Zeit, da das Dorf viel größer war, ehe es in einem Kriege zerstört wurde.

Unterhalb der Rothecke liegt eine sumpfige Wiese. Auf ihr ging früher in den Winternächten oft ein feuriger Mann. Wer sich ihm näherte und, ohne ein Wort zu sagen, Hut oder Mütze auf das Feuer legte und am andern Morgen unangeredet an die Stelle ging, der fand dort viel Geld. Wer aber den feurigen Mann anredete, erhielt eine heftige Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging. Aber Geld fand er am andern Morgen keins.

Mitgeteilt von Lehrer Kohler zu Burbach.

180. Das verhexte Ferkel.

Ein alter Weber, der außerhalb des Dorfes Pisdorf wohnte, ging einmal in einer mondhellen Nacht um 2 Uhr in das Dorf, um Hanf zu hecheln. Als er an dem Kirchhof vorbei kam, lief ein kleines Ferkel über die Straße. Da er glaubte, es sei jemand aus dem Stall entkommen, lief er ihm nach, um es zu fangen. Er konnte es nicht erhaschen, mußte ihm aber immer wieder nachlaufen. So verfolgte er es vier Stunden lang.

Als der erste Schlag der Morgenglocke ertönte, griff er noch einmal nach ihm. Da hatte er einen Pferdemist in der Hand. Das Ferkel aber war spurlos verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Geyer zu Pisdorf.

181. Der Schimmel an der Burbacher Lach.

Im Jahre 1711 ging ein Mann mitten in der Nacht von Wolfskirchen nach Bockenheim (Saarunion) und kam zwischen Pisdorf und Wolfskirchen an der Burbacher Lach vorbei. Da er sehr müde war, dachte er: Wenn ich nur reiten oder fahren könnte! Als er so dachte, hörte er etwas hinter sich traben. Er schaute um sich und sah einen Schimmel mit einem Sattel auf sich. Dieser kam vertrauensvoll zu ihm, und der Mann setzte sich darauf.

Anfangs ging der Schimmel gut. Als er über die Brücke der Burbacher Lach ritt, fing das Pferd plötzlich an zu galoppieren und lief der Saar zu. Beim Sandplatz, der sich an der Saar befand, warf der Schimmel den Mann ab, daß er in die Saar fiel. In dem Augenblicke hörte er ein Klatschen, als ob ein Mensch in die Hände schlug, und der Schimmel war plötzlich verschwunden.

Noch von anderen Leuten ist der Schimmel an dieser Stelle gesehen worden. Sehr oft soll von den Fuhrwerken, die in der Nacht hier durchfuhren, die Pferde scheu gemacht haben.

Mitgeteilt von Lehrer Geyer zu Pisdorf.

182. Der Hexenplatz im Reckerswald.

Im Bürgerwald von Pisdorf heißt der Teil, der sich bis an die Saar erstreckt, der Reckerswald. Hier geht eine Furt durch die Saar, die zur Römerzeit als Uebergang benutzt wurde; denn eine Römerstraße führte von Saaralben über Harskirchen hier durch nach Saarburg.

Nahe an dieser Furt befindet sich im Reckerswald ein ungefähr 2 Ar großer Hügel, der im Volksmunde der Hexenplatz heißt. Er ist ganz kahl. Trotzdem er schon mit verschiedenen Baumarten angepflanzt wurde, gedeiht auf ihm kein Baum und kein Strauch. Sie verdörren alle. Zur Regenzeit steigt von dem Platz ein Rauch auf, als ob dort ein Feuer wäre.

Einst sah ein Förster von dem 2 km entfernten Forsthaus auf diesem Hexenplatz mitten in der Nacht ein großes Feuer brennen. Als beherzter Mann hängte er seine Flinte um und ging an die Stelle. Da sah er eine alte Frau aus einem Nach-

bardorfe, die Holz herbeischleppte und ein lustiges Feuer unterhielt. Als er sie fragte, was sie hier mache, antwortete sie: «Ich mache mir Asche zum Buchen» und verschwand plötzlich.

Mitgeteilt von Lehrer Geyer zu Pisdorf.

183. Das Licht und die Bienen.

Dem Dorf Zollingen gegenüber, auf der anderen Seite der Saar, wird des Nachts oft ein Licht gesehen. Ein Zollinger Weber wachte einmal des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr auf und ging ans Fenster. Da bemerkte er das Licht auch, wie es ganz still auf einem Platze stand. Nach und nach wurde es unruhig, verließ plötzlich seinen Platz und näherte sich auf großen Umwegen dem Dorfe. Es kam an einen Bienenstand, verweilte dort einige Zeit und ging dann wieder auf demselben Wege nach dem früheren Platze zurück, wo es verschwand. Am andern Morgen ging der Weber zu dem Eigentümer des Bienenhauses und verkündigte ihm, was er gesehen. Dieser antwortete, er habe dies schon öfters bemerkt, und das Lichtlein hätte ihm jedesmal viel Honig gebracht.

Mitgeteilt von Lehrer Stahl zu Sundhofen, früher zu Zollingen.

VI.

Heinrich Loux (1873—1907).

Lebensumriß

von

Th. Knorr.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar kurz nach Mitternacht ist der unterelsässische Maler und Zeichner Heinrich Loux einem langwierigen Leiden erlegen. Sein vorzeitiger Tod ist für die Kunst unseres Landes ein schmerzlicher Verlust, sie ist um eine ansprechende Künstlerpersönlichkeit ärmer geworden. Die Wärme der Empfindung, mit der er alles erfaßte, was ihn anzog, um es künstlerisch zu gestalten, läßt uns erkennen, was er der elsässischen Kunst war und noch hätte werden können.

Loux gehörte zu den jüngeren elsässischen Künstlern. Er wurde am 20. Februar 1873 in Auenheim unweit Sesenheim geboren, wo sein Vater Lehrer war. Dieser stammte aus einer alten Lehrerfamilie in Fouday im Steintal, und war der dritte in der Familie, der jeweils dem väterlichen Berufe gefolgt war. Von dieser Ansäßigkeit im französischen Sprachgebiet rührt ohne Frage auch die seltsame Schreibweise des Namens her. Seine Jugendzeit verlebte er im elterlichen Hause, zuerst in Auenheim und dann in Sesenheim, wohin der Vater Loux nach wenigen Jahren versetzt wurde. Dieser wirkte in Sesenheim 27 Jahre, und für seine beiden Söhne wurde der Ort dadurch, daß sie auch während des Besuchs des protestantischen Gymnasiums in Straßburg zu Hause wohnten und jeden Morgen in die Stadt fuhren, zur Heimat. Im Gymnasium war Heinrich Loux von Herbst 1885 bis 1889, dann verließ er es und nahm

an dem Unterricht des Zeichenlehrers Weissandt teil, der in Straßburg eine gutbesuchte Abendschule unterhielt. Von 1890 ab gehörte er dann der neu gegründeten Straßburger Kunstgewerbeschule als Schüler an. Er galt damals für einen der für die Zukunft aussichtsreichsten Zöglinge der Anstalt und bezog als solcher im Juli 1893 die Münchener Kunstakademie. Dort arbeitete er unter verschiedenen Lehrern, vorzugsweise auch unter Professor Nikolaus Gysis, dessen Lehrtätigkeit auch anderen elsässischen Künstlern zugute gekommen ist.

Unter seinen Studiengenossen schloß sich Loux am innigsten an den Oberbayer A. Hudler an, der als Bildhauer nachmals so bedeutende Erfolge errang. Um sieben Jahre älter als der Maler und mit der gleichen tuberkulösen Anlage mußte er im vorigen Jahre gerade um die Zeit aus dem Leben scheiden, als Deutschland seiner Kunst die verdiente Anerkennung entgegenzubringen anfing.

Nach etwa dreijähriger Studienzeit kehrte Loux in seine Heimat zurück und blieb zunächst wieder im Elternhause in Sesenheim. Gegen Ende der neunziger Jahre kam er nach Straßburg und verblieb dort, mit Ausnahme eines Jahres, welches er im Dienste der bekannten Fayence-Fabrik Utzschneider und Co. in Saargemünd zubrachte, bis zu seinem frühen Tode.

Die elsässische Kunst verliert in Heinrich Loux einen Vertreter, dem es frühzeitig gelungen ist, sich ein eigenes Darstellungsgebiet zu schaffen. Wer der Kunst unseres Landes nahe steht, weiß, worin seine künstlerische Persönlichkeit ihren Ausdruck fand. Das elsässische Bauerndorf und das Bauernleben, mit allem was dazu gehört, hatte es ihm von klein auf angetan. Einmal als Gegenstand: als unverdorbene, scheinlose Architektur, als altväterische Hauseinrichtung, die das «Gefühl der Sitte, der Ordnung und Zufriedenheit» atmet, dann als naives, an die Scholle gebundenes Bauernleben mit seinen sauern Wochen und frohen Festen. Mit dieser Neigung zum Bauerntum ging Hand in Hand und fand seinen künstlerischen Ausdruck der Sinn für die alte bodenständige Kultur mit ihren ungefügen hausgewerblichen Anlagen, welche heutigen Tages fast alle durch leistungsfähigere technische Hilfsmittel außer Betrieb gesetzt sind. In dieser Hinsicht hat die Kunst von H. Loux ein gewisses «antiquarisches» Interesse. Das könnte, wenn sie weiter nichts zu bieten hätte, ein Vorwurf sein, aber es ist keiner, da er's verstanden hat, die «Antiquität» durch Beseelung mit warmem Leben dem Beschauer menschlich nahe zu bringen.

Das Bauerntum ist seine Knabensehnsucht und seine Jugendliebe gewesen. Er erzählte gern, wie er sich daheim in

der dörflichen Schule inmitten der Bauernjungen beinahe gedrückt und hintangesetzt gefühlt habe, wenn er sie sprechen hörte von Feldarbeit und Ernte, von Aeckern und Wiesen. Der Lehrersohn hatte nichts von all diesem. Er sah die Bauernbuben nicht ohne ein Gefühl von Sehnsucht die Pferde zur Schwemme reiten oder neben dem Ochsenwagen hergehen. So beschäftigte das Bauernleben früh sein kindliches Staunen und drängte später zu künstlerischer Ausprägung.

Seine Arbeiten tragen in Kostüm und Landschaft einen unverfälscht elsässischen Charakter. Den Fachwerkbau des Bauernhauses hat er wiedergegeben wie kaum ein anderer. Doch haben seine Werke neben diesem örtlichen Charakter noch eine Eigentümlichkeit, die verstehen läßt, warum er sich auch in andere, nicht geradezu im Elsaß wurzelnde Bilder mit der gleichen Innigkeit vertiefen konnte. Viele seiner Bilder erinnern teils an Ludwig Richter, teils an Schwind. Nicht in der Behandlungsweise; wer in den neunziger Jahren in München studierte, dessen Grundlagen waren zu verschieden von denjenigen jener älteren Meister, um diesen in der «Mache» ähnlich zu sein. Doch ist seinen Arbeiten durchgehends ein gewisser «romantischer» Zug, eine halb unbewußte Verklärung kleinstädtischen Lebens aus der «guten alten Zeit» eigen. Für diese Stimmung aber ist gerade das Elsaß mit seinen zahlreichen alten Städtchen, seinen Burgen und seinen Rebenhügeln ein besonders geeigneter Landstrich, so daß sich der Elsässer auch von denjenigen Bildern heimatlich berührt fühlen darf, deren Schauplatz ebensogut sonstwo am Rhein liegen könnte.

Anläßlich seines Todes hatte das Elsässische Kunsthaus im Februar dieses Jahres eine Sonderausstellung von Arbeiten seiner Hand veranstaltet. Vieles was gleich aus dem Atelier des Malers in Privatbesitz gelangt war, kam auf diese Weise nochmals ans Tageslicht der allgemeinen Oeffentlichkeit.[1] Die Saargemünder Fayencerie stellte auch die zahlreichen Originale zu dem von Loux entworfenen Tafelservice aus. Mehr vielleicht als seine Bilder, die doch nur in vergleichsweis wenigen Händen bleiben, werden diese Teller und Schüsseln seinen Namen im Volke lebendig halten. Der Gegenstand des bildlichen Schmucks dieser Geschirre ist auch wieder das elsässische Bauerndorf. Die Darstellungen sind nicht alle gleichwertig, aber es sind Stücke darunter, die wegen ihrer Intimität zum besten gehören, was die einheimische Kunst auf diesem Gebiete hervorgebracht hat.

[1] Inzwischen erschien eine Loux-Mappe mit 30 Reproduktionen in Lichtdruck; Verlag Els. Kunsthaus, Straßburg.

Diese Kollektivausstellung gewährte einen guten Ueberblick über die Tätigkeit des Verstorbenen, obgleich natürlich auch manches gute Stück aus Privatbesitz nicht zu beschaffen gewesen war. Sie enthielt charakteristische Arbeiten aus den verschiedenen Darstellungsgebieten, die er am meisten bevorzugte, alle nach seiner Art mit einer innerlich erlebten Stimmung überstrahlt, bald heiter, bald trübe, wie es seiner nachdenklichen Natur gerade zu Mute war, als er daran malte. Denn so heiter und friedlich er im allgemeinen in die Welt sah, so waren ihm auch die Stunden nachdenklichen Ernstes vertraut genug; er war einer von den in Kunst und Leben nicht so gar seltenen, die weit mehr gekämpft und gelitten haben, als ihr Stolz merken ließ.

— — —

VII.

Moscherosch im Dienste der Stadt Straßburg.[1]

Von

Dr. **Johannes Beinert.**

Nachdem Hans Michael Moscherosch, der bekannte Satiriker, als Amtmann zu Finstingen (1635–1642)[2] Jahre voller Entbehrungen und Kriegsgefahren zugebracht hatte, zog er «als ein ausgeplünderter Mann» nach Straßburg. Hier vollendete er den zweiten Band seiner Gesichte, die bald ein angesehenes und vielgelesenes Buch wurden, weil sie mit den Waffen des Spottes und des Witzes die eingerissene Volksverderbnis bekämpften. Zugleich bemühte sich Moscherosch, in der Stadt Straßburg selbst eine sichere Anstellung zu erlangen.

Vergebens versuchte er, die vorübergehende Verwendung als schwedischer Kriegssekretär in Benfeld zu einer dauernden zu machen. Der Kanzler Oxenstierna gab seine Bestätigung nicht hierzu. Am 15. März 1645 wurde nun Moscherosch laut Protokoll der XXI zum Frevelvogt oder Fiskal der Stadt Straßburg erwählt,[3] eine Woche später legte er seinen Diensteid ab.

Elf volle Jahre stand er diesem verantwortungsvollen Amte vor und konnte jetzt viele der in seinen Strafschriften niedergelegten Ansichten verwirklichen.

---

[1] Anläßlich der Denkmalsweihe in M. Geburtsort Willstätt.

[2] Vgl. über die Finstinger Zeit L. Pariser, Beiträge zu einer Biographie von H. M. Moscherosch, Diss. München 1891 und Schlosser, Moscherosch und die Burg Geroldseck, in Mitteil. d. Gesch. f. Erhaltung der gesch. Denkmäler im Elsaß, 1893.

[3] E. Martin, J. M. Moscherosch, im Jahrb. d. Ges. f. lothr. Geschichte etc. III, 1891, Anhang.

Nicht viel ist über die Tätigkeit Moscheroschs in Straßburgischen Diensten bekannt, und diese Zeilen können auch nur ein weniges zu seiner Biographie in diesen Jahren beitragen.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1645 treffen wir den ehemaligen Finstinger Amtmann als Gesandten der Stadt am Hofe Ludwig XIV. Zugleich hatte er eine politische Angelegenheit der Herzogin-Witwe von Württemberg zu erledigen. Die Kriegsgreuel ruchloser Kommandanten im Elsaß und die Quertreibereien der Bischöflichen veranlaßten Straßburg, in ernsthafte Verhandlungen mit dem Pariser Hofe zu treten und einen sicheren Vertrauensmann zu entsenden.

Bisher waren die Anliegen der Stadt von den politischen Anwälten Beck und Polhelm, dem Residenten der Landgräfin von Hessen, mitvertreten worden. Diese aber schickten stets vielversprechende Briefe, ohne die Wünsche der Stadt wirklich ernst zu nehmen und ließen sich für ihre Dienste recht gut bezahlen. Besonders Beck mußte der Stadt wenig zuverlässig erscheinen; auf der einen Seite schmeichelte er in Briefen mit den angenehmsten Aussichten, während er sich andererseits über den Geiz der Straßburger und die geringe Bezahlung lustig machte.

Die Stadt beschloß daher, Moscherosch nach Paris zu senden. Sie ließ sich aber nichtsdestoweniger von den obengenannten Diplomaten Berichte über die allgemeine Lage und den Gang der Verhandlungen Moscheroschs zustellen.

Am 9. Juli 1645 wird Moscherosch mit einer Vollmacht an Polhelm nach Paris entsandt, in der es heißt:

«Demnach Bringer dießes unser Cantzley vertrauter . . . Johann Michael Moscherosch von der verwittibten Herzogin von Würtemberg mitt unserer Permission an königl. französischen Hof verschickt, haben wir Ihne ohne recommendation an den Herrn nicht gehen, sonder zugleich mitt etwas commission chargieren wollen . . . Als ersuchen wir Ihne mitt sonderlichem fleiß, er wolle ihm glauben zustellen, sich auch hinwiderumb in einem undt andern vertraulich außlassen.»[1]

Die Instruktion für Moscherosch lautete dahin:

Er soll nach seiner Ankunft in Paris bei Herrn Polhelm vorsprechen, Komplimente im Namen der Stadt ausrichten und beim Ueberreichen obigen Schreibens andeuten,

daß er Befehl habe «im Vertrauen zu erkündigen, was die Bischöffliche aigenlich am königl. Hoff wider dieße Statt gesucht quo nomine und ob es allain im nahmen des Herrn Rheingraffen oder auch zugleich des Capitelß, wie der Bischöff-

[1] Stadtarchiv, AA, 1094.

lichen Räthe geschehen, wie auch was dem Rheingräfl. Secretari Schneider für eine resolution ertheilt worden.»[1]

Falls dergleichen Ränke weiter gegen die Statt gesponnen werden, so soll er (Moscherosch) Polhelm um Rat und gute Gedanken fragen und in acht nehmen, was am Hof und bei dem französischen Ministerium dagegen zu tun wäre.

Ein weiterer Klagepunkt betrifft die Kriegsführung der französischen Heere im Elsaß. Moscherosch soll den Zustand des Landes ausführlich schildern: wie die Kommandanten und Kommissarien darin hausen, wie das Land durch das vergangene Winterquartier von einem einzigen Regiment so übel zugerichtet worden sei, wie die Befehlshaber noch die Kontribution und den Magazinzehnten erhöhen und auf ein Unerschwingliches herauftreiben, so daß zu befürchten sei, daß der Bauersmann die meisten Güter entweder öd liegen lasse oder gar davon laufe.

Moscherosch sollte darüber nicht bloß bei Polhelm, sondern auch bei dem königlichen Ministerium vorstellig werden. Er hatte sogar den Befehl, die Kommandanten und die königlichen Kommissarien anzuklagen und mit der Wahrheit keineswegs zurückzuhalten.

Zuletzt sollte sich Moscherosch im Namen der Stadt gegen die grausame Mißhandlung des Dorfes Dettweiler durch französische Soldaten wenden.

Türennische Truppen hatten nämlich beim Durchmarsche Dettweiler sehr ruiniert und verderbt. Die Leute wandten sich an den Herzog von Enghien um Schadenersatz; es war noch nichts eingetroffen. Daher wollte man am königlichen Hof für sie einkommen, damit der verderbliche Zustand der armen Untertanen in «consideration und Erbärmde» gezogen werde.

Als einziges Mittel gegen solche schädliche Handlungen forderte man ein «General salvagardi» der Dorfschaften der Stadt Straßburg und eine Befreiung von Winterquartier und Kriegssteuer, wie es Polhelm bereits nachgesucht hatte, aber darauf nur eine gute Vertröstung erfolgt war.

Mit dieser Instruktion ausgestattet trat Moscherosch die Reise nach Paris im Juli noch an. Am 5. August berichtet Beck in einem Brief an die Stadt, daß der Gesandte noch immer nicht angekommen sei. Der Inhalt des Briefes, der über die ganze Angelegenheit handelt, ist folgender:

«L'envoyé dont vous faictes mention dans votre dernière (lettre) à Monsieur de Polhelm n'est pas encore arrivé. (Vergl. Vollmacht und Brief vom 9. Juli.) L'on vous donnera advis de tout ce qu'il se passerait par deça lors qu'il y sera venu. Pour

[1] Ebenda.

ceux de l'Evesché il ne vous faut pas (vous) mettre en peine tandisqu'ils ne vous disent rien et que vous jouissez de la possession.»[1] Beck tröstet weiter, daß der erste Schlag alles brechen werde und der bischöfliche Abgesandte nichts erreichen könne, was gegen ihren (der Stadt) Vorteil ist.

Am 18. August war Moscherosch bereits in Paris eingetroffen und wurde jetzt von Polhelm empfangen. Beck berichtet aber, daß Herr «Mousscheros» bei dem Besuch von nichts anderm als von der Angelegenheit der Herzogin von Württemberg gesprochen habe.

Bald darauf verhandelte Moscherosch ein zweites Mal mit Polhelm und eröffnete ihm, daß der Rat der Stadt bereit wäre, einen Entschluß des Hofes in den laufenden Dingen herbeizuführen. Polhelm wurde durch Moscherosch veranlaßt, bei dem König Ludwig selbst deswegen um Audienz nachzusuchen. Beck berichtet dies in einem weiteren Brief vom 26. August 1645,[2] indem er hinzufügt, daß der neue Gesandte zu dem Grafen Friedrich von Württemberg sagte, daß er nur wegen den Angelegenheiten der Stadt Straßburg gekommen wäre, während er doch bei Polhelm zuerst das Gegenteil behauptete. Beck macht hiermit auf die Wahrhaftigkeit Moscheroschs einen deutlichen Angriff; aber der biedere Philander bediente sich hier einer diplomatischen List, wie er sie nur zu ernsthaft in seinem Gesicht «Hofschule» bespöttelte und verdammte.

Die politischen Verhandlungen Moscheroschs scheinen sich sehr in die Länge gezogen zu haben, denn die ganze nächste Zeit herrscht Schweigen über den Fortgang der Angelegenheit. Es ist sogar zweifelhaft, ob der erhoffte Erfolg erzielt wurde.

Noch im Dezember 1645 befand sich Moscherosch in Paris, und unterdessen scheint sich die Rivalität zwischen Beck und ihm in offene Feindschaft verwandelt zu haben. Denn anders wäre es nicht zu verstehen, wie Beck in einem Brief an den Magistrat Moscherosch dadurch zu verdächtigen suchte, daß er enthüllte, Moscherosch befände sich stets in Geldnot und hätte von dem Sekretär und Interpret des Königs, namens Bernhard, 12 Pistolen geliehen und dafür ihm verschiedene Versprechungen gemacht. Beck schreibt am 16. Dezember 1645:

> «Monsieur Moscherosch a emprunté de luy 12 pistoles et je crois que pour les obtenir plus aysement, il luy a fait quelque promesse de le recommander à Mess. de Strasbourg.»

---

[1] A. O.
[2] A. O.

Ende des Jahres 1645 scheint Moscherosch wieder nach Straßburg zurückgekehrt zu sein, denn gleich im nächsten Jahre erließ er als Fiskal der Stadt neue Polizeiverordnungen. Welchen Eindruck Paris auf ihn bei diesem zweiten Besuch machte, können wir uns leicht auf Grund seiner satirischen Ausfälle in den späteren Ausgaben der Gesichte denken. Glücklicherweise ist noch ein Brief vorhanden, den er aus jener Zeit an seinen Dichterfreund Harsdörffer in Nürnberg schrieb. Moscherosch beginnt, indem er sich entschuldigt, daß er das Französische gebraucht: [1]

«Estant ici en cour parmy tant d'honnorables compagnies de Français, je croyais les désobliger, si je ne me servois aussy . . . de leur langue, de laquelle la plupart je me traitte comme de la meilleure viande de ma table. Car de l'Allemande, vous sçavez qu'elle nous sert de pain d'ordinaire» . . . Nach dieser Einleitung kommt er auch auf die erste Sitzung bei Polhelm am 18. August zu sprechen. Er schildert sie folgendermaßen:

«La thèse fut battue et debattue quelque temps . . . Moy petit homme pour de grandes parolles, je me tenois coy (ruhig) là comme le souris qui sent le chat. L'un d'eux, nommé Paul, l'autre estait résident du Parlement d'Angleterre . . . Je faisais l'endormy de ce costé là, laissais aller ma cabane où le gouvernail de mon Patron (le Resident de Madame la Landgrave de Hesse — Polhelm) me guidait.»

Wir sehen daraus, daß Moscherosch solche politische Unterhandlungen ziemlich ungewohnt und peinlich gewesen sein müssen, da die höfische Kurmacherei und die Redensarten niemand mehr zuwider waren als unserm Philander. Von der Machtfülle des Königs von Frankreich und dem Glanz des Hofes war Moscherosch bezaubert worden. Er stimmt am Schluß des Briefs folgende Hymne an, die den Eindruck seiner Pariser Zeit wiedergibt:

«Mais sur tout, je me dois estimer heureux d'y avoir veu le Roy Louys XIV, le Roy très chrestien, ce grand Roy sans pareil en victoires: qui fait espérer à son peuple un monde hors de son monde et à son Royaume la Monarchie la plus accomplie et parfaite que l'on scaurait voir avant le Jugement du Monarque du ciel et de la Terre.»[2]

In Straßburg angelangt, suchte Moscherosch alsbald durch vernünftige Maßregeln der Volksverderbnis zu steuern. Die vielen

---

1 Abgedruckt in Centuria Epigrammatum, Frankf. 1665, S. 102.

2 Die Namensform der Unterschrift ist französisiert zu «Mouscheroche».

Polizeiordnungen der folgenden Jahre sind teils Wiederholungen früherer Verbote; leicht erkennt man dagegen die Neuerungen als dem Geiste des Satirikers entsprungen. Selbst wenn Moscherosch nicht den eigenen Namen darunter setzte, so können wir mit Vorbehalt doch einige bedeutsame Verordnungen für Moscherosch vindizieren, weil er doch für die Abfassung derselben verantwortlich war. Manche tragen außerdem den handschriftlichen Hinweis: Moscherosch fecit.

Ein Mandat vom 2. September 1646 schränkt die üppigen Hochzeitsmahle ein, wegen der «annoch gegenwertigen betrübten Kriegsläufften». Die eingeschränkten Hochzeitsfestlichkeiten lassen überdies noch einen weiten Spielraum. Nicht mehr als zweihundert Personen dürfen eingeladen werden; zur Zunftstube darf nicht mehr in Kutschen oder gedeckten Wagen gefahren werden. Die Reichen fünften oder sechsten Grades dürfen am ersten Festtag nur acht Tische und keine Tafeln decken, und vier Tische am zweiten Tag. Der dritte Festtag fällt ganz weg.

Es sollen bei Gab- und Freihochzeiten die «überflüssige und verderbliche Traktamenten» so beschnitten werden, wie bei unserer lieben Vorfahren Zeiten. Drei Gänge soll das Hochzeitsmahl beibehalten, alles weitere wird bei Strafe verboten. Konfekt von Zucker oder anderes kostbares Gebäck soll nicht aufgetragen werden, dafür soll ein einfacher Nachtisch mit Tarte, Marzipan, Kuchen und Obst gestattet sein. Wichtig ist besonders die Empfehlung: «Es soll aber die Mahlzeit mit einem Eyfferigen Gebett anfangen, und mit Ernstlicher Danksagung zu Gott, auch einer kurzen Abdankung geendet werden!» Tanzen und Aufspielen und alle «Winkeltänze», sowie «alle üppige leichtfertige Spiele» werden gänzlich verboten.[1]

Wir sehen daraus in welcher Weise Moscherosch für Straßburg segensreich wirken konnte.

Im Jahre 1650, als er die Ausgabe seiner Gesichte mit den neuen Erfahrungen ausstattete, erließ er folgende von ihm unterzeichnete Verordnung gegen die

«Provokation zu Duellen.»

Darin sind folgende Stellen bezeichnend:

Daß sich «Gottsvergessene, rachgierige und blutdürstige Mannespersonen auß all zu grosser hitz und frechheit dahin bewegen lassen, daß sie den . . . schimpff zu rechen, oder ihr . . . müthlein zu erkühlen, einander bey vermeintlichem verlust der ehren . . . under dem nichtigen vorwandt cavallierischen Austrags vor die faust zu kampff gefordert, dadurch auch,

[1] Archiv der Stadt Straßburg: Ordnungen und Mandate 1646.

wo nicht gar umb seel und leib; jedenoch wenigst umb gesundheit . . . oftermahls gebracht haben.» Nach den vorgefallenen traurigen «Exempla» wird das Duellieren gänzlich verboten, denn es sei der Majestät Gottes im Himmel zuwider, räume die Seele dem Teufel ein und greife der weltlichen Obrigkeit vor.

Der «Provokans» soll dem Fiskus mit 200 Reichstalern hinfür verfallen sein. Auch sollen sich die «Studenten-Jungen» und Lakaien des Degentragens gänzlich müßigen. [1]

1651 wandte sich Moscherosch mit einem Dekret gegen das nächtliche Schwärmen und «Grassieren» in den Gassen.

«Das nächtliche, unmänschliche graßieren, Jauchzen, Jählen und Schreien in Gassen und Häusern (sei) abermahlen (trotz der Erlasse 1645 und 1650) ganz beschwerlich eingerissen.» Jedermann müsse des Sommers nach 10 Uhr, und Winters nach 9 Uhr mit Licht auf der Straße gehen. Moscheroschs neuer Zusatz wendet sich im Gegensatz zu früheren Mandaten energisch gegen das Tabakrauchen, das er auch in der Hofschule S. 653 f. (1650) geißelt.

Er (Moscherosch) habe mit besonderem Mißfallen wahrnehmen müssen «wie das bei verwichenem leidigen Kriegswesen dieser orten eingeführte unmässige Tabactrinken dergestalt überband genommen, daß nicht allein in offenen Gast-Herbergen, Wein- Bier- und Schlaffhäusern, die Gemache mit Rauch und gestank zu des Würths und der übrigen Gäste beschwerlichen ungelegenheit erfüllet, sondern auch die Gartnersknechte, Gesinde, Gesellschaften und andere nicht ohne grosse Gefahr mit Lundten und Pippen auff die Gasse, in Häusern, auch gar in Scheuern Ställen und Bethen umbzugehen sich frevelich gelüsten lassen.» Er befiehlt jedem der sich in Straßburg aufhält und jedem Wirt das «Tabaktrinken» gänzlich zu vermeiden.[2]

In einem Dekret verbietet er das Schlittenfahren während des Gottesdienstes und abends (25. November 1654), 1655 erläßt er einen Befehl «wegen Abstellung üppigen Lebens» zur Weihnachtszeit, weil die jungen Leute, die Frohnknechte und Dienstboten in den Wirtshäusern zechen und sich keilen, jehlen, schreien und raufen.

Es ist ohne Zweifel, daß ein sittenstrenger Mann wie Moscherosch seines Amtes mit allem Ernste wartete und der Stadt

[1] Dekret vom 9. Febr. 1650. Unterschrift Moscherosch fecit. Schon 1583, 1609 und 1628 entstanden Verordnungen gegen die Duelle, die aber alle jene Moscherosch eigentümlichen Zusätze nicht enthalten. Hof- und Staatsbibl. Darmstadt, Hs. Mandata nach Inhalt der Polizeiordnung zu Straßburg.

[2] Dekret vom 18. Brachmonat 1651 (Moscherosch fecit). Ebenda.

Straßburg in jenen verderblichen Zeiten erhebliche Dienste leistete.[1]

Deshalb hatte die Stadtverwaltung auch Grund, sich ihm dankbar und behilflich zu erweisen.

In einer merkwürdigen und fast komischen Angelegenheit lieh sie ihm gerne ihren Beistand.

Dem biederen, vom Kriegsgeschick so viel mitgespielten Moscherosch waren bereits anno 1634 in Kriechingen die Möbel auf folgende Weise abhanden gekommen. Die Kriegsnot zwang den Amtmann des Herzogs von Croy, Moscherosch, mit seinen Möbeln, die in drei Koffer gepackt waren, und einem Bündel Kalbsfellen in die Stadt Metz zu fliehen. Dort ließ er seine Habseligkeiten einige Zeit. Aber der allerchristlichste König von Frankreich gestattete dem Baron von Courtray die Konfiskation alles Gutes, das nach Metz geflüchtet worden war und den Feinden des Königs gehörte. Trotz aller Vorstellungen Moscheroschs, daß er kein Franzosenfeind sei, gelangte er nach Jahren nicht mehr in den Besitz der Möbel. In dieser Sache schrieb der Magistrat an das Gouvernement zu Metz, da Moscherosch eine Person sei, die einen Ehrennamen besitze (10./20. Dezember 1649).

Die Stadt droht sogar, falls der Baron von Courtray sich an den Möbeln vergreife, würde er ihr gerechten Grund geben, sich beim französischen Hof zu beklagen. Courtray, der Kapitän in Metz war, reagierte nicht.

Herr von Serignan, Gouverneur von Metz, erklärte sich bereit, den König zu bitten, Courtray eine anderweitige Belohnung zu verschaffen, damit die Möbel ausgeliefert werden könnten. (30. Dezember 1649.) Es nützte nichts. (Brief vom 27. Januar 1650.) Endlich wandte sich die Stadt an den Hof in Paris.

Brienne Letellier schreibt im Namen der Königin zurück (6. Mai 1650). Er habe gerne mit der Königin über den Brief (der Stadt Straßburg) gesprochen und sie hätte es wohl recht gefunden, daß Moscherosch als Bürger von Straßburg nichts gegen den Dienst des Königs unternommen habe. Letellier sandte sofort die notwendigsten Eilbriefe, um Moscherosch freie Hand über das ihm geraubte Gut zu geben.

Zwei Botschaften vom 18. Mai 1650, eine an den Grafen von Schomberg, Gouverneur und Statthalter in Metz und eine an

[1] Interessant ist vor allem, daß Moscherosch hierbei mit den Studenten und Professoren der Universität in Konflikt geriet «wegen etlicher Teutscher Versch so er wider die Studenten gemacht über die Kleidung». Rektor und Professoren reichten am 19. Mai 1649 eine Schrift an den Rat ein mit der Beschwerde der Studenten. Der gestrenge Fiskal wurde darauf vorgeladen. Siehe E. Martin, a. O., Anhang.

Courtray enthielten den Befehl der Königin-Regentin, unverzüglich die Möbel nach ihrer langjährigen Gefangenschaft Moscherosch wieder auszuliefern.[1] So half die Autorität der freien Reichsstadt ihrem verdienstvollen Bürger aus der tragikomischen Angelegenheit, indem sie ihm den 1634 gestohlenen Hausrat 1650 wieder zugänglich machte.

Moscherosch verharrte noch eine geraume Zeit in Straßburgischen Diensten. Mit Beginn des Jahres 1656, am 21. Januar, gab er seine Stellung als Fiskal der Stadt auf, um auf kurze Zeit in hanauische und schließlich für den Rest seines Lebens in hessische Amtsstellung zu treten.

[1] Am 15. Juli trifft von Letellier ein Bericht ein, daß die beschlagnahmten Möbel freigegeben werden. (E. Martin a. O., Anhang.)

VIII.

Gedicht eines Bauern

aus Zutzendorf 1849.

Mitgeteilt von

Prof. **Krug** (Buchsweiler).

Ueber die Wahl des Präsidenten.

Aufgesetzt von **Georg Hans** von Zutzendorf.

Erster Theil. Eh man neun und vierzig zählet,
Wird ein Präsident gewählet;
Ein jeder soll es recht bedenken,
Wem er seine Stimm' thät schenken.
Wählt den Herrn Cavaignac,
Der unser Land errettet hat;
Dieser tut sich ja bestreben,
Wagt für uns sein eigen Leben.
Wäre er nicht aufgestanden,
Wär noch keine Ruh vorhanden.
Die Kanonen lies (sic) er knallen,
Daß die Wagges müssen fallen.
Alle Flinten ließ er krachen,
Die Wagges hat er hart geschlagen.
Unaufhörlich wird geschossen,
Und so vieles Blut vergossen.
Da die Schlacht vorüber war; (sic)
Jammert ihn der Wittwen Schaar.
Deren Männer sind begraben.
Die für uns gestritten haben.
Herr Cavaignac tat seine Pflicht,
Und verließ die Wittwen nicht;
Ein jeder soll noch denken dran,

Was der Mann für uns gethan.
Hätt' er uns nicht treu geschworen,
Wär' das ganze Land verloren.
Frankreich gehört ein weiser Mann,
Sonst werden wir wieder übel dran.
Wer die Gesetze nicht recht kennt,
Kann auch nicht werden Präsident;
Dieser soll ja seyn der Mann,
Der unser Land beglücken kann.
Regiert's sein Herr, sein lieber Gott,
So hat's mit uns auch keine Not;
Steht ihm der liebe Gott nicht bei,
So wird sein alles Gold zu Bley.
Alles steht in Gottes Hand,
Ins Präsidenten das ganze Land.
Es ist keine Kleinigkeit,
Regent zu seyn in dieser Zeit;
Wenn ein Land verschuldet war,
Lebt er täglich in Gefahr;
Handelt er nicht väterlich,
Hat er zu befürchten (sic) sich,
Er mag handeln wie er will,
Sitzt (sic) sein Leben auf dem Spiel.
Der, der heut Regent will seyn,
Kann und darf den Tod nicht scheun,
Lieber sterben als ein Held,
Als schlecht regieren in der Welt.

Zweiter Theil Ach ihr lieben, gute (sic) Leut,
Es ist eine böse Zeit.
Wenn ein König s'Land verläßt,
Sind die Bürger stets gepreßt;
Keine Lindrung ist vorhanden,
Bis dieß alles überstanden,
Was das Land bezahlen soll,
Eher geht es uns nicht wohl.
Wer die Schulden soll bezahlen,
Der muß viel Millionen haben
Frankreich war in gutem Stand,
Als Ludwig König ward im Land.
Dieser wird die Schuld auch haben,
Daß wir so verschuldet waren.
Dieser war wohl der reichste Mann
Und hat uns noch wenig Guts getan.
Dieser hat uns viel versprochen.
Und dennoch seinen Eid gebrochen.
Anfangs nahm er sechs Millionen,
Hat versprochen uns zu schonen;
Steiget aber alle Jahr;
Bis das Land verschuldet war.

Was derselbe haben wollt,
Hieß nur Silber oder Gold.
Wer denselben recht will kennen,
Darf ihn Landesschinder nennen.
Wär er nur schon lang gestorben,
Wäre Frankreich nicht verdorben.
Lieber ohne König leben,
Als so viel Millionen geben.
Ach, wie macht der schlechte Mann,
Unser Land so übel dran!
Gott wird ihn nach dieser Zeit,
Richten in der Ewigkeit.
Ach wie viele arme Leut,
Schmachten auch in dieser Zeit;
Kein Verdienst ist bei den Armen,
Die Reichen tun sich nicht erbarmen.
Leben soll er ja in Ehren,
Hat Weib und Kinder zu ernähren.
Besser wird es ja auch nimmer,
Aber vielleicht noch viel schlimmer;
Kommen kann es wie es will.
So hat ein armer Mann nicht viel.
Es heißt in der ganzen Welt,
Zum Bezahlen braucht man Geld.
Was ich noch zu sagen hab:
Wählt den Herrn Cavaignac.
Ludwig der Napoleon
Ist nur des Kaisers Brudersohn.
Herr Cavaignac ist ein Mann,
Den jeder Bürger lieben kann.

Dritter Theil Unsre schöne Republik
Bringt uns wieder neues Glück:
Freiheit, Gleichheit, Brudersinn
Ist für uns der größte Gewinn.
Wenn es Gottes Wille war,
Kommt es besser übers Jahr.
Wenn wir sollen ehrlich leben,
Muß es eine Ordnung geben.
Es wird eine Wahrheit seyn,
Daß ich dieses ganz allein
Nahm aus meinem Sinn heraus,
Schreib' es ab in meinem Haus.
Dieses hab ich erst erdacht,
Letzten Freitag in der Nacht.
Sonntag Morgens schreib ich's ab,
Aus Lieb' für Herrn Cavaignac.
Wird Regent Herr Lamartine,
Könnt uns auch das Glücke blühn.
Wird Regent Napoleon,

Wollt ich doch er lief davon.
Kommt es nun an Ledru-Rollin,
Bin ich ihm treu und liebe ihn.
Wenn ich nun geschrieben hab,
Wähl ich doch den Cavaignac.
Dieser ist der beste Mann.
Der unser Land beglücken kann.
Ist es nur ein rechter Mann,
Hab ich eine Freude daran.
Sey auch einer wär (sic!) er sey,
Soll er seyn dem Land getreu.
Wer dem Land nicht treu will seyn,
Der soll brechen Hals und Bein.
Besser Hals und Bein gebrochen,
Als den Eid der Treu gebrochen,
Und ein ganzes Land betrogen
Wer zum Unheil lebt auf Erden,
Der soll nicht bedauert werden.
Regent bleib treu in deinem Land,[1]
Alsdann erlebst du keine Schand;
Bleibe fromm und fürchte Gott.
Darfest (sic) du nicht scheun den Tod.

Ausgefördert den 2. Dezember von mir eigenhändig geschrieben, Georg Hans von Zutzendorf.

Wenn ich Fehler hab gemacht,
Möcht ich doch nicht seyn veracht,
Kanns ein andrer besser machen,
Soll er nur darüber lachen.

---

[1] «Er bleibe treu in seinem Land» ist die gewöhnliche Dativumschreibung im Elsässischen Dialekt. Z. B. Ich verzehl die Gschicht in mim Brueder.

IX.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in sechs elsässischen Mundarten.

Besorgt von

Eduard Halter.

Lauterburg in der elsässischen Pfalz.

'Sisch emol ä Mann gewässt, un der hat zwee Büwe g'hat. Do hat der jüngscht vunnen zum Vatter g'sagt: Vatter, hat'r g'sagt, geb mer meĩ Erbteel; un dr Vatter hat 'sem halt gewe. Un nit so arig lang nochher hat der jüngscht Bü alles zamme gerammesirt un isch weit fort gange in e fremdes Land, un do hat'r alles schnell verbambeschirt g'hat.

Als'r nord alles hat verdhû g'hat, so hat's in dem Land ä grossi Dheüering gewe, un'r hat ball nix meh zebeisse g'hat.

Do isch'r hĩ gange un hat sich bei eme Bauerschmann verdingt un der hat'ne nausg'schickt vor d'Sau ze hiete. Do hett'r gern sain Bauch g'fillt mit'm Saufutter wû mar als de Saü hat ze fresse gewe; aber kenner hat'sem gewe. Un do isch'r in sich gange un hat g'sagt: wie viel Daglähner bei meim Vatter henn meh Brod als se esse kenne, un ich gè do capüt vor lauter Hunger! I will häm gäh˜ zü meim Vatter un will'm sage: Vatter i hab g'sindigt vorm Himmel un vor Dir. Un i ibn jetzert nimmi wert deĩ Süh˜ ze heese, nem mi nor an als deĩ Daglähner. Un er isch häm zü gange zu seim Vatter. Der awer hat'n schun vun weitem kumme sähne, hat Bedauerniss mit[m] kriegt, isch'm um de Hals g'falle un hat'n g'schmutzt.

Der Bü, awer, hat zü'm g'sagt: Vatter i hab mi versindigt vorm Himmel un vor Dir̃, i bin jetzert nimmi wert deĩ Süh˜ ze heese.

Awer dr Vatter sagt zu dene Knecht: bringe mer 's schenscht

Kleed un ziegen 'sem an, gewen'm e Fingerring an seĩ Hand un Schüh an d'Fiess; un bringen e fettes Kalb un metzlen's, nord wenn mer esse un luschdig seĩ. Denn der do, mein Bü, isch todt gewest un isch widder lewendig wore, er isch verlore gewest un isch widder g'fünne wore. Awer dr älscht Bü isch ufm Feld gewest, un wie'r isch häm kumme, hat'r g'hert wie se henn g'sunge un gedanzt; un'r hat äne vun denne Knecht gerufe un hatn g'frogt, was do wär. Der hat awer g'sagt: deĩ Bruder isch widder kumme, un deĩ Vatter hat ā fettes Kalb gemetzelt, weill'r ne widder g'sund do hat.

No isch'r zornig wore un hat nit welle neingeh˜. Nord isch dr Vatter rauskumme un hat an'm gebettelt.

Er hat awer g'sagt zum Vatter: guck, Vatter, so viel Johr dien ich D'r ün hab noch nie dein Gebott üwertrette, un Du hasch m'r noch nie e Geessbekkel gewe, daß i hett kenne mit meine Freind esse. Wü awer d e r alleweil kumme isch, der all sein Sach durichgebrocht un verzottelt hat, hasch dü'm e fettes Kalb gemetzelt. Er awer sagt zü'm: mach nit so viel Gedings, dü bisch jo immer bei mer, un Alles, was i hab isch dein. Du sollsch awer luschdig sein un Blässir hawe; denn seller, dei Bruder, isch todt gewest, un isch widder lewändig wore; er isch verlore gewest, un isch widder g'funne wore.

Dr. P i c a r d, Arzt, Lauterburg.

* * *

Schîrrain bei Hagenau.

(Alemannische Sprachinsel.)

E Mann het zwên Siin ghet, un dr jingscht vunnene het züem Fadder gseit: Fadder, gimmr dänne Deil vum Güet, wo mier züefallt; un dr Fadder het d'Gieter gedeilt.

Un nit lang drnòch het dr jingscht Sun alles zammegnumme-n-un isch furtgwandert, wit furt, in e fremds Land, un het dért sin Güet vrdôn mid luschdi Läwe.

Un wo-n-'r alles hét vrdôn ghet, isch in sällere Gèjed e grossi Hungersnôt üssgebroche, un èr hét āfange Nôt ze lìde.

No isch'r gange-n-un het si bìme-n-Eijedimmer vun sällere Gèjed vrdunge, un där hetne-n-uff sin Landgüet gschikkt, d'Söü hiete. Dert het'r gèrn mèje sine Büch midde-n-Afäll fille, wo d' Söü gfrèsse hänn; awwer 's het s'ém nieme gänn.

No isch'r insi gkért un het g'seit: Wi vill Dâlêner hänn iwwerüss genüe Brod in mim Fadders Hüss; un ich kumm do vor Hunger um. Jez wurri mi uff de Wäj mache-n-un züe mim Fadder gên un sâ: Fadder, i ha mi verfèlt géye de Him-

mel un géye dich; i bin nimmi wèrt din Sun gheisse ze wère; nemm mi uf ass eine vun dinne Dàlèner. Un, uffgebroche,-n-isch'r zùe sim Fadder gange. Wi'r noch e Platz wit drvun isch gsinn, hetne der Fadder sène kumme,-n-isch'm üss Barmhèrzigkeit ergéye gange, ischem an de Hals gschtirzt un hetne vrschmutzt.

Dr Sun het drno zùem Fadder gseit: Fadder, i hå mi vrfèlt géye de Himmel un géye dich; i bin nimmi wèrt din Sun gheisse ze wère.

Awwer dr Fadder het zùe sinne Knächt gseit: gèn glich un hole 's bescht Kleid un zije's'm ån, un schtekke-n-em e Ring an de Finger, un gänn em Schùe, un hole-n-e g'meschts Kalb un schlachte's, un drno welle mr esse-n-un is gùet dùen; denn do, min Sun, isch dod gsinn un 'isch widder låwendi worre, èr isch vrlòre gsinn, un 'risch widder gfunde worre.

Dr eldscht Sun, isch grad uffem Feld gsinn, un wier zeruk un géye's Hüss kumme-n-isch, het'r de Gsang un d'Müssi ghèrt; un'r het eine vun de Knächt grùefe un hetne gfröüt, was dess beditt; un dr Knächt he gseit: din Brùeder isch kumme, un dr Fadder het e fètti Kalwe gschlacht't, wil'r'ne gsund widder uffgnumme het.

Awwer dår isch unzefridde gsinn un het nit welle ningèn ins Hüss. Awwer dr Fadder isch rüsskumme un hetne-n-in-glåde.

Er awwer het zùe sim Fadder gseit: lùe do! vili Jòr schaffi fir dich, un känni vun dinne Vorschrifte hawwi iwwerträtte, un nie hésch dü mier a nur a Schòf gschènkt, assimi mid minne Frind hätt kènne luschdi mache; awwer jez, wo din Sun zrukkumme-n-isch, wo sin ganz Verméje mid Lumpemänscher vrblämbelt het, schlachtsch dü'm e fetti Kalwe.

Do het no dr Fadder zùe-n-em gsait: Sun, dü bisch allewil bi mier, un alles, was min isch, isch a din. 'Sisch awwer doch jetz am Platz luschdi ze sinn un sich gùet ze dùen, wil din Brùeder dod isch gsinn un widder låwendi worre-n-isch, wilr vrlòre-n-isch gsinn un widder isch gfunde worre.

Eduard Halter aus Schirrein bei Hagenau.

* * *

Geudertheim an der Zorn

(bei der alten Tribokerhauptstadt Brumath).

As isch emol èner gewààn, der hett zwèn Büeawe ghett. Am e schène Dàöü hett dr jieñgscht von denne zwèn züem Vadder gsäijt: Vadder, gib mr dess Dèl von dim Såch, wî minn esch; an dr Vadder hettne sin Såch gedèlt.

Nit lang héñgenòch het dr jieñgscht Büe âles zammegenumme an esch widd furt gezàöije in d' Fremd. Dert hett'r âles, was'r hett ghett, durichgebròcht ime Lümpelàwe.

Wî âles hien esch gewàân, wâs'r hett ghet, isch e-n-orri dìri Zitt kumme in dr göönze Gäjed, so dass'm ôngfange hett héñgerli ze gehn.

Jez isch'r gange an hett si an e Burjersmann ôngemôcht von dert, wî er esch gewàân, der hettne nüsgschikkt, d'Söüj hiete.

Üs Hunger hett'r gebàttelt, as'r sich de Büch félle dorf met'm Fràâsse, wî d'Söüj bekûmme honn; awwer nieme hett's'm welle gên.

Uff êmôl isch'r weich worre, an hett gsäit : wî viel Dàöüjlêner hett dr Vadder, dê honn Brod, so viel as se welle, an ech gê hien fir Hunger. Ich will mi uff de Wàj mâche an will hêm züem Vadder gehn, an will züem säuje : Vadder, ich bin liederli gewàân fir em Himmel un fir dier. Ich bin gôàr nimmi wàrt, as d'mi fir dinne Sôn ônlöüjsch. Mach mi numme züe êm von dinne Däöüjlêner.

Uff dr gschtell isch'r furt un isch züe sim Vadder kumme.

Schon, wî'r noch widd ewàkk esch gewàân, hettne dr Vadder gsàân, an'r hett'm leid gedôn. Ar isch geläöufe an isch'm um de Halsch ghàñgt an hett'm e hàrzafte Schmutz gèn.

Awwer dr Büe hett züem gsäijt : Vadder ich bin liederli gewàân fir'm Himmel' un fir dier ; ich bin gôàr nimmi wàrt, as d'mi fir dinne Sôn ônlöüjsch.

Dôdruff hett dr Vadder züe de Knàchte gsäijt : bringe 'sbescht Klàid hàre an düen's'm ôn, an gèn'm e Fingerring an d'Höönd, an Schüej an d'Fiess, an bringe-n-e gemäschts Kàlwel rüs an metze's. Mr welle-n-ààsse an welle luschti sinn ; dànn do minnr Büe isch dôd gewààn an isch widder làwàndi worre, àr isch verlore gewààn, an mr honn e wedder gfunge. An si honn ôngfange luschti mitnand ze sin.

Awwer dr ältscht Sôn isch uff'm Fàld gewàân, an wî'r nôt züem Hüs isch kumme, hett'r's ghêrt, wî se dinne singen-an jüze. Ar hett e Knàcht hàre gerüefe, an hett ne gfröüjt, was do lôs isch.

Der hett's'm gsäijt: dinnr Brüeder isch kumme, an dinnr Vadder hett e gemäschts Kàlwel gemetzt, as'rne gsünd widder d'hêm hett.

Do isch awwer dr öönder zorni worre an hett met Gewalt nit welle ning gên. Uffs letscht isch dr Vadder rüsgange an hett ne heisse kumme.

Awwer dr Sôn hett ônfañge-n-uffzebegààre an hett züem Vadder gsäijt : Loss mi gên ! ich hab dr jez so viel Jôr hààre gschafft an habb dr nie ze leid geläàbt, an mier hesch noch

nit emôl e Hammelsbock gên, as i mi met minne Kamrôde-n-emôl hätt kénne-n-amesiere. Jez, wi dêr dô komme-n-isch, wo sin Sâch mit Lümpeménscher durichgebutzt hett, hesch'm glich e gemäschts Kalb gemetzt.

Dr Vadder awwer hett'm dôdruf gsäijt: Siesch, Büe, dü bisch âlewil bîmr, an âles, was min isch, isch âñ din. Dü sottsch frô an zefridde sin, dânn dô dinner Brüeder isch dôd gewâân, an isch widder lawândi worre; ar isch verlôre gewâân, an jez isch'r widder gfuñge.

Christian Schmitt, aus Geudertheim.

* * *

Winzenheim im Kochersberg.

E Mensch het zwên Sên ghét; ăn dr jiñgscht, iñgerne, het züem Vôder gsäet: gimmer, Vôder, 's Däl vuen de Giéter, wü mîn ghért, ăn drno het'r 's Güet iñgerne gedäld.

An nid lang drnôe, het dr jiñgscht Sôn olles zammegnumme ăn isch wît iwer Lâônd gezöüe ăn dêrt het'r sin Güet vrdôn.

An wü'r olles vrbutzt het ghét, was sinn gwâân isch, isch e grossi dîiri Zît in dess nâmli Lâônd kumme, ăn'r het ôngfâñge Hunger ze lide.

No isch'r ônegânge, ăn het sich on e Burjer vuem nämliche Lâônd ghenkt, dèr hetne nüss uff de-n-Akker gschikkt fir d'Söüe ze hieate.

An'r het begâârt sinne Büch middr Oreinet ze fille, wü d'Söü^e^ frâsse, ăn 'shet's em nieme gâân.

No hetr insi gschlâöüe, ăn het gsäet: wü vêl Dâïlénner het miner Vôder, wü Brod genüe hôn, ăn iech schtêrb vor Hunger; iech will mi uffmôche ăn züe mim Vôder gê^e^, ăn will züem säöüe: Vôder, iech hô gsindit im Himmel ăn vor dier, ăn iech bin, vuen jez âwâg nimmi wârt, assi din Sôn häss, môchmi als äner vuen dine Dâïlénner.

An'r het sich uff de Wâj gemôcht ăn isch züe sim Vôder kumme.

Wü'r noch wît âwâg gewâân isch, hetne dr Vôder gsâân, ăn'r het gejômert, ăn isch onne gelâöfe, ăn isch'm uem de Hols gfolle, ăn hetne vrschmutzt.

No het dr Sôn züem gsäet: Vôder, iech hô gsindit im Himmel ăn vor diér, iech bin vuen jez âwâg nimmi wârt, åssi dinner Sôn häss.

Ower dr Vôder het züe de Knâchte gsäet: bringe 'sbescht Kläd härre, ăn düeön's'em ôn, ăn gâân'm e Fingerring ôn

d'Hònd, ăn Schöü° òn d'Féàss, ăn bringe-n-e geméscht Kălb hàrre, ăn metzés.

Mr welle-n-àsse-n-ăn luschdi sinn. Dànn miner Son, do, isch dûd gewààn, ăn'r isch widder làwàndi worre, 'r isch vrlòre gewààn, ăn isch widder gfuñge worre.

Ower dr elscht Sŏn isch uffem Fàld gewààn, ăn wū'r nŏt ons Hūss kumme-n-isch, het'r se singe-n-ăn dòònse ghèrt; no hetr āne vûn de Knàchte gerūeŏfe ăn hetne gfröüt, wos 'sisch. Dăr het'm gsäet: diner Brūeŏdr isch kumme, ăn diner Vòder het e gemêscht Kålb gemetzt wàje wi'r gsŏnd hāām kumme-n-isch. No isch'r zorni worre un het nit welle niñggèn; no isch dr Vòder erūsskumme ăn het-ne gebitt.

Ar hett òwer im Vòder èn Antwort gààn, ăn het zūem gsäet: siesch, wie wiel Jor ăch dr diean, ŏn hob din Gebòt noch nèea iwerdràtte, ăn dū heschmr noch niea e Schuufbock gààn, assi mid mine Kamròde luschdi hàtt kènne sinn. Jez owr, wū dìner Sòn hääm kumme-n-isch, ăn sin Güet mid Lumbemänschle durichgebròcht het, hesch dū'm e geméscht Kålb gemetzt.

No het'r zūem gsäet: mi Sŏn, dū bisch allewil bi miear, ăn olles, wăs min isch, isch àô dìn, dū sottsch owr luschdi ăn gūeats Mūeats* sin; dànn diner Brūeŏder do, isch dûd gewààn, ăn isch widr làwàndi worre, 'risch verlòre gewààn ăn isch wider gfuñge worre.

M. Stieber, Mittelschuldirektor.

* *

Colmar im Elsaß.

A Mànsch hett zwai Sèn g'hett; un dr jéngscht unt'r éhna hett zūam Vat'r g'sàit: gé m'r mi Teil vo dà Giāt'r, wo mèr ghèrt; un'r hett nà 'sGūàt geteilt.

Un nét lang d'rnò hett d'r jéngscht alles z'sàmmà gsamml't, un ésch én à wit's Land gàzoïà; un dèrt hett'r si Gūeàt verbutzt.

Wo-n-r all' 's-ìs verzèhrt ghett hett, ésch én sàllem Land à grossi Dìrong g'sé un'r hett ågfangà z'dàrwà.

Un'r ésch ânnà gangà, on hett si āne Béry'r ūss sàllem Land ghàngt, dà hettne uff sìne Akker g'schégt, d'Soï z'hiètà.

Un'r hett b'gàhrt sine Būch mét Drawàra z'féllà, wo d'Soï gfràssà hànn; un nièmà hett se-n-m gàh.

Do hett'r èn si g'schläïà, un hett g'sàit: wiè villi Dajlèhn'r hett mi Vat'r, die Brod én Hūffà hànn, un ich verdérb ém Hong'r.

I wéll mi of de Wàj mache un zūe mim Vat'r géh un zūe-n-m sàjà: Vat'r, i hà g'séndigt ém Hémm'l un vor dèr. Un i bén ném wàrt, ass i di Sohn hàjss; mach'mi zūe eim vo dìnà Dajlèhn'r.

Un'r hett si ofgmacht, un ésch züe sim Vat'r kommà.

Wo-n-r noch witt gsé ésch, hettne si Vat'r gsàh, un 'sheltne b'èlànd, ésch glojfà, un ésch'm um de Hals gfallà, un hett ne g'schmutzt.

D'r Sohn, awer, hett züe'm g'sait: Vat'r i hâ g'séndigt ém Himm'l un vor dèr, i bén ném wàrt, ass i di Sohn hâjss.

Aw'r dr Vat'r hett züe sine Knàcht g'sait: bréngà 'sbeschtà Kleid hàrà, un làj'n'm's â, un gà'n'm e Féngerréng an sini Hand un Schüà an sini Fiess, un bréngà e g'meschts Kalb hàrà, un metzge's ; mr wànn àssà un luschtig sê. Dânn, mi Sohn do ésch tot gsé un ésch wédder làwàndig worà ; ér ésch verlorà gsé, un ésch wédder gfondà worà.

Awr d'r ältscht Sohn ésch ofm Fàld gsé ; un wo-n-'r züe'm Hüss kommà ésch, hett'r séngà un danzà hèrà ; un hett einà vo de Knàcht züe si g'rüöfà un gfrojt, was dass ésch. Dà hett'm aw'r g'sait: di Brüàd'r ésch kommà, un di Vat'r hétt'm e g'meschts Kalb g'metzigt, wéll er ne wédder gsund hett.

Do ésch'r zornig wôrà, un hétt nét wèllà nigèh. Do ésch si Vat'r àrüsgangà un hett ne gebàtà.

Ar het aw'r züe'm Vat'r g'sàit: schoï, so villi Johr dieni d'r, un ha di Gebot niä éwertràttà, un dü hésch mêr niä e Bock gà, ass i mét mine Frénd hât kennà luschtig sé. Wo jez aw'r di Sohn kommà ésch, dàr si Güat mét Lumpevolk durichgmacht hett, hèsch dü ém e g'meschts Kalb gmétzigt.

Ar hett aw'r züe'n'm gsàit: mi Sohn, de bésch allewill bi mêr, un alles, was mî ésch, ésch o dì. Dü sottsch luschtig un güàts Müàts sé ; dànn di Brüàd'r ésch tot gsé, un ésch wédder làwàndig wôrà ; ér ésch verlorà gsé, un ésch wédder g'fundà.

Schuldirektor Wecksеr, Colmar.

* * *

Oltingen im Sundgau.

A Mänsch hät zwé Sehn ghâ. Un dr jiengscht vonenà hät zum Vadder g'sait: Vadder, gimmir dà Teil vo dà Gieater, wo mir g'hért. Un àr hätànà 's Güeat teilt.

Un net lang hiügenô hät dr jiengscht Sühn alles z'sammegnu un isch wit über Fàll zoge ; un dêrt hät àr si Güeat durebrocht mit Prasse.

Wo àr d'rno si Sach alles v'rzehrt gha hät, isch e grossi Hungersnot dur sàl ganz Lang worde un àr hät agfange z'ràble.

Un isch gañge un hät sich an e Bearger vo sàlem Lang ghankt, wü en üf sì Acker g'schikkt hät, fer d'Säji z'hieata.

Un àr hatt gàrn si Büch g'fellt mit Träber, wu d'Säji g'fresse hai, un nieme hätem keni gà!

Drno isch àr in si gañge un hät g'sait: wieavil Taglehner hät mi Vadder, wo e Hüffe Brot hai, un ich gang hi vor Hunger.

I will furt un zu mim Vadder goh, un züeanem sâge: Vadder, i hâ g'sündigt geganem Himmel un vor Dir, un i bi vo jetzab nimmi wàrt, as i di Suhn heiss, halt mi numme wiea ein vo dîne Taglehner.

Un àr isch furt un isch zue sim Vadder chu.

Wo àr abber no wit ewàg gsi isch, hätn si Vadder gseh un àr hät'n dûrt, isch gluffe, un ischem um e Hals gfalle un hätn g'chiesst.

Dr Sühn abber hät züem g'sait: Vadder, i hâ g'sündigt geganem Himmel un vor Dir, un i bi vo jetzab nimmi wàrt, as i di Suhn heiss, halt mi numme wiea ein vo dîne Taglehner.

Abber dr Vadder hät zu sîne Chnàchte g'sait: holet 's beschte Chlaid fèàre, un läget-n-â, un gànt'm e Ring an d'Hang un Schüeâ a d'Fieass; un holet e faist Chàlble, un mätzget's; mer wai àsse un luschtig sì; denn do mi Suhn isch tot gsì un isch wider làbàndig worde, un àr isch verlore gsì un isch wider gfunge worde.

Abber der ältscht Suhn isch uf'm Fall gsì; un wü àr nächer zum Hüss chü isch, hät àr vo dàm Singe un Tanze g'hèrt; un àr hät eim vo de Chnàchte g'rüeafe un hät gfrogt, was denn dàs isch. Un dà hät'm gsait: di Brüeader isch chü un di Vadder hät e gmäschte Chalb g'mätzget as àr'n gsung wider hät.

Do isch'r chiebig worde un hät nit welle ìne goh. Do isch si Vadder üse gange un hät'n bàtte drum.

Abber àr hät g'sait: lüeag, Vadder, saitr, tscho so mànk Jôr hâ-n-i dir dieant, un hâ allewil g'macht, was du häsch wälle, un dü häsch mir ke Bokk gà, às i hàt chänne mit mìne Friend luschtig sì. Jetz abber, wü do di Suhn chu isch, wü si Güeat mit Hücara verputzt hät, hesch dü-n-m a faist Chalb gmätzget.

Abber àr hät züe-n-m gesait: hèrsch, dü bisch allewil bi mir, un alles, was mì isch, isch o dì. Dü abber settsch luschtig un güeat z'Müeat sì; denn do di Brüeader isch tot gsì, un isch wider làbàndig worde; àr isch verlore gsì, un isch wider g'funge.

Stud. phil. Zurbach, Oltingen im Sundgau.

X.

Nachträge und Berichtigungen zum Wörterbuch der Elsässischen Mundarten.

S. 808 zu «Wecke». Langer Wecken (Làŋəwèkə Dü.), Brotlaib in langer Form wie in Straßburg das Roggenbrot zu haben ist. In Straßburg dafür der Ausdruck «làŋs Laiwl» langes Laibchen. —

S. 815 zu Gottswille. «Um's Gottswille», Ausdruck des Erstaunens, des Schreckens, auch der Verneinung wie im Hochdeutschen. — z. B. Ums G. was isch denn g'scha (geschehen), wenn ein Unglück passierte oder bei einem Brand «Ums G. s'wurd doch nit branne» es wird doch nicht brennen. — Der Verneinung: Soll is Hys fə̣rkhoifə? Ums G., was daŋkš! (Soll ich das Haus verkaufen? U. G., was denkst du!) Dieser letztere Ausdruck ist auch ein viel gebrauchter Ausdruck der Verneinung. —

S. 817 zu Baumwolle. In Dü. nicht Pàjwùl sondern Pojwùl und Pojwol.

S. 820 zu Wild, befindet sich ein Satz s'«Wetter» iš wild bei Hochwasser, soll aber unbedingt heißen: S'«Wàser» ist wild. —

S. 822 zu Welk. Walti ist in Dü. nicht gebräuchlich, wohl aber in Str. und auch in Ruprechtsau. In Dü. lùmərik (lummerig).

S. 839 zu Wùntər. Redensart: Nitə Wuntər, šist t'Khyə Pluntər; si hèt gèstərt ə nèi Lintyəχ g'frassa. Scherzhaft für: Aha! Darum; — kein Wunder!

S. 847 zu Wirbel; eine Vorrichtung an Halsketten für Tiere damit bei Drehung die Kette stets wieder die gleiche Lage einnimmt (auch an Uhrketten).

S. 846 zu Wurst. Zur Befestigung der Ufer wurden früher meistens aus langem Holz und Reisig und mit Steinen gefüllte und mit starkem Eisendraht zusammengehaltene sogenannte Würste gebraucht. Auch jetzt noch an Stellen, wo ein Durchbruch zu befürchten wäre. —

S. 859 zu Wort. s'lètšta Wort hå. Das letzte Wort haben. — Wenn jemand stets Recht haben will, sich stets zum äußersten wehrt und verteidigt: ər tyəts nit anderšt, ər myəs s'lètštə Wort hå. —

E Wort såjə; ein Wort sagen; auf etwas aufmerksam machen. —

I hå går nix tərfû gwist; hatš mər toχ nur ain Wèrtələ gsait. Ich habe gar nichts davon gewußt; hättest du mir nur ein Wörtchen gesagt.

S. 872 zu Waschen. ə kwæšəs Laiwəl ein gewaschenes Laibchen Brot. Ein Brot das durch Abwaschen vor dem Backen eine glänzende Oberfläche erhält. (e g'wäsches Laiwel).

S. 878 zu Watte in Dü. allgemein Sidewatt «Seidenwatte» für die gewöhnliche Watte. —

S. 878 zu Watte Waten. ər hèt tsšwìmə un tswåte er hat zu schwimmen und zu waten, d. h. er muß alles mögliche tun, sich aufs äußerste anstrengen um wirtschaftlich nicht unterzugehen.

S. 879 zu Wetten. Was willst du wetten? wàs wìt wètə? was gilt's? Er hèt gsait, ər gét haim; was wìt wètə, s'ìš nit wûr! Er hat gesagt, er ginge nach Hause; was gilts, es ist nicht wahr. —

S. 881 zu Wetter. Erntewetter (Arnəwatər) schönes trockenes Wetter; zur Ernte geeignetes Wetter. —

Redensart: s'blit noχ allə Jûr Arnəwatter ewrik; es bleibt noch jedes Jahr Erntewetter übrig, d. h. nach der Ernte ist meistens trockenes Wetter. —

S. 883 zu Wit (weit). Wit ərum khùmə weit herum kommen, große Reisen machen. Ironisch: ər ìš wit ərum khùmə ins Grosmiətərs Landərgårtə. Er ist weit herumgekommen in Großmutters Gemüsegarten. —

S. 883 Noch zu Wit. Bei Pflanzen z. B. Kartoffeln, Tabak usw. weit auseinander gepflanzt sein. Die Hart-

èpfəl sin wit gsètzt. Diese Kartoffeln sind weit auseinander gepflanzt. —

ə witi Ritər ein weites (weitmaschiges) Sieb. —

witi Wâjəlaitərə weite Wagenleitern d. h. Wagenleitern, deren Sprossen weit auseinander stehen. —

ə witə Sak ein Sack, welcher mehr weit als lang ist. —

T'Sái steht wit. Die Säge steht weit d. h. die Zähne sind stark nach den Seiten ausgebogen, wodurch der Schnitt größer wird.

Derselbe Ausdruck für Sense. Je mehr sich die Sensenstellung zum Wurf (Stiel) dem rechten Winkel nähert desto weiter steht dieselbe, je mehr sie davon abweicht desto enger.

S. 884 zu Wut. In aim Wyət, in einer Wut. Redensart: in aim Wyət iš ər nuf un hèt àləs tsum Fanštər nyskhèit. Vor Zorn oder Wut ging er hinauf und warf alles zum Fenster hinaus. —

S. 892 zu Zeichnen. Der Sèktsaiχner der Sackzeichner; früher ein Mann, der gewerbsmäßig von einem Orte zum andern hausierend die Getreide- oder Kartoffelsäcke mit dem Namen des Eigentümers nebst Verzierungen versah. —

(Vielleicht in gewissen Gegenden heute noch, da die Art der Zeichnung und der Buchstaben auf den Säcken, die man in der Stadt zu sehen bekommt, noch die gleiche ist.) —

S. 897 zu Abziehen. Aim t'Hyt abtsíəiə. Einem die Haut abziehen, Redensart. Durch Bitten und Betteln einen nötigen zur Hergabe von irgend etwas. Hauptsächlich gebraucht im Verhältnis zwischen Kindern und Eltern, wenn die ersteren immer nur von den Eltern alles haben wollen, selbst wenn dieselben es nicht hergeben können ohne selbst Not zu leiden. —

Ebenso auch ystsíəiə ausziehen; auch yssýkə, aussaugen.

S. 898 zu Verziehen. T'Setzlik fərtsíəjə, die Setzlinge (junge Pflanzen) verziehen, d. h. ein Teil ausreißen, damit der Rest mehr Luft und Licht hat. —

S. 901 zu Zahlen. Redensart von einem, der sich um Schulden nicht viel Sorgen macht.

I. T'àltə 'Sultə tsâlt ər nit un t'nèjə lùst ər àlt wárə, Die alten Schulden bezahlt er nicht und die neuen läßt er alt werden. —

II. Redensart beim Trinken; wem das letzte aus der Flasche eingeschenkt wird, der m ý ə s t s â l ə (ist aber bloß scherzhafte Redensart). —

S. 901 zu Verzählen. A i m ə P â r W o r t f ə r t s è l ə, Einem die Meinung sagen. — T à s w u r t ə r i n n i ə m e f ə r t s è l ə, Das wird er niemand erzählen d. h. darüber wird er schweigen.

S. 905 zu Zahn. R e χ ə t s â n, Rechenzahn auch in Dü. Auch in Ruprechtsau, aber hier noch Bezeichnung für einen kleinen Hecht; desgl. B ó n ə š l f ə l — Bohnenschote.

S. 907 zu Zünden. Ein helles rotes Kleid oder Hut, sagt man d a s t s ì n t à w ə r das zündet aber (d. h. hat schreiende Farben).

Ebenso bei einer Person mit rotem Haar: t ə r oder t i ə t s ì n t å w ə r.

S. 908 zu Z u n g e. Die Lederzunge an Schnürschuhen.

Ein Straßburger Kalauer: Eine Frau vom Lande wollte ihrer Tochter ein Paar Schuhe kaufen; beim anprobieren ließ die Tochter die Lederzunge mit dem Fuß in das Innere des Schuhes gleiten. Der Schuhhändler bat nun: die Zunge muß heraus, was aber der Tochter und auch der Mutter nicht verständlich war und von der Tochter deshalb auch nicht befolgt wurde; die Mutter, darüber aufgebracht rief: streck doch t L a l l ə r y s, t u m s L y ə t ə r, d. h. strecke doch die Zunge heraus (aus dem Mund).

S. 909 zu Zins «Ackerzins». Pachtzins für Feld, Ackerland usw.

S. 910 zu Zapfen. Redensart. Nach dem Essen «ə T s à p f ə t r u f m à χ ə» noch einen Bissen Nachtisch essen. —

S. 916 zu Zättərə unrichtig; nur t š a t t ə r ə; wahrscheinlich ist bei Einlieferung des Ausdruckes aus s das ˇ vergessen worden. —

S. 917 zu Zit. J è t s w e i s i w é l Z i t a s ì š, Jetzt weiß ich wieviel Uhr es ist, d. h. woran ich bin. — Oder â, s ì š u m t è s T s i t! ah es ist um diese Zeit! ebenfalls wie vorhin (aha! so steht es!). —

S. 925 zu Z w i l c h in Dü. und Umgegend, grobe Leinwand, aber anders gewoben. Gewebe wie Drilch, davon auch der Ausdruck dreischäftig für feinere Gewebe wo jedesmal der Zettelfaden über zwei Einschlagfäden geht. —

Zwilch wird zur Herstellung von Säcken verwendet. —

Obrecht (Ruprechtsau).

II.

1. Herr Prof. Singer an der Universiät Bern teilt gütigst folgende Parallele (Abzählreim) zu Zirlemirle II, 914 mit, wodurch das elsässische Bruchstück ergänzt wird:

Schürli, mürli, Gartetürli,
Hus über Hof.
Alli vieri grattleti Roß.
Es geit e Frau i ds Hüenerhus,
läst die beste Hüener drus,
der Tschippel und der Tschappel,
spräggelochts Huen:
wälles söll me drus und dänne tuen.

(Züricher, Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern No. 537).

2. Zu I, 414 kommt ein Ausdruck Nestkumpfer «Nesthäkchen, jüngstes Kind» hinzu, den Adolf Wolf aus Barr in seiner Jugendgeschichte (Str. N. N.) gebraucht.

3. I, 41 haben wir aus einem schriftlichen Beitrage aufgenommen: «pulmesquicken pomadisieren». Das Wort ist sonst ganz unbezeugt, vielleicht von einem fremden Kopfverschönerer hierher gebracht worden. Eine Vermutung bezüglich der Bedeutung möchte ich nicht unterdrücken. Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet «Bilwißzotte verworrenes Haar, Weichselkopf»: offenbar von «Bilwiß Kobold», eigentlich euphemistisch; Bilewit ist angelsächsisch Beiname für Gott und Engel. Unentwirrbare Verzausung wird nicht der eigenen Nachlässigkeit, sondern der Arbeit eines bösen Kobolds zugeschrieben. Könnte nicht pulmes = pilwis sein, und pulmesquicken das Wiederbeleben, Ordnen und Herstellen eines verworrenen Haarschopfes bedeuten?

4. Wie mit anderen deutschen Mundarten hat das Elsässische auch mit den siebenbürgischen im fernsten Osten manches gemeinsam, begreiflich da diese eigentlich aus dem luxemburgisch-kölnischen Sprachgebiet stammen. So sagt man in Siebenbürgen wie bei uns (I, 2): Seine Eier haben zwei (oder in Siebenbürgen sieben) Dotter s. Gustav Kisch, Nösner Wörter und Wendungen, Bistritz 1900 S. 11.

Zu I, 64 vgl. siebenb. «årbes-gəpôst blatternarbig» (Erbsen lassen beim Dreschen Eindrücke in der Tenne zurück).

Zu I, 379 vgl. siebenb. «(eräm) hurtsəln herumschleppen» Zu I, 63: siebenb. af deinər Ur äs et dräi firtəl of Kåld-årbes, deine Uhr geht schlecht (Bild: du kommst zu spät, das Erbsengericht ist schon kalt). Dies letzte Beispiel ist besonders merkwürdig, da es natürlich nicht auf urgemeinsamen Gebrauch zurückgehen kann, sondern neue

Kulturverhältnisse voraussetzt. Es muß also die Redensart durch Zufall, durch einen Wandervogel nach dem Osten übertragen worden sein.

Zu I, 518 Kramanzjes vgl. siebenb. «Kramantes, überflüssige Komplimente, Umstände macha». Zu II, 208 vgl. siebenb. ə äs mät dn Gâis äm Protsäs, es sproßt ihm kaum der erste Flaum ums Kinn (wie bei den jungen Gänsen). Zu II, 106 vgl. siebenb. «bastəln, kleine mühsame Handarbeit verrichten.»

Zu I, 98 vgl vgl. siebenb. dau wist dəm Drâk də Urfeich gê (das Kraut fett machen, Goethe).

Zu II, 749 vgl. siebenb. «iber dn Gâisdrâk fârn, übertölpeln, verführen». Els. Guckes I, 208 erklärt sich vielleicht aus siebenb. «Kukəs n Arrestlokal auf dem Lande eig. Guckhaus».

Martin.

XI.

Meßti und Kirwe im Elsaß.

Von

Dr. **Kassel** in Hochfelden.

Meminisse juvabit.

Der vorliegende Aufsatz ist die Frucht langjähriger Forschung und Arbeit. Es war für mich stets ein besonderer Reiz, dem jährlichen Freudenfeste unserer ländlichen Bevölkerung, seinen Wurzeln und vielfältigen Beziehungen nachzuspüren.

Als nun im Laufe der Zeit der Kreis dieser Untersuchungen sich immer weiter ausdehnte, entstand die Notwendigkeit, eine räumliche Grenze festzusetzen. Es schien mir am zweckmäßigsten, rein äußerlich zu verfahren und dasjenige Gebiet zu behandeln, wo die Bezeichnung «Meßti» gebräuchlich ist, und außerdem das Gebiet der «Kirwe», das sich nordöstlich daran anschließt. Von diesem zusammenhängenden Gebiete, das 449 Ortschaften umfaßt, habe ich 370 Ortschaften, größtenteils auf dem Rade, besucht und die Erhebungen zugleich mit andern Nachforschungen an Ort und Stelle vorgenommen. Aus den andern Ortschaften, meist entlegenen Dörfern südlich der Breusch, erhielt ich schriftliches Material.

Bei solchen umfangreichen Studien, die bis in die kleinsten Einzelheiten hineingehen, ist stets der Weg der persönlichen Erhebung vorzuziehen. Gründliche Auskunft auf schriftlichem Wege bekommt man erfahrungsgemäß nur in seltenen Fällen. Hierdurch zieht sich aber die planmäßige Sammelarbeit natürlich in die Länge. So ist es gekommen, daß ich zur Beschaffung des Materials 12—15 Jahre brauchte und daß manches mittlerweile anders geworden ist. Indem ich die Arbeit der Oeffentlichkeit übergebe, bin ich mir wohl bewußt, daß Män-

gel vorliegen, aber auch daß es die Kräfte eines Einzelnen, namentlich eines vielbeschäftigten Landarztes übersteigen würde, das gesammelte Material bis zur Drucklegung immerfort auf dem Laufenden zu erhalten.

Etymologie.

Das Wort Meßti ist abgekürzt aus Meßtag. Urkundlich ist Meßtag zuerst 1313 nachgewiesen, u. zw. im Stadtarchiv zu *Zabern*[1]. Diese Bezeichnung wird in den dortigen Akten bis zur französischen Revolution gebraucht. Im 16. und 17. Jahrhundert findet sie sich vielfach im Konsistorialarchiv von *Ingweiler* und im sogenannten Schnallenbuch von *Dossenheim*, sowie in den älteren Kirchenordnungen, ferner in den protestantischen Kirchenarchiven des 16.—18. Jahrhunderts. Noch 1804 steht in einer Deliberation des Gemeinderats von *Hochfelden* Meßtag. Die Abkürzung Meßti aus Meßtig mag seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts auch im schriftlichen Verkehr allgemein gebräuchlich geworden sein. Wir finden beispielsweise «Meßtighaus» in einem Akt des Zaberner Stadtarchivs vom 7. Fructidor des Jahres IV (24. August 1796)[2]. Wohl in allen Gemeinderatsprotokollen der letzten 60 Jahre steht Meßti. Ja es läßt sich behaupten, daß heute die Mehrzahl der Bevölkerung das hochdeutsche Wort Meßtag gar nicht verstehen würde. Aus diesem Grunde wird in der vorliegenden Arbeit für die neuere Zeit durchweg das Wort Meßti gebraucht.

Welchen Sinn ursprünglich «Meßtag» hatte, ob darunter der Erinnerungstag der großen Messe zu verstehen war, die aus Anlaß der Kirchenweihe gelesen wurde, oder ob es den Tag der «Messe» im Sinn von «Jahrmarkt» bezeichnen sollte, also vielleicht aus Kirchmeßtag abgekürzt wurde, darüber fehlt jeder Anhaltspunkt. Beide Möglichkeiten sind denkbar. Zu Gunsten der letzteren Annahme spricht möglicherweise das mehrfache Vorkommen des Begriffs «Messe» neben «Meßtag» in Bekanntmachungen des Zaberner Stadtrats vom Jahre 1599: uff dieser Meß[3], und von 1602: Meß, Herbstmeß, Meßfrevel und Meßtagfrevel[4], Meßwirthütte[5]. Auch daß der Meßtagsplatz von Zabern in früheren Jahrhunderten schlechtweg «Meßtag» und die in der Nähe befindliche Niklauskirche «Meßtagskirche» ge-

[1] A. Adam, Der Zaberner Meßtag in früheren Zeiten. Zabern, Gilliot. 1901. S. 4.
[2] a. a. O., S. 8.
[3] a. a. O., S. 29.
[4] S. 7.
[5] S. 13.

heißen wurde[1], mag hier ins Gewicht fallen. Hingegen ist in der Hanauischen Vermehrten Kirchenordnung von 1659 streng unterschieden zwischen Jahrmarkt und Meßtag.

Das Volk, insonderheit das protestantische Landvolk, hat das Sprachgefühl über die Zusammensetzung des Wortes längst verloren. Etwa von *Buchsweiler* ab nach Süden sagt man Maßti, nach Norden Mäßti und Mäschti, in *Reipertsweiler* Mäschtig, in *Haarberg* Mäßtie[2]. Bemerkenswert ist, daß eingewanderte Deutsche das Wort Meßti fast stets fälschlicherweise mit dem weiblichen Geschlechtswort gebrauchen, indem sie offenbar an Messe denken. Das Wort Kirwe ist abgekürzt aus Kirchweihe. Im Südosten sagt man Kirwe, im Nordwesten Kerwe, in *Oberseebach*, *Ingolsheim* und *Hunspach* Karwe, in *Hatten*, *Ober-* und *Niederbetschdorf*, *Schwabweiler*, *Reimersweiler*, *Kühlendorf*, *Oberrödern* und *Aschbach* Kirb, in *Stundweiler* Karb, in *Wingen* Kirewe[3]. Auch für die Entstehung des Wortes Kirwe ist das Sprachgefühl in Volkskreisen erloschen.

Im Gebiet des Meßti wird das Wort Kirwe nur an der Grenze verstanden, und umgekehrt. Ebenso wird nur im südlichen Meßtigebiet das Wort Kilbe verstanden, nicht aber im nördlichen. Andererseits versteht man im anstoßenden französischen Sprachgebiet die Worte Meßti oder Kilbe. Andere Bezeichnungen, wie Kirchweihe, Kirmeß, Messe verstehen die Eingeborenen in der Regel nicht. Die Behörden gehn in ihren Erlassen und im schriftlichen Verkehr dem Worte Meßti aus dem Wege und gebrauchen meistens das Wort Kilbe oder Kirmeß.

Grenzen.

Die Grenze des Meßtigebiets setzt ein am Rhein im Kreise Erstein zwischen *Krafft* und *Gerstheim* und zieht mit einer nach Nordwesten gerichteten Einbuchtung, worin *Schäfersheim* und *Meistratzheim* liegen, zunächst nach Westen. Die südlichsten Ortschaften des Meßtigebiets sind *Kraft*, *Erstein*, *Nordhausen*, *Limersheim*, *Hindisheim*, *Krautergersheim*, *Niederehnheim*, *Bolsenheim*, *Walf*, *Burgheim*, *Zellweiler*, *Stotzheim*, *St. Peter*, *Mittelbergheim*, *Hohwald*. Südlich von diesen Ortschaften wird «Kilbe» gefeiert. Sodann wendet sich die Grenze nach Norden und Nordwesten und fällt fast genau mit der deutsch-französischen Sprachgrenze zusammen. Die letzten

---

1 Adam, a. a. O., S. 4.

2 In der Lautschrift des Els. Wörterb. von Martin und Lienhart: [Masti, bezw. Mæsti, Mæ'sti, Mæ'stiχ, Mæstiə].

3 [Kherwə, bezw. Khèrwə, Kharwə, Kherp, Kharp, Kherəwə.]

Meßtidörfer sind *Ratzweiler, Grendelbruch, Schwarzbach* und *Wisch* im Elsaß und *Harzweiler* in Lothringen. Auf der andern Seite blüht in den Dörfern französischer Zunge die «fête» oder «fête du village». Hier wendet sich die Grenze nach Nordosten, umfaßt 24 lothringische Gemeinden, durchquert das «krumme Elsaß» und erreicht südlich von Saareinsberg die lothringische Bezirksgrenze, mit der sie bis zur Pfälzergrenze zusammenfällt. Die letzten Meßtigemeinden sind *Harzweiler, Hochwalsch, Haselburg, Arzweiler, St. Louis, Waldenburg, St. Johann-Kurzerode, Mittelbronn, Weschheim, Wilsberg, Eckartsweiler, Ernolsheim, Dossenheim, Neuweiler, Weitersweiler, Sparsbach, Wimmenau, Reipertsweiler, Lichtenberg, Rothbach, Offweiler, Oberbronn, Niederbronn, Dambach, Neunhofen.* Jenseits feiert man die gemütliche lothringer Kirb[1]. Von hier richtet sich die Grenzlinie nach Südosten, durchquert den Hagenauer Forst und erreicht nach einem kurzen Umschlag nach Nordosten zwischen *Neuhäusel* und *Roppenheim* den Rhein. Die letzten Ortschaften sind *Windstein, Jägertal, Eberbach* bei Wörth, *Spachbach, Oberdorf, Biblisheim, Walburg, Hagenau, Kaltenhausen, Oberhofen, Bischweiler, Rohrweiler, Drusenheim, Dalhunden, Stattmatten, Fort-Louis, Neuhäusel.* In den 42 nördlichsten Ortschaften wird «Maschti» ausgesprochen. Die südlichen Grenzdörfer sind *Wimmenau, Schillersdorf, Zutzendorf, Schalkendorf, Kindweiler, Bitschhofen, Ueberach, Niedermodern, Merzweiler, Eschbach, Hinterfeld, Walburg, Biblisheim.*

Nordöstlich vom Meßtigebiet erstreckt sich das Gebiet der Kirwe bis zur pfälzischen und badischen Grenze. Es umfaßt im großen und ganzen den Kreis Weißenburg, jedoch so, daß ein Dutzend Dörfer des südlichen Kantons Wörth noch auf das Meschtigebiet entfällt, während ebensoviele Gemeinden des nördlichen Kantons Bischweiler zum Kirwegebiet gehören, im Ganzen 91 Ortschaften. Innerhalb dieses Kirwegebiets im weiteren Wortsinne verläuft die sprachliche Grenze zwischen Kirwe (Kirb) und Kerwe so, daß die letzten Kirwe-Ortschaften *Neeweiler* bei Lauterburg, *Winzenbach, Eberbach* bei Selz, *Aschbach, Oberrödern, Kühlendorf, Reimersweiler, Schwabweiler,* die letzten Kerwe-Ortschaften *Lauterburg, Nieder-* und *Oberlauterbach, Trimbach, Stundweiler* und *Hofen* sind.

Was die Benennung des Festes betrifft, so ist die Grenze im allgemeinen scharf, d. h. in dem einen Dorf sagt man Meßti, bezw. Kirwe, im Nachbardorfe anders. Jedoch ist in *St. Johann-Kurzerode, Hochwalsch, Zittersheim* und *Nieder-*

---

[1] [Kherw.]

bronn neben «Meßti» auch «Kirb» im Gebrauch. Indessen bedingt diese scharfe etymologische Grenze nicht auch zugleich eine ebenso scharfe Scheidung der Sitten. Allerdings weist das Kirwegebiet, das zum Teil durch die wichtige Grenzscheide des Hagenauer Forstes vom Meßtigebiet getrennt ist, einige Verschiedenheiten auf, aber es gibt zahlreiche Uebergänge zwischen beiden Gebieten und dem Bereiche der Kilbe, der fête und der Kirb. Auch Abweichungen, die auf die ehemalige politische Zugehörigkeit der einzelnen Dörfer und Gebietsteile begründet wären, gibt es nicht. Das ist auch der Grund, weshalb die ganze vorliegende Arbeit nicht nach inneren Gesichtspunkten bemessen, sondern nach einem untergeordneten sprachlichen Einteilungsgrunde abgesteckt wurde.

Anderseits ist hervorzuheben, daß die Kirwegebräuche des Kreises Weißenburg unmittelbar mit denen der Rheinpfalz zusammenhängen und daß man in einigen katholischen Dörfern in der Gegend von *Neufreistett* in Baden Meßti sagt. Die Feststellung der genauen Grenze hätte den Rahmen der Arbeit überschritten und wurde daher unterlassen. Endlich sei noch betont, daß der Meßti nicht nach Frankreich hinübergreift.

Politisch betrachtet betreffen die vorliegenden Untersuchungen die Kreise Weißenburg, Hagenau, Straßburg (Land), Straßburg (Stadt), den größten Teil der Kreise Erstein und Molsheim, fast die Hälfte des Kreises Zabern, einige Dörfer des Kreises Schlettstadt und die Gebirgsdörfer deutscher Zunge des Kreises Saarburg in Lothringen. In diesem Gebiete sind die alten Pflanzstätten elsässischer Sitte und Art, das Ackerland[1], der Kochersberg[2] und namentlich das Hanauerland[3] enthalten.

Die Wurzeln des Festes.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß das einzige weltliche Freudenfest, welches alljährlich von der Gesamtheit der ländlichen Gemeinde gefeiert wird oder wurde, eine kirchliche Bezeichnung trägt. Aus dem klaren Wortbefunde Kirwe = Kirchweihe und Meßti = Meßtag möchte man eigentlich schließen, daß ursprünglich in einer besseren Zeit die frommen Dorfinsassen den Erinnerungstag an die Kirchenweihe oder den

---

[1] Der südliche Teil des Kantons Truchtersheim und der westliche Teil des Kantons Schiltigheim werden im Volksmund das Ackerland genannt.

[2] Ehemals bischöflich Straßburgisches Amt, benannt nach der 1592 von Georg von Brandenburg genommenen und zerstörten Burg Kochersberg bei *Neugartheim*.

[3] Die ehemalige Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

Tag, an dem die große Messe aus Anlaß dieses Ereignisses gelesen wurde, in hervorragend festlicher Weise begingen und daß diese Kirchweihe, dieser Meßtag etwa im Laufe der Zeit verweltlicht oder von weltlichen Veranstaltungen überwuchert wurde, so daß bloß noch der Name verblieb. Auch die vielgebrauchten Wörter Kirmeß in Holland und Messe im Sinne von Jahrmarkt in Altdeutschland lassen dieselbe Ableitung zu.

Aber es ist zweifellos, daß der Ursprung der kirchweihartigen Volksfeste im grauen Altertum zu suchen ist. Andeutungen darüber finden sich an mehreren alten Gesetzesstellen[1]. Die Kirche fand den heidnischen Brauch vor und gab ihm einen christlichen Anstrich, da sie das volkstümliche Fest nicht zu zerstören vermochte. So verknüpfte sie das heidnische Fest, das wir jedenfalls als ein Dankfest nach eingebrachter Jahresernte anzusprechen berechtigt sind, mit der Erinnerung an die Einweihung der Kirche und die damit gefeierte Kirchenmesse. Allmählich erfüllte ein christlicher Geist die heidnische Sitte, und die Anschauungen des Volkes über ihre Entstehung und Bedeutung wurden verändert.

Diese Verschmelzung heidnischer Sitten mit christlichen Festen und Einrichtungen ist zu bekannt und in ihren Wirkungen bis zum heutigen Tage zu offenkundig, als daß sie noch einer besonderen Begründung bedürfte. Für die Uebertragung der mit heidnischen Freudenfesten verbundenen Gebräuche auf die christliche Kirchweihe gibt es aber einen unmittelbaren Beweis, dessen Wichtigkeit nicht genug betont werden kann. Papst Gregor der Große (590—604) nämlich richtete um das Jahr 600 an den angelsächsischen Abt Mellitus ein für den Bischof Augustinus bestimmtes Schreiben[2], worin es u. a. heißt[3]: «Und weil sie (die Angelsachsen) an den Festen der Teufel viele Rinder zu schlachten pflegen, so ist es durchaus notwendig, daß man diese Feier bestehen läßt und ihr einen andern Grund unterschiebt. So soll man auch auf die Kirchweihtage und an den Gedächtnistagen der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in denjenigen Kirchen aufbewahrt werden, die an der Stätte heidnischer Opferhaine erbaut sind, dort eine ähnliche Feier begehn, soll einen Festplatz mit grünen Maien umstecken und ein kirchliches Gastmahl veranstalten. Doch soll man nicht fürder zu Ehren des Satans Tieropfer bringen, sondern zum

---

[1] Montanus, Die deutschen Volksfeste. Iserlohn und Elberfeld, Bädeker, 1854. I. S. 57.
[2] In der lateinischen Urschrift abgedruckt bei Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, Hannover, Hahn, 1878, S. 531 f.
[3] Nach der Uebersetzung von Montanus, a. a. O., S. 57.

Lobe Gottes und um der Sättigung willen die Tiere schlachten und dem Geber alles Guten für die Speise danken.» Wenn auch diese Auslassung des Hauptes der Kirche nicht allgemeiner Art war, so darf ihre Bedeutung für die Allgemeinheit doch als sicher angenommen werden, und so ist gewiß auch im Elsaß den heidnischen Opfern ein christliches Mäntelchen umgehängt worden. Die kirchliche Bezeichnung hatte nur eine untergeordnete Bedeutung.

Bis zur Reformation.

Bis ins späte Mittelalter ist uns über die Kirchweih- und Meßtagsgebräuche, soweit sie das Elsaß betreffen, so gut wie gar nichts bekannt [1]. Die Quellen versagen fast vollkommen.

Daß im Jahre 1313 bereits in *Zabern* Meßtag war, wurde schon erwähnt. Das älteste Meßtagbuch im dortigen Stadtarchiv stammt aus dem Jahre 1484. Ferner sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwei Meßtage in *Pfaffenhofen* und einer in *Uttweiler* nachgewiesen [2]. Weiter wissen wir nichts.

Die allgemeine Zügellosigkeit der Sitten und die Verweltlichung der Kirche bemächtigte sich auch des Kirchweihfestes. Am Ende des 15. Jahrhunderts finden wir es im Straßburger Münster, und zwar ist es kein erfreuliches Bild, das uns Wimpheling [3] und Maternus Berler davon entwerfen. Der Wortlaut des letzteren (um 1510) möge hier folgen [4]: «Es was vor zitten ein gewonheitt das die menschen die abent der hoch zittlichen festen und heilgen wachten bey einander in der kyrchen mit betten, fasten, kertzen brennen, in horrung und verkundung desz vortt Gottes zu sterkung des glaubens als dan sanct Jeronymus schribt ad Vigilantium. Solche gutte gewonheitt kam zu einem mieszbruch, also das nitt mer pliben ist dan der nam Vigilie und die werck hyndan gesetzt. Nun wasz zu Straszburg eine solche gewonheit das jerlich am abent der Kyrchweihung desz oberstenn temples ein grosz volk

---

[1] Die spärlichen Berichte über die Kirchweihe in den andern Ländern deutscher Zunge sowie über ähnliche Feste der heidnischen Vorzeit s. bei Reimann, Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert. Weimar, 1839. S. 243; ferner bei Montanus und Pfannenschmid, a. a. O.

[2] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, E. 2978.

[3] Der lateinische Wortlaut ist abgedruckt bei Pfannenschmid, a. a. O., S. 534.

[4] Abgedruckt im Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Strasbourg, 1848. II, p. 119.

usz allen flecken weib und mann in dem tempel zusammen kam, do erhupt syech dan ein solche ungestumikeitt mitt schwetzen, lachen, suffen und fressen, und so eins ettwen entschlieff so fandt man edlich bosz knaben die hefften der selbigen menttel oder kleyder mit negel uff die stiel und benck, edliche neglen under weillen zwey ze sammen. Auch legt man ein fasz mitt wein in sanct Catherinen capell und wem wein gebrast der fand yn ze kouffen. Und geschach grosz hurry[1] und bybery[2] darvon nitt ze schriben. Dar wider predigt der heilig doctor Joannes Keyssersberg so hefftig und trefflich das solche bose gewonheit ward abe gethon mit hilff Petter Schott ammeisters . . .»

Diese nach heutigen Begriffen unglaublichen Zustände, die Charles Spindler[3] in seinen «Bilderbogen» dargestellt hat, waren in jener Zeit nichts Außergewöhnliches. Die Kirchweihgelage im Straßburger Münster vermochte Geiler zwar abzuschaffen, aber noch 1508 klagt er[4]: «Also geschieht es ŏch mit den Kirchweihen und Jahrmerkten: Dÿ misbrauchen die Weltlichen zu jrer Seel Verdamniß.»

Von der Reformation bis zur französischen Revolution.

In die gewaltige Sittenverderbnis des 16. Jahrhunderts fällt die Reformation. Besonders war es Luther, der in der derben Sprache der damaligen Zeit in Wort und Schrift den Kirchweihen zu Leibe rückte. «Auf den Kirchweihen,» so schreibt er[5], «welchen das Volk nachläuft, sind allenthalben Schenken und Krüge, worin es zugeht wie im rechten Babylon; denn also hält man jetzt die Kirchmesse, und so es Abend wird, so kehren sie wieder heim mit vollem Ablaß, das ist voll Bier und Wein, voll Unzucht und andern greulichen Lastern . . . Es fehlt selten, daß nicht etliche auf der Kirchmesse erstochen werden oder doch schwer verwundet.» Luther wollte daher die Kirchweihfeste ganz ausrotten, «sintemal sie nichts anders seien denn rechte Tabern, Jahrmarkt und Spielhöfe worden, nur zur Mehrung Gottes Unehre und der Seelen Un-

---

[1] Von mhd. hurren, sich schnell hin und her bewegen.
[2] Büberei; vgl. Ch. Schmitt, Wtb. d. Str. Mda. «Bůwerii».
[3] Charles Spindler, Elsässer Bilderbogen. Straßburg 1896. Bl. 53.
[4] Birlinger, Alemannia II (1875), S. 145, Anm. 1.
[5] Walch'sche Ausgabe seiner Werke. Halle. 1740, III, S. 1754.

seligkeit.»[1] An einer andern Stelle[2] nennt er die Kirmessen ein Menschenwerk und Dockenspiel, das die Obrigkeit «wegen des säuigen Gefräßes, des Soffs und der Unordnung halber» abschaffen sollte.

Ganz im Sinn und Geiste Luthers wurde nun in ganz Deutschland die Kirchweihe von der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit mit unerhörtem Eifer verfolgt. Zwei und ein halbes Jahrhundert lang bieten uns die protestantischen Kirchenordnungen, die Erlasse und Verordnungen das Bild des Kampfes. Wenn sich auch nur vereinzelte Bemerkungen über Tanz, Trunk und Spiel und sehr weniges über Sitten findet, so erfahren wir doch in anschaulicher Weise, wie die Behörden unablässig auf die Ausrottung von Kirchweihe und Meßtag hin arbeiten, wie aber auch das Volk ebenso erbitterten als erfolgreichen Widerstand leistet.

Für die evangelischen Gemeinden unseres Gebiets kommen folgende Kirchenordnungen in Betracht: Die Straßburgischen Kirchenordnungen von 1534, 1598, 1605 und 1670, die Hanauische Kirchenordnung von 1573 und die Hanauische vermehrte Kirchen- und Schulordnung von 1659, die Pfalzgräflich Zweibrücken-Birckenfeldsche Kirchenordnung von 1721, die Nassauische Kirchenordnung von 1532 und die Nassau-Saarbrückenschen Kirchenordnungen von 1586 und 1713. Die Straßburgischen Kirchenordnungen hatten im allgemeinen auch Geltung für die Stadt Weißenburg, das Gebiet der Reichsritterschaft und die Herrschaft Fleckenstein.

Man pflegt häufig die gute alte Zeit zu loben und als ein Muster kirchlicher Zucht und weltlicher Ordnung hinzustellen. In Wirklichkeit sah es in der alten Zeit nicht besser als heutzutage aus, sondern eher schlimmer. Die elsässische Landbevölkerung führte überhaupt ein üppigeres, ausschweifenderes und unsittlicheres Leben, ihre Sitten waren derber und roher. Die Nassauische Kirchenordnung von 1532 erklärt geradezu, daß «die Kirchwyungen nichts anders sind als rechte Tabern[3].»

In der ersten Straßburger Kirchenordnung von 1534 lesen wir[4]: «Zum vierden, demnach vff dem land ein großer, vnnd den armen leüten ein beschwerlicher Mißbrauch ist, mit den

---

[1] Das. X, S. 261.

[2] Wittenberger Hauspostille, zitiert in Montanus, a. a. O., S. 58.

[3] Pfannenschmid, a. a. O., S. 252.

[4] Ordnung vnd Kirchengebrauch, für die Pfarrern vnnd Kirchendienern zu Straßburg, vnd derselbigen angehörigen, vff gehabtem Synodo fürgenommen. [1534] S. 25.

kirchweihenen vnnd meßtagen, vff welche die Armen leüt, das jr mit hauffen verschwenden, geübet werden, das es bei den Heyden nit erlitten were, dadurch das jung vnd frembd Volck höchlich verergeret würt. Soliche Heydnische, ja vihische mißbreuch sollen abgestellet, vnd in allen flecken mit namen verspotten werden, das niemand vberal, weder fremd noch heymisch gestattet werde, vnder den zeiten, so man vff soliche tag predigt, zu thantzen, zechen, oder ander üppikeyt zu treiben. Vnd so man mitler zeit freüntlich zeren, oder auch jungem Volck ein thantz erlauben würde, so sollen alweg etliche besonder dapffere menner verordnet werden, die alwegen darbey seien, vnd ein ernstlich einsehen haben, das in dem zechen eins Ersamen Rahts Constitution vnd ordnung, nit vbertretten, vnd im thantzen keyn vnzucht, wie dann das jung landuolck etwann gar zu vil vnuerschamet ist, begangen, vnd zu rechter Zeit auch vffgehöret werde, damit sie nit biß in die mitnacht vnd länger dantzen, vnd dabey alle vnzucht treiben, vnnd dann erst bei nacht heym ziehen.»

Durch die Leiningische Polizeiordnung von 1566 werden «die Freß-Kirchweihen bey peen zehen Guldn» verboten[1].

1595 ist im Berstetter Kirchenarchiv[2] berichtet, daß «die zu Berstett am fressen sauffen vnd meßtaghalten mehr gelegen gewesen als an den Gottesdiensten.»

Die Straßburger Kirchenordnung von 1605 enthält nichts besonderes über die Meßtage. Sie verlangt nur (S. 358), daß bei der Kirchenvisitation die Visitatoren auf «vberflüssiges Fressen vnd Sauffen, auch vnzüchtiges Tantzen bei Hochzeiten, oder sonst an andern Orthen vnd zeiten» achten sollen. Genauere Auskunft erhalten wir aber durch eine Predigt, die der Straßburger Münsterpfarrer Dr. Johannes Schmidt um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Bezug auf den Schiltigheimer Meßtag hielt. Er sagte u. a. folgendes:[3] «Sonntags, Montags und Dienstags in den nahgelegenen Orten, aus welchen man gleichsam Saufschulen und Saufdörfer gemacht hat, da sind unsere Leute zu Gutschen, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß in großer Menge bei 100 und 1000den hinausgefahren und haben Meßtag oder Bacchus-Fest gehalten mit Wohlleben, Zechen, Freßen, Saufen und großer Leichtfertigkeit; hernach mit zyklopischem Jölen und Schreien, toll und voll gutenteils des Abends heimgezogen; ja etliche und zwar auch nicht wenig Weibs-

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O., S. 252.

[2] Bresch, Aus der kirchlichen Vergangenheit der drei elsässischen Dörfer Berstett, Olwisheim und Eckwersheim. Straßburg, Heitz, 1878, S. 53.

[3] Straßburger Post 1905, Nr. 811.

personen sind gar aus der Stadt blieben ; da dann ein jedes ehrliebendes Gemüt denken mag, was sie die Nacht über angestellt und wie sie gehauset. Ich für meine Person hätte mirs so grausam nicht eingebildet, wenn ich nicht selbst am Dienstag nach 6 Uhr zu Abend ohngefähr, da ich nach Gewohnheit von einem Tor zum andern gangen und ruhige Gedanken zu haben vermeinet, den letzten Akt dieses abscheulichen Spiels d. i. den Einzug in diese Stadt gesehen. Nun da ist man mit Rossen, Gutschen, Wagen und Kärchen daher geritten und gerennet, als wenn man auf der Flucht wäre. Wenn dann die Wagen hereingebracht worden, sind die Bauersleute wieder herausgeritten, als wenn sie unsinnig; die übrigen sind bei 100 und 1000den, ja bei 1000den, sag ich, zu Fuß daher getürmelt, mit Geschrei und Unwesen, daß es nicht zu beschreiben, also daß so lang ich bei hiesiger Stadt bin, mir dergleichen ganz Epicuräisches Säu-Wesen nicht vorkommen, auch aufs höchste darüber bin betrübt worden. Und dies alles ist geschehen an unserem Bettag. O des elenden Bettags! Da jetzo ein jeder leicht denken kann, mit was Andacht man die Predigt gehört und die Litanei gesprochen: denn welcher Leute Gedanken allbereits hinaus zum Schlemmen, zum Meßtag, zum Hurentanz gestanden.»

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts erfahren wir vom Fessenheimer Pfarrer Rippell[1]: «Allein ist zu disen Zeiten zu bedauren, daß wegen Interesse mehr die Kirch-Weyh in den Wirths-Häuseren bei Schlemmen, und Luderen, Tantzen, und Rauffen, als in der Kirch gehalten wird. Ja wiewohl die Lutherische wenig auf die Kirch-Weyh halten, und solche abgeschaffet, so ist dannoch die Einweyhung des Wirths-Hauses wegen dem Interesse der Herrschaften überblieben, und ist also die Kirch-Weyh aus der Kirch ins Wirts-Hauß meist transferirt worden.»

In der Grafschaft Hanau-Lichtenberg scheint es besonders toll zugegangen zu sein. Denn eine der ersten Fragen, die die erste hanau-lichtenbergische Synode am 8. April 1546 zu Pfaffenhofen behandelte, war die des bisher üblichen Sonntagstanzes, welcher auf Grund eines Gutachtens Bucers untersagt wurde[2]. Und 1565 wurde verfügt, daß in allen Aemtern der Grafschaft, wo keine Jahrmärkte gehalten werden, die Meßtage abgestellt werden und demnach solche nur noch in *Buchsweiler*, *Neuweiler*,

---

[1] Rippell, Altertum, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, usw. Augsburg und Freiburg, Wagner, 6. Aufl. 1757, S. 444. (1. Aufl., 1723, S. 458).

[2] Rathgeber, Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, Trübner, 1876. S. 95.

Pfaffenhofen, *Obermodern*, *Westhofen* und *Hatten* verbleiben sollen[1].

Es ist schwer, sich aus solchen vereinzelten Auslassungen, die fast alle die persönliche Auffassung ihres Verfassers wiedergeben, ein geschichtlich treues Bild vom Meßtagsfeste und vom Meßtagstreiben zu machen. Abgesehen von der bereits erwähnten Straßburger Kirchenordnung von 1534 erfahren wir aus den alten Kirchenordnungen nichts, was die Meßtage und Kirchweihen besonders anginge. Sie schweigen teils vollständig über dieses Gebiet, so insbesondere die erste hanauische Kirchenordnung von 1573, teils bewegen sie sich in allgemeinen Vorschriften über die Ruhe während des Gottesdienstes, über das Verbot des Spielens «oder anderer Unzucht» bei Strafe des Turmes[2], teils über den sittlichen Lebenswandel[3], teils über die Sonntagsheiligung[4]. In ausführlicher Weise handelt aber die Hanauische vermehrte Kirchenordnung über die Meßtage, und wenn wir bedenken, daß sie nur 11 Jahre nach dem Westfälischen Friedensschluß erschienen ist, so gehen wir in der Annahme nicht fehl, daß die gerügten Mißstände noch die Folgen des großen Krieges sind. Jedenfalls ist sicher, daß die tiefen Wunden, die das lange Kriegswesen der Grafschaft geschlagen haben, nicht imstande waren, im Volke den Sinn für Vergnügungen und Lustbarkeit zu ersticken und daß trotz der Entvölkerung und Entsittlichung doch noch ein fester Kern des Volkstums und ein gewisser Gemeinsinn geblieben sind. So hatte beispielsweise die Behörde 1646 Anlaß, in *Balbronn* das Tanzen zu verbieten[5].

Außerdem finden sich in den Kirchenarchiven der ehemals hanauischen Dörfer *Mittelhausen*, *Schwindratzheim*, *Alteckendorf*, *Ringendorf*, *Obermodern* und *Geudertheim*, die auch die Filiale *Hohatzenheim*, *Schalkendorf* und *Bietlenheim* betreffen, eine große Zahl von Dekreten der hanau-lichtenbergischen und später der hessischen Regierung sowie ausführliche Presbyterialprotokolle, die uns ein anschauliches Bild über die Zustände in der Grafschaft im 18. Jahrhundert geben.

Es lohnt sich, auf Grund dieser Quellen näher auf die Verhältnisse einzugehn. Die derbe Sprache in den Auslassungen jener Zeit, die alles unter dem sittlichen Gesichtswinkel des

---

[1] Kiefer, Steuern, Abgaben und Gefälle in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, Noiriel [1891]. S. 31.
[2] Straßburgische Kirchenordnung von 1670, S. 372.
[3] Das., S. 376.
[4] Pfalzgräfliche Kirchenordnung von 1721, S. 56, Art. X.
[5] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, Heitz, 1890. S. 345.

jungen Protestantismus zu betrachten pflegten, darf uns nicht weiter befremden.

Die hanauische Kirchenordnung beklagt zunächst (S. 89), daß die Pfarrer an der Entheiligung des Sonntags mitschuldig sind, da sie «freventlich . . . mit Meßtag halten, vnd es andern hierin nicht allein gleich, sondern offt bevor thun,» daß sie ferner «das Kinder-Examen [1], sonderlich vmb der Meßtage Willen gar vnterlassen» und «welches das allerärgste, daß sie insonderheit die Sontägliche Meßtage, nicht allein lassen passiren, vnd selber halten, sondern auch noch mit gar guten vnd geistreichen Predigten, wie sie meynen, zieren vnd vertheidigen. Vnd dieweilen sie aber, wie man weiß, darinnen von solchen Dingen auß der Schrifft vnd andern Büchern groß dicentes machen vnd predigen, welche zwar an sich selbst wahrhafftig, vnd nicht zu verwerffen seind : Aber auff das bey vns jetztfürgehende wilde, vnchristliche Meßtagwesen sich so wenig reimen und schicken, als ein Faust auff ein Aug . . .» Vom großen Haufen des Volks aber heißt es (S. 87): sie «treiben allerley Sünd vnd Laster am Sontag, halten Meßtag an jhren Orten ; oder lauffen darzu in die nachbarschafft vmher, gleich wie ein Camelin in der Brunst, vnd wie ein wild in der Wüsten pfleget, wenn es für großer Brunst lechtzet vnd laufft, das niemand auffhalten kan . . .»

Und in weitläufigen lateinischen Auseinandersetzungen ist auf die Frage, ob bei aller Frömmigkeit die Jahrmärkte am Sonntag gefeiert werden können, gesagt : Nein, denn mit den Jahrmärkten sind Zehntausende von Lastern verbunden, wie jedermann bekannt ist (S. 97). Welches diese Laster sind, ist schon vorher (S. 96 f.) erörtert : es ist das Würfel-, Kegel- und besonders das Kartenspiel um Geld oder einen sonstigen Gewinn, ferner der Kreistanz oder das gemeine Tanzen, welche aus dem Leichtsinn, dem Mutwillen und dem gemeinsamen Trinken entspringen und der Begleiter und Ursprung vieler Laster sind, weil sie die Jünglinge in Gesellschaft der Mädchen abseits von der gehörigen Beaufsichtigung schamlos machen und verderben und nicht selten unreine Liebe bei beiden Geschlechtern hervorrufen und anreizen. Zum Schluß heißt es, das Springen beim Tanz sei der Sprung in die Tiefe der Hölle. Die Kirchenordnung schreibt denn auch klar und deutlich den Willen des Grafen Friedrich Casimir vor (S. 92): «Wir ordnen, setzen, wollen und gebieten, daß hinfüro die Kirchweihen und Meßtage an denen Orten, da nicht offene, freye Jahrmärkte

[1] = den Religionsunterricht.

gehalten werden, gäntzlich abgestellt vnd abgeschafft seyen. Daß auch vnsere Vnterthanen auff dieselbige Meßtage jhre Freund vnd Gäste, nicht insonderheit laden sollen. Es sollen auch vnsere Schuldheißen mit fleiß vorsehen, damit nicht durch die junge Gesellen auff solche Tag Täntze angestellt werden; deßgleichen sollen die Würth auch für solche Gesellschaften nicht kochen noch zubereiten uff die Meßtage.»

Trotz dieser klaren, nicht mißzuverstehenden Vorschriften ist aber in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg der Meßtag durchaus nicht abgeschafft worden. Der Kampf um den Meßtag tobte viele Jahrzehnte lang auf der ganzen Linie. Zwar ist es nicht ausgeschlossen, daß das strenge Gebot der Kirchenordnung von 1659 allgemein oder in vielen Ortschaften befolgt wurde. Urkundliche Beläge über etwa abgehaltene Meßtage zwischen 1659 und 1736 lassen sich nicht anführen. Aber das hanauische Konsistorium sah sich 1713 und 1733 veranlaßt, scharfe Dekrete gegen das Tanzen zu erlassen, welches mit der Zeit einen ganz gewaltigen Umfang angenommen hatte. An den höchsten kirchlichen Feiertagen, auch am Karfreitag, sowie in der Advents- und Passionszeit wurde damals gerade am unbändigsten getanzt. Nach den Berichten der Speziale (nach heutigen Begriffen geistliche Inspektoren) wurde 1720 fast von jedermann am Sonntage getanzt. Es ist darum nicht wahrscheinlich, daß die Landgemeinden ihre Meßtage aufgegeben haben.

Durch Dekret vom 29. April 1716 wurde das Tanzen am 2. und 3. Oster- und Pfingsttag erlaubt, sofern nicht acht Tage vorher oder nachher Abendmahlsfeier abgehalten wurde.[1]

Als im Jahre 1736 die Landgrafen von Hessen das hanauische Erbe antraten, machte sich alsbald ein strengeres Kirchenregiment bemerkbar. Durch hochfürstliches Dekret vom 23. Juni 1736 wurden die Presbyterien wiedereingeführt, eine Art geistlicher Sittengerichte mit kirchlicher und weltlicher Strafgewalt, die bereits in der Kirchenordnung von 1659 vorgesehen, aber mit der Zeit in Abgang geraten waren. Ueber die Beratungen dieser Presbyterien, die unter dem Vorsitz des Pfarrers aus 2 oder 3 unbescholtenen Bürgern bestanden, führte nun der Pfarrer Protokoll, so daß uns für viele Gemeinden ein wertvolles Material für die Sittengeschichte und das Volksleben des 18. Jahrhunderts überkommen ist.

Die Presbyterialprotokolle enthüllen uns mit einem Schlage ein klares Sittenbild. Im Jahre 1736 steht der Meßtag in den genannten Dörfern in voller Blüte. Wir müssen daher wohl annehmen, daß dies schon längere Zeit vorher der Fall war

---

[1] Pfarrarchiv von *Ringendorf*.

und daß auch in andern Dörfern der Grafschaft dieselben Zustände herrschten. Die hanauische Regierung scheint nun, entgegen der Kirchenordnung, die Meßtage nicht mehr grundsätzlich verboten zu haben, wohl aber legte sie ihnen Schwierigkeiten in den Weg und suchte sie auf Umwegen zu unterdrücken. Am 13. Juni 1737 erließ Landgraf Ludwig VIII. die «hanauische Sabbathsordnung».[1] Nach dieser war es verboten zu tanzen an den Sonn- und hohen Festtagen, ferner vom ersten Adventssonntag bis nach dem Dreikönigstag und die ganze Fastenzeit hindurch sowie am Oster- und Pfingstmontag und Dienstag, wenn das hl. Abendmahl am Sonntag vorher gehalten worden war oder am Sonntag nachher gehalten werden sollte. Den Musikanten war es in demselben Umfange bei 3 fl. Strafe verboten, «sich in öffentlichen Wirths- und anderen Häußern, auch Gärten, zu lüderlichen Täntzen oder auf andere mißständige Weise gebrauchen zu lassen.» Und um auch diejenigen zu treffen, welche, um dem wachsamen Auge der kirchlichen Aufseher zu entgehen, in Nachbargemeinden, sogar in katholischen Dörfern, den Meßtag besuchten, wurde außerdem bestimmt, daß das Tanzverbot sowohl in- als außerhalb der Herrschaft galt und daß die Strafe von 3 fl. nach Befinden noch erhöht werden konnte.

Durch diese scharfen Bestimmungen waren die tanzfreien und daher für den Meßtag geeigneten Tage sehr eingeschränkt, und man hielt nun den Meßtag an einem sogenannten Aposteltag oder an einem katholischen Feiertag ab. An den Aposteltagen wurden die monatlichen Bettage abgehalten. Die kath. Feiertage waren Mariä Reinigung, Mariä Empfängnis, Mariä Heimsuchung. Diese 15 Halbfeiertage wurden nur durch einen Morgengottesdienst gefeiert, nach dessen Beendigung die Leute ihren gewohnten Arbeiten nachgehen konnten. Sie bestanden bis zum 6. September 1770[2]. Aber schon 1740 wurde durch ein Dekret vom 20. September bestimmt, daß das Tanzen auch an diesen Halbfeiertagen verboten ist, falls am Sonntag vor- oder nachher das hl. Abendmahl gefeiert würde oder werden sollte. Dieses Dekret besagt ausdrücklich, daß «die christliche Oberkeit gern wünschen möchte, daß das Tantzen als eine zu

[1] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*, auch teilweise abgedruckt im Els. Samstagsblatt von 1861, S. 141 ff. — Es waren von der hanauischen Regierung schon 1543 (also noch vor der Einführung der Reformation), 1620 und 1697 Sabbatsordnungen erlassen worden, die sich in dem Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt befinden und für die vorliegende Arbeit nicht zu beschaffen waren.

[2] Vgl. auch über die allgemeinen Verhältnisse: Kassel, Aus dem alten Hanauerland im «Ev.-prot. Kirchenboten» 1893, Nr. 24 und 25.

vielen Unordnungen und Gott mißfälligem Betragen Anlaß gebende Lustbarkeit gänzlich abgestellt werden könnte», daß aber dieses «in verschiedenem Betracht nicht füglich geschehen mag». Und später scheint der Bogen noch straffer gespannt worden zu sein, denn dem Wirt Schuler von *Ringendorf*[1], der 1757 den Meßtag auf den Tag Ludovici abhalten wollte, antwortete das Konsistorium, falls an dem Tage kein Bettag sei und nicht am Sonntag vor- oder nachher das hl. Abendmahl gefeiert werde, dürfe er 2 Spielleute, keineswegs aber den ordentlichen Meßtag halten.

In den erwähnten Presbyterialprotokollen bilden die Verhandlungen wegen Uebertretung des Meßtagverbots einen fortlaufenden Bestandteil. Die Pfarrer klagen über das Fressen und Saufen, Spielen und Tanzen, Huren und Buhlen, Schwören und Fluchen, Streiten und Zanken, Schreien und Johlen. Insbesondere sind es die Wirte, denen die Abhaltung der Meßtage übel genommen wird und die für ihr «Verbrechen» büßen müssen. So stand der Wirt Lukas Reichert am 7. Oktober 1738 vor dem Presbyterium zu *Alt- und Eckendorf*, weil er «nicht allein den Meßtag vor der gehaltenen Kirchenlehre 'aufgeführt, sondern auch unter derselben solchen mit tantzen, spielen, sauffen und freßen gehalten», und weil er nach der Kirchenlehre auf dem Kirchhof erschien und die Bürgerschaft mit den Worten einlud: «Ihr Bürger, ihr wißt, daß der Altdörfer Meßtag heut ist, ihr möget ja fleißig kommen, daß ich es nicht noch einmal sagen darf!» In Bezug auf den Standpunkt der Wirte und des Pfarrers am Meßtag ist das Presbyterialprotokoll besonders kennzeichnend, welches Pfarrer König von *Mittelhausen* am 1. November 1740 aus Anlaß des Meßtags verfaßte.

Der Wirt Leonhard war angeklagt, die Veranstaltungen zum Meßtag zu treffen, «und seine eigenen Söhne sind die Meßtagsknaben (Meßtiburschen nach heutigen Begriffen), mithin die verführerischen Lockvögel, die andere zur Gottlosigkeit reitzen.» Der Wirt und zwei seiner Söhne wurden vor das Presbyterium zitiert, wo ihnen der Pfarrer vorstellte, «wie ihr Vorsatz lauter Leichtfertigkeit zum Endzweck habe; dann tantzen, ludern, freßen, sauffen, spielen und dergleichen, sind Dinge, die dem Christenthumb schnurstracks zuwiederlauffen. Kurtz, es seye dieses eine Handlung, aus welcher unzehlige andere Sünden entspringen. Diese mit vielen Worten begleitete Vorstellung würckte zwar so viel, daß die Beklagten, sonderheitlich aber die gemeldten Söhne frey offentlich gestunden: ja, sie wüßten es wohl, wie dergleichen sündliche Eitelkeiten

[1] Pfarrarchiv von *Ringendorf*.

keinem Christen geziemen und mit gutem Gewißen nicht könten verübet werden, auch keinen Segen bringen; gleichwohl aber wäre doch dieses eine überall eingeführte Gewohnheit und müßte man über das bey der starken Aufflage des Ohmgeldes (eine Weinsteuer) auff allerhand Mittel bedacht seyn, wie man einen Pfenning gewinnen möge. Ich replicirte: Tausend Jahr sündliche Gewohnheit seye in den Augen Gottes keinen Augenblick recht, und ein sündlicher Gewinn möge notwendig den göttlichen Fluch nach sich ziehen. Endlich antworteten die Söhne, sie ließen es auff den Vatter ankommen, vielleicht wird er anderen Sinnes. Bald darauf bescheidete ich den Vatter, welcher zwar meine nach aller Möglichkeit gethane Vorstellungen nicht mißbilligte, gleichwohl aber sich von der Geld Begierde überwinden ließ, mit Vorgeben: er würde ja eben deßwegen nicht in die Hölle kommen, Gott seye gnädig und es werde schon noch Zeit übrig seyn, da man sich bekehren könne. Ich verfluchte solch vermeßenes Vertrauen und sagte: Wehe der Seele, die auf Gottes Barmherzigkeit hin sündiget und die Gnaden Zeit auf solche Art mißbrauchet! Endlich ging dieser gottlose Vatter im Zorn fort, nahm meine treuherzige Ermahnung nicht an und hielt nach seinem Vorsatz das teuffliche jubilaeum i. e. den Meßtag.» Soweit Pfarrer König. Vierzehn Tage nachher wurde der Wirt mit seinen drei Söhnen wiederum vorgeladen, und diesmal versprachen sie nach Anhörung einer tüchtigen Strafpredigt «mit Hand und Mund, dergleichen Gottlosigkeiten in ihrem Hauß nicht nur die Zeit ihres Lebens nimmermehr zu dulten, sondern auch im übrigen sich eines gottseeligen Wandels zu befleißigen». Ob der Wirt und seine Söhne ihr Versprechen gehalten haben, läßt sich aus den Protokollen nicht ersehen, da von 1742 bis 1755 die Einträge fehlen.

Wie sehr der Meßtag trotz aller Verbote in das Volksbewußtsein eingedrungen war, beweist ein Fall in *Alteckendorf*, wo 1737 der herrschaftliche Schultheiß den öffentlichen Vortanz anführte, und ein anderer Fall, wo 1767 der Wirt Georg Schweyer von *Schalkendorf*, der zugleich Stabhalter und Kirchenältester war, den Meßtag hielt, trotzdem Sonntags darauf das Abendmahl im Dorf gefeiert wurde. Daß gerade in dieser letzteren Hinsicht die Pfarrer willkürlich den Meßtag verhindern konnten und es auch absichtlich taten, liegt auf der Hand. Die Dorfgenossen nahmen aber solche offenbaren Verdrehungen mit Entrüstung auf. In dieser Hinsicht ist der Fall des streitbaren Pfarrers Kampmann von *Schwindratzheim* geradezu vorbildlich.

Die dortigen Wirte wollten 1740 auf Ludovici, einen Donnerstag, den Meßtag abhalten. Vorsorglicher Weise hatte aber der Pfarrer Sonntags vorher das hl. Abendmahl gefeiert und

beeilte sich nun, an das hochfürstliche Konsistorium zu berichten mit der Bitte, «daß man von seyten dieses Collegii diesem Unfug zeitlich vorzubeugen geruhen werde». Daraufhin wurde der Meßtag verboten, aber trotzdem abgehalten, und sämtliche junge Leute hatten sich eingefunden. Bei Beginn des Tanzes erschien der Schultheiß und las das obrigkeitliche Verbot vor. Aber die Gesellschaft störte sich nicht daran, die Wirte stießen sogar viele Schmähreden aus. Wirte und «Meßtagsknaben» (die heutigen Meßtiburschen) bekamen Geldstrafen. Einige Wochen nachher aber verlangte der Pfarrer von den übrigen Burschen nach der Vorbereitungspredigt zum hl. Abendmahl, daß sie an Eidesstatt geloben sollten, ihr Lebtag nicht mehr zu tanzen, sonst würden sie das hl. Abendmahl sich zum Gericht und zu ewiger Verdammnis empfangen. Wenn sie sich übrigens dieser Ueppigkeit nicht zu enthalten getrauten, so sei es ihm lieber, wenn sie überhaupt nicht mehr zur Kirche gingen. Daraufhin verließen sämtliche junge Leute bis auf 6 Knaben die Kirche. Es wurde an das Konsistorium berichtet. Dieses lobte nun zwar seinen «sehr löblichen Eyffer», gab ihm aber doch in einer $3^1/_2$ Folioseiten langen Auseinandersetzung Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft und schließlich den vernünftigen Rat, das hl. Abendmahl nicht zu feiern, wenn Tänze in Schwindratzheim oder der Nachbarschaft bevorstehn. Auch sonst lag Pfarrer Kampmann mit den Wirten in stetem Streit. Schließlich zog er doch den kürzeren, erreichte gar nichts und bezog 1747 eine andere Pfarrstelle in der Oberlausitz.

Sehr bemerkenswert ist auch die Auffassung des Pfarrvikars Ehrenpfort von *Obermodern*, der dem ledigen Spielmann Jakob Pfad von *Schalkendorf* 1743 zumutete, «seine zu vielem Aergerniß bißhero getriebene Spielmanns-Profession zu quittieren.»

Aber die Zeiten wurden doch allmählich anders, und der Meßtag behauptete sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts siegreich. Die Chur-Pfälzische Kirchenordnung von 1763 enthält über Kirchweihe und Meßtag überhaupt nichts. 1764 wurde in *Mittelhausen* dem Wirt ausdrücklich erlaubt, «mit Billigkeit, in der Ordnung und ohne Klage Meß-Tag zu halten.» Am 28. Oktober 1766 hielten die drei Wirte von *Obermodern* wider den ausdrücklichen Regierungsbefehl Meßtag mit «Meßtagspurschen und Tellerausspielen». Erst am 22. Februar 1767 besprach der Pfarrer den Fall im Presbyterium, zu einem Beschlusse kam es jedoch nicht. 1772 suchte Pfarrer Schaller von *Obermodern* vergeblich, den Meßtag in seinem Filial *Schalkendorf* zu «inhibiren», das Konsistorium erlaubte ihn. Und 1782 erreichte er nur, daß der Meßtag, der einige Jahre am Ludwigstage gefeiert wurde, wieder auf Simon und Judä verlegt werden mußte.

Wie streng es übrigens dieser Pfarrer mit dem Meßtag nahm, erhellt aus einem Eintrag von 1776, wonach einige fremde Burschen, die sich auf Nachbarsmeßtagen bezecht hatten, in *Obermodern* bis gegen Mitternacht auf den Gassen herumschwärmten und «ein unvernünftiges Brüllen von sich hören ließen». Sie wurden ihren Pfarrern angezeigt und auch bestraft, aber nicht wegen ihrer Teilnahme am Meßtag, sondern wegen der nächtlichen Ruhestörung.

In den veränderten Zeitläuften erlitten auch die Ansichten über die Meßtagsfreuden eine allmähliche Wandelung. Die alte Kirchenzucht, die sich ehrlich die Bekämpfung des Lasters und die Erweckung christlicher Gesinnung zur Aufgabe gestellt hatte, hatte sich überlebt. Die sittenrichterlichen Befugnisse der Pfarrer und der Presbyterien zerflossen im Lichte der herannahenden Revolution.

Von der Bekämpfung der Kirchweihfeste durch die katholische Geistlichkeit in der vorrevolutionären Zeit ist uns nichts Wesentliches bekannt, sei es nun, daß die Feste in katholischen Ortschaften keinen Anlaß zum Einschreiten boten, sei es daß sie in vielen Gemeinden überhaupt nicht stattfanden. Schon 1723 und 1757 ist bei Rippell[1], der in *Fessenheim* Pfarrer war, die Rede von «lutherischen Meßtägen» in einem Zusammenhange, der darauf schließen läßt, daß die Meßtage damals eine eigenartige Einrichtung protestantischer Dörfer war. Urkundlich lassen sich Meßtage in folgenden katholischen Dörfern nachweisen: *Minversheim* 1736[2], *Ueberach* 1737[3], *Rumerheim* 5. September 1769[4], *Lichtenberg* 1780[5], *Wingersheim* 26. November 1786[6], *Hohatzenheim* 3. Dezember 1786[6], *Mommenheim* 12. Oktober 1788[6]. Aus dem Zusammenhang läßt sich schließen, daß es dabei recht hoch herging.

Die weltlichen Behörden.

Der Kampf der weltlichen Herrschaften und Behörden gegen die Kirchweihfeste und ihre vermeintlichen Auswüchse ist alt. In früheren Jahrhunderten, so lange die Herrschaften entweder geistliche waren oder sich in ihren Handlungen und Erlassen von religiösen Erwägungen leiten ließen, hatten die

---

[1] Rippell, a. a. O., S. 444.

[2] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*, Presbyterialprotokoll vom 5. Februar 1737.

[3] Das., Presbyterialprotokoll vom 6. August 1737.

[4] Pfarrarchiv von *Mittelhausen*.

[5] Bezirksarchiv des Unterelsaß, E. 5891.

[6] Notizbuch eines Schreiners, im Besitz der Familie Hornecker zu *Mittelhausen*.

Oberen ein wachsames Auge auf die Feste. So wurde die Feier des Meßtags zu *Hürtigheim* 1685 bei 6 Pfund Strafe verboten [1]. Ebenso hatten die Herren von Rathsamhausen den Meßtag von *Quatzenheim* unterdrückt, und erst 1706 ließen ihn die Oberkirch wieder zu [1]. Ja man sagte den Herren v. Rappoltstein nach, daß sie den Meßtag absichtlich in ihrer Herrschaft duldeten, um die damit verbundenen Ausschreitungen mit hohen Geldbußen belegen zu können.

Wenn die Abhaltung der Kirchweihfestlichkeiten geldliche Vorteile einbrachte, so ließen sie die weltlichen Herrschaften ruhig gewähren. Sie regelten die Eintreibung der Abgaben und liehen ihnen ihren Schutz. Selbst die hanauische Regierung, die einen so erbitterten Kampf gegen die Meßtage führte, verschmähte es nicht, Meßtagsabgaben zu erheben. Eine ausgesprochen meßtagfreundliche Stellung nahmen die Herren Gayling v. Altheim ein, die vor der Revolution das Dorf *Büsweiler* besaßen. In den 1780 er Jahren ließen sie die Bauern am Meßtag in den Schloßhof ziehen, und die Schloßherren hatten vielen Spaß daran, wenn jene mit ihren Holzschuhen im Sand und im Dreck tanzten.

Demgegenüber waren die Gemeindevorsteher, die Schultheißen, Meyer, Stabhalter und Bürgermeister, die ja zum Volke selber gehörten und seine Anschauungen teilten, stets für die Erhaltung des Kirchweihfestes, so lange sie sich nicht mit ihrer Gemeinde in Widerspruch setzten. In den Gemeinderatssitzungen vieler Ortschaften, insbesondere auch der hanauischen Dörfer, hat es manchen erbitterten Kampf gegeben, bis sich die Bürgermeister ins unvermeidliche fügten und zum Nachteil der Gemeindeeinkünfte dem Drängen der Pfarrer und ihres Anhangs auf Abschaffung der Kirwen und der Meßti nachgaben.

Unter den Wirren der Revolution und der Napoleonischen Zeit litten auch die Kirchweihfestlichkeiten, ohne daß sie jedoch ganz eingingen. So wurde 1803 und 1804 in *Hochfelden* ein flotter Meßtag abgehalten. Die große Umwälzung sprengte auch die Fesseln der Kirchweihfeste. Die weltliche Obrigkeit selber war es, die ihre Hand dazu bot, und nun werden diese Festlichkeiten durch den Staat lediglich von polizeilichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus beurteilt. Der Geist der Revolution weht noch insofern nach, als ein junger Bursche es ist, der im brüderlichen Kreise gleichgearteter Dorfgenossen sich besondere Freiheiten erringt, der leitet und sorgt und dem Feste jenes eigenartige Gepräge verleiht, das es vor allen Veranstaltungen des Landvolks so vorteilhaft auszeichnet.

---

[1] R. Reuß, L'Alsace au 17e siècle etc. Paris, Bouillon, 1897 1898. II, p. 87.

Schon 1818 erließ der französische Minister des Inneren auf eine Anfrage des Präfekten des oberrheinischen Departements aus Anlaß eines besonderen Falles eine Instruktion [1], worin es heißt: «Es wäre sehr hart, die Kilben zu verbieten, und es könnten hieraus Unannehmlichkeiten entstehen . . . Die Ortsbehörde hat die Verpflichtung, die Menschenansammlungen und die Vergnügungen, die aus ihnen entspringen, zu genehmigen, indem sie die nötigen Maßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung trifft. Der Tanz und andere derartige Vergnügungen sind erlaubt. Verboten sind die Hazardspiele und alle Vergnügungen, welche in ihrer Wirkung gefährlich werden oder die öffentliche Sittlichkeit beeinträchtigen können. Die Ortsbehörde hat nach den Umständen und Oertlichkeiten zu ermessen, ob Menschenansammlungen gefährlich sind. Sie hat die Pflicht, sie in diesen seltenen Fällen zu verbieten und zutreffendenfalls der vorgesetzten Verwaltungsbehörde über die Gründe zu berichten.»

Hierdurch waren die so heiß umstrittenen und vielgeschmähten Kirchweihfestlichkeiten staatlich genehmigt, und schon aus dem Jahre 1821 wird uns berichtet [2], daß der Präfekt des Oberrheins, Graf Alexander v. Puymaigre, als er die Dörfer bereiste, um für die Regierung Stimmung zu machen, oft bei der Kilbe auf den öffentlichen Tanzböden mit der Frau Maire oder den weiblichen Anverwandten des Dorfgewaltigen tanzte; denn das sei im Elsaß «un acte de popularité bien placé», wie er selbst sagte. Er erhielt denn auch leicht den Namen «Bauernpräfekt».

Für unser Gebiet aber beginnt eine Blütezeit, die ein halbes Jahrhundert lang andauerte und diese schönen Volksfeste vieler Orten zu einer idealen Entwickelung brachte. Zwar nahm, wie wir gleich sehen werden, die Geistlichkeit beider Konfessionen, den Kampf nur zu bald mit Erfolg wieder auf. Aber das Fest konnte nicht ganz unterdrückt werden, sondern erreichte den Gipfel seiner Ausgestaltung in den 1860er Jahren in den protestantischen Landgemeinden. Den sichersten Hort fand der Meßti in den Dörfern der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die auch sonst durch ihre kernhaften Sitten im ganzen Elsaß ausgezeichnet sind.

Eine Verfügung allgemeiner Art, die sich mit den Kirchweihfestlichkeiten befaßt hätte, scheint von den französischen Verwaltungsorganen bis 1870 nicht erlassen worden zu sein.

---

[1] Recueil des actes de la Préfecture du Département du Haut-Rhin, 1818, p. 117.
[2] Straßburger Post, 1906, Nr. 704.

Der deutschen Verwaltung war es vorbehalten, in Sachen der Kirchweihen Stellung zu nehmen. Infolge einer unten zu erwähnenden Eingabe des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession an das Ministerium ließ sich dieses von den Kreisdirektionen darüber berichten, auf wieviel Tage sich durchschnittlich die Kilben[1] in den verschiedenen Gemeinden ausdehnen, insbesondere wie weit der Gebrauch, dritte Kilbetage und Nachkilben zu feiern, verbreitet ist; wieviel Sonntage im Jahr in den verschiedenen Gemeinden mit ersten Kilbetagen besetzt sind; ob eine Zusammenlegung der Kilben auf einen und denselben Tag in weiteren Kreisen, etwa kantonsweise durchführbar erscheint; welche Bedenken der Untersagung der Feier dritter Kilbetage und sogenannter Nachkilben entgegenstehen würden. Die Kreisdirektion Straßburg-Land gab folgende zutreffende Antwort.

Zunächst ist es wohl sehr fraglich, ob der Zweck der Anregung, die Landbevölkerung zu größerer Sparsamkeit und Sittlichkeit zu erziehen, nicht den gegenteiligen Erfolg haben wird, daß die Landbevölkerung die Vergnügungen, die sie auf dem Lande nicht mehr findet, in der Stadt sucht. Dann sollte aber auch der althergebrachten Sitte, daß die in der weiteren Nachbarschaft wohnenden Verwandten sich bei dieser Gelegenheit gegenseitig besuchen, nicht gesteuert werden. Ferner fallen Gründe der Bevölkerungspolitik, den Verkehr zwischen den einzelnen Gemeinden nicht zu erschweren, ins Gewicht. Daneben sprechen auch praktische Gesichtspunkte, wie der Mangel an der nötigen Anzahl von Meßti-Unternehmungen und die Unzulänglichkeit der Ueberwachung durch die Gendarmerie bei den Kilben, gegen die Zusammenlegung.

Das Ergebnis dieser Rundfrage war ein Erlaß des Ministeriums, der den Kreisdirektoren des Unter-Elsaß durch Verfügung des Bezirkspräsidenten vom 24. Juli 1888 mit folgendem Wortlaut mitgeteilt wurde: «In Ausführung eines Erlasses des Kaiserlichen Ministeriums ersuche ich Sie ergebenst, auf die allmähliche Einschränkung des Mißbrauchs einer zu weiten Ausdehnung der Kilben und Nachkilben in den Gemeinden Ihres Kreises hinzuwirken. Es handelt sich hierbei nicht um die Abschaffung althergebrachter Ortsfeierlichkeiten, sondern um die Einschränkung willkürlicher Uebertreibungen derselben, soweit diese über das legitime Vergnügen und Ruhebedürfnis der Bevölkerung hinausgehn. Sie wollen demgemäß auf die allmähliche Beschränkung der Kilben auf zwei Tage und der

[1] Das Ministerium hat als Sammelname für das Kirchweihfest in ganz Elsaß-Lothringen das oberelsässische «Kilbe» gewählt.

Nachkilben, soweit letztere überhaupt nachweisbar herkömmlich sind, auf einen Tag hinwirken. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles bietet sich die Anweisung an die Bürgermeister, von der im § 3 meiner Polizei-Verordnung vom 13. Mai 1882 betreffend die Handhabung der Wirtschaftspolizei, ihnen übertragenen Befugnis zur Verlängerung der Polizeistunde nur soweit Gebrauch zu machen, daß Mitternacht des zweiten Kirchweihtages nicht überschritten wird. Ferner wollen Sie Ihrerseits für den Tag der Nachkilbe Verlängerung der Polizeistunde nur bis Mitternacht gewähren und den Bürgermeistern untersagen, daß sie für den zweiten Nachkilbetag Tanzerlaubnis erteilen. Der Bezirkspräsident. I. V. (gez.) Geiseler.»

Das Ministerium zieht also die notwendigen Folgen aus den Verhältnissen der entarteten Meßti und Kirwen. Außer ganz vereinzelten Landgemeinden ist so wie so der dritte Tag in den letzten Jahren seines Bestehens einfach ein Kneiptag mit vielem Unfug, mindestens aber mit überflüssigen Geldausgaben gerade derjenigen Burschen und Männer geworden, die das Geld am besten brauchen können. Daß durch den Wegfall des dritten Meßtitages das Begraben des Meßti, hie und da der Hahnentanz und noch andere rauschende Lustbarkeiten verschwinden mußten, ist höchst bedauerlich, aber leider waren diese Betätigungen ländlicher Ausgelassenheit gewöhnlich schon in mutwillige und sinnlose Ausschreitungen entartet. Ist doch in vielen Dörfern schon am Abend des Meßtimontags nicht mehr viel «los»!

Soweit kann man also mit den Beweggründen, die das Ministerium zu seinem Erlaß bestimmt haben, einverstanden sein. Besser wäre es aber gewesen, wenn es sich klar darüber ausgesprochen hätte, daß Hand in Hand mit der Bekämpfung der Auswüchse auch der Schutz und die Pflege der althergebrachten erhaltenswerten Sitten und Gebräuche der unteren Verwaltungsbehörde ans Herz gelegt wird. So gut auch der Erlaß gemeint ist, seinem Wortlaute nach wird er von den betroffenen Bevölkerungsschichten als Beschränkung, als Verbot aufgefaßt. Die Behörden sollten es sich besser überlegen, ehe sie Hand anlegen an solche Feste, die eine gewisse geschichtliche Berechtiguug haben, die schließlich auch zum elsässischen Nationalgut gehören und einen Quell unserer Volkskraft bilden.

Was nun die Ausführung dieses Ministerialerlasses betrifft, so hat allein die Kreisdirektion Zabern noch weitere Beschränkungen vorgenommen. indem sie durch Bekanntmachung vom 8. Juni 1900 den Bürgermeistern eröffnete, daß sie am ersten Nachmeßtitag eine Verlängerung der Polizeistunde bis

Mitternacht nur ausnahmsweise dann gestatte, wenn hierfür ein Bedürfnis nachgewiesen werde, und daß am 2. Nachmeßtitage, der am besten überhaupt wegfalle, weder Tanzerlaubnis noch Verlängerung der Polizeistunde erteilt werden dürfe.

Im Kreise Weißenburg erteilen die Bürgermeister den Wirten für die beiden Hauptkirwetage Tanzerlaubnis und Verlängerung der Polizeistunde nach Wunsch und Bedürfnis. Wenn jedoch Streitigkeiten vorkommen, wird früher Feierabend gemacht. In den wenigen Gemeinden, wo ein dritter Hauptkirwetag stattfindet, wird für den 3. Tag, sowie in allen Gemeinden für den Nachkirwe-Sonntag die Polizeistunde von der Kreisdirektion stets bis 2 Uhr morgens verlängert. Eine gleiche Erlaubnis gibt der Bürgermeister dann auch zum Tanzen. Ein zweiter Nachkirwetag findet in keiner Gemeinde des Kreises statt. Man wird wohl nicht irren, wenn man in dieser verständigen Behandlung der Kirwe noch die Nachwirkung der segensreichen Tätigkeit des früheren Kreisdirektors v. Stichaner auf dem Gebiete der Erhaltung des Volkstums erblickt.

Auch im Kreise Schlettstadt wird in verständnisvoller Auslegung des Ministerialerlasses der Erhaltung alter Sitten besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Beschränkung des Meßti wird in jenem fast ganz katholischen Kreise durch die Geistlichkeit auch ohne Ministerialerlaß besorgt, und darum ist sicher die Umwandlung des Meßti zu einem gehaltvollen Familien- und Volksfeste nach altem Brauch seiner gänzlichen Vernichtung vorzuziehen. Man kann diesen Bestrebungen nur guten Erfolg wünschen.

Die Kreisdirektionen Hagenau, Straßburg (Land), Erstein und Molsheim haben zu dem Ministerialerlaß keine besondere Stellung genommen.

Die Abhaltung der Kirchweihen auf einen Tag in der Absicht, die Kirchweihfreuden einzuschränken, wurde übrigens schon durch die Nassauische Kirchenordnung von 1532 angeordnet. Sie wird auch in unseren Tagen von Zeit zu Zeit als wirksames Mittel gegen die Vervielfältigung des Meßti empfohlen. Im Jahre 1906 hat sogar ein Abgeordneter im Landesausschuß denselben Wunsch ausgesprochen, es wurde ihm aber weder vom Regierungstische noch von den Abgeordnetenbänken eine Antwort. Zweifellos wäre ein Gesamtmeßti manchmal von Vorteil, so z. B. in der Umgegend von Zabern. Dort haben von Ende August bis in den November die Arbeiter jeden Sonntag Gelegenheit, die Meßtifreuden zu genießen, und nützen sie oft dermaßen aus, daß der Fabrikbetrieb auf dem *Zornhof* ernste Störungen erleidet.

Die geistlichen Behörden im 19. Jahrhundert.

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts war der Zustand in katholischen Gemeinden folgender. Nach alter kirchlicher Uebung, die durch Papst Paul V. (1605—1621) festgelegt wurde, fand die Einweihung einer neuen Kirche (dedicatio ecclesiae) an einem Sonntage oder an einem Heiligenfeste statt. Man wählte dazu den Totengedächtnistag eines Heiligen, welcher dadurch Patron der neuen Kirche wurde. An demselben Tage wurde auch die kirchlich vorgeschriebene Erinnerungsfeier an die Kircheneinweihung (dies anniversarius ecclesiae) begangen. Somit fielen der örtliche Patronstag und das örtliche Kirchweihfest zusammen und wurden von alters her mit weltlichen Lustbarkeiten und Gebräuchen umgeben [1]. Diese örtlichen Kirchweihfeste fanden teils an Wochentagen statt, so in *Rumersheim* Dienstag den 5. September 1769 [2], zum Teil wurden sie auf den nachfolgenden Sonntag verlegt, so in *Wingersheim* am 26. November 1786, in *Hohatzenheim* am 3. Dezember 1786, in *Mommenheim* am 12. Oktober 1788 [3].

Durch ein Indult des Papstes Pius VII., veröffentlicht durch Beschluß des französischen Staatsrats vom 29. Germinal des Jahres X [4], wurde nun bestimmt, daß außer den örtlichen Kirchweih- und Patronsfesten (festi sanctorum patronorum), die am nachfolgenden Sonntag zu begehen sind, noch ein allgemeines Kirchweihfest in ganz Frankreich gefeiert werden soll (anniversarium didicationis templorum quae in ejusdem gallicanae reipublicae territorio erecta sunt), und zwar am Sonntag nach der Oktave von Allerheiligen. Das allgemeine Kirchweihfest wird noch heute auf diesen Tag rein kirchlich abgehalten. Die örtlichen, mit den Patronstagen verbundenen Kirchweihfeste blieben bestehen und wurden am Sonntag abgehalten.

Aber schon in den 1820er Jahren eröffnete die katholische und einige Jahrzehnte später die protestantische Geistlichkeit ihren Verfolgungskampf gegen Kirwe und Meßti, und dieser Kampf dauert bis zum heutigen Tage an. Es liegt ja in der Natur der Verhältnisse, daß die Vertreter des geistlichen Standes sich vermöge ihres Amtes das Meßti- und Kirwetreiben näher ansehen. Und diese Festlichkeiten boten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon allein wegen ihrer übermäßigen Ausdehnung reichlichen Anlaß zur Klage und zur Beanstandung.

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O., S. 245 f.
[2] Pfarrarchiv von *Mittelhausen.*
[3] Notizbuch eines Schreiners, im Besitz der Familie Hornecker zu *Mittelhausen.*
[4] Lepec, Bulletin des Lois etc. Paris, Dupont. T. IX (1836), p. 286.

Eine allgemeine Verordnung über ihre Einschränkung oder Unterdrückung ist weder durch das Bistum Straßburg noch durch die protestantischen Kirchenbehörden erlassen worden. Vielmehr richteten sich die Pfarrer einzig und allein nach den allgemeinen Grundsätzen der Moral, und in diesem Sinne wurde den katholischen Pfarrern auf Anfrage immer durch das Bistum geantwortet.

Wir müssen nun je nach der persönlichen Auffassung der Pfarrer beider Konfessionen zwei Ansichten unterscheiden.

Nach der einen ist der ganze Meßti, die ganze Kirwe als eine Quelle der Sünde, als eine Gott nicht wohlgefällige Veranstaltung anzusehen und deshalb mit Stumpf und Stiel auszurotten. Jeder einzelne seiner Bestandteile ist anstößig und unsittlich, das viele Essen und Trinken, das Spielen, eine Reihe von Gebräuchen wie z. B. das Begraben, ferner und ganz besonders der Tanz als Ausgangspunkt von allerlei Unsittlichkeiten und sittlichen Verfehlungen, ja schon allein das Beisammensein der jugendlichen Vertreter beider Geschlechter. Manche geistliche Herren verbieten in der Neuzeit sogar das Karussellfahren. Recht zutreffend ist der ablehnende Standpunkt in folgender Würdigung der *Kleeburger* Kirwe durch den dortigen reformierten Pfarrer E p p e l gekennzeichnet[1]: «Die Hauptsache ist den Leuten nicht die kirchliche Feier, sondern was nachfolgt und was dieses Fest in *Kleeburg*, wie überall, zum Gegenteil von dem gemacht hat, was sein Name besagt, zu einem Baals- und Bauchfest, wo das Fleisch seine volle Rechnung findet, der Geist aber meistens leer ausgeht oder gar ersäuft wird.»

Diese strenge Haltung, die den Menschen hienieden nur auf sein Seelenheil vorbereiten will und jedes das gewöhnliche Lebensbedürfnis überschreitende Vergnügen verurteilt und beseitigt, brachte es zustande, daß in zahlreichen katholischen Ortschaften in der Zeit zwischen 1825 und 1840 jenes üppige, fröhliche Dorffest einging. Die Patronstage wurden ihrer profanen Beigabe entkleidet und blieben als rein kirchliche Feste bestehen. Sie werden in einem besonderen Abschnitt weiter betrachtet werden. Das jetzige Geschlecht weiß in solchen Dörfern durch Ueberlieferung oder auch durch eigene Anschauung bloß noch von dem ehemaligen blühenden weltlichen Meßti und dem nachgefolgten rein kirchlichen Patronstage zu erzählen. Die Ansichten über den Meßti haben sich dermaßen verschoben, daß er vielfach für etwas Schlechtes und Verdammungswürdiges

---

[1] E p p e l, Kleeburg. Straßburg, Hottingers Schriftenverlag, 1891. S. 54 f.

gehalten wird. So schien der Bürgermeister von *Griesheim* ganz beleidigt, als ich ihn nach dem alten Meßti fragte. So lange er im Amte sei, erklärte er mit erhobener Stimme, würde er «so was» nicht dulden. Eine Frau von *Dauendorf* meinte, der Meßti sei ein heidnischer Brauch und ein Teufelswerk, ebenso eine *Weyersheimer* Persönlichkeit. Viele Leute schämen sich, zu gestehen, daß in ihrem Dorfe überhaupt einmal Meßti war, und hierdurch werden die Nachforschungen wesentlich erschwert.

Weniger häufig trifft man die schroffe Ansicht vom verderblichen Wesen der Kirchweihfestlichkeiten bei protestantischen Geistlichen, und hier findet sie sich von der Mitte des Jahrhunderts ab vorwiegend in den Dörfern der alten Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die ja auch in früheren Jahrhunderten der Schauplatz erbitterten Kampfes gewesen waren. Dort sind nicht allein die Pfarrer an der Unterdrückung des Meßti schuld, sondern auch die Mehrzahl der Dorfeingesessenen selber, denen ihre religiösen Anschauungen vom Pfarrer anerzogen wurden. Manche Leute, auch Bürgermeister, sahen mit Bedauern den alten Meßti scheiden und hingen begreiflicher Weise mit Zähigkeit daran, aber schließlich fanden sie sich doch auch ohne Meßti zurecht und waren am Ende auch damit ganz zufrieden. In *Imbsheim* waren die Wünsche der Gemeinde, den Meßti beseitigt zu sehen, sogar stärker als die des Pfarrers, und dieser mußte seinem drängenden Kirchenrat und Gemeinderat kurzer Hand nachgeben.

Folgendes mag als Beleg zu den Ansichten dienen, die in weitesten Kreisen des Hanauerlands über den Meßti herrschten und noch herrschen. Eine jetzt noch lebende alte Frau aus angesehener Familie hatte als Jungfrau mehrere Meßti mitgemacht. Aber plötzlich, so sagt sie, sei eine innere Wandlung mit ihr vor sich gegangen, sie sei erleuchtet worden und habe sich aus Abscheu vom Meßtitreiben zurückgezogen. Dabei habe sie an den Spruch Matth. 11, 21 gedacht und ihm auch öffentlich Ausdruck gegeben: «Wehe dir, Chorazim! wehe dir, Bethsaida! wären solche Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vorzeiten im Sack und in der Asche Buße getan.» Es war in den 1850er Jahren, und in demselben Jahre wurde zur Genugtuung jener Jungfrau der Meßti zum letzten Mal abgehalten.

Nicht minder kennzeichnend und zugleich ein Beitrag zu den religiösen Anschauungen des Hanauers überhaupt ist folgendes Vorkommnis. Eine alte Hanauerin hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert beim Tanz eine zinnene Meßtiplatte gewonnen. Vor etwa 10 Jahren kam ein Althändler, dem sie die schön gravierte

Platte verkaufte. Den Erlös von 18 M. hat sie aber nicht etwa verbraucht, sondern in eine Schachtel eingewickelt und als Zehrpfennig im Falle der Not beiseite gelegt. Falls sie das Geld nicht brauchen sollte, so ist es nach ihrem Ableben für die äußere Mission bestimmt. Bis jetzt ist ein Notfall nicht eingetreten, obwohl dies früher öfters geschah. Die Frau erblickt in dieser günstigen Aenderung ihrer Verhältnisse den Finger Gottes und glaubt recht getan zu haben, indem sie die anrüchige Meßtiplatte veräußerte.

Die gewaltsame Unterdrückung solcher alteingelebten Feste ist in unserer Zeit viel schwieriger als früher. Die Erfahrung hat gelehrt, daß immer und immer wieder der Hang zu weltlicher Lustbarkeit zutage tritt. Ob aber in denjenigen Dörfern, wo es dem pastoralen Eifer gelang, die Kirchweihfreuden zu unterdrücken, auch die Sittlichkeit gehoben, die Frömmigkeit gefördert, die Menschen gebessert wurden, das ist eine andere Frage.

Der gemäßigte Standpunkt vieler Geistlichen geht dahin, daß die Kirchweihfreuden zu dulden sind, so lange sie nicht zu Ausschreitungen und sittlichen Schäden führen. Dem persönlichen Ermessen des Pfarrers ist hier ein weiter Spielraum gelassen. Von den protestantischen Geistlichen sind diejenigen, die der freieren Richtung angehören, nicht immer auch die, welche den Kirchweihfesten Wohlwollen entgegenbringen. Und wenn in mancher Gemeinde Kirwe und Meßti nicht beseitigt wurden, so lag es nicht immer an den Geistlichen.

Welche Mittel sie manchmal anwenden, um die Kirchweihfestlichkeiten zu vernichten, davon sei hier ein Beispiel erwähnt, das seiner Zeit auch über die Grenzen des Elsaß hinaus bekannt wurde. In *Diebolsheim* steigerte vor Jahren der katholische Pfarrer die Kirchweih, um ihre Abhaltung zu verhindern. Der Kreisdirektor von Schlettstadt ließ den Steigpreis an den Gemeinderechner einzahlen und erteilte dann auf Antrag für den nächsten Sonntag und Montag einem Wirt im Dorfe die Erlaubnis zur Abhaltung eines öffentlichen Tanzes unter der Bedingung, daß dieses Vergnügen vollständig wie eine Kilbe, mit Rösselspiel u. dgl. stattfindet. Seitdem wird das Mittel, die Ansteigerung von den Pfarrern nicht mehr versucht.

Im allgemeinen kann man sagen, daß da, wo Meßti und Kirwe verkümmert sind — darüber wird in einem besonderen Abschnitt die Rede sein —, den Pfarrer immer wenigstens ein Teil der Schuld trifft.

Es möge hier ein Verzeichnis sämtlicher Kirwen und Meßti folgen, die durch die Geistlichkeit unterdrückt wurden. Darin sind auch diejenigen Ortschaften enthalten, wo angeblich seit

Menschengedenken das Fest nicht stattfand. Die Ansicht, daß es auch dort durch geistlichen Einfluß beseitigt wurde, ist in dem oben gesagten begründet, und außerdem haben wir es öfters erlebt, daß von mehreren Dorfgenossen der eine behauptete, ein Meßti habe noch nie stattgefunden, während der andere bestimmt aussagte, der Pfarrer habe ihn in dem und dem Jahre abgeschafft.

Zunächst die katholischen oder vorwiegend katholischen Dörfer.

Landkreis Straßburg, Kanton Brumath: seit Menschengedenken nicht in *Bilwisheim*, *Donnenheim*, *Kilstett*, *Kriegsheim*, *Mittelschäffolsheim*, *Mommenheim* (1788 archivalisch nachgewiesen, s. o.), *Rottelsheim* und *Wanzenau*; schon lange nicht mehr in *Bernolsheim*; zuletzt 1853 abgehalten in *Weyersheim*, 1862 in *Gambsheim*. — Kanton Hochfelden: seit Menschengedenken nicht in *Bossendorf*, *Friedolsheim*, *Grassendorf* und *Ringeldorf*; zuletzt abgehalten zu *Ettendorf* in den 1820er Jahren, in *Schaffhausen* kurz vor 1830, in *Lixhausen* 1833, in *Minversheim*, *Mutzenhausen* und *Scherlenheim* in den 1830er Jahren, in *Wilwisheim* 1838. — Kanton Schiltigheim: seit Menschengedenken nicht in *Achenheim*, *Oberschäffolsheim*, *Reichstett*, *Suffelweyersheim*. — Kanton Truchtersheim: seit Menschengedenken nicht in *Avenheim*, *Behlenheim*, *Dingsheim*, *Dossenheim*, *Dürningen*, *Fessenheim*, *Griesheim*, *Gugenheim*, *Ittlenheim*, *Kienheim*, *Kleinfrankenheim*, *Küttolsheim*, *Neugartheim*, *Offenheim*, *Osthofen*, *Pfettisheim*, *Rohr*, *Rumersheim* (1769 archivalisch nachgewiesen, s. o.), *Schnersheim*, *Stützheim*, *Truchtersheim*, *Willgottheim* und *Wiwersheim*.

Kreis Erstein, Kanton Erstein: seit Menschengedenken nicht in *Hindisheim*, *Hipsheim* und *Kraft*; in den 1820er Jahren abgekommen zu *Limersheim*. — Kanton Geispolsheim: seit Menschengedenken nicht in *Düppigheim*, *Ichtratzheim* und *Lipsheim*; zuletzt um 1816 abgehalten in *Wibolsheim*, um 1853 in *Feyersheim*, 1856 in *Düttlenheim*, 1858 in *Holzheim*, 1880 in *Geispolsheim*. — Kanton Oberehnheim: seit Menschengedenken nicht in *Innenheim*, *Krautergersheim* und *Meistratzheim*, 1865 abgeschafft in *Zellweiler*.

Kreis Hagenau, Kanton Hagenau: zuletzt abgehalten um 1830 in *Batzendorf* und *Wahlenheim*, 1832 in *Keffendorf*, 1836 in *Uhlweiler*, zwischen 1835 und 1840 in *Wintershausen*, in den 1830er Jahren zu *Hüttendorf* und *Wittersheim*, «schon lange nicht mehr» in *Berstheim*, in den 1840er Jahren zu *Niederschäffolsheim*, um 1850 zu *Höchstett* und *Ohlungen*, in den 1860er Jahren zu *Morschweiler*, um 1870 zu *Dauendorf*. — Kanton Niederbronn: eingegangen zu *Kindweiler* 1876.

Kreis Molsheim, Kanton Molsheim: seit Menschengedenken nicht in *Altdorf*, *Avolsheim*, *Dachstein*, *Ergersheim*, *Ernolsheim*, *Sulzbad* und *Wolxheim;* 1872 abgekommen in *Still*. — Kanton Rosheim: seit Menschengedenken nicht in *Bischofsheim* und *Griesheim;* «schon lange nicht mehr» in *Börsch*; zuletzt 1886 in *Ottrott*. — Kanton Wasselnheim: seit Menschengedenken nicht in *Dahlenheim* und *Marlenheim;* «schon lange nicht mehr» in *Bergbieten*.

Kreis Schlettstadt, Kanton Barr: zuletzt abgehalten in *Stotzheim* 1852, in *St. Peter* 1854.

Kreis Weißenburg, Kanton Sulz u. W.: zuletzt 1877 abgehalten in *Schoenenburg*. — Kanton Wörth: seit Menschengedenken nicht in *Laubach*; zuletzt abgehalten zwischen 1835 und 1840 in *Eberbach*, vor 1850 in *Biblisheim*, um 1860 in *Hinterfeld* und *Walburg*, vor 1870 in *Eschbach* und *Gunstett*, 1887 in *Dürrenbach*, 1892 in *Hegeney*, 1902 in *Diefenbach*.

Kreis Zabern, Kanton Maursmünster: seit Menschengedenken nicht in *Jettersweiler*, *Knörsheim*, *Rangen*, *Reutenburg*, *Schweinheim*, *Westhausen* und *Zeinheim*; zuletzt abgehalten zu *Kleingöft* in den 1840 er Jahren, in *Hohengöft* 1854, in *Dimbsthal* noch nach 1870. — Kanton Zabern: seit Menschengedenken nicht in *Littenheim*, *Lupstein* und *Waldolwisheim;* eingegangen am Anfang des 19. Jahrhunderts zu *Altenheim* und *Wolschheim*, in den 1840 er Jahren zu *Steinburg*.

Die eingegangenen Kirwen und Meßti sind also in größerer Zahl angehäuft in den Kantonen Wörth, Hagenau, Hochfelden, Maursmünster und Truchtersheim, demnach auch im Kochersberg.

In folgenden protestantischen oder vorwiegend protestantischen Dörfern wurden Kirwe und Meßti durch geistlichen Einfluß abgeschafft.

Landkreis Straßburg, Kanton Hochfelden: *Geisweiler*, *Wickersheim* und *Wilshausen* 1853. In *Wickersheim* trat mit der Zeit ein evangelisch-lutherisches Missionsfest an die Stelle, das alljährlich eine große Volksmenge von nah und fern anzieht. Abgesehn von einem besseren Essen in der Familie hat dieses Fest nur religiöse Bedeutung. — Kanton Schiltigheim: eingegangen in *Breuschwickersheim* 1858, in *Eckbolsheim* 1866.

Kreis Molsheim, Kanton Wasselnheim: «schon lange» abgeschafft in *Tränheim*.

Kreis Schlettstadt, Kanton Barr: seit Jahren eingegangen in *Heiligenstein*.

Kreis Weißenburg, Kanton Sulz u. W.: 1877 abgeschafft in *Hölschloch* und *Merkweiler*. — Kanton Wörth: 1882 abgeschafft in *Preuschdorf*.

Kreis Zabern, Kanton Buchsweiler: zum letzten Mal abge-

halten in *Imbsheim* 1868, *Nieder-* und *Obersulzbach* 1884, *Griesbach* 1888. — Kanton Zabern: *Prinzheim* 1875, *Hattmatt* 1889, *Gottesheim* 1897.

Aufrichtiges Wohlwollen der Pfarrer gegen den Meßti ist selten, kommt aber vor, in alter wie in neuer Zeit. In den 1820 er Jahren tanzten zu *Buchsweiler* die Pfarrerstöchter mit den Vikaren und jungen Pfarrern in der Meßtihütte. Die ehrwürdigen Pfarrherren sahen zu und freuten sich über das Vergnügen der Jugend. Um dieselbe Zeit tanzte die *Ettendörfer* Pfarrköchin mit den dortigen Burschen öffentlich in Anwesenheit des Pfarrers. In den 1840 er Jahren sah sich der *Hochstetter* Pfarrer den Vortanz auf der Dorfstraße an und belustigte sich sehr über seine tanzenden Bauern. Aus den 1850er Jahren wird von *Weyersheim* berichtet, daß der Pfarrer regelmäßig ein Ständchen mit dem Vortanz vor dem Pfarrhaus entgegennahm und die Vesper früher abhielt, damit die Bauern sich eher dem Tanzvergnügen hingeben konnten. Niemals, so erzählt man sich, sei die Kirche besser besetzt gewesen als am Meßti-Sonntag.

Aus neuerer Zeit sind namentlich die Verdienste des langjährigen *Mietesheimer* Pfarrers August Jäger um die Erhaltung der dortigen Sitten und insonderheit des Meßti bekannt geworden.

Das Oberkonsistorium der Kirche Augsburgischer Konfession befaßte sich wiederholt mit den Kirchweihfesten. 1882 klagt der geistliche Inspektor Pfarrer Horst aus Colmar über die Kilben im Oberelsaß[1]: «Während einer langen Reihe von Sonntagen, so schreibt er, werden diese in den verschiedenen, nahegelegenen Dörfern abgehalten, so daß, wenn hie und da ein besser gesinnter Bürgermeister das Abhalten der Kilbe untersagt, die Belustigungssüchtigen in der Nachbarschaft öfters Ersatz finden, wodurch der Unfug gemeiniglich noch erhöht wird.» Aehnliches berichtet der Pfarrer von *Altweiler*[1] und wünscht, daß alle Kirchweihen des ganzen Landes auf denselben Tag verlegt werden und daß niemals Trink- und Tanzfreiheit für ganze Nächte bewilligt wird.

Auch im Bericht des Pfarrers Krencker, Inspektors der Inspektion Lützelstein, wird von einem Pfarrer wie folgt geklagt[2]: «Nicht nur wird drei Tage und besonders drei Nächte in einem Dorf, wo ein solches Fest begangen wird, getanzt,

---

[1] Amtliche Sammlung der Akten des Oberkonsistoriums und des Direktoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, B. XXXVIII. Straßburg, Heitz, 1884. S. 151 f.

[2] Das., B. XL, 1887. S. 66.

das Geld vergeudet, oft in Unmäßigkeit und Unzucht gelebt, sondern während acht Wochen oder noch länger, während welcher ein Dorf nach dem andern seine «Kirchweihe» feiert, zieht die Jugend und auch ältere Leute, Sonntag für Sonntag, in die näheren oder ferneren Ortschaften, wo ihnen Gelegenheit geboten wird, solch unbändiges Treiben stets aufs neue zu führen. Diesem ausschweifenden Treiben sollten höheren Orts Schranken gesetzt werden. Ueberdies wird auch die Erlaubnis zum Tanzen öfters als früher gegeben. Hierdurch erwächst zwar einem Wirt und einigen Musikanten Vorteil, die Haushaltungen aber leiden not, weil die Söhne das Geld zu solchen unnützen Vergnügungen herauspressen. Die Jugend wird somit mehr und mehr entsittlicht und verwildert.»

Wenn auch diese Klagen nicht aus unserem Gebiete stammen, so mußten sie doch der geschichtlichen Vollständigkeit halber erwähnt werden, weil sie den Ausgangspunkt des im vorigen Abschnitt angeführten Ministerialerlasses bildeten. Das Oberkonsistorium befaßte sich nämlich am 18. November 1885 mit der Angelegenheit und das Mitglied Dr. Höffel stellte den Antrag[1], das Oberkonsistorium wolle der Regierung den Wunsch unterbreiten, daß alle Kirchweihen im Lande an ein und demselben Tage gehalten werden, wie solches in Württemberg geschieht. Die Kommission des Generalberichts schloß sich dem Antrage an[2], das Oberkonsistorium war aber der Ansicht, es genüge, wenn das Direktorium im Auftrage des Oberkonsistoriums die betreffenden Stellen der Inspektionsberichte der Regierung zur Kenntnis bringe[3]. Dennoch wurde der Regierung gegenüber der Wunsch ausgesprochen, daß die Kirchweihen für weitere Bezirke auf einen und denselben Tag verlegt werden möchten, und das Direktorium beantragte weiter, daß wenigstens die dritten Kilbetage und die Nachkilben untersagt würden. Ueber das weitere Schicksal dieser Anträge ist im vorigen Abschnitt bereits berichtet.

Im Jahre 1886 befaßte sich auch die Pastoralkonferenz, eine zeitweise tagende freie Vereinigung evangelischer Pfarrer beider Richtungen, mit der Ausartung des Kirchweihfestes. Der Berichterstatter, Pfarrer Hoffmann aus *Eckwersheim*, drückte damals folgende zutreffende und verständige Ansicht aus[4]. «Das Volk muß seinen weltlichen Festtag haben, das wird jeder an-

---

1 Das., S. 74.
2 Das., S. 99 und 110.
3 Das., S. 110.
4 Archiv der Straßburger Pastoralkonferenz, IX. Band; 4. Lief. Straßburg, Heitz, 1889. S. 392.

erkennen, der mit dem Landvolk in Berührung gekommen ist. Man lasse daher dem Landvolke seine Kirmeß als Fest ohne religiöse Grundlage, so manches bietend, das wert ist, erhalten zu werden, der Volksfreude freien Lauf gewährend! Bildet doch das Kirchweihfest ein Band, das nicht nur die Lebenden unter sich vereinigt, indem es nahen Verwandten oder treuen Hausfreunden gestattet, sich zu sehn und zu begrüßen, sondern auch das jetzige Geschlecht mit den längst vorangegangenen Geschlechtern in Brauch und Sitte verbindet. Dazu hat die Kirmeß auch ihre poetische Seite, die ich nicht möchte verschwinden sehn. Ich sehe es gern, wenn der Maienbaum feierlich im Walde abgeholt, auf den freien Platze im Dorfe aufgepflanzt und mit Bändern, Leckerbissen und andern Gegenständen geschmückt wird, welche den Knaben, die solche beim Erklettern erhaschen können, zuteil werden; wenn nachmittags ein heiterer Zug durch die Straßen, selbst mit Musik, veranstaltet wird, der mit einem harmlosen Tanz um den Maienbaum endigt; wenn der gezierte Festhammel oder der feiste Festhahn, Ueberbleibsel der Opfer unserer Väter, ausgelost oder ausgespielt wird; wenn Freunde und Bekannte nach schweren Arbeitstagen sich zusammenfinden, um einige gemütliche Stunden, sei es im eigenen Hause, sei es in einer Gartenwirtschaft zu verbringen, während die Dorfjugend eines unserer Volkslieder anstimmt!»

Merkwürdigerweise wurden weder im Bericht, noch in den Verhandlungen von der Behandlung des Gegenstandes im Oberkonsistorium und von der auf dessen Anregung hin durch das Ministerium erlassenen Verfügung auch nur ein Wort gesprochen. Sondern der Berichterstatter schloß mit folgenden Vorschlägen[1]: Es möge die Pastoralkonferenz erstreben, daß die Kirchweihen eines Kantons auf denselben Sonntag verlegt werden, daß ihre Dauer eingeschränkt werde, so daß weder Vor- noch Nachkilbe stattfänden; daß das Tanzvergnügen nur bis zu einer gewissen Stunde gestattet und ein strengeres Strafmaß, als es bisher üblich war, bei Unordnungen, Schlägereien usw. in Anwendung gebracht werde. Die Aufgabe der Kirche ist eine bildende und erziehende, mithin eine solche, deren Frucht nur langsam heranreift. Erziehen wir unsere Gemeinden zum Genuß höherer und edlerer Freuden als diejenigen, welche die rohe, ausgelassene Lust gewährt, und die Ausschweifungen der Kirchweihen werden immer seltener werden, das Kirchweihfest dagegen immer mehr zu einem echten Volksfeste sich gestalten.

---

[1] a. a. O., S. 394f.

In der Verhandlung wurde auch hier Anstoß genommen an dem vielfältigen Besuche auswärtiger Kirchweihen, den einer der Redner, Prof. Budde, als Schmarotzer- und Landstreichertum bezeichnete. Mehrere Mitglieder sprachen den Wunsch aus, die Pastoralkonferenz möge sich ans Direktorium wenden, um von den zuständigen Behörden die Verlegung der Kirchweihfeste auf einen Tag zu erwirken. Dieser Antrag fand aber keinen Anklang. Man einigte sich schließlich dahin, es sei am besten, wenn die Pfarrer die im Verlaufe der Diskussion ausgesprochenen Gedanken in ihre Gemeinden brächten und, soviel in ihren Kräften steht, die Volksfeste zu veredeln suchten.

Der Patronstag. Der Rosenweiler Meßti.

Bis um die Wende des 19. Jahrhunderts wurden kirchliches und weltliches Kirchweihfest, nach heutigen Begriffen Patronstag und Meßti oder Kirwe, zusammen gefeiert, und zwar teils an einem Wochentage, teils am Sonntag.

Durch das bereits erwähnte Indult Pius VII.[1] wurde bestimmt, daß die Patronstage (festi sanctorum patronorum) der einzelnen Pfarreien nicht an einem Wochentage, sondern am darauffolgenden Sonntag gefeiert werden sollen.

Aber im Laufe der Jahre kam vielfach die Gewohnheit auf, den Patronstag wieder an einem Wochentage abzuhalten, falls er auf einen solchen fällt, und in diesem Falle wird das päpstliche Indult dadurch befolgt, daß die Messe des Festes am darauffolgenden Sonntage und zwar feierlich gesungen wird. Man darf wohl die Abhaltung des Patronstages an einem Wochentage als ein wichtiges Mittel ansehen, um profane Ansätze zu verhindern, insbesondere um Budenbesitzer und Tanzvergnügen fernzuhalten, die sich an einem Sonntage ungleich leichter anschließen könnten. Die Verlegung des Patronsfestes auf einen Sonntag geschieht hauptsächlich mit Rücksicht auf die Feldarbeiten.

In der Zeit von 1825 bis 1840 entledigte sich der kirchliche Patronstag fast allenthalben der weltlichen Kirchweihfreuden und blieb nun als ein rein kirchliches Fest in allen katholischen Gemeinden bis zum heutigen Tage bestehen. In zahlreichen Gemeinden und zwar, wie wir gesehen haben, fast ausschließlich im Gebiete des Meßti, ging dabei das weltliche Kirchweihfest überhaupt ein. In den andern wurden Meßti oder Kirwe auf einen andern Termin verlegt und so beide Feste getrennt abgehalten. In vielen von diesen Dörfern ging Meßti oder Kirwe später aus verschiedenen Ursachen ein.

---

[1] Lepec, Bulletin des Lois etc. Paris, Dupont. T. IX (1836), p. 286.

Das weltliche Kirchweihfest hat sich neben dem Patronstag noch am meisten im Kreise Weißenburg behauptet, wo nur in 17 von 85 Ortschaften der Patronstag allein, ohne Kirwe gefeiert wird (*Bremmelbach*, *Hohweiler*, *Keffenach*, *Kutzenhausen*, *Lobsann*, *Memmelshofen*, *Schönenburg*, *Niederseebach*, *Eberbach* bei Wörth, *Forstheim*, *Hegeney*, *Laubach*, *Eschbach*, *Walburg*, *Dürrenbach*, *Biblisheim* und *Diefenbach*), ferner in den Kantonen Bischweiler, Molsheim, Maursmünster und in den lothringischen Dörfern.

Nur in wenigen Gemeinden scheinen Meßti oder Kirwe und Patronstag noch heute zusammenzufallen, so in *Lützelburg*, *Greßweiler* und *Lauterburg*. Zu *Oberehnheim* wurde bis vor wenigen Jahren zugleich mit dem Patronstag eine Art Meßti gefeiert, der 2 Tage dauerte und noch einen Nachmeßti nach sich zog.

In einzelnen Ortschaften sind zwischen Patronstag und Meßti oder Kirwe noch zeitliche Beziehungen übriggeblieben. In *Dinsheim* wird drei Sonntage hintereinander Meßti, am vierten Sonntag Patronstag gefeiert. Zu *Oberhaslach* findet der Antanzmeßti 8 Tage vor, der Hauptmeßti 8 Tage nach dem Patronstag statt. In *Heinrichsdorf* wird gleichfalls am Sonntag nach dem Patronstag Meßti abgehalten. So war es früher auch in *Wilwisheim*. *Kesseldorf*, *Schaffhausen* bei Selz, *Siegen*, *Reimersweiler* und *Eckartsweiler* begehen die Kirwe am Sonntag nach dem Patronstag, *Oberlauterbach* am 2. Sonntage nachher. In *Wörth* feiert man Patronstag am Laurentiustage (10. August), Kirwe am Sonntag und Montag nach dem 6. August.

Im allgemeinen ist für den Patronstag ein bestimmter Tag festgesetzt. Es würde aber den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn wir die einzelnen Daten und Heiligen hier aufzählen wollten. In Einzelfällen, wenn auf den betreffenden Sonntag etwa das Kirchweihfest oder ein anderes weltliches Fest angesetzt war, wurde das Patronsfest mit bischöflicher Genehmigung verlegt.

Der Patronstag wird im großen und ganzen als kirchlicher Festtag gefeiert. Aber es ist eine alte Erscheinung und besonders im Wesen der Kirchweihfestlichkeiten begründet, daß sich an religiöse Feste leicht Aeußerungen weltlicher Freude ansetzen. So wird am Patronstag vielfach den Tafelfreuden eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In den 1870er Jahren wurde in mehreren Dörfern des Kantons Hochfelden aus Anlaß des Patronstages geschlachtet und mehrere Tage hintereinander reichlich gegessen und getrunken. Einladungen von Verwandten und Bekannten sind allgemein üblich, früher waren auch Protestanten gern gesehene Gäste. In *Nordheim* feiern die wenigen Prote-

stanten den Patronstag ihrer katholischen Mitbürger durch ein besseres Essen. Auch Wirtshausbesuch findet allgemein statt, und es gehört nicht mehr zu den Seltenheiten, wenn dort die jungen Leute unter den bescheidenen Klängen einer Ziehharmonika ein schüchternes Tänzchen zwischen den Tischen der Wirtschaft wagen. Auch Buden mit Zuckerwaren und Kinderspielzeug, hie und da schon ein Karussell, beginnen sich einzustellen. So sind die Patronstage, wie ehedem die Kirchweihfeste, auf dem besten Wege, wieder zu verweltlichen.

Den Patronstagen muß ein Fest zur Seite gestellt werden, das bis in unsere Zeit hineinragt und im Volksmunde als der Rosenweiler Meßti fortlebt. Es hat damit folgendes Bewandtnis. Das Dorf *Rosenweiler* bei Dettweiler, 1664 durch Reinbold v. Rosen gegründet, war im 18. und 19. Jahrhundert der Sammelpunkt der zerstreut lebenden Reformierten des Elsaß. Von weit und breit eilten sie herbei, bis von Pfaffenhofen, Wimmenau, Sparsbach und Johannistal, und hielten in der dortigen, 1685 erbauten reformierten Kirche Gottesdienst und Abendmahl ab. Dies geschah am Sonntag nach Ostern und am letzten Sonntag im August. Und wenn sie ihre religiöse Pflicht erfüllt hatten, vergnügten sie sich, aßen und tranken gut und tanzten, und zahlreiche Buden waren aus diesem Anlaß errichtet. Seit 1810 nahm der Rosenweiler Meßti langsam ab. Bisher von Straßburg aus pastoriert, wurde Rosenweiler 1820 Filial von Koßweiler. 1864 starb der letzte Reformierte zu Rosenweiler, und der Meßti erlosch von selbst. Das Kirchlein wurde baufällig und am 21. August 1905 auf Abbruch versteigert. Jetzt versammeln sich die zerstreut lebenden Reformierten des Elsaß in Aßweiler in rein kirchlicher Weise. Die wenigen Dettweiler Reformierten werden vom dortigen evangelischen Pfarrer pastoriert.

Der Rosenweiler Meßti teilte mit den katholischen Patronstagen das Merkmal, daß in verhältnismäßig junger Zeit ein rein kirchliches Fest mit weltlicher Lustbarkeit verbunden wurde.

Ursachen des Abkommens.

Die Ursachen des Niedergangs und des zeitweiligen und gänzlichen Verschwindens von Meßti und Kirwe sind recht mannigfaltig und vielseitig. Oft sind es mehrere Umstände, die zusammenwirken.

Der Bekämpfung des Festes durch die Geistlichkeit wurde bereits ausführlich gedacht. Die nächste Hauptursache seines Niedergangs liegt im Wandel seines Wesens. Es dient heute vor allem als Einnahmequelle für die Gemeinden und die Wirte.

Die Festgemeinde wird immer weniger als kameradschaftliche Trägerin der Sitte, vielmehr vorwiegend als Gegenstand eines Geschäfts angesehen und behandelt.

Auch die Zustände auf dem Lande haben gewechselt. Das altväterliche, mehr oder weniger abgeschlossene Dorf, die kleine Dorfrepublik wird von Jahr zu Jahr seltener. Die günstigeren Verkehrsmittel, die besseren Straßen und Wege, die bequemeren Eisenbahnverbindungen, die Post und das Fernsprechwesen und nicht zuletzt das Fahrrad ermöglichen einen häufigeren Verkehr der einzelnen Dörfer unter sich. Der Städter hat bessere Gelegenheit, sich in das Dorfleben zu mischen, und der Dorfbewohner kann leichter sein Vergnügungsbedürfnis auswärts befriedigen. Dadurch wird der Gesichtskreis des Bauern erweitert. Die ländliche Abgeschlossenheit schwindet, und der Bauer vernachlässigt seine vertrauten Gebräuche, die er dem aufdringlichen Fremden nicht gern erschließt. Die Bevölkerung wird mehr durcheinandergeworfen. Außerdem zieht die wachsende Landflucht ein dorfentfremdetes Geschlecht von Arbeitern, kleinen Beamten, gebildeten und halbgebildeten Leuten heran, die gegen die bodenständige Sitte gleichgültig sind, ja sich ihrer schämen. Schon der heimkehrende Reservist dünkt sich erhaben über die heimatlichen Gebräuche. So sinkt notgedrungen der Wert des Meßti.[1] Anderseits hat die Erleichterung des Verkehrs eine Verschiebung des Kaufwesens zur Folge. Hausierer und Reisende suchen den Landbewohner in seinem Dorfe auf, und die Versandgeschäfte schicken ihm Warenverzeichnisse und Waren ins Haus. Infolgedessen ist die Bedeutung der Jahrmärkte stetig zurückgegangen.

Auch der Bauer selbst hat nicht mehr den gleichen Sinn für die überkommene Sitte wie früher. Seine beschauliche Ruhe wird öfters durch allerlei Zwischenfälle des Alltagslebens getrübt. Er hat infolge der vielen sozialpolitischen Gesetze, die ihn belasten, infolge der mancherlei Steuern, insbesondere auch der Wein- und Branntweinsteuer, einen schweren Stand. Der Rückgang des allgemeinen Wohlstandes auf dem Land war dem Meßti besonders verderblich, und die Besserung der Verhältnisse in den letzten Jahren hat ihn nicht wieder zu heben vermocht. Ueberhaupt steht die Abhaltung des Meßti in engstem Zusammenhange mit den Einnahmen des Bauern, mit dem Ausfall der Ernte und der Weinlese, sogar ein außergewöhnlicher Mausfraß

---

[1] Zur Vermeidung lästiger Wiederholungen wird von hier ab Meßti als Sammelbezeichnung für Meßti und Kirwe gebraucht. Falls der Meßti im Gegensatz zur Kirwe tritt, wird dies aus dem Zusammenhange ersichtlich sein.

kann ihn beeinträchtigen. In vielen Dörfern wird vor allem unter diesem Gesichtspunkte vom Gemeinderat bestimmt, ob Meßti sein wird oder nicht. Manche halten ihn bloß in besonders fruchtbaren Jahren ab. Der *Zellweiler* «Rübenmeßti» wird nur abgehalten, wenn die Rüben gut geraten sind. Die 1840 er Jahre, die noch heute im Volksmunde die Hungerjahre heißen, waren in dieser Hinsicht besonders verderblich, es wurde damals fast nirgends ein Meßti abgehalten. Hingegen brachten die beiden folgenden Jahrzehnte mit einer ganzen Reihe guter Weinjahre einen erheblichen Aufschwung und einen flotten Betrieb des Meßti. Damals hatten die Leute, wie man sagt, mehr Geld als heute. Die sauer ersparten Rötgroschen, die beim mühsamen Graben der Färberröte verdient wurden, machten manchem Dienstknecht ein willkommenes Meßtigeld von 30 oder 40 Franken aus. Der Bauernsohn brauchte seine 100 Franken, und das Geld war da. Heute will man mit 5 Mark auskommen, mehr wird nicht mehr an den Meßti gekehrt.

Recht kennzeichnend ist folgendes Vorkommnis. Auf dem *Vendenheimer* Meßti 1900 ging ein Mann mit Lotteriezetteln herum. Kein einziger Bursche kaufte einen Zettel, 10 Pfennig waren ihnen schon zu viel. Früher hätte ein Bursche seiner Liebsten ohne weiteres für einige Franken Lose gekauft.

Im sozialen Zeitalter aber machen sich die Klassenunterschiede bis ins entlegenste Dorf bemerkbar. Das biedere, ehrliche Dorfburschentum ist verfallen. Während ehedem sich alle Burschen einer Gemeinde zusammengesellten und die Maiden [1] ihrem Beispiele folgten, ist dies jetzt nicht mehr der Fall. Zu Zeiten des alten Meßti galten alle Burschen als gleich. Wer da fehlte, wurde als hochmütig angesehen und war verachtet. Der reichste Bauernsohn schämte sich nicht, mit seinem eigenen Knecht in völliger und rückhaltsloser Kameradschaft sich den Meßtifreuden hinzugeben. Das ist heute anders. Die Spannung zwischen dem Bauern und seinen Dienstboten entsteht schon, wenn er sie dingt. Der Bauer muß unerhört hohe Löhne ausgeben, um überhaupt Dienstboten zu bekommen, und darum sind diese ihm ein andauernder Anlaß zu Mißmut und Aerger. Sie stehen sich auch in sozialer Hinsicht besser als früher und wissen wohl, daß sie als die wirtschaftlich Schwächeren durch die

[1] Nach ländlicher Ueberlieferung wird in der vorliegenden Arbeit das Wort Maide im Sinne von «erwachsene Bauerntochter» gebraucht. Man sagt in der Mundart «das Maide», in der Mehrzahl «die Maide(r)». Für den Begriff Mädchen ist die Verkleinerungsform Maidel üblich. — Ebenso wird das Wort Bursche im Sinne von «erwachsener Bauernsohn» gebraucht. Im Kirwegebiet sagt man «der Bursch», in der Mehrzahl «die Burscht», im Meßtigebiet auch in der Einzahl «der Burscht».

Gesetze geschützt werden. In ihrem Aeußeren und in der Kleidung sind sie kaum mehr von der Dienstherrschaft zu unterscheiden. Die Dienstboten bilden jetzt vielfach den Hauptstamm des Meßtivolkes und, was sehr wichtig ist, des Tanzes. Dadurch werden die Söhne und Töchter der Bauern abgestoßen, es regt und befestigt sich in ihnen ein gewisses Standesbewußtsein, das man früher nicht kannte. Vor Zeiten war *Ittenheim* dafür bekannt, daß ein Knecht oft mit der vornehmsten Bauerntochter tanzte. Das wäre heute ganz unmöglich.

Früher wurde der Meßtibursch (s. u.) aus den bessergestellten Dorfburschen gewählt. Das bringt nun einmal sein oft mit bedeutenden Geldgeschäften verbundenes Amt mit sich, und die mit Glücksgütern weniger gesegneten Burschen sahen hierin keine Zurücksetzung. Auch das ist heute anders. Immer größer wird die Kluft zwischen den verschiedenen Dorfklassen. Der reiche Bursche verachtet nicht nur den Knecht auf dem Meßti, er tanzt auch nicht mehr mit der Tochter des Kühbauern, und so zieht er sich vornehm vom Meßtigetriebe zurück. Die Verpflichtungen des Meßtiburschen liegen jetzt den weniger angesehenen Burschen, kaum der Schule entwachsenen Jungen oder Knechten ob. Die Dorfaristokratie hält sich nun erst recht vom Meßtitreiben fern. Der stolze Bauernsohn mag sich einem Knecht nicht unterordnen, das kann ihm niemand übelnehmen.

Früher waren auch die Liebschaften ehrbarer und ernsthafter, bei aller lockeren Auffassung der Moral durch den Bauern. Die Zeiten, wo von weither ein Bursche einer Heirat zulieb einen Meßti besuchte, sind vorbei. Der Stand der Meßti ist gesunken. Unter halbwüchsigen Burschen und Dienstboten mischt er sich nicht gern. Genau so verhält es sich mit den Maiden.

Ein jeder Stand hat das Bedürfnis, sich zu vergnügen und in größeren oder kleineren Zwischenräumen einmal recht fröhlich zu sein, zu tanzen und zu singen, zu genießen und zu jubeln. Wenn die Gelegenheit hiezu allzuhäufig eintritt, ist die Verführung groß, sie zu erfassen. Und diese Gelegenheit zum Genuß und zu Fröhlichkeit, ja zur Ausschweifung bietet sich mehr denn früher in den Dorfwirtschaften, die bereits eine prunkvolle Ausstattung haben und nicht selten Musikmaschinen, Orchestrions und sonstige Vergnügungsmittel besitzen. Der Bauer spart sein Bedürfnis zu Frohsinn und Lust nicht mehr auf die wenigen Tage des Meßti auf: wenn er überhaupt noch Sinn zu etwas Außergewöhnlichem hatte, so hat er die Lust im Wirtshause schon gebüßt, das Geld ist dahin. Ganz besonders trifft dieser Umstand für die Dorfjugend zu, insbesondere für die Knechte und Taglöhner, die man allabendlich in den

Dorfkneipen bei Bier, Kartenspiel und Zigarettenrauchen antreffen kann. Man darf hier in der Tat von Genußsucht sprechen. Kommt dann der Meßti heran, so reichen die Groschen nicht. «Hie isch alle Sonntå Meßti !» sagte mir einmal ein Wirt von *Monsweiler*, und er hatte in gewissem Sinne Recht.

Es wäre aber ganz verkehrt, wollte man die Jugend allein für den an sich überflüssigen Wirtshausbesuch verantwortlich machen. Der Abendmarkt, jener schöne sonntägliche Abendspaziergang der Dorfjugend, ist größtenteils dahin. Früher wurde den ganzen Winter hindurch vom frühesten Morgen an gedroschen, und abends hatten die Drescher müde Knochen. Heute steht man kaum vor Tagesanbruch auf, und in 2—3 Tagen erledigt man mit der Dreschmaschine die frühere Arbeit von ebenso vielen Monaten. Die Barbierstube und die Dorfschmiede bleibt kaum den verheirateten Männern als abendliche Plauderstätte vorbehalten. Hingegen machen sich auch in kleineren Dörfern allerlei Vereine breit, kirchliche und weltliche, Gesang-, Krieger-, Turn- und Radfahrervereine, nicht zu vergessen der wackeren Feuerwehr. Die ledigen Burschen und viele Männer werden durch all diese Verhältnisse mit ihren Familien geradezu ins Wirtshaus getrieben, und nach den vielen Vereinsfestlichkeiten im eigenen und im Nachbarsdorfe werden sie leicht vergnügungsmüde. Das Bedürfnis nach lebhaft gesteigerter Geselligkeit, der rechte Meßtigeist fehlt. Die Uebung von mit einem gewissen Idealismus umgebenen Gebräuchen ist nicht mehr erstrebenswert, die Meßtifähigkeit ist aufgezehrt.

Zweifellos besteht also eine weitverbreitete Gleichgültigkeit des Landvolks gegenüber dem Meßti. Es kommt alles ab, hört man oft sagen, besonders auch vom Meßti. Die Leute halten sich zurück. Einer sagt: Stell mich da hin, der andere: Hol mich dort! Jeder will etwas anderes, immer zu seinem Vorteil. Einen Zusammenhang herzustellen, ist schwer, und so geschieht dann überhaupt nichts. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Meßti weitesten Dorfkreisen nicht mehr in Fleisch und Blut steckt. So schlief beispielsweise der Meßti von ***Nordhausen*** Ende der 1860 er Jahre sanft ein, der von ***Rosenweiler*** (Kanton Rosheim) 1885, der von ***Furchhausen*** 1901, der von ***Zutzendorf*** 1897. Wohl flackerte dieser 1903 noch einmal auf, ob er sich aber wieder einleben wird, ist zweifelhaft.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das Verhalten der Wirte. Es ist klar, daß der Wirt seinen persönlichen Vorteil sucht und suchen muß, denn das ist ja sein tägliches Brot. Vor allem gehört zum Meßti ein ordentliches Tanzlokal. Hat der Wirt keinen genügenden Raum, so muß er eine Hütte aufschlagen. Wenn sich aber dieser kostspielige Bau nicht lohnt,

verzichtet er notgedrungen auf das ganze Fest. Und wenn dies mehrere Jahre hintereinander geschieht, so geht die Ueberlieferung verloren. Die vergnügungslustige Jugend verläuft sich auf die Nachbarsmeßti, was seine Vorzüge und besonderen Reize hat, der einheimische Meßti aber geht ein. In den kleinen Dörfern, die ohnedies schon auf die Beteiligung von Fremden angewiesen sind, sind diese Verhältnisse besonders ausgeprägt. So ging die Kirwe in Ermangelung eines Tanzsaals ein zu *Memmelshofen* 1862, *Bremmelbach* 1867, *Lobsann* 1879, *Retschweiler* 1887, *Hermersweiler* 1893, *Spachbach* 1897. In *Bietlenheim* verbrannte 1888 das Tanzhaus und wurde nicht wieder aufgebaut, auch in *Keffenach* ging 1876 die Kirwe und in *Hattmatt* 1888 der Meßti ein, weil der Wirt bei einem Umbau keinen Tanzsaal mehr baute. Der Meßti von *Zoebersdorf* ging in den 1860 er Jahren, der von *Uttweiler* und *Bischholz* in den 1880 er Jahren ein, weil er dem Wirt nicht mehr genug eintrug. Der mittelbare Anlaß in *Bischholz* war die Spaltung der Gemeinde in zwei Parteien, von denen die eine nach *Rothbach* auszog und dort mitfeierte.

Ueberhaupt wird der Meßti nicht selten durch eine mächtige Dorfpartei nachteilig beeinflußt, namentlich wenn sich ein zweiter Wirt dahintersteckt und gegen den Meßtiwirt Ränke schmiedet. Ein Wirt, der selbst eine große Verwandtschaft besitzt, kann da viel Unheil stiften.

Der Tod des einzigen Sohnes des Wirts von *Menchhofen* hatte 1890 den Untergang des dortigen Meßti zur Folge. Weil der Wirt ein Grobian war und seine Gäste aus dem Hause vertrieb, kam der Meßti von *St. Peter* 1854 ab. Wegen Eingehens der einzigen Wirtschaft ging 1852 der Meßti von *Issenhausen*, 1882 die Kirwe von *Niederseebach* ein.

Von Zeit zu Zeit beruht der Meßti auf einer Kraftprobe zwischen den Wirten und der Gemeinde. Lehrreich ist in diesem Betreff *Alteckendorf*. Der dortige Meßti war 1903 um 120 M. versteigert worden. Im folgenden Jahre setzte die Gemeinde die Anschlagsumme auf 170 M. fest, die beiden in Betracht kommenden Wirte aber verabredeten sich und verpflichteten sich gegenseitig, nur 100 M. zu geben. Beide Parteien blieben standhaft, und so fiel 1904 der Meßti aus. 1905 ging die Gemeinde auf 135 M. herab, die Wirte stiegen auf 120 M. Wiederum wollte keine Seite nachgeben, und wiederum «verschnurrte» der Meßti — so pflegt man in diesem Falle zu sagen. 1906 ließ der eine Wirt dem andern sagen, er werde ihm nicht im Wege stehn, wenn er den Meßti steigern wollte. Nun steigerte ihn dieser für 135 M., die Gemeinde blieb Siegerin.

Einige Meßti gingen zugrunde, weil sie durch die Nähe größerer Meßti angezogen und gewissermaßen aufgesogen wurden. So kam der Meßti zu *Krautweiler* wegen *Brumath* ab, *Zehnacker* wegen *Wasselnheim*, *Uttweiler* wegen *Ingweiler* und *Buchsweiler*, *Bosselshausen* 1824 wegen *Buchsweiler*, *Handschuhheim* wegen *Ittenheim* und *Fürdenheim*, *Ingenheim* zum Teil wegen *Hochfelden*, *Bolsenheim* wegen *Erstein* 1842. *Eschau* nimmt wegen des 1903 wieder aufgekommenen *Fegersheimer* Meßtis schnell ab. Wegen des *Schleithaler* Pfingstrennens gingen die Kirwen zu *Lampertsloch* und *Weiler* bei Weißenburg ein, die beide am Pfingstmontag üblich waren, die von *Lembach* ist stark zurückgegangen. *Riedheim* wird so von *Buchsweiler* eingenommen, daß nicht nur der dortige Meßti aufgegeben wurde, sondern sogar die Schulkinder am *Buchsweiler* Meßti schulfrei haben, als ob es der eigene Meßti wäre.

Die Nähe der Fabriken von *Bischweiler* und der Gießereien von *Zinsweiler* beeinträchtigte ferner die Meßi in *Gries* und *Gundershofen*, während in *Pechelbronn*, *Kutzenhausen* und *Merkweiler* wegen der dortigen Oelbergwerke schon lange keine Kirwe mehr besteht. Industriell beschäftigte Arbeiter, selbst wenn sie auf dem Land wohnen, haben keinen Sinn für vertraute Dorffeste. Das ländliche Moment ist vor dem sozialen zurückgetreten. Eine Arbeiteraristokratie gibt es ja nicht.

Auch die Nähe *Straßburgs* wirkt zersetzend auf den Dorfgebrauch, namentlich auf den Meßti. *Mundolsheim*, *Lampertheim*, *Vendenheim*, *Hangenbieten*, *Kolbsheim*, *Eckbolsheim*, *Lingolsheim* und die drei *Hausbergen* haben zu leicht Gelegenheit, in die Stadt zu kommen und zu genießen. Ihr Dorfsinn zerfällt allmählich, die Einwohner verlieren die Freude am idealen Dorfleben. Der Meßti reizt sie schwächer, man pflegt ihn weniger sorgsam, er kränkelt immer mehr und sieht einem bedauerlichen Siechtum entgegen.

Anderseits ist manchmal der gediegene, vielleicht etwas zu altfränkische Sinn des Bauern, insonderheit in manchen Hanauerdörfern mit schuldig am Abkommen des Meßti. Auch ist in manchen Gemeinden die Sparsamkeit in Geiz ausgeartet und der Sinn für Gastfreundschaft erloschen, und so ließ man den Meßti als lästige Gelegenheit zu unnützen Ausgaben und Auslagen einfach fahren.

Die Ereignisse von 1870 und 1871 haben begreiflicherweise tief einschneidend auf die ländlichen Feste gewirkt. Da zahlreiche junge Leute zu den Waffen einberufen wurden, und viele von ihnen auf dem Schlachtfelde blieben, gab es mehrere Jahre lang eine gewisse Zurückhaltung. Von *Weitersweiler*, wo

der Meßti bei Ausbruch des Kriegs bereits vorbei war, wurden 70 junge Männer und mehrere Burschen eingezogen. Es traf sich, daß die Mehrzahl der Burschen den Heldentod fürs Vaterland starb. Infolgedessen kam der ehemals blühende Meßti überhaupt nicht mehr recht auf. Besonders verhängnisvoll waren für den Kreis Weißenburg die Schlachten bei Weißenburg und Wörth, welche die umliegenden Dörfer naturgemäß in verderbliche Mitleidenschaft zogen. Die Kirwe hat dort zweifellos sehr viel von ihrem alten Glanz eingebüßt. Weniger war dies im übrigen Elsaß der Fall.

Ohne weiteres erklärlich ist das Fehlen des Meßti zu *Marienthal*, *Avenheim*, *Flexburg* und *Niederhaslach* wegen der Wallfahrten, sowie der Mangel einer Kirwe in *Schirrhofen*, welches zur Hälfte aus Juden besteht.

Der Meßti von *Wingersheim* wurde 1827 und der von *Forstheim* 1874 jählings abgebrochen, weil ein Bursche auf dem Tanz erstochen wurde. sie kamen nicht mehr auf. Der *Säsolsheimer* Meßti ging 1808, der *Ueberacher* 1854, die Kirwe von *Kutzenhausen* und *Oberkutzenhausen* 1874 ein wegen mehrerer Schlägereien.

Wegen der vorgeschrittenen kalten Jahreszeit ging der Meßti in *Gingsheim* und *Hohatzenheim* am Anfang des 19. Jahrhunderts ein, er ist «erfroren». In der allgemeinen Feiertagsstimmung des Pfingstmontags verschwand der Meßti von *St. Nabor* 1868. Der Meßti von *Kilstett* wurde 1843 aufgehoben, weil mehrere Burschen beim Begraben des Meßti christliche Zeremonien verhöhnten.

Der Meßti von *Krafft*, einem Weiler bei *Erstein*, wurde durch Beschluß des Gemeinderats von Erstein vom 13. Mai 1907 aufgehoben wegen der großen Zahl der unehelichen Geburten, die im Anschluß an dieses Fest seit seiner Einführung (1905) beobachtet wurde.

Endlich ist hervorzuheben, daß 1893 der allgemeine Futtermangel, 1897 im Hanauerland ein fürchterlicher Hagelschlag die Abhaltung des Meßti unmöglich machte. Zwar waren nicht alle hanauischen Gemeinden betroffen, aber das ganze Hanauerland verzichtete auf dieses Volksfest aus einem lobenswerten Mitgefühl. 1822 ging der Meßti von *Niederehnheim* wegen mehrjähriger Mißernten ein, 1905 fiel derjenige von *Engweiler* wegen eines Hagelwetters aus.

Nicht minder zeugt es von taktvollem Empfinden, daß sich die Dorfjugend aus eigenem Antriebe ihres Freudenfestes begibt, wenn ein Bursche oder ein Maide kurz vorher starb, oder wenn sich ein anderes Unglück im Dorf ereignete.

Die Neubelebung abgegangener Feste.

Von alters her haben sich die Wirte eifrig des abgegangenen Meßti angenommen, wobei sie in erster Linie natürlich auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren. Wenn der Wirt in seinen Verhältnissen nicht fest stand, so blieb es gewöhnlich bei dem einen Versuche, und der Meßti verschwand um so gründlicher.

So wollte der Storchenwirt von *Wilwisheim*, dessen Geschäfte schlecht gingen, in den 1840 er Jahren dem dortigen Meßti wieder aufhelfen. Der Versuch mißlang, und der Wirt verzog bald nach Zabern. 1854 fand auf Anregung eines Wirts in *Bosselshausen* nach dreißigjähriger Unterbrechung ein Meßti statt, 1867 noch ein zweiter. Er vermochte sich aber nicht zu behaupten, und der Wirt wanderte nach Amerika aus. 1868 glaubte ein Wirt zu *Riedheim*, wo wegen der Nähe von Buchsweiler noch nie ein Meßti stattgefunden hatte, durch Abhaltung eines solchen seine zerrütteten Verhältnisse aufbessern zu können. Es gab einen kleinen, mageren Meßti, zwei Jahre nachher hatte der Wirt abgewirtschaftet und verschwand. Am Napoleonstag 1869 versuchte es ein Wirt, den *Wickersheimer* Meßti wieder einzuführen. Er erhielt in der Tat vom Bürgermeister Tanzerlaubnis. Als aber der Wächter kam und Feierabend bot, lachte ihn der Wirt aus und befahl: «Als fortgetanzt!» Zwei Protokolle waren die Folge, und seitdem wurde in *Wickersheim* nicht mehr getanzt. In *Dingsheim* wagte es in den 1860 er Jahren gar der Bürgermeister, der mit dem Pfarrer verfeindet war, diesem zum Trotz einen regelrechten Meßti zu veranstalten. Er fand aber wenig Beifall, und die Bürgerschaft wandte sich noch mehr von ihm ab.

Besseren Erfolg haben die Bestrebungen der Wiedereinführung in den letzten Jahren, da offenbar die Bürgermeister den Vorteil der Gemeindekasse wahrnehmen und die Wirte auch gegen nachteilige Einflüsse der Pfarrer unterstützen. Fast jedes Jahr hört und liest man von der Neubelebung längst abgegangener Meßti. Aber wenn auch vom Standpunkte des Forschers solche Wiederaufrichtungen zu begrüßen sind, darf doch nicht übersehen werden, daß die Ueberlieferung, jener wesentliche Umstand bei der Erhaltung der Sitten, nach langer Unterbrechung fast allgemein verloren gegangen ist. Der neuzeitliche Meßti, jenes verkümmerte Fest, von dem weiter unten ausführlich die Rede sein wird, wurde sein Vorbild. Der innere Kern, Idealismus, Sitte und Brauch fehlen. Die geschäftliche Idee steht im Vordergrund, es ist vor allem auf den Geldbeutel der Teilnehmer abgesehen. Man kann also, strenggenommen, nicht von Neubelebung des abgegangenen Meßti, sondern nur von einem

Meßti in neuem Gewande sprechen. Immerhin ist wieder Meßti, und dieser Meßti hat mehr Aussicht auf Bestand, weil die neuzeitlichen Verhältnisse, insbesondere der Verkehr, das Wirtschafts- und das wirtschaftliche Leben ihm günstig sind.

So gingen die nachbenannten Meßti ab und wurden wieder eingeführt: *Kolbsheim* 1880—1897, *Herlisheim* a. d. Zorn 1875—1900 (durch einen großen Umzug mit 5 Musikkapellen), *Breuschwickersheim* 1858—1901, *Kilstett* 1843—1902, *Weyersheim* 1853—1902, *Eckbolsheim* 1866—1902, *Spachbach-Oberdorf* 1897—1902, *Wibolsheim* 1846—1903, *Fegersheim* 1853—1903. In *Hönheim* fand 1876, in *Krafft* 1905 überhaupt der erste Meßti seit Menschengedenken statt. Die Zahl dieser Dörfer ist aber zweifellos größer und wird sicherlich jedes Jahr noch steigen. In *Dauendorf* haben in den letzten Jahren einige Pfaffenhöfer Geschäftsleute, besonders Bierbrauer und Metzger versucht, den Meßti wieder in Schwung zu bringen. Ob mit Erfolg, wird die Zukunft lehren.

Flotte Meßtidörfer. Der Geist des Festes. Der Alkohol.

In allen Ortschaften, von denen Meßti oder Kirwe nicht als abgegangen bezeichnet sind, besteht dieses Fest noch heute. Es gilt als Regel, daß auch das kleinste Dorf früher seinen Meßti hatte. Heute haben kleine Dörfer überhaupt keinen Meßti mehr, oder er findet bloß in größeren Zwischenräumen statt.

Die höchste Entwickelung erlebte das Fest Ende der 1850er und besonders in den 1860er Jahren. In jenen Jahren, die noch vielen Landbewohnern in angenehmster Erinnerung sind und die sie noch oft mit Wehmut an die glückliche Zeit der französischen Herrschaft zurückdenken lassen, blühte die Landwirtschaft und hatte der Bauer Bargeld, und so war die unerläßliche Grundbedingung für einen flotten Meßti gegeben. Insbesondere waren die protestantischen Dörfer der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg der sicherste Hort der Meßtisitte und ihrer idealen Ausgestaltung.

Im allgemeinen hatte damals der Meßti einen festeren Bestand bei der protestantischen Bevölkerung. In den meisten katholischen Dörfern scheint es zu einem allseitigen Ausbau der Meßtigebräuche überhaupt nicht gekommen zu sein. Aus diesem Grunde wird von vielen Katholiken unter dem Meßti eine protestantische Sitte verstanden, und wenn in vorwiegend katholischen Landstädtchen und Flecken die Bezeichnung Meßti üblich ist, so kommt es davon her, daß sich das protestantische Landvolk mit Vorliebe daran beteiligt, insbesondere am Tanz.

Die schweren Wunden, die der Krieg von 1870/71 dem alten Meßti geschlagen hat, heilten nicht mehr ganz aus. Um das Jahr 1875 finden wir zwar fast überall den Meßti wieder, aber seine frühere Höhe hat er nicht wieder erreicht. Diejenigen Dörfer, wo er sich durch den Wandel der Zeiten hindurch bis auf unsere Tage verhältnismäßig am reinsten erhalten hat, sind *Mietesheim*, *Obermodern*, *Büsweiler*, *Alteckendorf*, *Hördt*, *Weitbruch*, *Quatzenheim*, *Ittenheim*, *Fürdenheim*, *Enzheim*, *Bläsheim*, *Klingenthal* und die Kirwe zu *Görsdorf*. Von Dörfern mit vielbesuchtem blühendem Kirchweihfeste, das jetzt nur noch in der Erinnerung fortlebt, sind zu nennen: *Obersteinbach*, *Kleeburg*, *Walburg*, *Dürrenbach*, *Morsbronn*, *Schweighausen*, *Niederschäffolsheim*, *Uhlweiler*, *Dauendorf*, *Weyersheim*, *Wanzenau*, *Gambsheim*, *Weitersweiler*, *Wickersheim*, *Imbsheim*, *Gottesheim*, *Prinzheim*, *Hattmatt*, *Griesbach* (Kanton Buchsweiler), *Uhrweiler*, *Furchhausen*, *Still*. Noch größer aber ist die Zahl der ehedem blühenden Meßtigemeinden, in denen das Fest heute nur noch ein Scheindasein führt.

Wenn man den Bauern fragt, warum er Meßti feiert, so bleibt er die Antwort schuldig. Er hat keine blasse Ahnung davon, daß es ein altgermanisches Erntefest ist, das die Kirche mit der Zeit umgedeutet hat. Die Nachkommen derer, die nach eingebrachter Jahresernte den Göttern Dankopfer brachten, haben nicht mehr das Bedürfnis, die glückliche Einheimsung der Feldfrüchte mit Aeußerungen weltlicher Festesfreude zu umgeben. Das protestantische Landvolk empfindet es sogar unangenehm, wenn man von ihm am kirchlichen Ernte-, Herbst- und Dankfest ein größeres Opfergeld erwartet, das bekanntlich an diesem Tage bestimmungsgemäß dem Thomasstift in Straßburg zu Studien- und Stipendienzwecken zufällt. Kein Mensch denkt an diesem Tage daran, auch nur einen besseren Bissen zu essen oder ein Glas Wein mehr zu trinken.

Was die Erinnerung an die Kircheneinweihung betrifft, so ist sie bei Protestanten ein unbekannter Begriff, bei Katholiken ein untergeordneter Umstand. Vielmehr ist der Meßti, man kann wohl sagen seit Jahrhunderten ein reines Freudenfest. Alles andere hat er abgestreift und von der Kirche bloß noch den verstümmelten Namen behalten.

Der Meßti ist der Inbegriff der Freude, des Vergnügens, der Lust in jeder Form. Alles was die Sinnenlust reizt, was dem Auge, dem Ohr und dem Magen zusagt, findet auf dem Meßti eine üppig blühende Pflegestätte. Der Trieb zu genießen, im Ueberfluß und maßlos zu genießen, tritt allmächtig hervor und überwuchert mit Urgewalt die kirchliche Seite des Festes,

einigermaßen veredelt durch Brauch und Sitte. Dabei ist der Bauer nicht empfindlich in der Auswahl seiner Vergnügungen, die ihm gewiß zu gönnen sind. Er ißt und trinkt, er bewirtet und sitzt zu Gaste, er tanzt und spielt, er liebt und zankt, er singt und schreit, er jauchzt und lärmt, er scherzt und foppt, er führt derbe, zweideutige und auch unsittliche Reden. Sogar Geld ausgeben und Prügel bekommen ist für manchen ein Vergnügen. Der elsässische Landmann hat Freude an langen Sitzungen, und da wo es ausgelassen, ja toll zugeht, fühlt er sich besonders wohl.

Manche Gebräuche werden in den Meßti hineingewoben, die gar nichts mit ihm zu tun haben und nur den allgemeinen Ausdruck des Ergötzens und der Freude bilden, so das Eiersammeln, der Bärentanz, die Vorrechte der Gestellungspflichtigen. So auch der bekannte Meßti von *Wangen*, mit dem es folgende Bewandtnis hat.

Die Gemeinde hatte aus alter Zeit an die Abtei St. Stephan den Zehnten in Gestalt von 800 Ohmen Wein zu entrichten. 1700 wurde dieser Zehnte durch Ludwig XIV. auf das Haus der Schwestern von der Heimsuchung übertragen. Im Laufe der Zeit war es aber der Verschlagenheit der Klosterschaffner gelungen, noch weitere 600 Ohmen als Bodenzins einzutreiben. Während der französischen Revolution wurden diese 1400 Ohmen mit der Aufhebung der Naturalsteuern abgeschafft. Aber im Jahre 1819 erhoben zwei Wucherer auf Grund gefälschter Urkunden Anspruch auf die rückständigen Abgaben, indem sie diese als noch zu Recht bestehend zu erweisen suchten. Es entstand ein Prozeß, den die Gemeinde im Jahre 1830 in letzter Instanz gewann. Zum Andenken daran wurde 1834 der Brunnen bei der Kirche errichtet. Jedes Jahr aber am 3. Juli läuft aus dem Brunnen eine Stunde lang Wein statt Wasser. Der Bürgermeister hält eine Ansprache, die die Entstehung des Festes erläutert. Dann trinkt er nebst dem Gemeinderat, der Geistlichkeit und dem Lehrer auf das Wohl der Gemeinde, und jedes Schulkind erhält einen Groschenwecken. Der Reihe nach trinken die Umstehenden von dem köstlichen Wein, und erst dann wird der Meßti wie auch in andern Dörfern gefeiert.

In geistvoller Weise hat Pfannenschmid[1] in den Kirchweihfesten zahlreiche Anklänge an heidnische Bräuche nachgewiesen. Aber es wäre übertrieben, wenn man in jeder eigenartigen Veranstaltung gleich ein Ueberbleibsel aus altersgrauer Zeit wittern wollte. Vieles ist sicherlich zufällige Erfindung, Scherz und müßige Zutat.

[1] Pfannenschmid. Germanische Erntefeste. Hannover, Hahn, 1878.

Auch die grobe Sinnlichkeit kommt in der Meßtigemeinde reichlich auf ihre Rechnung, namentlich wenn man bedenkt, daß ihren Stamm die freie, leichtgeschürzte Jugend und vielfach der dienstbare Abkömmling der untersten Volksschichten bildet. Wir werden in unseren Aufzeichnungen bis an die Grenze des Erlaubten gehn und alles, was sich dem Papier nur einigermaßen anvertrauen läßt, gewissenhaft berichten. In dieser Beziehung halten wir es mit dem deutsch-amerikanischen Folkloristen Karl Knorz, der sich wie folgt äußert[1]: «Wer an Zimpferlichkeit leidet, soll sich meinetwegen mit Mathematik oder Nationalökonomie, nicht aber mit Volkskunde beschäftigen. Wer beim Anhören einer derben Redensart oder einer saftigen Erzählung in moralische Entrüstung gerät und derselben durch Worte oder Gebärden unverkennbaren Ausdruck verleiht, eignet sich nicht zum Sammler auf unserem Gebiete.»

Der Inhalt der Freude war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Wollte man heute — um bloß ein einleuchtendes Beispiel zu erwähnen — die Tänze wiedereinführen, an denen sich unsere Großeltern dereinst ergötzt haben, der Tanzboden würde sich bald von selbst leeren. Auch die Anschauungen über das, was erlaubt und anständig ist, wechseln, hauptsächlich unter dem Einfluß und Druck der Religion und ihrer Diener. Man muß daher das Volk und seine Ansichten und Bedürfnisse verstehen. Insbesondere die Jugend muß ihr Vergnügen haben. Das ist eine natürliche Aeußerung der rechten Lebenslust. Unterdrückt man sie gewaltsam, so läuft man Gefahr, einen verderblichen Rückschlag auf anderen Gebieten zu erzeugen. Die jungen Leute gehen alsdann einfach ins Nachbarsdorf oder in die Stadt, wo sie sich ohne Aufsicht vergnügen und ihr Geld ausgeben, und wo oft schlimmeres geschieht als ein unschuldiger Tanz.

Der Meßti als der Begriff der höchsten Freude hat Anlaß zu mehreren Redensarten gegeben, die die Empfindung des Volkes so recht wiedergeben. Da ist Meßti! sagt man im Sinne von «Da gehts lustig zu!» Der Gänsmeßti ist die Versammlung schnatternder Gänse, die auf die Weide oder aufs Wasser getrieben werden. Unter Katzenmeßti versteht man die nächtliche Liebesmusik eines verliebten Katzenpaares. «Er ist am Tag vor Meßti gestorben», heißt es von jemand, bei dessen Tod — besonders unter lachenden Erben — eitel Freude und Jubel herrscht.

Im alkoholfeindlichen Zeitalter ziemt es sich, auch ein Wort über die Bedeutung der geistigen Getränke bei den Kirch-

---

[1] Karl Knorz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? 3. Aufl. Jena, H. W. Schmidt, 1906. S. 5.

weihfestlichkeiten zu sagen. Der verdienstvolle Alkoholgegner Pfarrer *Dietz* von *Mundolsheim* schreibt[1]: «Ich erinnere auch daran, wieviel Ehre und Sittlichkeit schon auf den Tanzböden der Kirchweihfeste zu Grabe getragen wurde, wenn die Sinne infolge übermäßiger Alkohollibationen in des Wortes brutalster Bedeutung berauscht waren und leichtsinnige Eltern es an der nötigen Aufsicht fehlen ließen. Wie manche hier verführte junge Seele hat eine unbewachte Stunde mit Jahren bitteren Herzeleids gebüßt:

Das Scheinglück, das man sich versprach,
Ließ nichts als Gram und Reue nach.»

Und ferner[2]: «Ich gehöre gewiß nicht zu denen, welche diese Volksfeste als Teufelsauswüchse in den tiefsten Höllenpfuhl verbannen möchten. Sie haben als frohe Feste nach saueren Wochen eine gewisse Berechtigung. Wie oft aber gerade das bacchanalische Trinken, das die Kehrseite solcher Kilben ist, zu blutigen Schlägereien führt, ist männiglich bekannt.»

Diesen Aeußerungen kann man im allgemeinen beipflichten. Mäßigkeit ziert jeden Menschen, auch den Meßtimenschen. Es frägt sich nun: Empfiehlt sich ein alkoholfreier Meßti? Unsere persönliche Ansicht ist die folgende. Durch den Genuß geistiger Getränke wird zweifellos die Feststimmung und der Genuß am Feste erhöht. So lange das Trinken ein Genuß bleibt und nicht in das Uebermaß ausartet, ist es nicht vom Uebel, und wir möchten es bei unseren Festen nicht missen. Im Trinken steckt auch eine wohltätige Anregung, und es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß vieles, was wir als poetische Umwebung der Feste ansehen und was den Forscher immer wieder anzieht und unsäglich fesselt, nicht ohne die Mitwirkung des Weines im festlichen Kreise der Meßtigemeinde zustande gekommen wäre. Und wie ganz anders gestaltet sich der Verkehr in fröhlich angeregter Gesellschaft! Wie leicht fließt die Unterhaltung dahin und nicht am wenigsten das freudige Gespräch zwischen Bursch und Maide. Ohne Alkohol sind Meßti und Kirwe undenkbar. Frömmelnde Nüchterlinge, «Zuckerwasservetter» und Mäßigkeitsheuchler gehören weder auf den Meßti noch auf den Tanzboden. Und warum sollte man unsere braven Bauern, die sich das ganze Jahr hindurch ehrlich abschinden, das versagen wollen, was die «höheren» Kreise als selbstverständlich tun, was selbst an fürstlichen Tafeln geübt wird?

---

[1] Dietz, Der Alkoholismus in Elsaß-Lothringen. Straßburg, Heitz, 1903. S. 66.
[2] Dietz, a. a. O., S. 72.

Vom Standpunkte der Mäßigkeit aus begrüßen wir es, wenn heute mehr Bier getrunken wird als Wein, der ungleich teurer ist. Aber der Wein richtet noch immer Unheil genug an. In dieser Hinsicht sind späte Meßti und Kirwen besonders gefährlich, weil es dann schon neuen Wein gibt. Dieses Lieblingsgetränk des Landbewohners ist ein gar tückisches Getränk. Bei späten Kirchweihfesten kommen die Burschen schon oft betrunken auf das Tanzhaus. Der wirbelnde Tanz übt dann eine schnelle und heftige Wirkung aus, und nicht selten ist bald ein Unglück geschehen.

Wir verkennen auch nicht, daß die Maiden viel mehr Kaffee, Fruchtsäfte und Limonade trinken als die Burschen und sich dabei recht wohl befinden. Dennoch möchten wir den ausschließlichen Genuß solcher Getränke wegen der fehlenden Anregung für die Burschen nicht empfehlen. Für sehr wichtig halten wir aber einen tüchtigen Imbiß in später Abendstunde, der denn auch ein wichtiger Bestandtteil des alten Meßti ist und außerdem noch durch erhaltenswerte Sitten umrahmt wird. Darüber in einem späteren Abschnitt.

Dauer. Vor-, Haupt- und Nachmeßti (-Kirwe). Erntegans.

Im 18. Jahrhundert und vorher dauerte das Kirchweihfest, ob es nun an einem Wochentage oder am Sonntag abgehalten wurde, nur einen Tag. Wenigstens ist uns archivalisch nicht zur Kenntnis gekommen, daß das Fest länger gedauert hätte. Zutreffendenfalls wären uns bei der bekannten ablehnenden Haltung der Geistlichkeit sicher lebhafte Klagen über die allzugroße Ausdehnung des Festes erhalten geblieben. Es erstreckte sich jedoch mit der Zeit auf 2, 3 und selbst 4 aufeinanderfolgende Tage. Wenn aber ein fröhliches und verträgliches Meßtivolk beisammen war, wenn sich die Musikanten lustig, flott und zu Scherz und Kurzweil aufgelegt zeigten, wenn außerdem das Wetter und der Jahrgang gut waren, so wurde nicht selten die ganze Woche hindurch gefeiert und jubiliert, jede Nacht bis in den hellen Morgen getanzt, und der Nachmeßti schloß sich gleich an. Dieser Zustand findet sich in den 1820er Jahren in der überwiegenden Mehrzahl der ländlichen Ortschaften beider Konfessionen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese ausgedehnten Lustbarkeiten der Freude des Volkes über bessere Zeiten nach so schwerem Kriegsleide und so langer Unsicherheit zuschreiben. Es wurde nun mehrere Jahrzehnte lang durchweg vier Tage hintereinander Meßti oder Kirwe abgehalten.

Neben dieser Ausdehnung auf mehrere aufeinanderfolgende Tage wurde im Laufe der Zeit noch eine örtliche Vervielfältigung des Festes in der Weise eingeführt, daß man an drei verschiedenen Sonntagen Vormeßti, Hauptmeßti und Nachmeßti (bezw. -Kirwe) feierte. Diese Grundform findet sich noch rein an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen in einigen Dörfern im Süden des Meßtigebiets, während sie im Norden nicht vorzukommen scheint. So in *Heiligenberg*, *Oberhaslach*, *Dinsheim*, *Zellweiler* (bis 1865) und im Gebiet der Kilbe. Zu *Lingolsheim* fand bis 1872 an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen Vor- und Hauptmeßti und einige Wochen nachher, wieder an einem Sonntage, Nachmeßti statt. In allen diesen Dörfern kam ein Wochentag nicht in Frage. Diese Art hat den Nachteil, daß sich ordentliche Stände und ein Karussell nicht leicht einfinden, weil das Fest zu kurz und keine Zeit ist, gute Geschäfte zu machen.

Auch die blühenden Meßtidörfer des Nordens, insbesondere die des Hanauischen, hatten Vormeßti, Meßti und Nachmeßti (bezw. -Kirwe). Jedoch bestand der Meßti aus 3—4 aufeinanderfolgenden Festtagen, und außerdem wurde der Vormeßti nicht unbedingt 8 Tage vor dem Meßti und der Hauptmeßti nicht immer 8 Tage nachher gefeiert. Schon aus wirtschaftlichen Gründen war es den beteiligten Personen, insbesondere den Wirten lieber, wenn eine längere Pause gemacht wurde. Dann konnte man sich etwas ausschnaufen und frische Geldmittel beschaffen.

Unter dem Einfluß der in den früheren Abschnitten dargelegten Verhältnissen ist der Meßti im ganzen zusammengeschrumpft. Der Hauptmeßti ist von vier oder drei fast allgemein auf zwei Tage zurückgegangen und hat sich nur ausnahmsweise an drei Tagen behauptet. Die Vorkirwe ist im Kreis Weißenburg ganz abgekommen, man begibt sich dort gleich in die Aufregung der Hauptkirwe. Im Meßtigebiet ist teils der Vormeßti, teils der Nachmeßti abgekommen. Ferner beschränkt sich schon der Hauptmeßti hie und da auf einen einzigen Tag. Allerdings ist das schon ein Zeichen der Verkümmerung, der Anfang vom Ende. Unseres Wissens gibt es keine Ortschaft mehr, wo der Hauptmeßti an zwei Tagen und dabei noch ein Vor- und ein Nachmeßti stattfände. So ist denn eine reiche Abwechselung in der Anordnung der Festtage gegeben, ohne daß es für einzelne Ortschaften oder größere Gebiete eine Regel gäbe. Das ist in jedem Einzelfalle die Folge der örtlichen Verhältnisse und Rücksichten.

Es mögen hier einige Beispiele folgen.

Fünf Tage dauert der Meßti noch in *Zabern* und *Wasselnheim*. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Ausdehnung ledig-

lich den verschiedenen damit verbundenen Jahrmärkten zuzuschreiben ist.

Drei Tage Meßti und ein Tag Nachmeßti: *Mutzig*, *Buchsweiler* und *Beinheim* (davon je ein Tag Jahrmarkt), *Lingolsheim*, *Mothern*, *Münchhausen*, *Niederlauterbach*, *Salmbach*, *Weschheim*.

Drei Tage Meßti: *Brumath* und *Hochfelden* (davon je ein Tag Jahrmarkt), *Obermodern* (1897), *Gundershofen*, *Mietesheim*, *Engweiler*, *Wilsberg*.

Ein Tag Vormeßti und zwei Tage Meßti: *Erstein*, *Burgheim*, *Goxweiler*, *Klingenthal*, *Schillersdorf*, *Uhrweiler*.

Zwei Tage Meßti und zwei Tage Nachmeßti: *Mittelbergheim*, *Bläsheim*, *Musau*, *Ruprechtsau*, bis vor kurzem in *Schiltigheim*, *Bischheim*, *Hönheim* und früher allgemein im Kreise Weißenburg.

Zwei Tage Meßti und ein Tag Nachmeßti: *Wisch*, *Grendelbruch*, *Still*, *Winzenheim*, *Dunzenheim*, *Weitbruch*, *Hördt*, *Schweighausen*, *Kronenburg*, *Runzenheim*, *Lauterburg* (Jahrmarkt), *Scheibenhand*, *Winzenbach*, *Bühl*, *Eberbach* bei Selz, *Kesseldorf*, *Kröttweiler*, *Niederrödern*, *Oberlauterbach*, *Schaffhausen* bei Selz, *Selz* (Jahrmarkt), *Siegen*, *Sulz unterm Wald*, *Hohweiler*, *Hunspach*, *Ingolsheim*, *Aschbach*, *Hatten*, *Hofen*, *Kühlendorf*, *Leitersweiler*, *Ober-* und *Niederbetschdorf*, *Oberrödern*, *Rittershofen*, *Stundweiler*, *Altenstadt*, *Kleeburg*, *Oberhofen*, *Oberseebach*, *Rott*, *Steinselz*, *Dreibrunnen*, *Garburg*, *Haarberg*, *Walscheid*, *Harzweiler*, *Hommert*, *Heinrichsdorf*, *St. Johann-Kurzerode*, *Arzweiler*, *St. Louis*. Diese Form ist noch besonders im nördlichen Kreis Weißenburg und in der Umgegend von *Hatten* sowie in Lothringen üblich.

Zwei Tage Meßti: heute im Meßtigebiet die vorherrschende Form. Im Kreise Weißenburg feiert man zwei Tage Kirwe in der Gegend von *Wörth* und *Lembach*.

Ein Tag Meßti und ein Tag Nachmeßti: *Dorlisheim*, *Kolbsheim*, *Birlenbach*, *Drachenbronn*, *Reimersweiler*, *Surburg*, *Schwabweiler*.

Ein Tag Kirwe: *Neeweiler* bei Selz, *Kaidenburg*, *Riedselz*, *Schleithal*, *Mattstall*, *Gunstett*, *Oberdorf-Spachbach*.

In der Praxis wird der Vormeßti so verstanden und gehandhabt, daß die beteiligten Personen, namentlich der Meßtibursch und die Wirte einen allgemeinen Ueberblick über die Zahl, die Stimmung und den Wert der Teilnehmer, in erster Linie der eingesessenen Dorfburschen gewinnen. Er besteht aus einem Tanzvergnügen bis tief in die Nacht und wird daher auch Antanzmeßti genannt. Hierbei zeigt es sich schon, welche Paare zusammengehn; und wer dabei zu kurz kommt, hat noch

Zeit, sich bis zum Meßti vorzusehen. Vormeßti wurde in *Griesbach* (Kanton Niederbronn) bereits am Ostermontag gefeiert (bis 1882), in *Engweiler* 6 Wochen, in *Buchsweiler* 3 Wochen vor dem Meßti. Zu *Schillersdorf* gilt Pfingsten als Antanzmeßti, zu *Uhrweiler* die Erntegans, und es wird dabei bloß von ledigen jungen Leuten getanzt. In *Grafenstaden* galt zu französischen Zeiten der Napoleonstag (15. August) als Vormeßti und zwar als Freimeßti, d. h. jedermann konnte unentgeltlich einen Stand aufschlagen. In *Rothbach* bestand der Vormeßti noch 1897 in Gestalt eines einfachen Tanzes, zu *Morsbronn* war er 1892 in ein Trinkgelage entartet. Er dürfte heutzutage selten sein.

Der Nachmeßti ist ebenfalls vorwiegend ein Trink- und Tanzvergnügen und wird gewöhnlich 8 Tage nach dem Hauptmeßti abgehalten. In *Buchsweiler* ist dies Vorschrift. In *Garburg* wird der Meßti-Dienstag, in *Mutzig* der Meßti-Mittwoch Nachmeßti genannt. Zu *Schwabweiler* hieß bis 1862 der Pfingstmontag Vorkirb, der Pfingstdienstag Nachkirb, seit 1862 der Sonntag vor Pfingsten Vorkirb und der Pfingstmontag Nachkirb. In *Oberhaslach* heißt der Nachmeßti Austanzmeßti, anklingend an das bekanntere Antanzmeßti.

Nicht selten wird der Nachmeßti in eine spätere Jahreszeit verlegt, wenn alle Feldfrüchte eingeheimst sind, und dann pflegt das Fest wieder mit großem Schwung abgehalten zu werden, weil die jungen Leute unterdessen Gelegenheit hatten, sich neue Geldmittel zu beschaffen. Nicht selten wird von der Kreisdirektion ein Nachmeßti genehmigt, wenn der Hauptmeßti unter besonders ungünstigen Verhältnissen, z. B. unter fortgesetztem Regenwetter zu leiden hatte, und zwar wegen der Wirte. In *Dunzenheim* wird der Nachmeßti neuerdings mit einem Fest der Feuerwehr verbunden. Der *Hördter* Nachmeßti genießt eine besondere Beliebtheit, weil an diesem Tage die Maiden ihre Burschen zehr- und zechfrei halten müssen.

Da weder der Vormeßti noch der Nachmeßti durch besondere Gebräuche ausgezeichnet waren, braucht ihrem Untergange keine Träne nachgeweint zu werden.

In engem Zusammenhange mit dem Meßti stand früher die «Erntegans». Es war ein Fest aus Anlaß des glücklichen Einbringens der Ernte und bestand in Essen, Trinken und Tanzvergnügen. Manchmal war auch ein Lebkuchen- und Geschirrstand da.

Was zunächst die Ableitung des Wortes betrifft, so wird es gewöhnlich mit «Erntekranz» zusammengebracht, also sinnbildlich als Beendigung der Ernte gedeutet. In ländlichen Kreisen trifft man nicht selten die Meinung, das Wort sei aufzufassen als «Ernte ganz» = ganz fertig. Diese Ansicht kann man wohl

als Volksetymologie abtun. Andere erblicken darin eine Verstümmelung aus «Erntetanz», indem sie an dasjenige denken, was heutzutage im Vordergrunde steht. Nach unserer Ansicht ist die Auslegung «Erntegans» die einzig richtige. Zunächst ist das Verzehren einer Gans als Erntebraten ein alter germanischer Brauch. Es erscheint uns zweifellos, daß auch im Elsaß in früheren Zeiten nach Beendigung der Ernte ein Gänsebraten gegessen wurde. Dafür spricht eine Stelle im *Alteckendörfer* Pfarrarchiv, wo in einem Presbyterialprotokoll vom 6. August 1737 berichtet ist, daß ein Mann aus Minversheim von einem Alteckendörfer Wirt «zu der Ernd Ganß eingeladen worden». Die Schreibung «Ganß» durch den Pfarrer ist nicht mißzuverstehen. Noch heute spricht man im Hanauischen «Aernegangs», und darunter kann bloß eine Gans verstanden werden. Eine Verstümmelung aus «Erntekranz» oder «Erntetanz» könnte niemals «Aernegangs», sondern müßte «Aerneganz» lauten, ganz abgesehen davon, daß weder ein sprachlicher noch ein anderer Grund zur Abschleifung von «Kranz» oder «Tanz» in «Ganz» ersichtlich ist. Auch wäre es nicht gut verständlich, weshalb «Aernegangs» mit dem weiblichen Geschlechtswort gebraucht wird, wenn es mit «Tanz» oder «Kranz» zusammenzubringen wäre. Die einzige Schwierigkeit, die aber nach unserer Ansicht keine ist, ist die, daß der Bauer seit langer Zeit keine Gans mehr ißt und daß es ihm daher schwer fällt, bei festlichem Schmaus und Tanz an eine Gans zu denken.

Auch Pfannenschmid[1] und Eppel[2] leiten «Erntegans» von «Gans» ab.

Stöber[3] berichtet, daß 1857 der Meßti in den althanauischen Gemeinden «Aernteganz» hieß. Unsere Forschungen haben dies nicht bestätigen können. Ein Zeitraum von 35—40 Jahren wäre aber bei weitem nicht hinreichend, um die Erinnerung an eine früher stattgehabte anderslautende Benennung dieses hervorragenden Festes im Volksgedächtnis auszulöschen. Somit müssen wir wohl die Ansicht Stöbers als nicht zutreffend bezeichnen. Alles, was sich ermitteln ließ, ist, daß in *Uhrweiler* die Erntegans als Vormeßti dient, daß zu *Laubach* und zu *Forstheim* seit langer Zeit die Erntegans in Gestalt eines besseren Imbisses statt des Meßti gefeiert und daß in *Geudertheim* die Erntegans nicht an einem besonderen Tage, sondern am Meßti abgehalten wird. In *Handschuhheim* fällt der Meßti manchmal aus, wenn die Erntegans in besonders ausgiebigem Maße stattfand.

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O., S. 300.
[2] Eppel, a. a. O., S. 56.
[3] Stöber, D. Kochersberg. Mülhausen, Rißler, 1857. S. 50, Anm. 2.

Die «Ernteganse» wurde in früheren Jahrzehnten fast allgemein abgehalten, und die Vereinigung aller Ernteknechte desselben Haushalts an einem Tisch verlieh ihr ein besonders vertrauliches Gepräge. Heute denkt der Bauer anders. Der Dienstbote und der Taglöhner sind ihm einfach Arbeitskräfte, die ihn Geld kosten — zu viel nach seiner Ansicht —, und die ihm keine Veranlassung geben, sie dazu noch in überflüssiger Weise zu bewirten. So ist die Erntegans allmählich abgekommen. Sie ist außer den oben erwähnten Dörfern noch gebräuchlich in *Weitbruch*, *Uttweiler* und *Kleeburg*. In *Dunzenheim* ist der Erntebraten der Schnitter mit dem Meßti verschmolzen, aber der Begriff «Erntegans» ist dort nicht mehr bekannt. Es ist das ein zufälliges Zusammentreffen eines neuzeitlichen Erntebrauches mit dem altgermanischen Erntefest.

In *Geudertheim* sagen die Ernteknechte, wenn sie das letzte Weizenstück abmähen: «Jetz welle m'r lueje, daß m'r d' Aernegauns bekumme.» Sie denken sich aber nichts dabei.

Der Zeitpunkt des Festes.

Die Entscheidung, ob in dem betreffenden Jahre ein Meßti abgehalten werden soll oder nicht, liegt in den Händen des Gemeinderats. Denn der Meßti hängt nicht allein von dem guten Willen und der Beteiligung der jungen Leute ab, sondern er ist auch eine Angelegenheit der Eltern und folglich der Bürgerschaft. Die jungen Leute, besonders die Maiden, müssen ordentliche Kleider haben, die Burschen brauchen einen wohlgefüllten Geldbeutel, es sind Verwandte und Bekannte zu bewirten, und dies alles kostet Geld, für eine kinderreiche Familie viel Geld. Im Gemeinderat geht es oft heiß her, besonders da die Dorfväter sich nicht immer von sachlichen Gesichtspunkten leiten lassen. So kommt es wohl manchmal vor, daß als Ergebnis von allerlei persönlichen und untergeordneten Umständen zum Erstaunen und Aerger der Gemeinde ein ablehnender Beschluß gefaßt wird.

Der Zeitpunkt, wann der Meßti stattfindet, ist in vielen Fällen durch die Ueberlieferung bestimmt. Man rechnet nach dem Patron des Ortes oder nach einem Heiligen oder einem kirchlichen Festtage. Dies trifft für die katholischen Kirchweihfeste bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts ausnahmslos zu. Sicherlich haben auch manche protestantische Ortschaften aus der katholischen Zeit her noch lange, vielleicht bis zum heutigen Tage, an den Heiligentagen festgehalten. Im 19. Jahrhundert verwickelten sich die Verhältnisse. Denn gerade diejenigen Gemeinden, wo den Heiligentagen die größte Bedeutung zukommt, nämlich die ka-

tholischen, stießen, wie wir gesehen haben, den weltlichen Kirchweihtag von dem kirchlichen ab und verlegten ihn auf einen andern Tag als den durch den Patron des Orts gegebenen. Aber merkwürdigerweise wurde dieser wiederum vielfach nach einem Heiligen oder nach einem Kirchenfeste festgesetzt. Andererseits besteht sowohl bei Katholiken wie bei Protestanten noch häufig die Gepflogenheit, allerlei Verrichtungen des bürgerlichen Lebens nach Heiligentagen zu bemessen. Der Landbewohner denkt dabei, wie auch aus zahlreichen Sprichwörtern und Bauernregeln hervorgeht, nicht an einen kirchlichen Zusammenhang, sondern es ist ihm lediglich um ein festes Datum zu tun.

Eine kleine Auswahl von Kirwen und Meßti, die nach Heiligentagen und kirchlichen Festen festgesetzt sind, möge hier folgen.

Ganz oder vorwiegend protestantische Gemeinden: *Kröttweiler*, Sonntag nach Mariä Geburt; *Reimersweiler*, Sonntag nach Laurentius; *Nehweiler* bei Wörth, Sonntag nach Verklärung Christi; *Langensulzbach* und *Mattstall*, Sonntag nach Mariä Himmelfahrt; *Ringendorf*, Sonntag nach Bartholomäus; *Burgheim*, 2. Sonntag nach Arbogast; *Goxweiler*, Sonntag nach Johanni vor der lat. Pforte. Aus früherer Zeit: *Schwindratzheim*, 1740 und 1757 am Tage Ludovici[1]; *Alteckendorf* (1737)[2] und *Obermodern* (1738) am Tag Simon und Judä[3]; *Schalkendorf* (1767) am Tag Petri und Pauli[3].

Ganz oder vorwiegend katholische Gemeinden: *Zabern*, Montag nach Mariä Geburt (5 Tage), früher am Tage selbst[4] (Patronstag am 1. Sonntag nach der Oktav von Mariä Heimsuchung); *Hochfelden*, Montag nach Matthäus (3 Tage) (Patronstag: Peter und Paul); *Beinheim*, Sonntag nach Lukas (Patronstag: Kreuz-Erhöhung); *Bühl*, Sonntag nach Gallus (Patronstag: Ulrich); *Niederrödern*, Sonntag nach Laurentius (Patronstag: Sonntag vor Jakobus); *Kaidenburg*, Sonntag nach Martini (Patronstag: Sonntag nach Mariä Heimsuchung); *Gunstett*, Sonntag nach Gallus (Patronstag: Michel).

Am Ostermontag und -Dienstag findet Kirwe statt in *Oberdorf-Spachbach*, früher auch in *Keffenach* (Patronstag: Georg). In folgenden Dörfern ist oder war Kirwe am Pfingstmontag und -Dienstag: *Lembach* (Patronstag: Jakobus), *Lampertsloch* (Pa-

---

[1] Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*.
[2] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*.
[3] Pfarrarchiv von *Obermodern*.
[4] «Schnallenbuch» von *Dossenheim* [1612] S. 71: Mariä Geburt dz Ist Zabern Mestag. — Im Laufe der Zeit unterlag der Beginn mehrfachen Schwankungen.

tronstag: Mariä Heimsuchung), *Diefenbach* bei Wörth (Patronstag: Josef), *Schirrhein* (Patronstag: Nikolaus), *Weitersweiler*[1] (Patronstag: Michel); *Koßweiler*; am Pfingstsonntag und -Montag: *Wibolsheim* (Patronstag: Trophimus); am Sonntag vor Pfingsten und am Pfingstmontag: *Schwabweiler* (Patronstag: Sebastian).

In einer weiteren Reihe von Fällen wird der Meßti nach einem bestimmten Sonntag im Monat bestimmt. Hier einige Beispiele, die lauter konfessionell gemischte Dörfer betreffen. Juli: 3. Sonntag, *Harzweiler* (Patronstag: Leopold). August: 2. Sonntag, *Surburg* (Patronstag: Arbogast); 4. Sonntag, *Sulz unterm Wald* (Patronstag: Peter und Paul). September: 1. Sonntag, *Eberbach* bei Selz (Patronstag: Ludwig); 2. Sonntag, *Fröschweiler* (Patronstag: Michel); 3. Sonntag, *Hohweiler* (Patronstag: Johannes der Täufer). Oktober: 1. Sonntag, *Ingolsheim* (Patronstag: Michel); 3. Sonntag, *Vendenheim* (Patronstag: Lambert); 4. Sonntag, *Birlenbach* (Patronstag: Moritz); Sonntag vor Allerheiligen, *Görsdorf* (Patronstag: Martin). November: 1. Sonntag, *Hunspach*; 3. Sonntag, *Drachenbronn*. Dezember: am 3. Adventssonntag, *Biberkirch* (Patronstag: Nikolaus).

Es läßt sich nicht sagen, daß man bei der Festsetzung des Meßti immer auf den Stand der landwirtschaftlichen Arbeiten Rücksicht nahm. Schon aus den obigen Angaben erhellt, daß Kirchweihfeste über Frühjahr, Sommer und Herbst verteilt wurden. Die meisten fanden im Spätsommer und Herbst statt, also in der Zeit von etwa Mitte August bis Ende Oktober. Das ist ungefähr die Zeit, in der die wichtigsten Jahreserzeugnisse eingeheimst sind. Im allgemeinen wird nach dem Ober-Elsaß zu der Meßti früher, in Lothringen später gefeiert. In manchen Dörfern wartet man bis zur letzten Frist, wo noch öffentliche Tanzerlaubnis gewährt wird, so in *Waltenheim*. Späte Meßti sind außerdem diejenigen von *Mittelhausen*, *Reitweiler*, *Uhrweiler*, *Kirrweiler*, *Hanhofen*, *Morsbronn*, späte Kirwen in *Schaffhausen* bei Selz und *Kaidenburg*. In *Biberkirch* und *Dreibrunnen* fällt der Meßti in die Adventszeit, es wird alsdann nicht öffentlich getanzt.

Wo ein später Meßti stattfindet, da blüht die Landwirtschaft und da nehmens die Bauern ernst mit ihrem Beruf. Die Arbeit geht ihnen vor, sie nehmen keine Zeit zum Feiern an, bis Reif und Schnee liegen und die Feldarbeit von selbst aufhört. Die Wirte haben nicht gern späte Meßtifeste, denn die kalte Zeit

[1] Zum Andenken an die Einweihung der Kirche am Pfingstmontag 1525.

ist weniger zum vielen Trinken geeignet, und außerdem ist im Spätherbst wenig Geld mehr unter den Burschen. Die Tänzer machen sich aber nicht viel aus den Unbilden der Witterung. Bei offenen Fenstern tanzen sie sich warm und helfen, wenns Not tut, mit Wein nach.

Früher waren die Kirchweihfeste bezüglich ihrer Festlegung unantastbar. Es war auf den gegenseitigen Vorteil der Gemeinden in der Weise Rücksicht genommen, daß in einem kleineren oder größeren Umkreis niemals zwei Ortschaften am nämlichen Tage feierten. So konnte jedes Dorf seine Pflicht der Gastfreundschaft erfüllen und die Jugend nach Bedürfnis und Lust die «fremden» Meßti besuchen. Heute befolgen die meisten Gemeinden nicht mehr die alte Ueberlieferung, sondern sie richten sich vor allem nach der Zweckmäßigkeit. Natürlich spielt hierbei der Stand der Arbeiten eine Hauptrolle. Auch der Vorteil der Gemeinden fällt nicht unwesentlich ins Gewicht: jedes Dorf ist bestrebt, möglichst viel «Fremde» anzuziehen. Mag das Nachbardorf es auch so machen, das ist seine Sache! So ist es vielfach gang und gäbe geworden, den Meßti nach Gutdünken zu verlegen oder ihn willkürlich auf einen beliebigen Sonntag anzusetzen. Die alte, geheiligte Ueberlieferung wird rücksichtslos durchbrochen.

So wurde die Kirwe von *Niederrödern*, die seit 1827 alljährlich am Montag nach Laurentius (10. August) stattfand, 1904 auf den Montag nach Allerheiligen verschoben, weil sie nach der alten Gewohnheit öfters mitten in die Weizenernte fiel. Der *Melsheimer* Meßti, der früher im August abgehalten wurde, wird seit einiger Zeit Mitte Oktober gefeiert, und der *Mietesheimer* Meßti, der seit Menschengedenken im August stattfand, wurde 1905 auf den 12. November verschoben — beide mit Rücksicht auf die Feldarbeiten. 1905 wurde der *Dunzenheimer* Meßti, der sonst 8 Tage vor dem Hochfelder gefeiert wurde, wegen der Hopfenernte in den Oktober verlegt. Aber nun fiel er mit den jüdischen Feiertagen zusammen, und da ging der jüdische Fleischlieferant zu den einzelnen Ratsmitgliedern und erreichte eine nochmalige Verlegung, ohne daß aus der Gemeinde Widerspruch erfolgte. Der *Geudertheimer* Meßti, der sonst nach dem Brumather stattfand, wird seit einigen Jahren zugleich mit dem Brumather gefeiert. Dadurch werden die jungen Leute abgehalten, ihr Geld nach auswärts zu tragen, sie müssen es im Dorfe selbst ausgeben. Besonders häufig erfolgt eine Verlegung des Meßti wegen Einquartierung.

Vorbereitungen im Familienkreise.

Zu einem Feste von der Bedeutung des Meßti, wozu sich Gäste von nah und fern einstellen und bei dem jeder neidisch nach dem Nachbar hinüberschielt, muß vor allen Dingen Haus und Hof sauber dastehen. Nicht daß der Dorfbewohner keine Reinigung vornähme, wenn kein Meßti stattfände oder falls er einmal ausfällt, aber die Gelegenheit wird benützt, ebenso wie in den meisten Dörfern schon im Hinblick auf Ostern das Haus ein neues Gewand bekommt.

Die Woche vor Meßti, die Meßtiwoche, wird mit Aufwaschen, Scheuern, Putzen und Reinigen des ganzen Gehöfts ausgefüllt. Der Maurer tüncht die Wände drinnen und draußen, und nun steht das Haus in blendend weißem Anstrich da, von dem sich das Fachwerk gefällig abhebt. Wer kleine Ausbesserungen oder Neuanschaffungen zu machen hat, der tut dies im Hinblick auf den Meßti. Besonders da, wo erwachsene junge Leute sind, sieht man auf tadelloses Aussehen des Innern, der Möbel und der Küche. Außerdem wird große Wäsche abgehalten, das Weißzeug aller Hausgenossen und die Fenstervorhänge frisch gebügelt. Eine nicht geringe Ausgabe erfordert der Ankauf neuer Kleidungs- und Trachtstücke für die jungen Leute; insbesondere für heiratsfähige Töchter. Schreiner, Maurer, Schuster, Schneider, Näherin und Büglerin haben wochenlang, oft bis zum letzten Augenblick vollauf zu tun, und für sie ist daher der Meßti tatsächlich ein Erholungsfest. Das männliche Geschlecht ist aber in dieser Woche kaum zu beneiden, namentlich in den Häusern, die mit zahlreicher Weiblichkeit gesegnet sind. Sie hindern überall, stören überall und können sich meist nur noch zum Essen und Schlafen im Haus aufhalten.

Nicht weniger wird in der Meßtiwoche für die Vorbereitungen auf das leibliche Wohl der Festteilnehmer und ihrer Gäste gesorgt. Früher schlachtete man regelmäßig ein Schwein, und dies geschieht auch heute noch vielfach, wenn es die Jahreszeit wegen der Hitze nur einigermaßen erlaubt. Häufiger wird aber jetzt «angeschafft», d. h. Fleisch vom Metzger gekauft. Dazu füllt man in Weingegenden das Meßtifaß. Der Meßtiwein verdient schon insofern seinen Namen als er die Meßtitage niemals überlebt. Am Samstag wird den ganzen Tag Mürbekuchen gebacken, er heißt danach im Volksmund der Kuchenbachsamstag. Das beliebteste Gebäck ist der Kugelhopf, der in unserem ganzen Gebiete mit Ausnahme der Weißenburger Gegend üblich ist. Er wird aus Mehl, Butter, Zucker und Eiern unter Zusatz von Milch, Rosinen und Bierhefe in einer irdenen Form hergestellt. Er hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels mit

gerade oder schräg verlaufenden erhabenen Rippen und in der Achse eine Vertiefung. An der oberen Fläche wird jede Rippe mit einer Mandel belegt und der ganze Kugelhopf noch mit Zuckermehl bestreut. Von demselben Teig bäckt man in besonderen Formen Fische, Karpfen und Lilien (große heraldische Lilie).

Ferner sind überall Kuchen von der Form eines kleinen Laibes gebräuchlich. Sie werden aus Weißmehl, Zucker, Eiern, Milch und Bierhefe hergestellt, manchmal unter Zusatz von Rosinen, und oben mit Eigelb überstrichen. Sie führen verschiedene Namen. Im allgemeinen heißen sie Kuchen schlechtweg, im Kreis Weißenburg dicker Kuchen und Kirwekuchen, auch Weck, im Hanauischen Mōtz und Mōtsch, im Süden Mōtsche und Mütsche. Aus demselben Teig stellt man im mittleren Unter-Elsaß den Zimtkuchen her. Er ist flacher als der Motz und wird dick mit einem Gemisch von Zimt, Zucker und Mandeln bestreut. Aehnlich, nur etwas dicker ist der Ropfkuchen in der Weißenburger Gegend.

Allgemein backt man ferner «Tarten», Torten, die je nach der Jahreszeit mit Aepfeln und Zwetschgen oder mit einem Aufguß aus Apfel- und Zwetschgenmus unter Zutat von Rosinen belegt sind. Man hat Tarten aus gewöhnlichem Teig und aus Blätterteig. Auch Biskuits, gewöhnlich Biskuitkuchen und Biskuittarten genannt, sind vielfach üblich.

Ueber der Herstellung dieser verschiedenen Backwerke gehen allerdings die Vorräte in Küche und Kammer oft èng zusammen. Im Hanauischen werden nicht selten in einer Familie 100 Pfund Mehl verbacken.

Das gewöhnliche Kleingebäck sind die Hirzhörnle. Sie werden aus Mehl, Mandeln, Eiern und Zucker hergestellt und in frischer Butter braungebacken. Sie haben die Gestalt von Hirschgeweihen, werden vielfach auch schlechtweg Hörnle genannt. In den Weingegenden dürfen sie auf keinem Familientisch fehlen, zu einem Krügel Wein stellt man dort stets einen Teller voll Hirzhörnle. Im Hanauischen kennt man auch «Iseküechle» (Eisenküchlein), die mit dem oben beschriebenen Teig in kleinen Blechformen verschiedener Gestalt hergestellt werden.

Spritzgebackenes ist eine beliebte Spezialität, die in *Koßweiler* am Pfingstmontag als sogenannte Strauben gebacken wird. Man verwendet dazu Mehl, Eier, Milch und verschiedene geheime Zutaten und läßt den Teig durch einen Trichter in heißes Schmalz laufen. Dieses Gebäck ist weit und breit so geschätzt, daß man den Koßweiler Meßti auch den «Strüwemeßti» nennt.

Wir haben hier bloß das herkömmliche Volksgebäck erwähnt, das am Meßti auch in den Wirtschaften zu haben ist.

Natürlich sind in der letzten Zeit die Geheimnisse der städtischen Zuckerbäckerei auch schon in die Dorfküche eingedrungen, nicht am wenigsten durch die Vermittelung der Wanderhaushaltungsschulen. Man pflegt Verwandten und Freunden, auch dem Sohne in der fremden Garnison, der nicht zum Feste erscheinen kann, gleich am Samstag reichliche Mengen von Kuchen und Kleingebäck zu schicken.

Ein sehr beliebter Kuchen wird am Kuchenbachsamstag — und übrigens auch jedesmal, wenn gebacken wird — im mittleren und südlichen Unter-Elsaß gegessen. Es ist der Flammkuchen, Käskuchen, Flammbrüeli, auch kurz Brüeli (von Brühe). Gewöhnlicher Brotteig wird in große flache Kuchen ausgewalzt und mit «Schmiere» bestrichen. Man versteht darunter ein nach dem Geschmack wechselndes Gemenge von weißem Käse, Rahm und Milch, welches mit mehreren Butterstückchen belegt oder mit Rapsöl begossen wird. Man schiebt den Kuchen auf einem Kuchenbrett in den geheizten Backofen, zwischen die rechts und links noch brennenden (flammenden) Holzknüppel, wo er nur wenige Minuten bleibt, und zieht ihn dann auf dem Kuchenbrett wieder heraus. Es gibt auch Flammkuchen mit Aepfelschnitzen, mit frischen Zwetschgen und Zwiebelwürfeln. In *Dettweiler* hieß früher der Meßtisamstag der Käskuchensamstag.

Nachdem nun alles zum kommenden Meßti bereit ist, wirft der Bauer am Sonntag Morgen noch einen Blick in Hof, Scheune und Stallungen. Alles ist in Ordnung, es kann «losgehn».

Die Finanzen des Festes. Das Versteigern und Vertrinken. Meßtibursch und Meßtimaide.

Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Herrschaft und die örtliche Obrigkeit schon in alter Zeit das Zusammenströmen vieler Menschen, den erhöhten Verbrauch von Nahrungs- und Genußmitteln und, insoweit mit den Kirchweihfestlichkeiten Jahrmärkte verbunden waren, das Einbringen und Feilbieten von Waren mit Abgaben belegte. Wohl in manchem Archiv dürften sich über diese Verhältnisse zerstreute Notizen finden. Die uns zu Gebote stehenden Belege sind sehr spärlich, obwohl wir unser Augenmerk bei der Durchforschung alter Urkunden, insbesondere der Dorfrechnungen im Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, gerade auf diesen Gegenstand gerichtet haben.

Aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfahren wir, daß der Zoll von zwei Meßtagen in *Pfaffenhofen*[1] 30 β ₰,

[1] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, E. 2978.

nach heutigem Geldwert[1] 90—100 M., betrug. In derselben Zeit warf der Meßtag zu *Uttweiler*[2] an Zoll 1 Pfund ab, nach heutigem Geldwert 60—66 M. Der Zoll fiel den Herren von Lichtenberg zu.

In *Zabern* wurden aus Anlaß des Meßtags verschiedene Abgaben erhoben, die teils der bischöflichen Herrschaft, teils der Stadt zufielen. Von 1531 ab wurde vom Meßtagswein Ohmgeld erhoben[3]. Durch das ganze 16. und 17. Jahrhundert wurde Weg- und Eintrittsgeld, Ständegeld und Hüttengeld erhoben. Einzelheiten finden sich bei Adam[4]. Merkwürdigerweise wurden auch die Bürger zu einem Beitrag für den Meßtag herangezogen und zwar zur Besoldung der Meßtaghüter. Dieser «Meßtagbatzen» betrug 1546 8 ₰ (= 1,20 M.)[5], wurde damals schon als eine alte Gebühr bezeichnet und bestand noch 1692. Mit den Meßtagseinnahmen wurde eine Anzahl bediensteter Personen besoldet. Für uns ist es von Wert, daß 1521 und 1539 der Unterschultheiß und der Stadtschreiber für $4^1/_2$ Tage, die sie auf dem Meßtag zuzubringen hatten, je 9 β (1521 = 24,84 M., 1539 = 17,64 M.) und außerdem noch als Trinkgeld vom Ohmgeld jeder 2 β erhielten. 1544 bekamen sie jeder 10 β (= 17,60 M.), 1521 außerdem noch ein Dutzend Nestel. Dieses Geschenk hieß der Meßtagkram und wurde später in Geld gereicht. So erhielten 1618 unter andern der Landschreiber, der Unterschultheiß und der Stadtschreiber jeder für ihren Meßtagkram 2 β (= 1,48 M.)[6]. Noch heute nennt man das Geschenk, das man jemandem vom Meßti mitbringt, den «Meßtikrom».

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß der Schultheiß zu *Gimbrett* in den Jahren 1610-1613, 1619 und 1621 «für sein Irten (Zeche, Rechnung) am Meßtag» je 5 β (= 3,70 M.) aus der Gemeindekasse erhielt[7]. Allerdings ist zu bedenken, daß im alten elsässischen Dorf alle Dienstleistungen für die Gemeinde durch Zahlung von Taglöhnen und Zehrkosten entschädigt wurden. Der Schultheiß bezog also außer seinem kleinen Gehalt (in *Gimbrett* damals 1 ℔ 10 β = 22,20 M.) noch für seine Reisen, für die Teilnahme an den Jahrgerichten, für die Verteilung und Erhebung der Steuern und Gefälle, für die Beaufsichtigung der Gemeindearbeiten, für die Besetzung

[1] Berechnet nach Hanauers Guide monétaire. Rixheim, Sutter, 1894. — So auch alle folgenden Berechnungen.
[2] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, E. 2978.
[3] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 9.
[4] a. a. O., S. 44 ff.
[5] a. a. O., S. 42.
[6] a. a. O., S. 50 f.
[7] Dorfrechnungen im Gemeindearchiv zu *Gimbrett*, 1610—1710.

der Aemter und die Vereidigung der Neugewählten, für Anhörung der Rechnungen und so auch «am Meßtag» eine nicht unbedeutende Nebeneinnahme. Die Zehrkosten wurden alle beim Stubenwirt gemacht, sogar «als man mit dem Würth wegen der Jahrs über gethanen Zehrung gerechnet», wurde «gezehrt». In den Dorfrechnungen von *Gimbrett* findet sich die erwähnte Ausgabe von 1621—1710 nicht mehr.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde der Meßtagzoll zu *Westhofen* auf dem Michaeli-Markt von 6 Gerichtsleuten eingesammelt und in die Büchsen empfangen, welche von dem Amtmann geöffnet wurden. Der Ertrag floß in die Gemeindekasse. 1631 ertrug der dortige Meßtag mit Zoll, Standgeld, Ohmgeld und Hellergeld 29 ℔ 19 β 11 ₰ (= 299,94 M.), 1701 nur 9 fl 4 β (= 50,76 M.)[1]. Ebendort hatte im 18. Jahrhundert die Herrschaft das Meßtaghellergeld am Jahrmarkt zu erheben, zu den übrigen Zeiten war es der Gemeinde zuständig, vom Ohm Wein 1 β. Im Jahre 1749 wurde es mit dem Metzger-Akzis verliehen[2]. Auch in der bereits oben erwähnten Mitteilung Rippells[3], daß bei der Feier des Meßtags «die Einweyhung des Wirths-Hauses wegen dem Interesse der Herrschaften überblieben», ist das Interesse der Herrschaften dahin zu verstehen, daß diese aus der Einweihung des Wirtshauses, d. h. aus dem Aufziehen des Meßtags in das Wirtshaus materiellen Gewinn hatten.

Welchen Umfang die Meßtage am Ende des 18. Jahrhunderts angenommen hatten, erhellt aus der Tatsache, daß 1791 die hanauische Verwaltung in der ganzen Grafschaft an Standgeld von Märkten und Kirchweihen 373 fl 4 β (= 1120,20 M.) einnahm, wovon 306 fl 5 β 7 ₰ (= 919,67 M.) aus den beiden Aemtern Buchsweiler und Pfaffenhofen eingingen[4]. Wir ersehen auch hieraus, daß schon damals, wie auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Meßti in den althanauischen Dörfern seine größte Entwickelung hatte.

Die französische Revolution beseitigte neben vielen anderen Abgaben auch diejenigen, die die alten Herrschaften aus den Kirchweihfesten zogen. Die Gemeinden traten allein an ihre Stelle und suchten nun aus den Festen auf verschiedene Weise Nutzen zu ziehen. In *Buchsweiler* wurde 1803 das Standgeld wieder aufgenommen, und zwar waren von einem Stand von einer Dielenlänge 60 Centimes, von einer halben Dielenlänge

---

[1] Kiefer, Steuern, Abgaben usw., S. 33.
[2] A. a. O., S. 31.
[3] Rippell, Altertum, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, usw. Augsburg und Freiburg, Wagner, 6. Aufl. 1757, S. 444.
[4] Kiefer, a. a. O., S. 68 u. 69.

30 Centimes, von den Krämern auf dem Kaufhause aber je ein Franken zu entrichten [1]. In demselben Jahre wurde zu *Hochfelden* der Meßtag für 105 Franken versteigert, die in 2 Terminen 14 Tage und 6 Wochen nachher zu bezahlen waren [2]. 1804 erreichte der Steigpreis sogar 275 Franken [3]. An dieser hohen Summe dürfte wohl das gute Weinjahr schuld gewesen sein, das noch heute von alten Leuten als der «große Herbst» bezeichnet wird. Zu *Zabern* wurde die «Bauernhütte» und die «Madamenhütte» vermietet, der Mietpreis der ersteren erreichte oft 800—1000 Fr., der letzteren sogar 3000 Fr.[4] Es ist aber zu berücksichtigen, daß wir es hier, wie in *Hochfelden*, neben dem Freudenfest für die ländliche Bevölkerung auch mit vielbesuchten Jahrmärkten zu tun haben. In *Hochfelden* wird seit Menschengedenken der Meßti nicht mehr versteigert, sondern an einen Privatmann verpachtet. Das jährliche Pachtgeld beträgt zur Zeit für 6 Jahre 1930 M. Darin ist das Korbgeld des Wochenmarkts und das Standgeld der beiden Meßti (eigentlicher Meßti und Pfingstmeßti), nicht aber die Tanzabgabe der Wirte einbegriffen.

In ländlichen Gemeinden entrichtete man nach der napoleonischen Zeit bloß eine Tanzsteuer von 3—6 Fr. für die Armenkasse. Bei flotten Meßti wurde wohl vorübergehend mehr erhoben, so in *Uhlweiler* in den 1820er und 1830er Jahren 30—40 Fr., jeweils für die Dauer des ganzen Festes. Bis 1862 war das Halten des Meßti in *Buchsweiler* frei. Nur die Wirte bezahlten an den Tanztagen eine kleine Summe, wovon $^2/_3$ in die Stadtkasse, $^1/_3$ in die Armenkasse floß. Im allgemeinen waren aber vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis gegen das Jahr 1880 die Verhältnisse auf dem Lande so, daß lediglich von den Tanzwirten 3—6 Franken oder Mark in die Armenkasse entrichtet wurden.

In der guten alten Zeit vertrugen sich die vier Faktoren, die am Geldwesen des Meßti beteiligt waren, auf das trefflichste. Es waren die Dorfburschen, die Musik, die Wirte und die Gemeinde. Die Anschauung, daß der Meßti eine reine Angelegenheit der Burschen sei, wurde von niemand bestritten. Die Burschen deckten durch ihre Teilnahme in erster Linie die Ausgaben des Festes und machten daher mit Recht auch auf das Monopol der Vergnügungen Anspruch. In mehreren Ge-

---

[1] Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 27. Pluviôse XI (= 16. Februar 1803).
[2] Desgl. vom 14. Fructidor XI (= 31. August 1803).
[3] Desgl. vom 15. Fructidor XII (= 2. September 1804).
[4] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849, p. 213.

meinden des Kreises Weißenburg haben die Gestellungspflichtigen der Jahresklasse die Kirwe an sich gezogen und besitzen die Oberleitung aller Veranstaltungen, so in *Niedersteinbach*, *Klimbach*, *Lembach* und *Oberhofen* (Kanton Weißenburg), wohl auch noch in andern Dörfern. Zu *Kaltenhausen* heißen sie geradezu die Meßtiburschen. In *Grafenstaden* haben sie noch heute das Vorrecht beim Ersteigern des Meßti, machen aber nicht immer davon Gebrauch. So lange die Zeitumstände es der Gesamtheit der Dorfburschen erlaubten, sich als die kraftvollen Träger des Meßti zu behaupten und dem Meßti als ihrer eigenen Sache das nötige Ansehen zu bewahren, so lange blühte der Meßti. Als sich dann im Laufe der Zeit die Machtverhältnisse auf dem Dorfe verschoben, sank er allmählich und sieht jetzt seinem Untergange entgegen.

Der Vertreter der Burschen ist der Meßtibursch oder Kirwebursch. Er tritt dadurch ins Dasein, daß der Meßti versteigert wird.

Nachdem vom Gemeinderat grundsätzlich beschlossen ist, daß ein Meßti sein wird, kommen die Burschen vom 16. Lebensjahre an geraume Zeit vor dem Feste, etwa 2—5 Wochen, an einem Samstag- oder Sonntagabend in derjenigen Wirtschaft zusammen, wo voraussichtlich Meßti abgehalten werden soll. Alles ist vollzählig zur Stelle, oft ist es die einzige Wirtschaft des Dorfes. Ein aufgeweckter und zum Scherzen aufgelegter Bursche erhebt sich und ruft: «Jetz wurd der Meßti versteijt! Wer biet't?» Nun wird gesteigert und zwar nach Maß Wein (1 Maß = 2 Liter). Dabei geht es oft stürmisch, ja gefährlich zu, gewöhnlich weiß man aber schon im voraus, wer Meßtibursch wird. In vielen Gemeinden ist man im Laufe der Zeit zum Bier übergegangen, in andern steigert man nach Geld, so in *Dossenheim* (Kr. Zabern) (bis 1901). Der Zuschlag erfolgt von selbst, wenn niemand mehr bietet, je nach der Anzahl der Burschen mit 30—80—120 Maß, die sofort getrunken werden. In alter Zeit wurde die Qualität des Weines von den Burschen vorher angedingt. Gewöhnlich wählte man Zwölfer, d. h. 12 Su der Liter, auch wohl Zehner, nicht selten Sechzehner, der schon etwas «Extraes» war. Wurde nach Geld gesteigert, so wird dies an niemand ausbezahlt, sondern auch sofort in geistige Getränke umgesetzt und diese getrunken, z. B. 2 oder 3 Faß Bier. Manchmal wird auch eine Kleinigkeit gegessen, Wurst, Käse oder Hering. Nachdem auf diese Weise der «Meßtibursch gemacht» ist, geht dieser hinaus, um alsbald mit einem mächtigen Strauß am Hute zu erscheinen. Die Burschen aber trinken und singen bis tief in die Nacht, oft bis zum grauenden Morgen, «sie versüffe de Meßti». Die Kosten trägt der Meßtibursch.

Der Meßtibursch oder Kirwebursch hat die oberste Leitung

und den Erlös aus dem ganzen Feste. Er ist nicht nur Generalpächter, sondern auch Oberzeremonienmeister. Er sorgt dafür, daß alles ordentlich eingeht, damit die Burschen, seine Kameraden, sich sorglos der Festesfreude hingeben können, ohne durch unerwartete Geldforderungen gestört zu werden. Außerdem hat er dafür zu sorgen, daß die Gebräuche, insbesondere die Tanzsitten, im alten bewährten Rahmen geübt werden und daß die aus ihnen erwachsenden Einnahmen richtig eingehen. Diese doppelte Aufgabe erfordert viel Umsicht und Entschlossenheit. Der Meßtibursch muß daher ein aufgeweckter, lustiger und zugleich selbstbewußter Bursche mit kräftiger Stimme sein. Er muß das nötige Ansehen unter den Dorfburschen besitzen und über einigen Witz verfügen, um Leben und Zug in das Fest zu bringen. Auch im Trinken muß er seinen Mann stellen können, denn sonst verliert er bald die Uebersicht und setzt dann von seinem Gelde zu. So machte einmal in den 1860er Jahren ein Meßtibursch zu *Schwindratzheim* so schlechte Geschäfte, daß er eine Kuh verkaufen mußte.

Bei großen Meßti überstiegen die Anforderungen des Festes die Kräfte eines einzelnen, und der Meßtibursch gesellte sich einen oder zwei geeignete Kameraden zu, die sich in seine Pflichten teilten und nun auch Meßtiburschen hießen. Der ursprüngliche Meßtibursch behielt die Oberleitung, aber oft waren sie untereinander uneinig und bekamen schon während des Meßtis Streit.

Nicht selten sind im Dorfe zwei Parteien, die jede ihren Meßti, ihren Meßtiburschen, ihre Wirtschaft, ihren Tanz für sich haben. Dies war z. B. in den 1860er Jahren öfters der Fall zu *Dossenheim* (Kr. Zabern) und zu *Schwindratzheim*. In letztgenanntem Dorfe waren in den 1840er Jahren sogar einmal 3 Meßtiburschen, die ein jeder seine Partei und seine Tanzwirtschaft hinter sich hatten. Zu *Hördt* pflegen sich die jungen Leute nach den Altersklassen in drei verschiedene «Kameradschaften» zusammenzuschließen, die jede ihre eigene Wirtschaft und eigene Musik haben.

Die Einrichtung des Meßtiburschen als des obersten Leiters des Meßtifestes scheint schon alt zu sein. Urkundlich finden wir ihn zuerst 1740 in *Schwindratzheim* [1] und *Mittelhausen* [2] als «Meßtagsknaben», dann 1766 in *Obermodern* [3] als «Meßtags-

[1] Protokoll des Konsistoriums Buchsweiler vom 1. September 1740 im Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*.

[2] Presbyterialprotokoll von *Mittelhausen* vom 1. November 1740 im dortigen Pfarrarchiv.

[3] Presbyterialprotokoll von *Obermodern* vom 22. Februar 1767 im dortigen Pfarrarchiv.

purschen» erwähnt. Welche Verrichtungen er zu versehen hatte, darüber fanden sich keine Aufzeichnungen. Aus einer kurzen Bemerkung im Pfarrarchiv von *Obermodern*[1], daß 1766 auf dem dortigen Meßtage Teller ausgespielt wurden, läßt sich aber schließen, daß er schon damals eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete. Die höchste Entwickelung fand das Amt des Meßtiburschen im Hanauerland in den 1860er Jahren. Der Kirwebursch im Gebiete der Kirwe scheint nicht die Bedeutung errungen zu haben, wie der Meßtibursch im Hanauischen. Für das Ansehen, das dieser genoß, zeugt, daß man in folgenden Kirwedörfern die Bezeichnung «Meßtibursch» statt «Kirwebursch» angenommen hat: *Kühlendorf*, *Schwabweiler*, *Surburg*, *Hölschloch*, *Preuschdorf*, *Görsdorf*, *Langensulzbach* und *Fröschweiler*. Außerdem wird im Meßtigebiet die Bezeichnung Meßtibursch allgemein auch für andere Verhältnisse im Sinne von «gesund und fähig zu allen Ausgelassenheiten» gebraucht. Ein Kranker, der wieder ganz geheilt, körperlich und geistig frisch ist, ist «ein Meßtibursch».

Die Tage des idealen Meßtiburschen aus der Dorfaristokratie sind aber überall schon gezählt. Man ist schon froh, wenn der oder jene halbreife Bursche oder Knecht das undankbare Amt übernimmt. Immerhin ist aber das Vorhandensein eines Meßtiburschen noch ein Zeichen dafür, daß es sich um einen Meßti nach ländlicher Art handelt.

Der Meßtibursch trägt am Hut als Zeichen seiner Würde einen mächtigen und weithin sichtbaren Strauß[2] aus künstlichen Blumen, Gold- und Silberflittern und gefärbten Federn. Außerdem hat er im Hanauischen ein (Lein-)Wandfürtüchel, eine kurze Schürze, die kaum das Knie erreicht und unten mit Spitzen besetzt ist. In *Schweighausen* trug er früher dazu noch rote und blaue Bänder, so daß die französische Trikolore entstand. Der Kirwebursche in *Görsdorf* hat die Schürze mit einem roten Bändel eingefaßt. Sie ist ein Geschenk des Kirwemaide, das dafür ein Dutzend Teller bekommt. Der Meßtibursch gesellt sich für die Dauer des Festes als holde Genossin das Meßtimaide zu. Gewöhnlich ist es seine Geliebte, und früher war es eine große Ehre, Meßtimaide zu sein. Das Meßtimaide hatte kein besonderes Amt, es war einfach die ständige Tänzerin des Meßtiburschen und genoß mit diesem gewisse Vorrechte beim Tanze. In manchen Dörfern, so in *Lingolsheim*, fand sich

[1] Presbyterialprotokoll von *Mittelhausen* vom 1. November 1740 im dortigen Pfarrarchiv.

[2] So auch im Ansbachischen und im Böhmerwald (Hessische Blätter für Volkskunde, I (1902), S. 71).

der Meßtibursch ohne Meßtimaide, als Hagestolz in den Wogen des Meßti zurecht.

Nun handelt es sich für den Meßtiburschen darum, wieder zu dem Gelde zu kommen, das bei der Versteigerung des Meßti vertrunken wurde. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Das Verhältnis des Meßtiburschen zum Wirt ist nicht in allen Fällen das gleiche. Beide haben das gemeinsame Bestreben, möglichst viel Geld auf anständige Weise aus dem Feste zu ziehen. Aber keiner kann ohne den andern auskommen. Des Wirtes Vorteil ist es, daß er den Meßti überhaupt bekommt. In großen Dörfern — und gerade da sind ja am meisten Geschäfte zu machen — gibt es auch mehrere Wirtschaften, und darum ist der Wirt vor allem auf den guten Willen des Meßtiburschen und der hinter ihm stehenden Dorfburschen angewiesen. Dazu weiß der Wirt den Wert eines Meßtiburschen, der durch sein flottes Auftreten die Leute anzieht und festhält, sehr wohl zu schätzen. Andererseits muß der Meßtibursch auch mit dem Wirte rechnen. Er ist froh, einen Tanzsaal und Räumlichkeiten zu bekommen, in denen er bessere Geschäfte machen kann als in einer anderen Wirtschaft. In vielen kleinen und doch wesentlichen Dingen ist er von dem Entgegenkommen des Wirtes abhängig, so beim Unterbringen des Lebkuchenstandes, beim Würfelspiel usw. So kann es kommen, daß der Meßtibursch dem Wirte etwas gibt oder umgekehrt, oder auch daß die Vorteile sich ausgleichen. Gewöhnlich erhält der Wirt eine schon vorher vereinbarte Summe, die z. B. früher 20 Fr., dann bis 40 M. und noch mehr betrug. Außerdem hat der Meßtibursch, ebenso wie der Wirt, 3—6 Fr. oder Mark in die Armenkasse zu zahlen.

Diesen beträchtlichen Ausgaben stehen bedeutende Rechte gegenüber, die zu namhaften Einnahmen führen. Der Meßtibursch hat das ausschließliche Recht, während des Meßti Lebkuchen zu verkaufen, erlaubte Spiele zu veranstalten, die Konzession an Fremde zum Aufschlagen von Ständen, Buden und Karussels zu vergeben, und zwar auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wo es ihm paßt und wo es zum Vorteil des Meßti geboten ist. Jedoch darf niemandem die Einfahrt versperrt oder das Tageslicht verdunkelt werden. Manchmal sind aber nach Ortsgebrauch die Stände — und hier kommt hauptsächlich der Lebkuchenstand in Betracht — bloß dann gebührenfrei, wenn sie in dem Hof eines Privatmannes oder des Wirtes untergebracht sind. Sobald sie auf den Straßen aufgeschlagen werden, sind sie der Armensteuer verfallen.

Eine recht ergiebige Einnahmequelle für den Meßtiburschen bildet das Würfelspiel. Seine Kameraden unterstützen ihn dabei

durch lebhafte Beteiligung, und nicht selten mischen sich verheiratete Männer unter die Spieler.

Der Meßtibursch läßt von dem Tage an, wo der Meßti vertrunken wurde, bis zum Festtage selbst jeden Sonntag in der Meßtiwirtschaft würfeln. Dies geschieht nach altem Brauch tischweise und geschlossen. Es gilt um Krügel und Teller, und zwar wird mit drei Würfeln gespielt. Jeder Bursch setzt zwei Su, später 10 ₰, die höchste Nummer gewinnt, der Meßtibursch erhält den gesamten Einsatz, den «Stock». Anstatt des Gewinnes, 1 Krügel oder 1/2 Dutzend Teller, wird der Gewinner oft mit 8—10 Su abgefunden, wenn er dumm ist, auch mit 4—5 Su. Warfen zwei Burschen dieselbe Nummer, so mußte jeder noch 1 Su oder 5 ₰ nachsetzen. Der Meßtibursch geht von Tisch zu Tisch, die einzelnen Stöcke wandern alle «ins Krügel», d. h. in ein wirkliches Krügel, das er mit sich führt. So gehn die Sonntage vor dem Meßti bei Spiel und Scherz herum, und nicht selten, z. B. in Morsbronn (bis 1882) gibt der Meßtibursch am Meßtisonntag nochmals einen gewaltigen Freitrunk zum besten.

Die Bedeutung dieser Spielversammlungen darf nicht unterschätzt werden. Es ist ohne weiteres verständlich, daß bei dieser Gelegenheit vor allem von dem bevorstehenden Meßti gesprochen wird, daß die Alten ihre Erlebnisse zum besten geben und der zum ersten Mal zugelassene jüngste Jahrgang durch den Reiz der Neuheit gestachelt, sich mit besonderem Eifer den Meßtigebräuchen und -freuden hingibt. Es ist im Kreise der Dorfburschen hinlänglich Zeit und Muße, alle Einzelheiten des Meßti zu besprechen, so daß die Ueberlieferung, dieser wichtigste Umstand bei Erhaltung der alten Sitten, in hohem Grade gewährleistet ist. Dazu bringen die Burschen noch das Gehörte und die Kunde von dem Beabsichtigten in ihren Familienkreis, namentlich zu ihren ledigen Schwestern, die ihrerseits wieder in der Vorahnung der seltenen Dorffreuden schwelgen und in den letzten Tagen kaum mehr schlafen können. Ueber die Ausgaben wird leicht hinweggesehen; denn der Bursche bringt ja Krügel und Teller mit, nicht selten mehrere Stücke, und der Haushalt wird hierdurch bereichert.

Es sei nochmals betont: der hier geschilderte Zustand betrifft im allgemeinen längstvergangene Zeiten. Er kam vielfach schon vor 1870 ab, so in *Vendenheim*, ferner zu *Gumbrechtshofen* in den 1870 er Jahren, zu *Morsbronn* 1882, zu *Schwindratzheim* 1883, zu *Alteckendorf* 1898, zu *Büsweiler* und *Dossenheim* 1900. Da oder dort mag er sich etwas länger erhalten haben, dürfte aber heute kaum noch anzutreffen sein.

Im Laufe der Jahre kamen nämlich sowohl die Wirte als

auch die Gemeinden zu der Einsicht, daß mit dem Meßti doch noch mehr als bisher zu machen ist, besonders wenn sie sahen, daß bei einem flotten Betriebe und großem Fremdenstrom der Meßtibursch mühelos seine Taschen füllte.

Und nun ist es merkwürdig, zu verfolgen, wie Wirt und Gemeinde ein jeder seinen Vorteil zu wahren und möglichst viel für sich selbst herauszuschlagen sucht. Nunmehr nimmt die Gemeinde den Meßti in ihre kräftige Hand und vergibt ihn einem Wirte um eine feste Taxe, die z. B. in *Büsweiler* in den 1890er Jahren 40 M. betrug, dazu noch 10 % Zuschlag für die Armenkasse. Später läßt die Gemeinde den Meßti zum besten der Gemeindekasse meistbietend versteigern. Eine Zeitlang berücksichtigt man noch die geschichtlichen Rechte der Dorfburschen, indem man ihnen das Steigerungsrecht vorbehält. So haben noch heute die «Conscrits» zu *Grafenstaden* das Vorrecht. Später erweitert die Gemeinde den Kreis der Berechtigten, sie läßt alle Dorfeingesessenen und dann überhaupt jeden zahlungsfähigen Menschen, auch einen Auswärtigen und selbst Vereine und Gesellschaften zu. Vielfach überläßt man schon den Meßti besondern Unternehmern, welche hinreichende Erfahrung besitzen und mit allem Nötigen ausgestattet sind. In denjenigen Dörfern, wo die Sitte des Geschenklebkuchens im Schwung ist, spielen auch die Lebkuchenhändler eine wichtige Rolle. Oft geht es bei solchen Steigerungen heiß her, denn das Recht des alleinigen Betriebs und des ausschließlichen Verkaufs von Zuckerwaren und allerlei Gegenständen ist manchmal sehr einträglich.

Eine allgemeine Regel oder Sitte gibt es heute beim Versteigern nicht mehr, die Gemeinde läßt sich nur von ihrem Vorteil leiten. Es verlohnt sich wohl, einige Einzelheiten aus diesem Kampf um den Meßti anzuführen, der die Dorfleidenschaften in hohem Maße aufzustacheln pflegt und nicht selten den Anlaß zu Todfeindschaften gibt. Schon manches Gemeinderatsmitglied und mehr als ein Bürgermeister ist über dem ehrlichen Bestreben, der Gemeinde eine außergewöhnliche Nebeneinnahme zu erwirken und auf diese Weise Zuschlagspfennige zu ersparen, zu Fall gekommen.

Ist bloß ein einziger Wirt im Dorf, so läßt die Gemeinde die Burschen oder sonstige Dorfgenossen steigern. Sind zwei oder mehrere Wirte im Dorf ansässig, so kommt es ganz darauf an, wie sie gegenseitig stehen. Am günstigsten für den Gemeindesäckel ist es, wenn sie schlecht aufeinander zu sprechen sind. Dann treiben sie sich in die Höhe, und die Gemeinde heimst ohne Mühe einen schönen Gewinn ein. So wurden 1901 in *Büsweiler* 110 M. erzielt, 1896 in *Kirrweiler* 195 M., 1903 in *Berstett* 240 M. und in *Ringendorf* 295 M., 1899

in *Dunzenheim* 320 M., 1900 in *Wolfisheim* 500 M., in den 1860er Jahren zu *Buchsweiler* 1000 Fr. Halten die Wirte zusammen und verabreden sie sich, eine gewisse Summe nicht zu überschreiten (z. B. 100 M.), so erreichen sie gewöhnlich, daß sie den Meßti abwechselnd gegen einen festen Preissatz erhalten. Wohl lassen sich die habsüchtigen Wirte ein Hinausschieben des Satzes durch die Gemeinde gefallen, aber nicht selten gaben sie sich gegenseitig das Wort und nahmen dann den Meßti überhaupt nicht an. Das lehrreiche Beispiel von *Alteckendorf* ist bereits oben erwähnt (S. 205).

Von Vereinen ist es besonders die Feuerwehr, die den Meßti zum besten der Vereinskasse öfters übernimmt. So mehrmals die Feuerwehr von *Quatzenheim* und *Mittelbergheim*, 1899 diejenige von *Kolbsheim*, 1900 die von *Ittenheim*.

Bemerkenswert ist, daß in *Illkirch-Grafenstaden*, obwohl es schon längst eine politische Gemeinde ist, der Meßti getrennt in zwei Abteilungen versteigert wird. Die Stände von *Illkirch* werden von denen von *Grafenstaden* abgesondert aufgeschlagen. Die katholische Kirche bildet die Scheidelinie.

In den letzten Jahren kommt immer mehr die Uebung auf, auswärtige Unternehmer zuzulassen, und oft gelingt es auf diese Weise, bedeutende Summen herauszuschlagen. So erhielt 1901 in *Weitbruch* ein Budenbesitzer den Zuschlag für 400 M., 1904 in *Vendenheim* ein Karussellbesitzer für 425 M.

Als Beispiel, wie sich die Steigerungsverhältnisse im Laufe der Jahre umgestaltet haben, möge *Vendenheim* dienen. Schon vor 1870 wurde der Meßti von der Gemeinde unmittelbar unter die Burschen versteigert. Er trug 150 Fr. und später bis 200 M. ein. Durch Vergebung der Plätze erzielten aber die Burschen doch noch einen Ueberschuß, der später vertrunken wurde. Die Wirte hatten dabei nichts zu tun, da überall Tanzerlaubnis war. Später einigten sich die Wirte dahin, daß immer nur einer tanzen ließ. Durch diese Abwechselung erreichten sie, daß wenigstens alle paar Jahre eine größere Einnahme zustande kam, während bei allgemeiner Tanzerlaubnis nach Abzug der Kosten keiner viel verdiente. Vor etwa 10 Jahren wurden die Burschen die Sache überdrüssig. Das ganze Geschäft war ihnen zu umständlich, und ihr Geld wurden sie ja schließlich doch los. Nun steigerten die Wirte, und der Ertrag war 250—300 M. Da sie aber zusammenhielten, ließ der Gemeinderat auch Fremde als Steigerer zu. Diese wurden natürlich von den Einheimischen in die Höhe getrieben. So erhielt der Karussellbesitzer Schwartz 1904 den Vendenheimer Meßti um 510 M.

Ferner mögen die Bedingungen aus dem Meßti-Versteigerungsprotokoll von *Alteckendorf* aus dem Jahre 1906 als Bei-

spiel aus der Neuzeit hier folgen: «Der Steigerer hat allein das Recht, Tanzbelustigungen abzuhalten, erlaubte Spiele zu veranstalten, sowie Stände (Buden) zum Verkauf aufzustellen. Der Steigpreis samt Zuschlagspfennigen ist bis zum 11. November d. J. an die zuständige Steuerkasse zu entrichten. Der Steigerer hat 10 Pfennige pro Mark zur Deckung der Kosten zu tragen. Der Meßti findet statt Sonntag den 16. und Montag den 17. September. Der Steigpreis erhält einen Ansatz von 135 M., und unter diesem Ansatz darf der Zuschlag nicht erfolgen. Stempel-, Registrier- und Schreibgebühr trägt der Steigerer. Am Nachmeßti darf keine Tanzbelustigung abgehalten werden.»

Gemeinden, in denen sich eine größere Anzahl von Buden und Ständen einzufinden pflegt, vergeben die Standplätze manchmal einzeln nach einem festen Preissatz. So werden in *Dorlisheim* 60 Pf. für den Quadratmeter bezahlt, in *Ruprechtsau* aber 12 M. In *Dorlisheim* erhebt der Meßtihalter von den Wirten eine Tanzabgabe von je 15—20 M., ebenso von jedem Karussellbesitzer. *Schiltigheim* läßt seit 1886 die Meßtiplätze einzeln versteigern. Während der Meßti durch die Gesamtversteigerung 1884 die Summe von 1320 M. und 1885 eine solche von 1450 M. eintrug, stieg er 1886 auf 1723,50 M., 1904 auf 4052,60 M. und 1906 gar auf 4700 M. Auch in *Ruprechtsau* wurden die Plätze einzeln versteigert und ergaben 1906 die Summe von 1345 M., 1907 eine solche von 1254 M., bis 7,40 M., der Quadratmeter. So kommt dem Meßti eine nicht geringe volkswirtschaftliche Bedeutung zu.

In manchen Ortschaften werden die Meßtirechte ohne die Tanzerlaubnis versteigert, so in *Balbronn* (1900), in *Mittelbergheim* vor 1880. Die Wirte, die tanzen lassen wollen, bezahlen dann eine kleine Summe in die Armenkasse. Seit 1880 wird übrigens in *Mittelbergheim* alles zusammen versteigert und nur bei einem Wirte getanzt. In *Walscheid* ist die Tanzerlaubnis bloß einbegriffen, wenn das Angebot eine gewisse Höhe, gewöhnlich 180 M., erreicht. Andernfalls gilt der Tanz nicht. Getanzt wird aber doch, und wenn der Wirt dafür keine Gebühren erhebt, so läßt man ihn auch stillschweigend gewähren.

In allen Fällen kommt zum Steigerungspreis noch ein Aufschlag von 10—20% für die Armenkasse. Der Steigerer muß einen als zahlungsfähig bekannten Bürgen stellen, das Geld ist in der Regel binnen 14 Tagen fällig, oft auch später. In *Winzenheim* ist es zu Weihnachten zahlbar unter der Bürgschaft des Meßtiwirts.

Durch die Umgehung der Dorfburschen bei der Versteigerung ist eine gewaltige Bresche in den alten Dorfmeßti gelegt. Die Dorfburschen und der Meßtiburschsind gegenüber den Anordnungen der Gemeinde so gut wie ohnmächtig. Der Meßti-

bursch hat als Hauptpächter keinen Raum mehr, ja der stolze Name des Meßtiburschen wird schon vielfach den gewöhnlichen Meßtisteigerern beigelegt, die ihr Amt lediglich als Geldgeschäft auffassen und ausüben. Derjenige, der den Meßti «hat» oder «hält», wird Meßtibursch genannt in *Birkenwald*, *Balbronn*, *Mühlbach*, *Grendelbruch* und wohl noch in vielen anderen Gemeinden.

Man sollte nun meinen, daß die Tage des Meßtiburschen gezählt wären. Aber die Sitte des Meßtiburschen erwies sich als stark, zäh haften die Burschen daran. Sie wird zum Selbstzweck, nachdem sie als finanzielle Grundlage des ganzen Meßti entbehrlich geworden ist. Noch ist ein flotter Meßtibursch dem Wirt eine willkommene Hilfe, den Burschen eine gern gesehene Erscheinung. Als Veranstalter des Tanzwesens füllt er noch seinen Posten aus, wenngleich er sein Amt mehr als früher von Wirtes Gnaden annehmen muß. Erfreulicherweise gab es 1906 auch noch zu *Buchsweiler* einen Meßtiburschen.

Als Beispiel dafür, wie es gelang, die längst überflüssig gewordene Sitte des Vertrinkens des Meßti nebst der Wahl eines Meßtiburschen in die ohnedies sehr verwickelte Finanzgebahrung des Meßti einzufügen, diene der Meßti von *Ringendorf* 1895. Der Wirt steigerte ihn für 125 M. von der Gemeinde. Die Burschen, 30 an der Zahl, versammeln sich bei ihm kurz vor dem Meßti. Sie versteigern den Meßti nochmals unter sich. Ein Bursche erhält ihn für 85 M. und wird Meßtibursch. Davon gibt er dem Wirt gleich 40 M., die übrigen 45 M. werden in drei Malen vertrunken. Die 85 M. bringt der Meßtibursch durch die Einsätze, den Verkauf der Lebkuchen und andere Einnahmen auf, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Das Würfelspiel an den Sonntagen vor dem Meßti ist wohl jetzt größtenteils aufgegeben. Die Burschen sahen ein, daß sie im Grunde genommen ihr gutes Geld, oft 5—6 Mark, vor dem Meßti schon ausgegeben hatten, ohne etwas davon zu haben als das langweilige Würfelspiel und einige Teller und Krügel, die nicht einmal ihnen selbst zugute kamen.

In vielen Dörfern aber findet sich kein Bursche mehr, der das Amt versehen will, und schließlich geht es auch ohne Meßtiburschen ganz gut. Den Gemeinden selbst aber kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie selbst den ersten Schritt zur Beseitigung des Meßtiburschen getan haben, und daß mit seinem Verschwinden der größte Teil der Poesie des alten Bauernmeßti zu Grabe getragen wird.

Andere Gemeinden hingegen, so *Kilstett*, wo der Meßti seit 1902 neu eingeführt ist, kümmern sich gar nicht um die finanzielle Seite des Festes und lassen ihn unbegreiflicher Weise überhaupt nicht versteigern.

Der Kirchweihschutz. Der Meßtihüter. Das Ausrufen.

Die Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Kirchweihfest ist heutzutage eine allgemeine Angelegenheit der Ortspolizei. Auch in früheren Jahren sorgten Herrschaft und Gemeinde für einen ordnungsmäßigen Verlauf des Festes. Es war dies eine Gegenleistung für die von ihnen geforderten Abgaben und lag überdies auch in ihrem eigenen Vorteil. So ist in *Hochfelden* 1803 bestimmt[1], daß «die Vorgesetzten alle möglichen Maßregeln nehmen werden, daß der Steigerer in Haltung seiner Spiele nicht gehindert werden wird.»

Die Sorge der Obrigkeit erstreckte sich auf die allgemeine Sicherheit, dann auf die Feuersgefahr und die Bettlerplage. Diesem Zwecke dienten die Meßtaghüter, über deren Tätigkeit auf dem alten Meßtag in *Zabern* uns Adam[2] bemerkenswerte Einzelheiten gibt.

Die Meßtaghüter standen unter dem Befehl eines Hauptmanns, waren besoldet und wurden vereidigt. Im Jahre 1535 hatten sie ihr Augenmerk auf alle Unordnung zu halten, auf Schlägereien und Stechereien, Schelten und Fluchen, falsches Spiel, Unzucht, Gotteslästerung und «überflüssig Füllery». Wer bei einer dieser Handlungen betroffen wurde, den nahmen sie fest und warteten die Entscheidung des Schultheißen ab. Sie hatten auch auf die Bettler zu achten, die oft in großer Anzahl auf dem Zaberner Meßtag erschienen und unter die sich manchmal gefährliches Gesindel und Uebeltäter mischten, die man zur Bewältigung fesseln mußte. Ferner waren sie bei der Erhebung des Eingangszolles behilflich. 1558 lag ihnen auch die Feuerwacht ob. 1750 war es ihnen erlaubt, Spiele abzuhalten, von denen sie eine Abgabe erhoben. Sie mußten daher jeder «3 Basch gute gleichlinge Würfel» halten. Ihr Amt war nicht beneidenswert, und es mußten ihnen oft Berittene und Soldaten zur Unterstützung beigegeben werden, so 1670 und 1688. Bei dem Umfang, den der Zaberner Meßtag genommen hatte, gab es 1750 eine ganze Kompagnie Meßtaghüter unter dem Befehl zweier Hauptleute. Damals waren sie mit Gewehr, Pulver, Feuerstein, Kugeln, Bandolier und Degen ausgerüstet und taten zur Eröffnung des Meßtags ein jeder «seinen Meßtagsschuß». Ihr Abzug nach der Beendigung des Meßtags geschah ebenfalls unter Schießen und mit viel Geräusch.

---

[1] Gemeinderatsprotokoll vom 14. Fructidor XI (= 31. August 1803).

[2] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 28 ff.

Jedenfalls hatten auch andere größere Meßtage ihre Meßtaghüter mit denselben Verpflichtungen. Näheres entzieht sich unserer Kenntnis aus Mangel an archivalischen Quellen.

In *Hochfelden* gab es 1804 Meßtaghüter, die von der Gemeinde ernannt wurden. Der Steigerer war verpflichtet, sie zu befriedigen, insofern sie «bei der Hütung und Haltung der Ordnung» beitrugen[1].

Auf dem Lande finden wir den Meßtihüter, das ganze 19. Jahrhundert hindurch und vielfach noch heute. Er hat ein Gewehr, aus dem er auch gelegentlich Schüsse abgibt. Mit der öffentlichen Ordnung hat er jedoch gar nichts zu tun, sondern dient einfach als Ausstattungsperson und wird vom Meßtivolk oft als scherzhafte Persönlichkeit aufgefaßt. Gewöhnlich ist es ein Aufwärter des Meßtiwirts. Wir werden ihm später noch mehrmals begegnen.

Der tatsächliche Schutz des Kirchweihfestes wurde früher hie und da äußerlich durch eine feierliche Handlung gekennzeichnet. In den katholischen Dörfern Frankens verlas noch 1877 der herrschaftliche Beamte den «Kirchweihschutz», in dem die Leute unter Androhung strengster Bestrafung zu Frieden und Einigkeit ermahnt wurden[2]. Von einem ähnlichen Brauche finden sich im Elsaß nur vereinzelte Spuren. In *Zabern* verlas der Oberschultheiß von alters her und noch 1783 vor dem Beginn der Festlichkeiten die «ordinari Meßtagordnung»[3]. Daselbst verkündete noch 1849 der Bürgermeister auf dem Meßtiplatz das Polizeireglement.

Zu *Alteckendorf* wurde bis in die 1860er Jahre der Meßti «ausgerufen». Waren die jungen Leute um den Meßtibaum versammelt, so gab ein Musikant einen Trompetenstoß. Dann hielt er eine scherzhafte Rede mit drolligen Gebärden und allerlei zweideutigen Bemerkungen, die stets große Heiterkeit unter dem Meßtivolke hervorriefen. Erst nachher erfolgte der Vortanz. Wohl handelt es sich hier um eine spöttische und scherzhafte Nachbildung des eigentlichen feierlichen Ausrufens. Aber es ist ja das Los vieler alter Bräuche, daß sie sich bloß dadurch erhalten konnten, daß sie sich dem Lustbarkeitsbedürfnisse des Volkes angepaßt und eine Form angenommen haben, die ihre ursprüngliche Bedeutung oft gänzlich verwischt. Möglicherweise rief in früheren Jahren der Bürgermeister den Meßti aus. Wir wissen ja schon[4], daß 1737 der herrschaftliche Schultheiß den

---

[1] Gemeinderatsprotokoll vom 15. Fructidor XII (= 2. September 1804).
[2] Pfannenschmid, a. a. O., S. 284.
[3] Adam, a. a. O., S. 38.
[4] S. o., S. 181.

Meßtag «anführte». Hätte der Pfarrer Ph. G. Lang diese Veranstaltung damals unter dem Gesichtspunkte der Sitten statt des Sittengerichts beurteilt, so wäre uns sicherlich eine anschauliche Beschreibung im Alteckendörfer Kirchenarchiv erhalten geblieben, die unsere Vermutung bestätigt hätte. Daß übrigens früher im Elsaß in weiterem Umfange der Meßti ausgerufen oder verkündet wurde, beweist die noch heute im Hanauischen und im Kochersbergerlande geläufige Redensart «eim de Meßti verkünde od. usrüefe» im Sinne von «jemandem eindringlich vorhalten, was recht und was nicht recht ist; ihm den Standpunkt klar machen.»

Eine feierliche Eröffnung der Kirchweihfestlichkeiten durch die Ortsobrigkeit findet unseres Wissens heute im Elsaß nirgends mehr statt. Der Meßti gilt aber vielfach noch dadurch als begonnen, daß ihn der Bürgermeister in mehr oder weniger bestimmten Worten beim Empfang des Aufzuges für eröffnet erklärt. In manchen Dörfern, so in *Dossenheim* und *Weitersweiler*, war es üblich, daß die Burschen ihn um die Erlaubnis der Eröffnung baten. Vielleicht ist dies hie und da noch üblich. Doch ist es wohl kaum mehr als eine Höflichkeitsformel.

(Fortsetzung im nächsten Jahrbuch.)

XII.

Ein Bild Kaiser Friedrich Rotbarts

aus dem 12. Jahrhundert zu Hagenau,

von

Max Bach.

Heinrich Lempfrid bringt unter obigem Titel im vorigen Jahrbuch eine interessante Studie über eine kirchliche Skulptur, die nach seiner Meinung aus dem Kloster Neuburg bei Hagenau stammt. Ueber die angegebene Provenienz will ich mich nicht weiter verbreiten, nach den Ausführungen des Berichterstatters ist das wohl möglich, ja wahrscheinlich, doch sind die dafür ins Feld geführten Argumente, für mich nicht ganz überzeugend.

Leider muß ich aber die Hauptsache der ganzen Untersuchung, ein Bildnis Kaiser Friedrichs Barbarossa in einer der Figuren des Reliefs gefunden zu haben, entschieden verneinen.

Ich habe mich gerade mit der Persönlichkeit des genannten Kaisers eingehend beschäftigt und alle auf uns gekommenen schriftlichen und bildlichen Denkmale über dessen äußere Erscheinung studiert.[1] Nicht allein diese, sondern auch alle übrigen gleichzeitigen Abbildungen deutscher Kaiser aus dem 12. Jahrhundert, lassen erkennen, daß die Kaiser niemals in geistlicher Tracht erscheinen. Die geistliche Tracht auf dem Hagenauer Relief läßt sich aber nicht verleugnen; die Figur trägt nicht allein die Mitra, sondern auch die Kasula mit dem aufgenähten gabelförmigen Kreuz in Y-Form, wie es

[1] Friedrich Barbarossas Persönlichkeit und Charakter von Max Bach. Besondere Beil. d. Württemb. Staatsanzeigers 1906, S. 104 ff. Ebenda 1905, Deutsche Kaiserbilder des frühen Mittelalters.

Otte nennt; überdies hält sie noch in beiden Händen Attribute, beziehungsweise Reliquien, welche nur geistlichen Personen zukommen. Eine Dalmatika hier anzunehmen ist unstatthaft, die kaiserlichen Dalmatiken sind stets unten geradlinig abgeschlossen und haben niemals das nur den Bischöfen zukommende gabelförmige Kreuz; außerdem ist die Dalmatika ausschließlich den Diakonen eigen.

Für die Form der Kasula, welche vom 11—13. Jahrhundert stets nach unten zipfelförmig ausgeschnitten ist, ließen sich unzählige Beispiele auf Grabdenkmälern und Siegeln beibringen; (vergl. nur die Arbeiten von Bock, Otte und viele andere) es gibt aber auch Kaseln mit geradlinigem Abschluß, z. B. die eherne Grabplatte des Erzbischofs Friedrich † 1152 im Dom zu Magdeburg,[1] diese Kaseln ähneln mehr den Dalmatiken und haben lange Aermelartige Seitenstücke. Die Kasula des dargestellten Bischofs hat wirkliche kurze Aermel, es ist daher unrichtig, wenn Lempfrid behauptet, die Seitenschlitze der Dalmatika liegen bei der dargestellten Figur hinter den nicht sichtbaren Teilen des Gewandes. Eine mit Aermeln versehene Kasula konnte zugleich nicht auch Schlitze haben, ebensowenig trifft die Erklärung der unten in der Mitte sich ganz zuspitzenden faltigen Kasula zu, indem diese Falten im gegebenen Fall, nicht durch die Körperhaltung oder die Weite des Gewandes entstehen, sondern durch den schon erwähnten Zuschnitt.[2] Soweit die Abbildungen es erkennen lassen, kann auch darüber kein Zweifel sein, daß eine Mitra und keine Krone dargestellt ist. Was nun die Gesichtsbildung anbelangt, so ist bei dem ruinenartigen Zustand des Kopfes, geradezu ausgeschlossen, auf etwaige vorhandene Porträtähnlichkeit schließen zu wollen, um so weniger, da wir kein einziges Künstlerporträt des Kaisers haben und alles Vorhandene, sowohl Plastiken als Miniaturen Stümperarbeiten sind. Ganz überflüssig ist auch die Frage nach dem Urheber des Reliefs und allen daraus zu folgernden Konsequenzen. Die Arbeit ist eine in allen Teilen stümperhafte, und ist wahrscheinlich von einem gewöhnlichen Steinmetzen gefertigt, der sich um Porträtähnlichkeit absolut nicht kümmerte.

Was nun die Attribute anbelangt, welche der Bischof in beiden Händen hält, so dürfen wir die Auslegung Lempfrids akzeptieren, welcher vermutet, das Kreuz beziehe sich auf die

---

[1] Zeitschr. f. christl. Kunst 1906, S. 371.

[2] Allerdings gab es auch glockenförmig zugeschnittene Kaseln, wie diejenige des hl. Bernhard in Brauweiler, zu welcher 13 Ellen Stoff nötig waren.

Verleihung eines Partikels des Kreuzes Christi an das Kloster Neuburg, und der andere Gegenstand in der Linken des Bischofs sei als Reliquienkästchen zu deuten.

Gehen wir zu den beiden anderen Figuren über, welche zur Linken des angeblichen Kaisers stehen. Daß die zunächst stehende Figur einen Abt vorstellt, geht aus dem Kostüm unzweifelhaft hervor. Charakteristisch sind besonders die zugenestelten Seitenschlitze des Gewandes, die dazu dienen, die Kutte je nach Belieben zu tragen. Der Abt hält mit beiden Händen einen Gegenstand, der aus den vorliegenden Photographien nicht deutlich zu erkennen ist. Lempfrid erkennt darin das Modell einer Kirche in basilikaler Anlage, auffallend ist ihm und mir die fehlende Spitze und die ausgeschweiften Dachflächen. Könnte darunter nicht auch ein Reliquiar zu verstehen sein? besonders da, was auf der Photographie nicht recht deutlich ist, weder Türen noch Fenster eingehauen sind, diese müßten selbst bei einem ruinosen Zustand noch erkennbar sein; auch der Umstand, daß das angebliche Kirchenmodell von dem Abte durch ein Tuch als Unterlage gehalten wird, weist auf einen heiligen Gegenstand hin. Unter den vielfach vorhandenen Statuen, die ein Kirchenmodell tragen ist mir noch keines begegnet, welches in dieser Weise getragen wird, denn ein Modell kann nicht als heilig gelten. Die äußerste Figur wird von Lempfrid als Graf Reinhold von Lützelburg, den eigentlichen Stifter des Klosters gedeutet; auch damit irrt wohl der Verfasser, denn sowohl Kostüm als Gesichtsausdruck weisen ebenfalls auf einen Kleriker. Der eng anliegende Rock mit Kapuze ist demjenigen des Abts ganz gleich, nur trägt die Figur einen faltigen Mantel, welcher über den rechten Arm gezogen an einem Zipfel mit der linken Hand gehalten wird, während die andere Seite um den Ellenbogen des linken Arms geschlungen ist und ärmelartig herabhängt. Was der Gegenstand in der erhobenen Hand bedeuten soll läßt sich aus der Photographie nicht erkennen. Die scharfsinnige Auslegung Lempfrids hier ein Eichenblatt zu sehen, welches Bezug hat auf den vom Stifter dem Kloster übergebenen Waldbesitz, ist freilich nur dann möglich, wenn wir in der Figur wirklich den Grafen Reinhard erkennen wollen. Wie schon erwähnt, paßt aber das Kostüm absolut nicht für einen ritterlichen Herrn und die Glatze auf dem Haupte ist offenbar als Tonsur zu deuten. Daß die Figur anscheinend zu dem danebenstehenden Abt in einer handelnden Beziehung steht, ist wohl möglich und es scheint auch in der Tat auf eine dem Kloster zuzuweisende Gabe hinzuweisen.

In dem Lempfrid'schen Aufsatz ist dann noch ein wei-

teres Objekt erwähnt, welches mit der Skulptur in Beziehung gebracht wird, nämlich das von verschiedenen Schriftstellern erwähnte Grabmal des Grafen Reinhold, welches sich im Chor der Klosterkirche befand. Dieses Grabmonument war nach der Beschreibung des Polen Moreau eine Tumba mit der überlebensgroßen (?) Figur des Bestatteten, welcher wie Lempfrid angibt, in gegürtetem, 'bis auf die Füße reichenden Leibrocke und im Mantel, nicht mit Harnisch, Helm und Schwert, wie die übrigen in Neuburg bestatteten Edlen auf ihren Grabsteinen dargestellt war. Diese offenbar ganz willkürlich aus den kurzen Worten des Elsässer Chronisten Hertzog: «Darauf sein Bildniß gehauen in alter Tracht und Kleidung», von Lempfrid gefolgerte nähere Erläuterung, ist in dem gegebenen Falle ja möglich, aber keinenfalls erwiesen, ebensowenig kann die Angabe Hertzogs zuverlässig sein, welcher von einer «erhabenen» Schrift spricht, welche in dieser frühen Zeit nicht üblich war.[1] Aus der weiteren Angabe Moreaus «autrefois décoré de sculptures» ist nicht ohne weiteres auf figürliche Darstellungen zu schließen, mit welchen die Seitenflächen des Sarkophags geschmückt gewesen sein sollen.

Nun sind aber Tumben mit den lebensgroß ausgehauenen Steinbildern der Verstorbenen, meines Wissens aus der Zeit des 12. Jahrhunderts nicht nachweisbar ; Otte sagt ausdrücklich : «Die älteren (Tumben) sind nur niedrig und umschließen zuweilen wirklich den Leichnam» — erst seit dem 13. Jahrhundert tragen die Hochgräber das Bild des Verstorbenen, und am Ende des Jahrhunderts kommen dann die Nischengräber vor, wie eine solche sich Lempfrid für die Tuba des Grafen Reinhold denkt.

Ich glaube daher mit Sicherheit annehmen zu müssen, daß das genannte Grabmal erst im 13. Jahrhundert errichtet wurde. Dafür lassen sich Beispiele, besonders auch in Klöstern, vielfach anführen. Ich erinnere nur an die Tumba des Herzogs Friedrich von Schwaben im Kloster Lorch aus dem 15. Jahrhundert. Weiter würde dazu stimmen die erhabene Schrift auf der Platte, wie eine solche z. B. auf dem Grabstein des Grafen Ulrichs von Württemberg und seiner Gemahlin in der Stiftskirche zu Stuttgart vom Jahre 1265 vorkommt ; auch dort ist der Graf nicht in Rüstung, sondern in langem gegürteten Rock und umgehängtem Mantel dargestellt.

---

[1] Eine interessante Tumba des 13. Jahrhunderts ist diejenige der Gräfin Adelheid von Egisheim, Mitstifterin des Oehringer Chorherrenstifts. Vergl. Die Abbildung bei Bogen, Die Stiftskirche zu Oehringen 1885.

Ist das Grabmal aber ein Werk aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, so ist ganz und gar ausgeschlossen, daß dazu die Hagenauer Reliefplatte mit den eben besprochenen Figuren gehörte. Abgesehen davon ist aber eine derartige Darstellung, die auf die Gründung und Begabung des Klosters durch den Grafen Reinhold sich beziehen soll, auf dessen Tumba anzubringen, gewiß sehr ungewöhnlich und durch kein Analogon zu belegen.

Wie sollte das Kloster, dessen Waldbesitz stets von den Hohenstaufen bedroht wurde, die die Mönche zwangen zu ihren Ungunsten ihren Rechten, gegen Tausch des Gutes Seelhofen zu entsagen, dazugekommen sein, gerade ein Barbarossabild auf dem Grabmal anzubringen, dessen Anwesenheit in Hagenau erst 13 Jahre nach dem Tode des Grafen bezeugt ist.

Die versuchte Ergänzung des Steines auf S. 25 der Abhandlung kann unmöglich zutreffen. Aus dem noch erhaltenen Bruchstück geht doch soviel hervor, daß die Bischofsfigur die Mitte der Platte eingenommen haben muß, und der Symmetrie entsprechend sind hier nur noch zwei Figuren, analog der rechten Seite anzunehmen. Eine Madonnenfigur hat hier keinen Platz, ebensowenig ein zweiter Bischof und nochmals ein Modell der Kirche; auch der Umstand, daß einzelne Köpfe über den Rand der Platte hinausreichen verbietet die Annahme einer Deckplatte, die, wenn man an ein Tumbenrelief denken will, doch unerläßlich ist.

Die Gründe, die gegen die Verwendung des Reliefs als Bestandteil eines Grabdenkmals sprechen, könnten noch vermehrt werden; derartige Tumben haben auf den Seitenwänden entweder bloße Steinplatten mit architektonischen Füllungen oder auch Arkaturen mit Darstellungen von Heiligen. (Vergl. z. B. die Tumba von St. Menoux, abgebildet in der Abhandlung von Lindner über die Basler Galluspforte.)

Schwer zu entscheiden ist die ehemalige Bestimmung der Skulptur und der Ort, wo dieselbe angebracht war. Ich möchte entgegen von Lempfrids Annahme, eine Anbringung über dem Hauptportal der Kirche immer noch als das wahrscheinlichste befürworten. Der Kunstwert des Reliefs wird von Lempfrid offenbar überschätzt, es ist eine rohe Arbeit ohne künstlerische Individualität.

Es tut mir leid Illusionen zerstören zu müssen, die ja recht schön ausgedacht, aber kunstgeschichtlich unmöglich sind, als eifriger Barbarossaforscher wäre mir der Fund eines neuen Barbarossabildes von unschätzbarem Wert gewesen, in dem vorliegenden Fall muß ich aber darauf verzichten, den großen Kaiser im Bilde wiederzuerkennen.

Entgegnung.

1. Die von Herrn M. Bach gegen meine Deutung des romanischen, nunmehr im Museum zu Hagenau untergebrachten Reliefs erhobenen Zweifel bringen, was zunächst dessen von mir angenommene einstmalige Zugehörigkeit zum Grabmal des Stifters von Neuburg Graf Reinhold von Lützelburg betrifft, nicht kurzweg abzuweisende Einwendungen vor. Zu diesen rechne ich indes nicht die Bemerkung über die Unvereinbarkeit einer Barbarossadarstellung auf einem von den Neuburger Mönchen herrührenden oder veranlaßten Skulpturenschmuck des Stiftergrabmals; denn des Klosters Ansprüche auf das den Mönchen nach ihrer Aussage von Reinhold vermachte, aber mangels Zustimmung der miterbenden Staufer nicht realisierbare Besitzrecht am heiligen Forst wurden durch die Verleihung einträglicher Waldnutzungsrechte, vor allem aber durch die Aufnahme des Klosters in Reichsschutz, sowie die Begabung mit dem kostbaren Reliquienschatz so reichlich ausgeglichen, daß Rotbart neben Reinhold als Mitbegründer galt und in einer die Gründung selbst verewigenden Darstellung, wo sie auch immer angebracht sein mochte, mit noch mehr Recht seinen Platz finden mußte, als in der Wiedergabe der Gründung von Maulbronn (S. 11 A. 3). Auch nicht den Versuch meine Ergänzung als unhaltbar hinzustellen. Nicht die e i n e sitzende, Kreuz und Reliquiar haltende Figur bildet den Mittelpunkt des Bildes, sondern wie die von mir nachgewiesenen Spuren einer vierten und zwar sitzenden Gestalt deutlich erweisen, z w e i Figuren, entsprechend der Zweiheit der geschilderten Vorgänge, Begabung und Weihe des Gotteshauses, geradeso wie in Darstellungen von Mariä Krönung Heiland u n d Gottesmutter zusammen den Mittelpunkt einer figurenreicheren Vorführung abgeben. Ferner nicht die Behauptung, daß, weil einzelne Köpfe über den Rand der Platte hinausreichten, die Annahme einer Deckplatte verboten sei. Die nur mit einem Amateurapparate und zwar etwas zu tief von unten her gemachte photographische Aufnahme kann vielleicht die Vorstellung, als ragten zwei Figuren mit ihren Köpfen über den Rand hervor, erregen. In Wirklichkeit liegen ihre Scheitel mit dem obern Plattenrande in derselben Horizontalen. Der Schädel des Mönches ist sogar einige Millimeter abgeplattet, so daß für diese Erscheinung keine andere Erklärung zu finden war, als daß sie durch Auflage einer horizontalen Platte veranlaßt sei.

2. Erwägenswerter scheinen mir zumal nach Bekanntwerden mit dem das mittelalterliche Grab behandelnden Abschnitt in

dem mir erst nachträglich zugänglich gewordenen Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer von Bergner 1905, S. 292—305 H. Bachs Bedenken gegen die Annahme eines Nischengrabes, Anbringung von Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen an der Tumba und die überlebensgroße Figur des Bestatteten auf derselben. Zwar ist in den in steter Berührung mit den alten Kulturländern gebliebenen Gegenden Westdeutschlands die antike Sitte, das Grabmal mit Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen zu schmücken, nie ganz außer Brauch gekommen (vgl. den Adelochsarkophag in Straßburg, Els. und Lothr. Kunstdenkmäler, S. 1, T. 78). Der Gedanke die Blendarkatur, wie sie der dem 12. Jahrhundert angehörende Morandussarkophag in Altkirch aufweist, durch figürliche, die Beziehungen des Verstorbenen zur Begräbnisstätte erläuternde Darstellungen zu ersetzen war durchaus naheliegend, und der Mangel an derartigen Grabmälern aus romanischer Zeit ließe sich durch deren Vernachlässigung, Zerstörung oder Ersatz durch gotische Monumente bei Gelegenheit von Umbauten leicht erklären. Auch die Anwendung von erhabenen Buchstaben braucht nicht besonders auffallend zu erscheinen, denn sie findet sich ja auch in andern Steininschriften des 12. Jahrhunderts (s. Abbild. Kraus II, T. VI). Allein gegen die Verwendung der Platte als Tumbaschmuck des Stiftergrabmals dürften mit Recht deren Größe und Gewichtsverhältnisse im Vergleich zu den eben erwähnten Sarkophagen geltend gemacht werden, und die vor der Aufnahme des Bildwerks ins Museum vorgenommene vollständige Reinigung und seine Aufstellung in angemessener Beleuchtung legen in der Tat die Vermutung nahe, daß das Bildwerk mehr auf die Wirkung aus der Ferne als aus der Nähe berechnet war. Die Möglichkeit, daß Reinholds Grabmal in dem von Hertzog und Moreau beschriebenen Aussehen später entstanden sei, stehe ich nicht an zuzugeben, und zwar halte ich es — sei es, daß es eine Neuschöpfung, sei es der Ersatz eines vorhanden gewesenen romanischen Denkmals war — für eine Arbeit des ausgehenden 13. Jahrhunderts, errichtet nach Vollendung des den alten romanischen Chor ersetzenden gotischen Neubaues des Chores. Seine Tumba wird nicht architektonische Verzierungen, sondern wirklichen Skulpturenschmuck gezeigt haben, wie das Grabmal des Stifters von Limburg im Dome daselbst oder die bekannten etwas späteren burgundischen Grabmonumente; sonst hätte der weder über das bauliche Aussehen, noch die Ausstattung der Kirche etwas berichtende, sondern nur die Grabstätten aufzählende Chronist der Tatsache, daß das Grab bildnerisch verziert war, keine Erwähnung getan. Scheidet somit Reinholds

Grabmal für die Frage der Herkunft des romanischen Reliefs aus, so kann für dieses nur der von mir gegenüber Moreaus Angabe hintangesetzte Platz in Frage kommen: das ist das Bogenfeld eines der Eingänge zur Kirche. Da wir über die älteste Neuburger Kirchenanlage nicht unmittelbar unterrichtet sind, sondern nur durch Rückschlüsse aus den von Neuburg ausgegangenen oder beeinflußten Kirchengründungen zu einer Vorstellung von ihrem Plan gelangen können, so sehe ich, da wegen der Maße des Westportales der eigentlichen Kirche hier kein Raum für die unverstümmelte Platte war, nur eine Möglichkeit, ihr einen Platz am Bau anzuweisen: die Neuburger Kirche muß wie Maulbronn und Herrenalb eine westliche Vorhalle (Paradies) mit weitem Zugang gehabt haben. Sein Bogenfeld schmückte die Darstellung von der Begabung und Weihung der Kirche. Bei einem Um- oder Neubau in späteren Jahrhunderten wird man der Platte ihre frühere Stelle über dem Westeingange wiedergegeben, doch sie so zurecht gemeißelt haben, daß sie nach oben einen der Basis entsprechenden horizontalen Abschluß erhalten konnte.

3. Die Abweisung meiner Deutung der sitzenden Figur als der eines weltlichen Fürsten und zwar als Kaiser Friedrich Rotbart mußte die Grundlagen, auf die sich meine Auslegung stützte, als unhaltbar erweisen, insbesondere dartun, daß die Kopfbedeckung keine Krone darstellen, und das Obergewand sowie die Attribute ausschließlich einer geistlichen Person zukommen können. Ich gebe zu, daß bei Betrachtung des Originals wie der Abbildung die Erklärung der Kopfbedeckung als Mitra die nächstliegende ist: es spricht dafür die Zuspitzung der Vorderseite, die auch nach dem Hinterkopfe zu wahrnehmbare nach oben gehende Verbreiterung und der giebelartige Zusammenschluß der seitlichen Partien, während man beim Vorhandensein einer Krone erwarten würde, daß die Rundung des Oberhauptes oder wenigstens die sich ihm anschmiegende Fütterung der Krone sichtbar sei. Allein es zeigen sich im einzelnen hinsichtlich der Form und Verzierung solche Abweichungen von den an das Aussehen einer Mitra des 12. Jahrhunderts zu stellenden, aus erhaltenen oder auf Bildwerken wiedergegebenen Mitren abgeleiteten Forderungen, daß ich die Kopfbedeckung für eine Krone halte. Zu den angeführten Gründen füge ich hinzu, daß bei einer Mitra der Ansatz der Schrägen nicht erst über den Schläfen, sondern über dem Ohr beginnt, und der Winkel, unter welchem sie zusammenstoßen, ein rechter sein müßte und sich nicht zu einem stumpfen verflachen sollte. Der denkbare Einwand, circulus

und titulus seien durch die in Form von Vertiefungen angedeuteten Edelsteine und Perlen ersetzt, ließe sich nur hören, wenn der Verlauf der Linien, in der sie angebracht sind, mit dem Verlauf der Linien der Stirn- und Mittelborte sich deckte, und diese selbst durch vertiefte Linien wenigstens angedeutet wären. Eine edelsteingeschmückte Mitra hätte dargestellt werden müssen, wie es der Bildner der Bischofsgestalten in den ältesten, dem 13. Jahrhundert angehörenden Glasmalereien des Straßburger Münsters oder der Maler auf romanischen Wandgemälden des Rheinlandes (Clemen T. 55—56) oder der Steinmetz auf dem frühgotischen Grabsteine Bischof Günthers, des Mitstifters von Maulbronn — dem Werke eines Zisterzienser Steinmetzen — es tat: der Steinmetz hätte die Steine auf der circulus und titulus bildenden Borte aufgesetzt in derselben Weise, wie er den Schmuck des Obergewandes behandelt hat, indem er erst die Mittel- und Saumborte aus dem Steine herausarbeitete und so zum Träger der Edelsteine machte. Die unmittelbare Anbringung derselben auf der Fläche der Kopfbedeckung, der Wechsel zwischen größern und kleineren Steinen und Perlen (die letzte Reinigung des Reliefs hat noch eine Anzahl kleinerer Vertiefungen hervortreten lassen, welche auf der Photographie noch nicht erscheinen) bringen in geeigneter Weise den Edelstein- und Perlenschmuck zum Ausdruck, wie ihn ähnlich, doch in erhabener Arbeit die Kronen der Madonna und der Dreikönige in dem romanischen Türbogenrelief der Goldenen Pforte zu Freiburg i. S. (Bode, S. 48) zeigen.

4. Herrn Bachs Belehrung über Dalmatik und Kasel muß ich als nicht ausreichend ablehnen. Von einem aufgenähten gabelförmigen Kreuze in Y-Form als Schmuck des Gewandes kann nicht die Rede sein. Die Abbildungen, wie meine Angaben S. 6 lassen es außer allem Zweifel, daß die Verzierung des Obergewandes besteht 1. in der mit einer Doppelreihe von Edelsteinen geschmückten Einfassung des Kopfdurchlasses (Halsausschnitts), 2. der mit einer einfachen Reihe von Edelsteinen gezierten Mittelborte und 3. einer gerade so gehaltenen Saumborte. Was den Schnitt des Gewandes betrifft, so erklären sich die vielen breiten Falten über den Knieen — ich zähle deren sechs — am natürlichsten durch ein Aufraffen und Zusammenlegen des Gewandes, dessen seitliche Partieen, wenn die Person sich erhöbe, sofort über die Kniee herabgleiten müßten und zwar soweit abwärts, daß der Saum in wagerechter Linie verlaufen würde. Ein Aermelgewand mit verzierter Mittel- und Saumborte konnte unter der gebotenen

Berücksichtigung der liturgischen Gewänder des im gleichen Lande und in der gleichen Zeit entstandenen Bilderschmukkes des hortus deliciarum nur als Dalmatik gedeutet werden. Daß die hier allerdings regelmäßig wiederkehrenden Seitenschlitze auf dem Relief nicht zu sehen sind, wollte ich als Folgeerscheinung der sitzenden Stellung der Figur erklären; ich beharre nicht darauf diese Vermutung gelten zu lassen. Es läßt sich das Fehlen der Ausschnitte auch daraus erklären, daß ihr Erscheinen im 12. und 13. Jahrhundert nicht allgemein war. (Braun, Die liturgischen Gewänder des Okzidents und Orients 1907, S. 262 f.) Wenn für meine Auffassung, dies Gewand nicht als Kasel gelten zu lassen, die Beobachtung mitbestimmend war, daß einen verzierten Saumbesatz die Bischofskaseln des hortus deliciarum nie aufweisen, und unter den drei Papstkaseln ihn nur eine hat, sowie daß in den ältesten Straßburger Glasgemälden nur Papstkaseln ihn zeigen, so haben mich Braun (S. 210 f., 221) und die Nachprüfung meiner Beobachtungen an Straßburger und Baseler Bischofssiegeln des 12. Jahrhunderts belehrt, daß Kaseln mit verzierten Saumbesätzen auch am Oberrhein getragen wurden: ja, die mit Mittel- und Saumborte verzierte Kasel auf dem Siegel Bischof Heinrichs von Straßburg (1183) stimmt in der zwischen den Knieen gleichfalls spitz zulaufenden Partie derartig mit dem Gewande der Neuburger Figur überein, daß ich auch letzteres unbedenklich für eine Kasel ausgeben würde, wenn es nicht Aermel hätte. Kein Schlitz zum Durchlassen des Armes, sondern ein ausgebildeter Aermel ist es, in welchem der rechte Arm steckt. Da es nicht möglich ist, sich die Aermel als zugehörig zu einem unter dem besatzverzierten Obergewand getragenen Kleidungsstück zu denken, eine Kasel mit Aermel aber es niemals gegeben hat, so war das Gewand als Dalmatik festzustellen. Die Aermel, welche H. Bach an der Kasel Erzbischof Friedrichs von Magdeburg auf dessen Grabplatte erkennen will, sind die Aermel der unter der Kasel sowohl an den Armen, als auch unterhalb der Kniee mit aller Deutlichkeit wahrnehmbaren Dalmatika mit dem verzierten Seitenausschnitt. Ein Blick nur auf die nächste Seite der zitierten Zeitschrift mit der Abbildung der Grabplatte Erzbischof Wichmanns hätte ihn vor dem Irrtum bewahrt.

Bei Beantwortung der Frage, ob ein liturgisches Gewand, das in seiner untern Partie einer Kasel gleicht, in seiner obern Hälfte hingegen das wesentlichste Merkmal der Dalmatik zeigt, als Kasel oder Dalmatik anzusprechen sei, konnte die Entscheidung nur die Annahme der letzteren zulassen: man müßte denn das Neuburger Relief als eines von den Bildwerken an-

zusehen gezwungen sein, in welchem die kirchliche Gewandung «nicht unbesehen als gute Münze und unverfälschtes Abbild der Wirklichkeit hinzunehmen» (Braun S. 175) und eine Aermelkasel auf Künstlerlaune und Künstlerfreiheit zurückzuführen sei, eine Annahme, welche durch das sonst überall hervortretende Streben des Neuburger Steinmetzen nach Wiedergabe der Wirklichkeit (S. 3 ff. 23 f.) ausgeschlossen ist.

5. Das Kreuz in den Händen einer weltlichen fürstlichen Persönlichkeit kann, wie der Hinweis auf die Darstellung der Kaiserin Kunigunde in den oberrheinischen Diözesen dartat, nur deren Beziehungen zu der in Frage kommenden Kirche ausdrücken. Hier ist sein Träger der Geber des Kreuzes; es ist also Kaiser Friedrich, nicht der Regionarbischof dargestellt. Hinsichtlich seiner Gestalt habe ich berichtigend zu bemerken, daß die Erhebungen und Vertiefungen an den Balken nicht von der Zertrümmerung eines vorhanden gewesenen Christusleibes, sondern von der Beschädigung des Kreuzes selbst herrühren. Wie die bei der gründlichen Reinigung hervorgetretene runde Vertiefung im Schnittpunkte der Kreuzesarme zeigt, sollten Edelsteine den Schmuck bilden.

6. Den von mir versuchten Nachweis, daß die Barbarossadarstellung auf dem Neuburger Relief Anspruch auf Lebenswahrheit habe, kann ich nicht durch die Behauptung von der Wertlosigkeit der von H. Bach untersuchten Barbarossabilder für abgetan halten. Gegen die Auffassung, welche mittelalterlichen Bildern historischer Persönlichkeiten alle Porträtähnlichkeit absprechen will, erhebt die besonnene Forschung in neuerer Zeit mit Erfolg Einspruch. Vielleicht dürfen wir von Max Kemmerich, der in seinem reich und vornehm illustrierten Aufsatz «Wie sah Kaiser Otto III. aus?» (Christliche Kunst 1907, S. 200—213) ein Muster gegeben, wie derartige Untersuchungen zu führen sind, die Anwendung seiner Methode auf die Frage nach der Porträtähnlichkeit der Bilder der staufischen Herscher erwarten, die der Bewertung der Neuburger Barbarossadarstellung gerechter werden wird als H. Bach.

7. Die Deutung des giebelartigen Gegenstandes in den Händen des Mönches als Modell einer Kirche ist gesichert durch die erst infolge der gründlichen Reinigung möglich gewordene Feststellung, daß eine Spitze vorhanden war, die abgeschlagen ist. Dagegen hatte die Ausschweifung der Vorderkanten der Dachflächen nicht, wie ich frageweise vermutete, den Zweck, den noch unvollendeten Bau anzudeuten, sondern

diente dem Steinmetzen als Ausdrucksmittel perspektivischer Verkürzung, die er auch bei der Darstellung des Reliquiars handhabte, indem er ihm statt der Form des Rechtecks die des Parallelogramms gab. Gegen die Annahme als Kirchenmodell kann nicht geltend gemacht werden, daß die Unterlegung eines Tuches den Gegenstand als heiligen charakterisiere. Man braucht nur in einem illustrierten Werke über mittelalterliche Kunst zu blättern, um sich zu überzeugen, daß allerlei unheiligen Gegenständen, wie Kirchenmodellen, Büchern, Bildern, Schalen, das die Hand bedeckende Obergewand als Unterlage dient. Der Bildner hätte also den Abt als Unterlage für das Modell das Mönchsobergewand verwenden lassen können; allein um der dadurch eintretenden, nichts weniger als schönen und nicht eben leicht wiederzugebenden Darstellung der Gewandfalten zu entgehen, griff er zu dem Mittel, dem Modell ein eigenes Tuch unterzulegen. Ich wollte das lieber annehmen, als die Ansicht vertreten, der Steinmetz habe dem Beschauer zugemutet, die Unterlage als den von hinten nach vorne geschobenen Teil des weiten Mönchsgewandes anzusehen. Uebrigens ist ein besonderes Tuch als Unterlage für einen profanen Gegenstand auch nicht ohne Beleg: auf dem Bilde von der Huldigung der Nationen im Evangeliar Ottos III. (Heyck I, S. 323) trägt Roma die Schale mit den Gaben auf einem über beide Hände gelegten Tuche.

8. Wenn Herr Bach die von mir als Laie und zwar als Graf Reinhold gedeutete Figur zu einem Mönche machen will, tut er dem Bilde Gewalt an. Die von mir konstatierte Lichtung der Haare auf dem Scheitel ist keine Tonsur, weder die corona, wie sie der gegenüberstehende Mönch hat, noch der moderne modicus titulus in capitis apice, sondern eine kahle Stelle des Kopfes. Das durch sie, wie durch die dünnen Strähne angedeutete spärliche Vorhandensein des Haupthaares sollte im Gegensatz zu dem vollen männlichen Haarwuchs des Kaisers den gealterten Mann andeuten. Der reichere Faltenwurf — ich zähle bei ihm über den Füßen 12, beim Mönch nur 6 Falten — sowie die Bekleidung mit dem Mantel und die Art, wie er umgeworfen ist und gehalten wird, charakterisieren den vornehmen Laien, den in der Figur anzunehmen, uns auch der kurz gehaltene Bart zwingt.

9. Wenn etwas in meiner Deutung der Gruppe Zweifeln begegnen konnte, so war es die Vermutung, der beschädigte Gegenstand in Reinholds Händen sei ein Eichenzweig gewesen. Durch die Beseitigung aller Ablagerungen auf dem Steine ist

oberhalb der rechten Hand Reinholds auf der Platte eine durch gewaltsame Beschädigung erzeugte Vertiefung zutage getreten, über welche der in seiner Hand befindliche Gegenstand sich erstreckte. Die Möglichkeit, daß es eine Pergamentrolle war, ist nicht ausgeschlossen. Die absichtliche Entfernung dieses Gegenstandes, sowie die Beschädigung der Attribute in den Händen der beiden andern Figuren hängen vielleicht doch mit einer revolutionären, gegen das Eigentumsrecht des Klosters an Grund und Boden gerichteten Bewegung, ich meine die Vorgänge d. J. 1789/90, zusammen. Die Vermutung, daß Reinhold durch einen Zweig den Mönchen Eigentum übertrug, vermag ich nachträglich durch den Hinweis auf zwei bildliche Darstellungen von Uebertragung von Wald oder Waldgerechtigkeit durch Ueberreichung eines Zweiges zu stützen: ein romanisches Relief im Museum zu Colmar (Kraus II, S. 342, T. VI) stellt einen Laien dar, welcher einer weiblichen Gestalt (Vorsteherin eines Frauenklosters?) einen oben dicht belaubten Zweig übergibt, und ein an der Südseite der ehemaligen Benediktinerkirche in Walburg eingemauertes, von dem Schmucke des durch den Umbau von 1453—1456 beseitigten romanischen Portals herrührendes Relief zeigt einen Mann in kurzer Tunika mit einem blattlosen bis auf den Boden herabgehenden Baumzweig in beiden Händen, wohl nur der Rest einer größern Skulpturenreihe, welche ähnlich, wie die Portalausschmückung in Andlau Begabungen des Klosters vorführte, und von der zwei weitere interessante Fragmente noch erhalten sind.

10. Als Entstehungszeit des Reliefs halte ich, wenn auch seine Bestimmung eine andere geworden, die Zeit um 1160 aufrecht und stütze noch meine Ansicht durch den Hinweis auf zwei weitere Bildwerke, welche der Mangel einer Abbildung leider nicht zu durchschlagender Geltung kommen läßt. Die den beiden Pfeilern des Triumphbogens der Georgskirche in Hagenau vorgelagerten Halbsäulen setzen unten auf einem Wulst und einer an den Ecken mit Tierköpfen verzierten Plinthe auf, die auf Nacken und Schultern je eines etwa 0,50 m messenden, hockenden Steinmetzen lasten. Diese selbst stellen ihre Füße auf ein romanisches Kelchkapitäl als Abschluß nach unten auf. In Behandlung der Gesichter, des Haares und der Gewandung sowie in realistischer Wiedergabe der Funktionen und des Gesichtsausdrucks sind diese beiden Skulpturen dem Neuburger Relief in hohem Grade ähnlich. Da die romanische Vierung zum ältesten Teile des 1149, wenn nicht schon 1143 begonnenen Baues gehört — das erste Säulenpaar des Langschiffes entbehrt noch des charakte-

ristischen Eckblattes, das erst vom zweiten Paare an ständig erscheint — so sind die Steinmetzenbilder nicht viel später als 1150 anzusetzen.

11. Bei der Beurteilung des künstlerischen Wertes der Neuburger Skulptur mußte ihr Verhältnis zu Bildhauerarbeiten der gleichen Zeit und des gleichen Landes maßgebend sein; von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, erscheint sie mir trotz ihrer Mängel nach wie vor als eine achtungswerte Leistung des 12. Jahrhunderts.

H. Lempfrid.

XIII.

Chronik für 1906.

8. Januar: stirbt zu Straßburg Max v. Schraut, Wirklicher Geheimerat und Unterstaatssekretär, geb. 3. Jan. 1845 in Würzburg, hochverdient um die Kunst in Elsaß-Lothringen.

11. Februar: stirbt zu Bitsch Joseph Knepper, Oberlehrer am bischöflichen Gymnasium, geb. 6. März 1864 zu Oelde in Westfalen (studierte nach dem Besuch des Gymnasiums in Warendorf anfangs Medizin, dann Germanistik und Geschichte in Münster und Freiburg, und promovierte zu Münster 1889 mit einer Untersuchung über Tempora und Modi bei Walther v. d. Vogelweide; war 1895—98 an der bischöfl. Anstalt in Zillisheim tätig; Mitarbeiter an unserem Jahrbuch; veröffentlichte: Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten, Freiburg 1893, Jakob Wimpfelings Leben und Schriften, Jrb. 1902, Das Schul- und Unterrichtswesen in Elsaß-Lothringen bis zum Jahre 1530, Straßburg 1905).

5. März: stirbt in Baden-Baden Max v. Puttkamer, Wirklicher Geheimerat und Staatssekretär a. D., geb. 28. Juni 1831.

6. März: wird in Straßburg das 50jährige Jubiläum des Konservatoriums für Musik gefeiert (eröffnet im Dez. 1855).

9.—12. Mai: Kaiser Wilhelm II. in Straßburg und auf der Hohkönigsburg.

12.—19. Mai: der Kaiser in Lothringen.

29. Juni: stirbt in Straßburg Curt Mündel, Ehrenpräsident des Vogesenklubs, geb. 24. Dez. 1852 zu Glogau.

6. Juli: Gründung der «Wissenschaftlichen Gesellschaft» in Straßburg.

XIV.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 11. November 1906, vormittags 10 1/2 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren v. Borries, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Renaud, Walter, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Francke, Lempfrid, von Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende, teilt den Austritt des von Straßburg verzogenen bisherigen Mitgliedes Herrn Lyzealdirektors a. D. Francke mit und bittet um Vorschläge betr. der in der allgemeinen Sitzung zur Wahl zu empfehlenden Ersatzmänner für Herrn Francke und den verstorbenen Vereinskassierer Herrn C. Mündel. Er berichtet sodann über die wenig günstige Finanzlage des Vereins und erörtert die Mittel und Wege, wie der augenblickliche Fehlbetrag wieder allmählich gedeckt werden könnte.

Der Schriftführer berichtet über das namens des Gesamtvorstandes an den Vorsitzenden des Volksliederausschusses, Herrn Prof. Dr. Henning, gerichtete Schreiben, laut welchem letzterer gebeten wurde, in der Novembersitzung über den augenblicklichen Stand der Arbeiten am Volksliederbuch nähere Mitteilungen zu machen. Während der sich anschließenden Erörterung erscheint Herr Prof. Henning und setzt die Gesichtspunkte auseinander, nach welchen die Vorarbeiten zur Herausgabe des Liederbuches erledigt werden müssen: zunächst komme es darauf an, neue Mitarbeiter zu gewinnen, eifrig zu sammeln, auch die Singweisen, und dann kritisch zu sichten; für einen öffentlichen Aufruf sei er vorderhand noch nicht. Einem Vorschlage des Vorstandsmitgliedes Herrn Dr. Kassel entsprechend einigte man sich schließlich dahin, von einer weiteren Beratung abzu-

sehen und die Liederkommission zu ersuchen in der Novembersitzung 1907 ausführlicher über ihre Tätigkeit zu berichten. Das Vorstandsmitglied Herr Kreisschulinspektor Menges wird an Mündels Stelle in die Kommission gewählt.

Die für das nächste Jahrbuch bereits vorliegenden Beiträge werden zur Beurteilung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Es folgt darauf um 11 Uhr die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung mit einem kurzen Nachruf für den verstorbenen Schatzmeister des Vereins, Herrn Curt Mündel, in dem er die Verdienste des Dahingeschiedenen um die Vereinsangelegenheiten hervorhebt sowie den schweren Verlust, welcher dem Verein durch seinen Tod erwachsen ist. Zu Ehren des Verstorbenen erheben sich die Versammelten von ihren Sitzen.

Aus dem sich anschließenden Geschäftsbericht ergibt sich, daß die Mitgliederzahl ungefähr die gleiche ist wie im Vorjahre, und deshalb sollen vom nächsten Jahrbuch auch wieder 3000 Abzüge gemacht werden. Die Finanzlage ist auch in diesem Jahre nicht günstig, der Abschluß weist einen Fehlbetrag von rund 1000 M. auf. Allerdings dürfe eine kleine Einnahme erwartet werden durch den Verkauf von alten Restbeständen des Jahrbuchs, die zum herabgesetzten Preise von 50 Pfg. für das Exemplar an Mitglieder des Vereins abgelassen werden sollen. Im übrigen sei darauf Bedacht zu nehmen, den nächsten Band des Jahrbuches weniger umfangreich zu gestalten.

Die Rechnungslage wurde von den zwei Mitgliedern HH. Geh. Regierungsrat Hering und Dr. Teichmann geprüft und für richtig befunden.

Vor der Neuwahl des Vorstandes empfiehlt der Vorsitzende der Versammlung an Stelle des ausgeschiedenen Mitgliedes Lyzealdirektors a. D. Francke den Amtsrichter Herrn Beemelmans in Ensisheim und für das verstorbene Mitglied Mündel den Schatzmeister des V.-C., Herrn Notar Dr. Huber in Straßburg zu wählen. Die Versammlung ist mit dem Vorschlage einverstanden und wählt außerdem durch Zuruf den alten Vorstand aufs neue, nachdem Herr Geheimrat Hering demselben den Dank der Anwesenden ausgesprochen hatte.

Zum Schluß hielt Herr Th. Walter aus Rufach den angekündigten Vortrag «Ueber die Schicksale der bischöflichen Stadt Rufach nach dem westfälischen Frieden».

Schluß der allgemeinen Sitzung: 12[35] Uhr.

2. Vorstandssitzung

am 6. März 1907, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Beemelmans, v. Borries, Euting, Huber, Kassel, Lempfrid, Lienhart, Martin, Renaud, Chr. Schmitt, Walter, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Luthmer, Menges, von Schlumberger.

Der Vorsitzende teilt mit, daß zur Deckung eines Teiles der Unkosten des Jahrbuchs von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Statthalter ein erhöhter Beitrag von 600 M. bewilligt worden sei.

An den ausführlichen Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Notars Dr. Huber, schließt sich ein längerer lebhafter Meinungsaustausch in bezug auf den Kostenpunkt bei der Herstellung des Jahrbuchs. Der Vorsitzende wird beauftragt, über die Möglichkeit einer Ermäßigung bis zur nächsten Sitzung eingehende Untersuchungen anzustellen.

Die eingelaufenen Beiträge werden vorgelegt und besprochen und der Umfang des Jahrbuchs sowie die Daten für die Chronik festgestellt.

Schluß der Sitzung: 4 10 Uhr.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1908.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

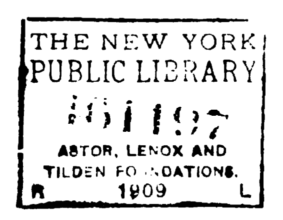
HISTORISCH-LITERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS

XXIV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1908.



Inhalt.

Das Inhaltsverzeichnis zu Bd. 13—24 kann erst im Bd. 25 gegeben werden.

I.

Gedichte.

Von

Christian Schmitt.

Isola bella.

(Lago maggiore.)

I.

Was wollt ihr mich, ihr schwärmenden Gedanken,
Zur blauen Ferne schmeichlerisch entführen?
Wie linde Südluft will es mich berühren,
Und schaukelnd wiegt mich sanftes Wellenschwanken.

So fuhr ich auf der Flut, der sonntagblanken,
Hin durch die hochgebauten Felsentüren.
Den frühlenzfrischen Duft noch kann ich spüren
Von der umgrünten Ufer Blütenranken.

Aus Intra trägt das Schiff uns rauschend weiter.
Pallanza glänzt, wie weiße Rosen leuchten,
Am See die Perle, rein und ewig heiter.

Entzückt und staunend will der Blick sich feuchten,
So holde Bilder sind der Fahrt Begleiter.
O daß sie Pflicht und Sorge nie verscheuchten!

II.

Auf breiter Bucht, drin Kuppe sich an Kuppe
Weißhäuptig spiegelt unterm Strandwegsaume,
Schwimmt, wie gebannt von einem Märchentraume,
Der ruhmumkränzten Inseln Dreizahlgruppe.

Ein Jungvolk kommt in treibender Schaluppe
Von Madre her, umblitzt vom Ruderschaume,
Zum Fischereiland, laut auf engem Raume
Begrüßt von der Gespielen buntem Truppe.

Auch uns jauchzt zu der barfußmuntre Haufe,
Da sich an Deck schon jeder nach Gefallen
Bemüht, wie er den freisten Blick erkaufe.

Und sieh, nun wächst mit frischumlaubten Hallen,
Verjüngt im Schimmer reichster Sonnentaufe,
Glanzvoll herauf die Herrlichste von allen!

III.

Versonnen steht an dunkeln Staffelhängen
Lorbeerumhegt das Schloß der alten Grafen,
Die still in kühler Hauskapelle schlafen,
Müd von des Lebens buntverwirrten Gängen.

Dem Weltstreit fern und seinen Haderklängen
Fand ihre Sehnsucht hier den sichern Hafen,
Wo sie noch ungestörten Frieden trafen
Und Ruh für ihres Herzens dunkles Drängen.

Kunstreich erstand in breitgebauten Massen
Die Burg, und weite Wandelgärten stiegen
Aus Fels und Flut in wachsenden Terrassen.

Solch edle Pracht hilft jeden Schmerz besiegen.
Die trüben Schatten in der Brust verblassen,
Und vor dem Licht muß alles Leid verfliegen.

IV.

An dieser Wunderstätte, wo den Toten
Einst Stärkung floß aus himmlischen Gefäßen,
Sind viele Tausende seitdem genesen
Von Wunden, die ihr Innerstes bedrohten.

Wer zählt die Feuer, die geheim verlohten
Auf diesen Dämmerpfaden, auserlesen
Zur Heilung allem kranken Sinn und Wesen
Und unsichtbar bewacht von Götterboten?

Die Muschelgrotten dort sahn, vor den Blicken
Des grellen Tags gedeckt, im Sturz der Tränen
Wie oft den Aufschrei tiefsten Wehs ersticken!

Und auf den Wassern, die sich friedlich dehnen,
So manchem Kummer brachten süß Erquicken
Des Trostes Engel in der Hoffnung Kähnen.

V.

Ich auch, ich trank mit heiß erregten Zügen
Aus Duft und Kühle, die sich rings ergossen,
Und aus der Schönheit, um mich aufgeschlossen,
Voll starken Muts ein innigstes Genügen. —

Längst kam ich heim von meinen Wanderflügen.
Nur auf der Phantasie zaumfreien Rossen
Erreich' ich noch den Ort, wo ich genossen
Den Trunk des Glücks aus unerschöpften Krügen.

Doch bin ich auch in Sorgen hier und Plagen
Verwoben neu ins Netz des Alltagwebens,
Von reinstem Dank ist all mein Tun getragen.

Erinnrung weiht die Wege meines Strebens,
Und froh der Frucht aus weit entrückten Tagen
Grüß' ich die schöne Insel meines Lebens.

II.

Johann Friedrich Oberlin,

dessen Silhouette wir Herrn Kunstmaler Theodor Knorr verdanken, ist nach seinem Leben und Wesen so allgemein bekannt, daß wenige Worte genügen werden, um sein geistiges Bild wieder beim Leser hervorzurufen. Oberlin ist der Wohltäter des Steintals. 1740 zu Straßburg geboren, lebte er als Pfarrer in Waldersbach von 1767 an bis zu seinem Tode 1826. Seine geistliche Wirksamkeit im Sinne eines tätigen Christentums begründete er durch eine weitschauende, allseitige Fürsorge für die sittliche und wirtschaftliche Entwickelung seiner Pfarrkinder, wobei er auch nach anderen Gegenden hin durch Beispiel und Rat Einfluß übte. Landwirtschaft, Obstzucht, Wegebau förderte er unermüdlich. Vor allem aber sorgte er für die Erziehung der Jugend. Da er das von den Bauern allein gesprochene romanische Patois als ein besonderes Hemmnis für den geistigen Fortschritt ansah, ließ er die Bauernkinder von früh an durch Lehrerinnen im reinen Französisch unterrichten. Diese Einrichtung ist dann später durch die salles d'asyle auch in deutschsprechenden Gegenden verwendet worden und hat sehr zur Ausbreitung des Französischen im Elsaß beigetragen. In der Revolutionszeit setzte Oberlin seine Tätigkeit fort, indem er seine Kirche in einen Klub verwandelte und hier als Bruder Redner auftrat. In den Kriegen der französischen Republik verlor er seinen ältesten Sohn. Unter der Schreckensherrschaft angeklagt, kam er nach deren Sturz in alter Weise seinem Amte nach. Er fand mehr und mehr in weitesten Kreisen Anerkennung, auch bei den Angehörigen anderer Konfessionen. Kaiser Alexander, auch das wiederhergestellte Königtum in Frankreich ehrten ihn. In der blühenden Industrie des Steintals hat Ober-



lins Werk seine Fortsetzung gefunden, auch seine religiöse Auffassung hat sich teilweise hier erhalten; in dieser hatten ihm Lavater und Jung Stilling besonders nahegestanden. Der unglückliche Dichter Lenz suchte bei Oberlin Zuflucht gegen den über ihn hereinbrechenden Wahnsinn; einen ergreifenden Bericht über seine Erkrankung sandte Oberlin an Goethes Schwager Schlosser, bei dem Lenz endlich Ruhe fand.

E. M.

———

III.

Ein angebliches Blutrecht oberelsässischer Grundherren vor der französischen Revolution.

Von

Adolf Jacoby

(Weitersweiler).

De Ferrières erzählt in seinen Mémoires [1] einen interessanten Zwischenfall der Verhandlungen der Constituante, der durch die Behauptungen einiger Abgeordneten über ganz unglaublich rohe Gewohnheitsrechte der feudalen Grundherrn einiger Gegenden des Landes hervorgerufen wurde. Es war der Abgeordnete der Franche-Comté, Lapoule, der unter anderm der Versammlung darüber berichtete, daß in gewissen Distrikten der Grundherr bei der Rückkehr von der Jagd zwei seiner Leibeigenen zu töten und ihnen den Bauch aufschlitzen zu lassen das Recht habe, um dann in die blutigen Leiber seine Füße hineinzustecken und sich so von der Müdigkeit zu befreien. De Ferrières, der diese Berichte als plumpen Betrug kennzeichnet, sagt, daß man natürlich Lapoule wie den Abgeordneten der Basse-Bretagne Le Guen de Kerangal, der ähnliche, wenn auch nicht ganz so ungeheuerliche Rechte geschildert hatte, mit gerechter und stürmischer Entrüstung aufforderte, für diese Behauptungen den Beweis anzutreten. Durch die Erregung der Versammlung eingeschüchtert, zog sich aber Lapoule, ohne weitere Mitteilungen zu machen, zurück.

---

[1] Vgl. Bd. I, S. 187.

Es gelang mir nur mit Mühe, den zweiten Gewährsmann für dieses «Recht», Dulaure, der sich in seinen Esquisses historiques des principaux évènements de la révolution française mit dem «Recht» beschäftigt, unter die Hand zu bekommen, während mir dessen Hauptquelle, das Buch von Clerget, von dem unten die Rede ist, leider unzugänglich blieb. Dulaures Buch, dessen zweite Ausgabe von 1825 ich benutzen konnte, schreibt im Anschluß an de Ferrières:[1] «Mr Lapoule, député de la Franche-Comté, succède à la tribune à Mr Legrand. Il fait comme le paysan bas-Breton (Le Guen) le tableau de divers genres d'oppression que les seigneurs de la province exerçaient sur les hommes, qui avaient le malheur d'être leurs sujets. Il parle «de la main morte, tant réelle que personnelle, de l'obligation imposée à quelques vassaux de nourrir les chiens de leurs seigneurs, et de cet horrible droit, relégué sans doute depuis des siècles dans les poudreux monumens de la barbarie de nos pères, par lequel le seigneur était autorisé, dans certains cantons, à faire éventrer deux de ses vassaux à son retour de la chasse pour se délasser, en mettant ses pieds dans les corps sanglans de ces malheureux . . . Des cris d'horreur et d'indignation interrompent l'orateur; on l'accuse d'exagération, d'imposture, et on lui demande la preuve de cette atrocité. Le tumulte en sens divers est si grand que M. Lapoule, intimidé, renonce à la tribune.»

In einer Anmerkung bemerkt nun Dulaure dazu: «Les notions que j'ai recueillies sur cette coutume abominable m'obligent à dire qu'elle a existé, mais qu'elle n'est pas ici exactement exposée. Elle parait n'avoir été en vigueur que dans quelques cantons de la Franche-Comté et de la Haute-Alsace, et ce n'était point au retour de la chasse ni pour se délasser, que les seigneurs se livraient à cet acte de cruauté; voici les faits.

Les comtes de Montjoie, les seigneurs de Mèches et quelques autres de ces cantons, lorsque suivis de leurs chiens et de leurs paysans serfs, ils chassaient pendant l'hiver, et qu'ils se sentaient les pieds froids, pouvaient pour se réchauffer, faire éventrer quelques-uns de ces paysans et placer leurs pieds dans leurs entrailles fumantes.

M. le curé Clerget, député de l'Assemblée constituante dans un ouvrage sur les droits féodaux, intitulé le Cri de la raison, publié à Besançon en 1789, est mon autorité. Voici ce qu'il dit (liv. 2 chap. VIII): «Il est des seigneurs qui se sont arrogé

[1] Vgl. Bd. I, S. 258.

le droit de faire, pendant l'hiver à la chasse éventrer leurs serfs pour se réchauffer leurs pieds dans leurs entrailles palpitantes.

M. le comte de . . . . . ajoute-t-il, plaidait au parlement, il s'agissait de plusieurs droits féodaux qui lui étaient contestés par ses sujets. Ceux-ci prétendaient que l'abonnement qui avait établi, en faveur du seigneur, les diverses prestations exigées par lui, n'avaient plus de valeur, parce que le terme de sa durée était expiré depuis long-temps. L'acte d'abonnement fut produit et sa date verifiée. On y vit avec horreur que les habitans de . . . . s'étaient soumis à des corvées à bras, et avaient promis de pâyer, dans le cours de soixante ans, des redevances en blé et en avoine, à condition que le seigneur, de son côté, renoncerait pendant le cours de cet abonnement à son droit de les conduire à la chasse et de les faire éventrer en hiver pour se réchauffer les pieds dans leurs entrailles.»

Le magistrat, rapporteur de ce procès, indigné à la vue de cette pièce, dit au comte, ajoute M. Clerget: J'ignore comment vos aïeux vous ont acquis un droit si étrange, mais je sais qu'il rend fort suspects à mes yeux vos autres droits seigneuriaux.»

Diese Vorgänge hat kürzlich O. Stoll, Professor der Geographie und Ethnologie an der Universität Zürich, zugleich Mediziner, in seinem wertvollen Buche «Suggestion und Hypnotismus in der Volkspsychologie»[1] behandelt und ist dabei, unter Annahme des wirklichen Geschehens dieser Greuel, zu dem Schlusse gekommen, «daß die Psychologie derartiger Erscheinungen ganz auf pathologischem Gebiet liege und zwar auf dem des sogen. «Sadismus», der Verbindung von Grausamkeit und Wollust.»

Es ist nicht zu leugnen, daß die Nachrichten über diese Greuel mit großer Bestimmtheit und dem Scheine unbedingter geschichtlicher Wahrheit auftreten. Aber die Geschichte des bekannten andern «Rechtes», des berüchtigten jus primae noctis, das selbstverständlich unter den Vorhaltungen, die Le Guen de Kerangal den Adligen macht, nicht fehlt und das doch, soweit wir sehen können, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen kann,[2] erregt auch gegen die anderen Vorwürfe begründete Bedenken. Man wird, wo es sich um tief erregte Zeiten handelt, damit rechnen müssen, daß Uebertreibungen und Erfindungen nicht zu selten sind. Der oben erwähnte Dulaure hat anderwärts[3] den kennzeichnenden Satz geschrieben: «Auf

[1] Vgl. zweite Auflage 1904, S. 615ff.
[2] Vgl. Zeitschrift für Ethnologie XVI (1884), S. 18ff.
[3] Vgl. Kritische Geschichte des Adels, 1792, S. 235.

dem Lande hat eine mündliche Tradition das Andenken mehrerer Grausamkeiten dieser Art (es sind im Vorhergehenden geschildert u. a. das bekannte Verjagen der Frösche, das jus primae noctis, aber nicht das uns hier beschäftigende angebliche Recht) aufbewahrt; und die gehässigen Taten der adeligen Tyrannen machen bei den Bauern noch den Stoff ihrer Unterhaltungen aus.» Wer etwas Erfahrung hat, weiß, wieviel er durchschnittlich von solcher mündlichen Tradition und solchen Unterhaltungen zu halten hat. Vorsicht ist also jenen Nachrichten gegenüber gewiß am Platze.

Aber selbst wenn wir die Geschichtlichkeit jener berichteten Tatsachen annehmen müßten, würde die Geschichte dieses Blutbrauchs nicht sadistischen Neigungen des Adels zur Last fallen, sondern einer weitverbreiteten medizinischen Meinung der Vergangenheit.

Was von jenem «Recht» des oberelsässischen Adels und den Grundherren der Franche-Comté gesagt wird, steht in der Völkergeschichte nicht vereinzelt da. Es war für mich eine interessante Ueberraschung, als ich bei Gelegenheit ganz anderer Studien in der Geschichte der Mongolen auf die Erzählung von der Bekehrung des Mongolenfürsten Chutuktai Ssetsen und seines Oheims Altan Chaghan zum Lamaismus stieß. Die Ursache dieser Bekehrung soll eine Erscheinung des im Dalai Lama verkörperten Buddha gewesen sein, die unter den folgenden merkwürdigen Umständen vor sich gegangen sei:[1] «Unter der Regierung des großen Altan-Chan (der aus der sibirischen Geschichte bekannt genug ist) war anfangs die lamaische Lehre bei den westlichen Mongolen noch wenig ausgebreitet. Wegen der damaligen Unwissenheit wußte man nicht das Podagra zu heilen, womit Altan-Chan sehr geplagt war. Schamanen rieten ihm, einem Menschen lebendig den Leib aufschlitzen zu lassen und seine Füße in dessen warmen Eingeweiden zu bähen. Dieses grausame Mittel mußte allemal am Vollmondstage, abends, bei Aufgang des Mondes wiederholt werden. Einstmals als Altan-Chan solchergestalt seine podagraischen Füße im Eingeweide eines Mannes zur Linderung bähte, geriet er in eine Phantasie und vermeinte, im vollen Monde die Gestalt eines ansehnlichen Lama im vollen Ornat zu sehen, der zu ihm sprach: Chan! wir heilen dergleichen Schmerzen, ohne Menschen das Leben zu nehmen! sei nicht mehr grausam! Der Chan ließ sogleich den Körper wegnehmen und begraben, wusch seine Füße und ließ seine

[1] Vgl. Pallas, Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften II, S. 425.

zwei Lamen vor den Thronsitz berufen, deren einer von den Gelbmützen, der andere von der roten Sekte war und die nur zum Staat beim Hoflager unterhalten wurden. Der Chan fragte: Welcher unter euch ist von solchem Ansehen, wie mir erschienen ist? Samtschantschock antwortete: Dalai Lama Jondon-dschamzu ist von solcher Gestalt und Ansehn.» An diesen wird nun eine Gesandtschaft geschickt und er zum Hofe des Chan eingeladen. So soll es geschehen sein um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Köppen[1] fügt der auch von ihm erwähnten Erzählung hinzu, daß nach Ssanang Ssetsen, einem mongolischen Chronisten, für die Kur des Fürsten nicht Menschen, sondern Pferde geschlachtet worden seien. Man könnte in dieser Differenz von dem andern Bericht eine Abschwächung des ursprünglichen Tatbestandes sehen; in jedem Fall beweist sie, daß die Ueberlieferung nicht ganz übereinstimmt, was nicht gerade zugunsten der Glaubwürdigkeit spricht. Die ganze Geschichte hat das deutliche Aussehen einer frommen Legende.[2]

Doch wir begegnen einer analogen Erzählung noch einmal und zwar in dem türkischen Sittenroman von den vierzig Vezieren. Es handelt sich in dieser Schrift um einen der zahlreichen Erzählungszyklen, die in vielfacher Ueberarbeitung sich weit verbreitet haben. Er ist uns persisch, arabisch, türkisch und in der Bearbeitung, die vom König und den sieben Weisen redet, auch griechisch, lateinisch, französisch und deutsch erhalten. Der Ursprung dieses Zyklus ist im Orient, wohl in Indien zu suchen.[3]

In dieser Schrift lautet die Erzählung des zweiunddreißigsten Veziers in dem türkischen Erzählungstypus:[4] «Es ist überliefert worden, daß es vor Zeiten einen König gab, aus dessen Fuß eine beizende Flüssigkeit herausdrang, gegen welche kein Mittel aufzufinden war. Die Aerzte versammelten sich und wurden darüber einig, daß man einem Indianerknaben (d. i. einem indischen Kind) den Leib aufschlitzen und des Königs Fuß da hineinstecken sollte. Das, meinten sie, sei das einzige Mittel gegen dieses Uebel! Man

---

[1] Vgl. Die lamaische Hierarchie und Kirche, S. 135.

[2] Ob damit die Bekehrung und Heilung des Mongolenkaisers vom Aussatz durch Saskya-mâhâpandita im 13. Jahrhundert zusammenhängt, kann ich nicht feststellen, da mir A. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus, 1900, nicht zugänglich war.

[3] Vgl. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes VIII: Syntipas.

[4] Vgl. Behrnauer, Die Erzählungen der vierzig Veziere, 1851, S. 288—289.

suchte lange, aber es fand sich kein derartiger Knabe, bis man endlich zu einem in dieser Stadt lebenden indianischen Ehepaare kam und bei ihm den gewünschten Knaben antraf. Der König ließ dessen Eltern zu sich kommen und bot ihnen Gold an, indem er sprach: Verkauft mir euren Knaben! Sie erwiderten: O König, was wollen wir tun? Wir brauchen es gerade heute, denn wir haben nichts! Gut, wir wollen das Gold annehmen und dir dafür den Knaben überlassen. Gott wird uns schon wieder einen andern Knaben geben! Sie überließen hiermit dem Könige ihren Knaben, nahmen das Gold und gingen fort. Man brachte den Knaben vor den König, um ihm seinen Leib aufzuschlitzen. Da fing der Knabe an zu lachen. Auf die Frage: Warum in aller Welt lachst du, wo du weinen solltest? erwiderte er: Wie sollte ich jetzt nicht lachen? Wenn ein Knabe in Not und Gefahr gerät, so flüchtet er sich zu seinem Vater; hilft das nichts, so flüchtet er sich zu seiner Mutter; hilft das auch nichts, so flüchtet er sich zu der Obrigkeit; hilft auch das nichts, so flüchtet er sich zu den großmächtigen Gewalthabern und Königen. Wenn mich nun meine Eltern an den König verkaufen und dieser mich zur Heilung seines Leidens töten will, um dadurch im gegenwärtigen Leben gerettet zu werden, was wird er alsdann in jener Welt vor der Majestät des Höchsten zu seiner Verantwortung sagen? Da ich nun weder bei meiner Mutter Zärtlichkeit, noch bei meinem Vater Barmherzigkeit, noch bei dem Könige Gerechtigkeit und Billigkeit gefunden habe, wen soll ich dann noch bitten? Ich flüchte mich zu jenem Gott, der ein allmächtiger Rächer ist; er wird sich bestimmt wegen der mir zugefügten Ungerechtigkeit meiner annehmen und mir mein volles Recht angedeihen lassen! Als der König dies hörte, so überfiel ihn Furcht; seine Seele entbrannte vor Liebe zu dem Knaben und er ließ ihn frei. Vor heftiger Rührung vergoß er heiße Tränen; von diesen nahmen die Aerzte und rieben damit das Geschwür an seinem Fuße. Sogleich verlieh ihm Gott der Erhabene Genesung und er wurde wieder gesund.»

Zur literarischen Ueberlieferung dieser Erzählung ist zu bemerken, daß sie sich mit einigen geringen Varianten auch im «Rosengarten» des Sadi findet.[1] Dort sind die Aerzte G r i e c h e n genannt; die Heilung soll durch die Galle eines Bauernsohnes vollzogen werden. Die Krankheit sei so schrecklich gewesen, daß «es sich nicht ziemt, sie zu nennen». Aehn-

[1] Vgl. Uebers. von Graf, 1846, S. 45 ff. Sâdi Gulistan translated by Eastwick, S. 55.

liches enthält der «Vertraute Gefährte des Einsamen»,[1] nur soll da ein zehnjähriger Knabe über der Wunde des Königs geschlachtet werden, so daß das Blut über die kranke Stelle fließt. Für die literarischen Verhältnisse ist übrigens Chauvin[2] zu vergleichen.

Diese Varianten aber zeigen uns auch den Weg zum Verständnis dieser Geschichten. Sie gehen schließlich alle zurück auf das dunkle Gebiet des Blutaberglaubens. Das warme Blut spielte von jeher im Aberglauben die Rolle eines besonders wirksamen, freilich auch besonders wertvollen und nicht leicht zu gewinnenden Heilmittels. So tritt es uns schließlich auch in jenen Vorwürfen gegen den Adel entgegen: es belebt und nimmt die Müdigkeit hinweg.

Einige Mitteilungen aus der Geschichte dieses Aberglaubens mögen das noch klarer herausstellen. Schon Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte XXVI, 1, 5: «Die Aegypter wärmten für dieses eigentümliche Uebel (gemeint ist der Aussatz), das, wenn es den König traf, den Völkern gar verhängnisvoll wurde, in den Bädern die Badesessel zur Heilung mit menschlichem Blute.» Meines Wissens kennt freilich die ägyptische Medizin, die uns aus einigen zum Teil recht umfangreichen Papyri wie dem Papyrus Ebers und dem Papyrus Hearst bekannt ist, ein solches Mittel nicht.

Es ist nicht unmöglich, daß diese Behauptung ihren Ursprung in dem merkwürdigen Gebrauch der Medizin in den Jahrhunderten um die Wende unserer Zeitrechnung hatte, die Heilmittel mit den sonderbarsten, teilweise recht unheimlich klingenden Namen zu bezeichnen. So zitiert Kircher[3] nach Apuleius de plantarum proprietatibus Blut der Athena, des Kronos, des Ammon, Königsblut (dieses findet sich in mittelalterlichen Blutlegenden wieder), Titanenblut usw. Artemidor im Traumbuch IV, 22 ff. nennt den Tau Jungfrauenmilch und Sternenblut, schwarze Pfefferkörner aber beißende Mohren. Ein ganzes Verzeichnis solcher mystischen Geheimnamen enthält der Leydener Zauberpapyrus V col. 12 a, 13 a.[4]

Doch ist zu beachten, daß in der Tat ein alter jüdischer Midrasch eine Darstellung der Verfolgung der jüdischen Kinder durch den Pharao (2. Mos. 1) kennt, die auffallend mit des Plinius Nachricht übereinstimmt. Es heißt im Talmud Traktat Schemoth rabba 92 d. Targum jerusch. zu Exod. 2, 24: «und

---

[1] Vgl. Uebers. von Flügel, 1829, S. 7.

[2] Vgl. a. a. O., S. 179, (s. auch Hartmanns von der Aue Armer Heinrich hg. v. Wackernagel S. 203).

[3] Vgl. Oedipus aegyptiacus III, S. 68 ff.

[4] Vgl. Papyri Graeci musei ant. publ. Lugduni-Batavi ed. C. Leemans II, S. 38 f.

es starb der König von Aegypten das heißt er wurde aussätzig und ein Aussätziger ist gleich einem Toten; und es seufzten die Kinder Israels über ihrer Arbeit, und warum seufzten sie? weil die Zauberer Aegyptens sagen, es gibt für den König kein anderes Heilmittel, als daß er von den Kindern der Israeliten abends hundertundfünfzig und morgens hundertundfünfzig schlachten lasse und sich zweimal täglich in ihrem Blute zu baden.» Ist auch die Redaktion dieses Traktats spät — er gehört dem 11.—12. Jahrhundert an — (vgl. Haucks Realencyclopädie für prot. Theol. u. Kirche XIII[3], 792, über das Targum a. a. O., III[3], 108), so ist Stoff und Erzählung doch alt.

Nicht ohne Zusammenhang mit dieser jüdischen Legende ist jedenfalls die andere weit interessantere, die sich an den Namen des ersten christlichen Kaisers von Rom, Konstantin, geknüpft hat. Als dieser, so erzählt die Legende, noch Heide und ein Verfolger der Christen (wie Pharao ein solcher der Juden) war, strafte ihn Gott für sein Verhalten mit dem Aussatz. Alle Kunst der Aerzte ist dem Uebel gegenüber umsonst. Schließlich raten ihm die Priester des kapitolinischen Jupiter, in einem Teich von Kinderblut zu baden; dadurch würde er rein und gesund. Aber der Jammer der Mütter rührt den Kaiser und er verzichtet auf das grausame Mittel. Im Traume erscheinen ihm die Apostel Petrus und Paulus und weisen ihn an den Papst Silvester, der Konstantin bekehrt und heilt, indem er ihn tauft. Eine ganze Reihe von Berichterstattern bringen mit geringen Abweichungen diese Erzählung, die natürlich nicht eine Spur von geschichtlichem Untergrund aufzuzeigen vermag: Moses von Chorene, der armenische Geschichtsschreiber, dann die Byzantiner, Simeon Metaphrastes, Michael Glycas, Nicephorus Kallistus, Kedrenus, der Syrer Gregor Abulfaradsch, dann die Acta Sanctorum Surius, December in der Silvesterlegende, auch die Legenda aurea des Jacobus a Voragine ed. Graesse 71, eine deutsche Bearbeitung bei Von der Hagen, Gesamtabenteuer II, 577. III, CLII.

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß auch zwischen jener Bekehrungsgeschichte des Mongolenkhans und der des römischen Kaisers eine innere Verbindung besteht. Dazu darf man sich natürlich nicht auf das weit verbreitete Heilmittel, das menschliche Blut, berufen. Aber anders liegt es, wenn man bedenkt, daß beide Erzählungen in ihrem Ziele auffallend übereinstimmen; sie sollen beide die Bekehrung des Fürsten zu einem andern, stärkern Glauben erklären. Zu diesem Zwecke wird die Krankheit eingeführt. Soll ich weiter darauf aufmerksam machen, daß den beiden Fürsten ein Traum beziehungsweise eine Vision nicht das Heilmittel, aber den, der

heilen kann, angeben? Dort sind es freilich die Apostelfürsten, hier der Buddha, aber nicht zufällig wird es sein, daß die beiden Apostel, die Ratgeber und Weiser des Konstantin, ihr Gegenstück finden in den beiden Lamen am Hofe des Khans, die diesem seine Vision erklären und ihn zu dem Helfer weisen. Der Helfer selbst ist zwar der Buddha, aber der inkorporierte, der Dalai Lama, wie der Papst der irdische Vertreter der Gottheit. Gegenüber allen diesen Parallelen, deren bedeutsamste die Grundtendenz der Erzählungen ist, kommen die unwesentlichen Abweichungen, daß Konstantin seinen Blutbefehl zurücknimmt, der Mongole ihn aber bereits mehrfach ausgeübt hat, nicht auf. Die mongolische Erzählung ist jedenfalls nichts anderes als eine Nachbildung der Konstantinslegende.

Fragt man sich, wie das möglich sein soll, so mag daran erinnert werden, daß diese Erzählungsstoffe im Mittelalter internationales Gut gewesen sind und uns oft durch das örtlich weit getrennte Auftreten überraschen. Ich werde andere Proben solcher wandernden Geschichten, die in ihrer Isolierung auch ernste Forscher gelegentlich zu recht abenteuerlichen Vorstellungen geführt haben, gelegentlich an anderm Ort behandeln. Es genügt, zum Beweise auf die reiche Materialsammlung und glänzende Bearbeitung derselben in Benfeys Pantschatantra hinzuweisen. Das Auftreten des Bades im Kinderblut in dem chinesischen Roman Han-Kiou-Choan ou l'union bien assortie, roman chinois I, 5, auf das Von der Hagen[1] hindeutet, habe ich leider, da mir der Roman nicht zugänglich ist, nicht näher verfolgen können. Uebrigens wird ja wohl das Urteil, das der Prediger Weber auf dem zweiten internationalen Kongresse für allgemeine Religionsgeschichte in Basel 1904[2] über den Lamaismus gefällt hat, er habe gar manches Aeußerliche auch von der katholischen Kirche in sich aufgenommen und sei eine Verquickung des Buddhismus mit allerlei Unglauben und religiösen Gebräuchen aus der Nähe und Ferne, zu Recht bestehen.

Eine Mittelform könnte uns gerade in der 32. Erzählung des Buches von den 40 Vezieren gegeben sein. Es sei nicht weiter Wert darauf gelegt, daß von einem indischen Knaben geredet wird, was ja wohl nach Indien als Heimat der Geschichte weisen dürfte. Wichtiger ist vielleicht, daß in Sâdis Gulistan griechische Aerzte genannt sind, wie in der Konstantinslegende bei Nicephorus, während z. B. Kedren von jüdischen Aerzten redet, wozu das Abendland wieder seine Parallele kennt. Auch daß die Variante im «Vertrauten Ge-

---

[1] Vgl. Gesammtabenteuer, a. a. O.
[2] Vgl. Verhandlungen 1905, S. 88 ff.

fährten des Einsamen» ausdrücklich von einem zehnjährigen Knaben spricht, der geschlachtet werden soll, steht nicht vereinzelt, wir werden dem nocheinmal, ebenfalls im Abendlande, begegnen. Endlich wenn die Tränen des Königs, der wie Konstantin auf die Opferung des Knaben verzichtet, ihm Heilung bringen, so ruft das die Erinnerung an die Buße und Bekehrung und Taufe wach, die den Kaiser genesen läßt. In den Gesta Romanorum c. 94 (ed. Graesse) wird einer aussätzigen Prinzessin geraten, einen bestimmten Stein zu zerschlagen und die austretende Feuchtigkeit auf die Wunde zu streichen. Der Stein versinnbildlicht die menschliche Natur, die durch Reue und Glauben die Wunderkur vollbringt und reinigt.[1] Doch ist der Zug auch gut indisch bezeugt. Ein Sohn Açokas, der als ein neuer Hippolytos die Versuchungen seiner Stiefmutter zurückweist und auf deren Veranlassung geblendet wird, findet bei einem Asketen Heilung. Dieser befiehlt dem Volke, zu seiner Auseinandersetzung über das Gesetz Gefäße mitzubringen, um die Tränen, die sie bei seinen Worten vergießen würden, darinnen zu sammeln. Als der Asket das Gesetz nun verkündet, gerät die Menge in Schmerz und weint, er aber sammelt die Tränen und gießt sie dann in ein Goldbecken. Mit den Tränen wäscht er den Blinden und dieser sieht wieder.[2] Auch mit einer andern, gleichfalls dem Gebiet des Blutaberglaubens angehörenden Geschichte des Samyaktvakamundi, also einer indischen Erzählung, bietet die Erzählung des Veziers auffallende Berührungen.[3]

Doch verfolgen wir den Faden weiter. Im Jahre 1492 starb der Papst Innocenz VIII., der in der Geschichte durch sein Leben und seine Regierung — er war der Mann, der durch die berüchtigte Hexenbulle den unseligsten Aberglauben in der Kirche sanktionierte — nicht das beste Andenken hinterließ. Ihm sagte man nach, daß seine jüdischen Aerzte ihm Kinderblut verordneten, wozu drei zehnjährige Knaben geschlachtet wurden; aber der Papst nahm nach den Hauptberichten das Heilmittel nicht ein.[4]

Etwa zur nämlichen Zeit gingen die gleichen Gerüchte über den französischen König Ludwig XI. (1401—1483). Die Berner

---

[1] Darauf macht P. Cassel, Die Symbolik des Blutes, 1882, S. 174, aufmerksam.

[2] Vgl. Stanislas Julien, Voyages des pélerins bouddhistes: Mémoires de Hionen-Thsang I, S. 161.

[3] Vgl. Weber in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1889, S. 741 ff.

[4] Vgl. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit, 1900, S. 97.

Chronik des bekannten Valerius Anshelm sagt darüber:[1] «Als er nun fast krank war, ersucht und versucht er alles, insonders von wegen der Malacy vil Kinderblut.» Und Daniel[2] sagt nach seiner Quelle Gaguin (um 1498): «il avoit recours à tous les remedes naturels et surnaturels; et pour le guérir, dit un historien contemporain, furent faites de terribles et merveilleuses médecines. Un autre dit plus en particulier, qu'on luy fit boire du sang, qu'on avoit tiré à plusieurs enfans, dans l'esperance que cette potion pourroit corriger l'acreté du sien et retablir son ancienne vigueur.»[3]

Solche Erzählungen erläutern uns jenes Wort, das der große Anfänger des neueren philosophischen Denkens, der Großkanzler Bacon von Verulam in seiner Historia vitae et mortis c. 9 niederschrieb: «Es ist von alters her so angenommen, daß durch Baden in Kinderblut der Aussatz geheilt und das bereits verdorbene Fleisch wieder erneuert werde. Dergestalt daß einigen Königen solches beim Volke Haß brachte.»

Davon erfuhr etwas der König Ludwig XV. von Frankreich. Jene Gerüchte erneuerten sich stets wieder. Politisch aufgeregte und wirtschaftlich drückende Zeiten haben ja immer ein leichtgläubiges Volk, dessen Seele, wenn ein Gerücht das glimmende Feuer anfacht, sofort in lodernden Flammen steht. Allerlei unverständliche Vorgänge am Hofe mögen zu jenem Tumult geführt haben, der ein Vorzeichen der kommenden Revolution war und Paris in große Erregung versetzte. Er ist uns außerordentlich lebendig von Louis Blanc in seiner mehrfach aufgelegten, umfangreichen Histoire de la révolution française geschildert worden:[4] «Des bruits renouvelés d'un autre âge commencèrent à circuler parmi le peuple. On parlait de bains de sang humain prescrits à Louis XV comme un dernier moyen de rallumer sa vie.[5] Et pour accréditer l'affreuse rumeur, on s'appuyait sur la nature du pouvoir absolu, qui est de tout oser, se trouvant en des mains perverses. Est-ce que des excès n'avaient pas été d'éjà commis qui dépassaient la nature commune? Où étaient les lois protectrices du citoyen? Pourquoi un prince effréné dans ses plaisirs s'arrêterait-il, quand il serait question de son existence, devant des crimes contre lesquels on n'avait d'autre garantie que leur énormité même? On s'anime, on s'excite par ces discours à croire aux plus mon-

---

[1] Bern 1825 I, S. 320.
[2] Vgl. Histoire de France 1735, IX, S. 413.
[3] Vgl. Strack, a. a. O., S. 36 ff.
[4] Ich benutze die Ausgabe von 1847, Bd. I, S. 430 ff.
[5] Nach Lacretelle, Histoire de France pendant le XVIII[e] siècle, t. III, p. 180.

strueux complots; et voilà que soudain Paris se lève en tumulte. C'en est fait: des enfants ont été arrachés à leur mères; on en a la preuve; on cite des circonstances effrayantes; on rapporte des paroles étranges échappées à l'imprudence des ravisseurs. Les places publiques retentissent de clameurs furieuses, auxquelles se joint le gémissement d'une foule de mères éplorées. L'hôtel du magistrat, gardien de la cité, fut impétueusement envahi. Le lieutenant de la police dut s'enfuir par des jardins ,menacé' qu'il était d'être égorgé. L'émeute enfui ne se dissipa que devant un brutal emploi de la force. Mais la force, depuis, ne cessa de décroître, à mesure que s'exaltaient les colères. Un enlévement de vagabonds avait suffi pour causer cette épouvante; et qu'elle preuve plus frappante de la profondeur que le peuple apportait d'éjà dans ses défiances et dans sa haine?»

Wir sehen in diesen Worten die ganze Entstehung des Aufstandes deutlich vor uns. Mit Recht bemerkt der Historiker, daß die Behauptung von dem Blutbade des Königs in einer zähen Legende der Vorzeit wurzelt. Aber ein in die aufgeregte Masse hineingeworfenes Wort genügte, um der unglaublichen Mär Glauben zu schaffen und die Phantasie sorgt dann schon für die Einzelheiten, die den Beweis für die Wirklichkeit der vorgegebenen Tatsachen liefern sollen. Die ganze Geschichte ist ein prächtiges Beispiel für die Macht und Bedeutung der Suggestion im Völkerleben, die uns Stoll in seinem erwähnten Buch vor die Augen rückt.

Die Volkssage hat auch andern Königen den gleichen Vorwurf gemacht; Richard von England soll einem jüdischen Arzte das gleiche Rezept verdankt haben.[1] Es gibt ein reichliches Material zu diesem ganzen Blutaberglauben, das z. T. bei Strack und Cassel gesammelt ist, doch ließe es sich noch stark vermehren. Das Mittelalter sorgte für die weite Verbreitung solcher Erzählungen und bis in unsere Zeit hinein hat das Volk sich derartige Geschichten erzählt, die von den Sagenforschern aus dem Munde des Volkes gesammelt sind.[2]

In diesem Zusammenhang aber betrachtet, zerfließt auch jenes angebliche Recht des Adels in seine ursprünglichen Bestandteile. Es kann von Sadismus überhaupt keine Rede sein. Vielmehr handelt es sich um eine Verquickung von Volksglauben und Volksmedizin, die durch die Jahrhunderte hindurch zum Ueberlieferungsstoff gehörte und je und je an diese oder jene

[1] Vgl. Marbachs Volksbücher, Nr. 21, Hirlanda, S. 6.

[2] Vgl. z. B. Wolf, Niederländische Sagen, Nr. 434. Rochholz. Aargauer Sagen I, Nr. 14.

historische Persönlichkeit angeknüpft wurde. Wo der Haß und die Leidenschaft die Gemüter erregten, da sagte das Gerücht der verhaßten Gestalt jene unmenschliche Grausamkeit nach, die unser Legendenstoff uns offenbart hat. Es bleibt auf Königtum und Feudalismus genug historische Schuld, um solche Scheußlichkeiten ihnen nicht auch noch aufladen zu müssen.

Wer ähnliche Erscheinungen bis in die Neuzeit hinein verfolgen will, der denke an den berüchtigten Namen Rohlings oder an den Xantener Mordprozeß. Die Zähigkeit alten Aberglaubens und die suggestive Gewalt desselben auf erregte Köpfe sind in den Händen eines gewissenlosen Antisemitismus, der ebenso roh wie unwissend ist, furchtbare Waffen. Oft widerlegt und als eine grundlose Verdächtigung des Judentums nachgewiesen, findet die Behauptung des Ritualmordes stets wieder Gläubige und die Hetzer lassen es dann gewiß an den beglaubigenden «Tatsachen» nicht fehlen.[1] So können wir die Blutbeschuldigungen jener entlegenen Zeit noch in unserem Volke lebendig und wirksam beobachten und unsere Schlüsse auf die Vergangenheit aus den Erfahrungen der Gegenwart ziehen: das angebliche Blutrecht der oberelsässischen Adligen gehört ins Gebiet der nicht harmlosen Geschichtslegenden, erwachsen auf dem Grunde des Glaubens, den Mephistopheles in jenem Wort an Faust ausspricht:

«Blut ist ein ganz besonderer Saft.»

---

[1] Vgl. zu diesem Stoff H. Haym, Uebersicht der meist in Deutschland erschienenen Literatur über die angeblich von Juden verübten Ritualmorde, 1906.

IV.

Streit zwischen Tugenden und Lastern.

(Eine mittelhochdeutsche Handschrift.)

Mitgeteilt und übersetzt von

Heinrich Hemmer.

Durch Herrn Professor Martin wurden mir aus dem Privatbesitz des Herrn Dr. Forrer (Straßburg) zwei Pergamentblätter zur Verfügung gestellt. Sie scheinen aus einem Buch herausgeschnitten, also Teile einer Sammelhandschrift zu sein. Jedes Blatt ist etwa 30 cm hoch und 21 1/2 cm breit. Nur die Vorderseiten sind beschrieben, mit Versen in je zwei Spalten auf je 46 Linien. Je drei Verse sind zu einer Strophe vereinigt, zwischen den einzelnen Strophen sind leere Zwischenräume. Im Raume zwischen den beiden Spalten sind jedesmal in der Höhe der Strophen Kreise eingezeichnet mit ein- und umgeschriebenen Worten.

Die Entzifferung der Handschrift war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Die Schrift ist arg verblaßt und verwaschen, an manchen Stellen vollständig verschwunden. Auch die zahlreichen ungewöhnlichen Abkürzungen im Text erschwerten das Abschreiben in nicht unerheblicher Weise. Eine Handhabe bot mir eine von Herrn Professor Martin schon angefertigte diplomatische Abschrift. Immerhin gelang es mir mit Hilfe der Lupe das meiste zu entziffern, bezw. die Abschrift des Herrn Professor Martin zu bestätigen, im einzelnen auszuführen und zu ergänzen. Ganz verschwundene Stellen sind mit . . . . . bezeichnet, eigene Konjekturen werden durch eckige [ ], unklare Stellen durch runde ( ) Klammern angedeutet.

Unsere Handschrift ist eine Klosterhandschrift. Darauf deutet die Ueberschrift auf dem einen Blatt hin: Iste liber est fratris . . . . . Daß wir es aber nicht mit dem Original, sondern mit einer Abschrift zu tun haben, das lassen verschiedene Ungenauigkeiten (unklare Stellen, unmittelbare Wiederholung derselben Wörter, eingeschobene Wörter) fast mit Sicherheit vermuten. (S. die Fußnoten.) Wahrscheinlich konnte der Abschreiber manche Stellen im Original nicht entziffern und gab sie wieder, wie er sie sich zurechtlegte.

Der Inhalt der Handschrift ist ein Wettstreit zwischen Tugenden und Lastern. Auf dem einen Blatt (A) werden die Tugenden (8), auf dem andern (B) die entsprechenden Laster (7) aufgezählt. Und zwar so, daß in den schon oben erwähnten Kreisen eine Haupttugend bezw. ein Hauptlaster genannt wird und die unter diesen Hauptbegriff fallenden Tugenden bezw. Laster (gewöhnlich 6) jedesmal rechts und links vom Kreis mit je einem Vers angebracht sind. Die Namen der Tugenden und Laster sind in lateinischer Sprache angeführt.

Das Schema der Anordnung ist also folgendes: z. B. BIII.

furtum	Swer stilt .		ich wil . .	usura
	fremdez		ich sorge .	
rapina		avaritia		simonia
	gut . . .		Swaz ich	
perdicio	den ich . .		swer . .	periurium

Der Dialekt der Handschrift ist das Alemannische, wie es um 1300 am Oberrhein gesprochen wurde.

Ueber die engere Heimat der Handschrift gibt vielleicht eine Inschrift am Schlusse des Blattes (A) Auskunft. Sie ist in hebräischen Schriftzeichen abgefaßt und lautet nach den von Herrn Professor Martin eingezogenen Erkundigungen: Thoma(s) von Ro(t)sheim. Vielleicht Rosheim — Kreis Molsheim? Jedoch ist sie nicht von unbedingt entscheidendem Wert, da sie vielleicht nichts anderes als der Namenszug eines zeitweiligen Besitzers der Handschrift sein kann.

Ueber die Art des in der Handschrift Mitgeteilten möge noch einiges gesagt werden. Wie schon angedeutet, liegt ein Klostergedicht vor, wie sie Anfang des 14. Jahrhunderts Hand in Hand mit der aufstrebenden Mystik in Männer- und Frauenklöstern verfaßt wurden. Zunächst wohl nur für die Ordensmitglieder bestimmt, dann aber auch für einen größeren Leserkreis. Daß unser Gedicht nur in einem Männerkloster (Dominikaner?) entstanden sein kann, dafür zeugt die schon erwähnte Ueberschrift auf Blatt A. Außerdem können Aeußer-

ungen wie etwa: *Krieg und meineid ich gebir . . . usw.* oder: *ich flueche ze aller zit got . . . usw.* B V. oder: *So ich trunken gewesen bin, dennoch nach trinken stât min sinn* B II. doch nur für Männer Geltung haben. Ueberhaupt ist der ganze Ton ziemlich derb und unverblümt.

Ein unsrer Dichtung verwandtes Werk liegt vor im «Geistlichen Streit, ein mittelhochdeutsches Gedicht» (hergestellt und erläutert von Fritz Hœpfinger, Straßburg 1907). Daß die Behandlung des Wettstreites zwischen Tugenden und Lastern überhaupt im Elsaß während des 13. und 14. Jahrhunderts sehr beliebt war, das zeigen die verschiedenen Fälle ähnlicher Darstellungen besonders in Skulpturen und Glasmalereien. Sie finden sich bei Hœpfinger in § 4 der Erläuterungen S. 76 ff zusammengestellt und können dort bequem nachgelesen werden.

Erstes Blatt (A), **Die Tugenden.**

Am Kopfe des Blattes, links und rechts über dem I. Kreis, befindet sich eine Art Ueberschrift:

jstum librum . . . . . de secto . . . . (links)
Jste liber est fratris (ch) [*christiani*] *de* (*uff*)[1] (rechts)

I. Kreis.

Innerhalb des Kreises vielleicht: [*castitas*]

Am Rande des Kreises steht nur: *swer*

Links vom Kreis in gleicher Höhe:

verecundia	*ein iglich hercz tût . die scham rein und gût*
(. . .)[1] *custodia cordis*	*Bewaren sol des herczen hut . daz der wek si gut*
pudicitia verborum	*Swer der böse red huld hat . der ist woller missetat*
«Scham . . .	Ein jedes Herz macht die Scham rein und gut
Wachsamkeit des Herzens	Die Wachsamkeit des Herzens soll dafür sorgen, daß der (Lebens)-weg gut sei
Sittsamkeit in der Rede	Wer die böse Rede lieb hat, der ist voller Schlechtigkeit.»

Rechts vom Kreise steht nichts.

[1] Nicht zu entziffern.

II. Kreis.

Im Kreis: *castita[s]* «Keuschheit».

Rund um den Kreis:

Swer fliuhett unkuscheit dem wirt ein glanz cron bereit
«Wer die Unkeuschheit flieht, dem wird eine glänzende Krone bereitet.»

Links vom Kreis:

man schol got vor allen dingen lip haben.
«Man soll Gott über alles lieben»

Rechts vom Kreis:	Diese 3 Zeilen münden je in einen kleinen Kreis.
der tugent sacz [ân][1] *wan die bosen sinne toten kan*	*.holn..w..s.*
den lip man kestigen sol . so vertribt man die sund wol	*.matano...* *..cam..*
volgst du den heligen [son][2] *daz himelrich ist din lon*	*[ministe-rium]*
«Der Tugend Satz kann gewißlich die bösen Sinne töten	......
Den Leib soll man kasteien. So vertreibt man die Sünde wohl	......
Folgst du dem heiligen Sohn (?), das Himmelreich ist dein Lohn.	Gefolgschaft (Christi).»

III. Kreis.

Im Kreis: *abstinentia* «Enthaltsamkeit».

Um den Kreis:

der bose glust rastet alie die wil man vastet
«das böse Gelüste (hört auf) erstickt, wenn man fastet».

Links vom Kreis:

frugalitas	*der kuschlich leben wil der ezze niht ze vil*
......	*daz frî ubiger begir . den Mut krenket mir*
......	*diu frâzheit ze helle ziuhet, den der si niht fliuhet.*

---

[1] Die Handschrift zeigt *ein*. Es ist anzunehmen, daß der Schreiber sich geirrt hat und es ist ân(e) einzusetzen, ân(e) wân = gewißlich.

[2] Die Handschrift läßt nicht genau erkennen, ob *san* oder *son* zu lesen ist. Vielleicht auch *frôn* = Herr? *sân* = *sâ* = sobald würde im Reim nicht zu lon passen.

«Mäßigkeit	Wer keusch leben will, der esse nicht zu viel.
. . . . . .	Die Freiheit eitler Begier kränkt mir die Seele
. . . . . .	Die Gefräßigkeit zieht zur Hölle den, der sie nicht flieht.»

Rechts vom Kreis:

mâze dich der lipnar so wirt lip und sel clâr	*cibi* [*modestia*]
die nuhterheit maht frut, libe und mut	*sobrietas*
uber drinken schadet sêr da hût dich vor:' *daz ist min ler.*	*abstinentia potus*
«Sei mäßig in der Nahrung, so wird Leib und Seele klar.	Mäßigkeit im Essen
Die Nüchternheit macht verständig Leib und Mut.	Nüchternheit.
Zuviel trinken schadet sehr, davor hüte dich; das ist meine Lehre	Mäßigkeit im Trinken.»

IV. Kreis.

Im Kreis: *largitas* «Freigebigkeit».

Um den Kreis:

se din milit uf ertrich so sendstu sie ze himelrich.

«Säe deine Milde auf Erden aus, so sendest du sie zum Himmelreich».

Links vom Kreis:

[*mīa*]	*teil mit armen luten dinen solt . so ist dir got holt*
[*gravitas*] *dandi*	*Swer snel ist ze geben der dient das ewige leben*
contemptio mundi	*himel freud wert ewiclich . die welt ist alle zergenklich.*
. . . . (Höhe)	«Teil armen Leuten deinen Lohn mit, so ist dir Gott hold.
Nachdrücklichkeit des Gebens	Wer schnell gibt, der verdient das ewige Leben.
Verachtung der Welt	Himmelsfreude währt ewiglich, die ganze Welt ist vergänglich.»

Rechts vom Kreis:

die armut sol sichern sin, schâcher, vor den schlachim [?] *din*	*paupertas*
hast du durch got iht gezalt . er git dirz wider hundertfalt	*renumeratio*
umb gut solt du niht sorgen . du stribt heut oder morgen	*terrar*(?)... *abicias*

«Die armen Leute sollen sicher sein, Schächer, vor deinen Schlägen.	Armut
Hast du im Namen Gottes irgend etwas gezahlt, er gibt dir's hundertfach zurück.	Belohnung
Um Gut sollst du nicht sorgen, du stirbst heute oder morgen.	Verachtung der Welt(?)»

V. Kreis.

Im Kreis: (*Schrin*)? *diligentia* «Fleiß».

Um den Kreis:

ich will nimmer trêg sin . noch herzen den trêgen.
«ich will nimmer träge sein noch den Trägen lieb haben».

Links vom Kreis:

mentis hilaritas	*Er sol vrôlich wesen, der an sunde ist genesen*
laetitia spiritus	*dem geheizen ist daz himelrich, der freuwe sich billich*
. . . . . .	*du solt stellen dinen mut nah dem ewigen gut*

«Heiterkeit der Seele	Es soll fröhlich sein der, der von der Sünde genesen ist.
Freude des Geistes	Wer sich auf rechte Art freut, dem ist das Himmelreich verheißen.
. . . . . .	Du sollst deine Seele nach dem ewigen Gut richten.»

Rechts vom Kreis:

Du solt mit sinnen gutiu werk minnen	*fiducia ad bonum*
getrewen got man sol . so ûberwindt man die welt wol.	*fiducia in deo.*
gutiu werk vollend gar . so kumst du in der engel schar	*completio b . . . . .*

«Du sollst mit Verstand gute Werke lieben.	Vertrauen zum Guten
Vertrauen soll man auf Gott, so überwindet man die Welt wohl.	Vertrauen auf Gott
Gute Werke vollende ganz, so kommst du in der Engel Schar	Erfüllung»

VI. Kreis.

Im Kreis: *patientia* «Geduld».

Um den Kreis:

lidest du arbeit willichlich du gewinnest daz himelrich.

«Nimmst du willig Arbeit auf dich, so gewinnst du das Himmelreich»

Links vom Kreis:

longanimitas	*man lât sich niht wol an ein dink daz zergân sol*
. . . . . .	*der des herzcen wint· verderben wil der hat guter ruw vil.*
mansuetudo	*die senften tragent schôn die engelische cron .*
«Langmut	Man tut nicht gut sich einem Ding hinzugeben, das vergehen soll.
. . . . . .	Wer den Sturm des Herzens unterdrücken will, der hat guter Ruhe viel.
Milde	Die Sanften tragen in schöner Weise die Engelskrone»

Rechts vom Kreis:

senfte red tût . die zornigen wol gemût	*lenitas verborum*
frid ist gut . Ich hazze crick und unmut	*pax cordis*
ich kan stillen . die missehellenden willen	*reconciliatio discord. . .*
«Sanfte Worte machen die Zornigen wohlgesinnt.	Milde der Worte
Friede ist gut. Ich hasse Krieg und Zorn.	Herzensfriede
Ich kann besänftigen die (verschiedenen) nicht übereinstimmenden Willen.	Versöhnung der Zwietracht.»

VII. Kreis.

Im Kreis: *caritas* «Liebe»

Um den Kreis:

[1] *on mich got nit lebs hat wan ich bin an missetat.*

«ohne mich Gott kein Leben hat, denn ich bin ohne Schlechtigkeit».

---

[1] Daß der Verfasser dieses Gedichtes von der Mystik (Meister Eckhart) beeinflußt ist, zeigt dieser Satz deutlich. «Gott ist nur Liebe und nur durch die Liebe».

Links vom Kreis:

[*harmonia*]	*ich kan allen gunst geben und machen bruderlich leben.*
concordia	*einmutik ist gût . und git dem mensch hohen mût*
amicitia . . .	*ze gesellen sprich ich wol . nah reden ich nieman sol.*

«Brüderlichkeit	Ich weiß allen Wohlwollen einzuflößen und ein brüderliches Leben zu bereiten.
Eintracht	Einmütig sein ist gut und gibt dem Menschen hohen Mut.
Freundschaft	Zu den Gefährten spreche ich freundlich. Ueble Nachreden werde ich gegen niemand führen.»

Rechts vom Kreis:

Der mensche sich frewen sol sin nehsten selden. daz stât wol.	*gaudium de bonis proximi*
man sol trosten den betrubten sân und in leides erlân	*compassio rebus.. a..*
mir ist leit daz ieman hat arbeit.	*compassio proximi*

«Der Mensch soll sich freuen über das Glück seines Nächsten. Das steht ihm gut an.	Freude über das Glück des Nächsten.
Man soll den Betrübten gleich trösten und ihm Leiden erlassen	Mitleid mit..
Mir ist es leid, daß jemand Mühe hat.	Mitleid mit dem Nächsten.»

VIII. Kreis.

Im Kreis: *humilitas* «Demut».

Um den Kreis:

diu hovart gar verdirbt . und swer nah ir wirbt

«Die Hoffart wird ganz und gar zunichte, auch der, der nach ihr strebt»

Links vom Kreis:

[*oboedientia*]	*mit herczen und mit sin ze gotes geboten ich gehorsam bin.*
. . . p . . l	*hofart sol man miden . so kumt man niht zu liden.*
taciturnitas	*Bosen rât ich miden sol . guten immer merken wol.*

«Gehorsam	Mit Herz und Sinn bin ich Gottes Geboten gehorsam.
. . . . . .	Hoffart soll man meiden, so zieht man sich keine Leiden zu.
Schweigsamkeit	Bösen Rat soll ich meiden, guten aber immer wohl beachten.»

Rechts vom Kreis:

ich kan niht liegen noch nieman triegen	*simplicitas*
ich lob mich niht ze (geschit)[1] *und mache kein lop ewig(?)*	*modestia*
er ist ein wiser man swer got erkennen kan.	*timor dei*

«Ich kann nicht lügen noch jemand betrügen	Einfalt
(ich halte mich nicht für übermäßig gescheit und zehre nicht ewig von einem Lob)	Bescheidenheit
Wer Gott erkennen kann, der ist ein weiser Mann.	Gottesfurcht.»

Am Schluß des Blattes (A) unten rechts finden sich folgende Schriftzeichen:

רישאשרממא עסת ערישחעם

Thoma(s) von Rot(s)heim (?)

Zweites Blatt (B), **Die Laster.**

I. Kreis.

Im Kreis: *luxuria* «Ueppigkeit».

Um den Kreis:

on êr ich (bruch)(?) sin[2] *sol, daz ich der hurheit kan dienen wol.*

«Ohne Ehre werde ich . . . . sein, daß ich mich der Hurerei ungestört hingeben kann».

Links vom Kreis:

[*praecipitatio*]	*Swem ze gach ist. der hat bosen list*
amor sui	*umb mich sorge ich wol, gotes ich nit achten sol*
odium dei	*Ich wil die welt liep hân und von gots lieb stân.*

---

[1] «geschît» sehr selten in mhd. Texten. Ebenso die Wendung: *und mache kein lop ewig.*

[2] bruch? (kaum zu lesen). Das Wort «sin» ist zwischen «bruch» und «sol» eingeschoben.

«[Ueberstürzung]	Wer zu ungestüm ist, der ist voll Verschlagenheit
Eigenliebe	Für mich sorge ich wohl, um Gott werde ich mich nicht kümmern.
Haß auf Gott	Ich will die Welt lieben und auf Gottes Liebe verzichten.»

Rechts vom Kreis:

Die sint an sinnen plint . die der hurheit diener sint	*cecitas mentis*
von unsteticheit bin ich (sind und unwert billich[1])	*incon-*
Sne[ler]?[2] *als der wint*	*stantia*
die warheit wil ich lan und wil der lugen bistan.	*inconside-rantia*

«Die sind an Sinnen blind, die der Hurerei ergeben sind	Blindheit des Geistes
Von Unstetigkeit bin ich	Unbe-
Schneller als der Wind	ständigkeit
Von der Wahrheit will ich abstehn und der Lüge zum Siege verhelfen.	Ver-blendung.»

II. Kreis.

Im Kreis: *gula* «Völlerei».

Um den Kreis:

daz ich der frâzheit [mag] dienen wol . des ist min herze freud vol.

«Daß ich mich der Gefräßigkeit ganz hingeben kann, des ist mein Herz voller Freude.»

Links vom Kreis:

multiloquium	*unwert er wesen wil der ze den sachen redz ze vil*
hebetudo	*der vol wint sin wil der hat tugent niht vil*
inmundi . . .	*mit lib und mit sêl bin ich ze der bosheit snel*

«Geschwätzigkeit	Unangesehen der sein will, der zu den Dingen zuviel redet
Stumpfheit	Der voll Drang sein will, der besitzt nicht viel Tugend
. . . . . .	Mit Leib und mit Seele bin ich schnell zur Bosheit bereit.»

[1] Unverständlich.
[2] «Sne[ler]? als der wint» ist eingeschoben zwischen die zweite und dritte Zeile.

Rechts vom Kreis:

So ich trunken gewesen bin . dennoch nach trinken stât min sinn	*Ell . . . . .*
derzevil istfreudenrich . der wil gern triegen sich(?)	*pr . . . . tas*
daz ich vol werde . darumb lauf ich tâl und berge	*En . . . . tas*

«Wenn ich betrunken gewesen bin, dennoch nach Trinken steht mein Sinn	. . . . . .
Der zu reich an Freuden ist, der will gerne sich betrügen (?)	. . . . . .
Damit ich betrunken werde, darum laufe ich über Tal und Berge.»	. . . . .

III. Kreis.

Im Kreis: *avaritia* «Geiz».

Um den Kreis: nichts.

Links vom Kreis:

furtum	*Swer stilt gern der muz (des muz[1]) des himel enbern.*
rapina	*fremdez gut ich gehalt . ich gibz niht wider on gewalt*
perdi(cio)?	*den ich verâten wil dem zeig ich falscher lieb vil*

«Diebstahl	Wer gerne stiehlt, der muß den Himmel entbehren.
Raub	Fremdes Gut behalte ich, ich gebe es nicht wieder, wenn man mich nicht dazu zwingt.
. . . . . .	Wen ich verraten will, gegen den heuchle ich viel Liebe.»

Rechts vom Kreis:

ich wil sorgen tegelich . daz ich von wucher werde rich	*usura*
ich sorge nit vil . und gots gab verkoufen ich wil	*simonia*
Swaz ich swer daz ist nit wâr . wann die eide prich ich gar	*periurium*

«Täglich will ich mein Augenmerk darauf richten, daß ich von Wucher reich werde	Wucher
Ich plage mich nicht viel; und Gottes Gaben will ich verkaufen	Simonie
Was ich schwöre, das ist nicht wahr; denn die Eide brech ich ganz und gar	Meineid»

[1] «des muz» unklar. Wiederholung von «der muz»? Ein Versehen des «Abschreibers»?

IV. Kreis.

Im Kreis: *accidia* «Nachlässigkeit».

Ueber dem Kreis: *trêg ich* (Fortsetzung im Kreis)

Im Kreis: *bin trurik ist min herzc und min sin*

«träg bin ich; niedergeschlagen ist mein Herz und mein Sinn».

Links vom Kreis:

malitia	*ich wil darnach ringen wie ich schaden muge bringen*
Rancor	*der mir ein cleinz leit tut . dem tun ich (nīal)*[1] *kein gut*
pussilanimitas	*(Char)*[2] *dink ich sêre clag . zagheit ich in herzcen trage .*
«Nichtswürdigkeit	Ich will danach trachten, wie ich Schaden bringen könnte.
Groll	Wer mir nur ein geringes Leid zufügt, dem tue ich nichts Gutes an.
Kleinmütigkeit	. . . . Zagheit trage ich im Herzen.»

Rechts vom Kreis:

zagheit ich vil hân . von allen gedingen ich muz stân	*desperatio*
heil und selden aht ich niht alle tugend ist ein wiht	. . . . . .
unsteter mut gevellet mir wol . trurekeit bin ich vol	. . . . . .
«Feig bin ich sehr, von allen Hoffnungen muß ich abstehn	Verzweiflung
Heil und Glückseligkeit schätze ich nicht. Jede Tugend ist ein Nichts	. . . . . .
Unsteter Sinn gefällt mir sehr, ich bin voll Traurigkeit.»	. . . . . .

V. Kreis.

Im Kreis: *ira* «Zorn».

Um den Kreis:

als ich tob in zorn so ist alls gut verlorn

«Wenn ich tobe im Zorn, dann ist alles Gut verloren».

Links vom Kreis:

rixa	*Krieg und meineid ich gebir daz ist mins herzen gir*
clamor	*Stille ich nit liden mag . unfrid ich in herczen trag*
indignatio	*die lûte ich smehen wil . ich aht ir nit vil.*

[1] In der Handschrift «mal»?

[2] Char?

«Rauferei	Krieg und Meineid verursache ich, danach begehrt mein Herz.
Geschrei	Die Stille kann ich nicht leiden. Unfrieden trage ich im Herzen.
Schmähung	Die Leute will ich schmähen, ich achte ihrer nicht sehr.»

Rechts vom Kreis:

der mir ein übel tut . dem tun ich nimer gut	*contumelia*
ich flueche ze aller zit got und den heiligen daz min sit	*blas-phemia*
der zorn ofte tût, daz gekrenket wirt hoher mût	*timor . . . .*

«Wer mir Uebles antut, dem tue ich niemals mehr etwas Gutes an	Schimpf
(Zu jeder Zeit) Immer fluche ich Gott und den Heiligen; das ist meine Art	Gottes-lästerung
Der Zorn oft bewirkt, daß die Seele verdorben wird.	Furcht . . .»

VI. Kreis.

Im Kreis: *invidia* «Mißgunst».

Um den Kreis:

unglucke gân ich wol allen luten als ich sol.

«Unglück gönne ich allen Leuten aus ganzem Herzen».

Links vom Kreis:

odium	*ich sol neman liep hân . weder frauwen noch man*
detractio	*Waz gutes tut iederman . daz heiz ich allez ubel getân.*
discordia	*uz allen sachen kan ich arck machen.*

«Haß	Ich werde niemanden lieb haben, weder Frauen noch Mann.
Schmäh-sucht	Was ein jeder Gutes tut, das halte ich alles für schlecht.
Zwie-tracht	Aus allen Sachen kann ich Feindseligkeit machen.»

Rechts vom Kreis:

ich frewe mich mins nehste unseld ze dorf und ze feld	*gaudium in adversis*
so ich min nehsten unselk sihe . des frewe ich mich mêr (darumben[1]*)*	*. . . . . .*
heimlich schilt ich allz gut.daz man in der werld tut.	*f . . . . .*

[1] Unverständlich. Wahrscheinlich konnte der Abschreiber das Wort im Original nicht entziffern und machte selbst eine Conjektur.

«Ich freue mich über meines Nächsten Unglück zu Dorf und zu Feld	Freude im Unglück
Wenn ich meinen Nächsten unglückselig sehe, darüber freue ich mich mehr.(?)	. . . . . .
Heimlich tadle ich alles Gute, das man in der Welt tut.»	. . . . . .

VII. Kreis.

Im Kreis: *superbia* «Hochmut».

Um den Kreis:

So ich alle dink erviht dennoch gnuget mich nit.

«Wenn ich alle Dinge erkämpft habe, dennoch befriedigt es mich nicht»

Links vom Kreis:

inobœdientia	*Ungehorsam wil ich sin mit allen den sinnen min*
iactantia	*ich rûm mich grozer dinge die ich doch an mir niht vinde.*
[*h*]*ypocrisis*	*ich tun als ich helik si . doch wônt mir sunde bi .*

«Ungegehorsam	Ungehorsam will ich sein mit allen Sinnen mein
Prahlerei	Ich rühme mich großer Dinge, deren ich doch nicht fähig bin.
Verstellung	Ich tue so, als ob ich heilig wäre; doch wohnt die Sünde bei mir»

Rechts vom Kreis:

swaz daz best ist . daz hân ich vur ein mist	*contentio*(?)
hofeit bin ich vol . des glicht ich mich got wol	*praesumptio*
Swaz ich bœses gedenke . da von ich nimmer wenke	*pertinacia*

«Was das Beste ist, das halte ich für Mist.	Widerspruch (?)
Eingebildet bin ich, so sehr, daß ich mich wohl Gott gleich machte.	Anmaßung
Wenn ich etwas Böses im Sinne habe, davon stehe ich nie mehr ab.»	Hartnäckigkeit»

V.

Der Zug Straßburgs gegen Graf Philipp III. von Hanau-Lichtenberg 1526.[1]

Von

Dr. **Johannes Beinert.**

Die Untertanen des strengen und eigenmächtigen Grafen Philipp III. von Hanau-Lichtenberg hatten seit dem Bauernaufstand des vorhergegangenen Jahrs schwer zu leiden. Viele der Bedrängten flüchteten sich und ihre Habe in die freie Stadt Straßburg und erhielten hier ein menschenfreundliches Asyl. Einige wurden sogar zu Bürgern angenommen. Das ärgerte den Grafen. Die Stadt hatte ihn wiederholt zur Milde ermahnt und gebeten, doch den Vertrag, den er mit den Bauern während des Aufstands geschlossen hatte, zu halten. Er kehrte sich aber nicht daran, sondern verfolgte die Bauern aufs Härteste und legte ihnen schwere Schatzungen auf.

So erging es einem Untertanen Willstätter Amts, Jörg Hörter von Eckartsweier. Er hatte in Straßburg den Bürgereid geleistet und wollte aus dem Hanauerland in die Stadt ziehen. Der Willstätter Amtmann ließ aber den neuen Straßburger wegen Verachtung des kürzlich dem Grafen geschworenen Treueids im Turm des Schlosses einkerkern. Dort schmachtete er nun dritthalb Tage bei schmaler Gefängniskost.

---

[1] Auf Grund der «Akten und gerichtshandelung zwischen Graven Philipssen von Hanaw — und Meyster und Rath der statt Straßburg, den zug gen Willstetten . . belangendt». Archiv der Stadt Straßburg A A 1723.

Das bewirkte bei der Stadtbehörde keine geringe Entrüstung. Sie faßte die Tat als eine Beeinträchtigung ihres guten alten Rechts der Freizügigkeit in die Stadt auf und schrieb sofort, man möge Hörter unverzüglich herausgeben. Da der Brief aber an den Grafen gerichtet war, so schickte ihn der Amtmann von Willstätt mit einem Boten nach Westhofen und erwartete zugleich Antwort. Hierdurch erlitt die Angelegenheit eine unliebsame Verzögerung.

Die Straßburger Stadtoberhäupter regten sich über das Ausbleiben einer willfährigen Antwort noch mehr auf. Sofort ließen sie ihre Schöffen und den großen Rat bis gegen 300 Mitglieder zusammenkommen, um über den freventlichen Eingriff in die städtischen Freiheiten zu beratschlagen. Es wurde beschlossen, zur Gewalt zu schreiten, denn nach einem alten kaiserlichen Privileg durfte sich die Stadt gegen ihre Beschädiger und Betrüber mit eigener Tat schützen und schirmen, sie verwirkte keine Strafe, wenn sie sich zu Wasser oder zu Lande selbst half. Darauf gestützt, wollte sie ins Hanauische ziehen und ihren Bürger befreien. Noch in der Nacht wurden alle Vorbereitungen für einen reisigen Zug getroffen.

Am Morgen, so früh als das Metzgertor aufging, rückte die Straßburger Streitmacht zu Roß und zu Fuß etwa 600 Mann stark zur Stadt heraus und zog die Rheinstraße weiter. Voraus ritten vier Söldner und ein Trompeter, der an seinem Instrument ein Fähnlein mit dem städtischen Wappen trug. Dann folgten 40 schwere Reiter unter der Anführung Jörg Heimenhofers. Die Fußmannschaft mit den Handrohren bildete den Haupttrupp. Er wurde geführt von dem Oberbefehlshaber Altammeister Daniel Müh, einem «langen» Mann, und den Hauptleuten Hans von Matzenheim, Jakob Mayer und Bernhard Ottfriedrich.

Die Artillerie Alt-Straßburgs folgte zuletzt. Sie bestand aus zwei groben Geschützen, einer Feldschlange von ungeheurer Länge, bespannt mit sechs Hengsten, und einer Halbschlange mit vier Hengsten.

So gings über den Rhein die Willstätter Landstraße entlang. Die vor den einzelnen Abteilungen marschierenden Trommelschläger machten mit ihrem Trommeln und «Gebossel» einen solchen Lärm, daß die Einwohner in den Dörfern alle alarmiert wurden und zusammenliefen.

Bei Neumühl begegnete der Zug einem Amtsboten von Willstätt. Die Hauptleute hielten ihn an und fragten, wohin er wolle. Der Bote erklärte, daß er vom Amtmann geschickt sei und dem Städtemeister einen Brief zu überbringen habe. «Wir kennen dich wohl», antworteten Daniel Müh und sein

Begleiter, «fahr hin und lug, daß du den Brief dem Ammeister gebest». Damit brachen sie auf, ohne zu ahnen, daß der Amtmann in diesem Brief über den Jörg berichtete.

Zwischen Odelshofen und Kork kam der Willstätter Amtsschaffner Felix Icher zu Pferd des Weges daher und wollte nach Straßburg, um Zinsen zu entrichten. Jörg Heimenhofer ritt auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte:

«Gib dich gefangen, Schaffner!»

Dieser antwortete: «Wessen Gefangener bin ich?»

— «Meiner Herren von Straßburg.»

«Ich will ohnedies hinein gen Straßburg reiten.»

«Reit hin, meine Herren sind nit weit,» verabschiedete ihn Heimenhofer.

Als Icher zu den Hauptleuten beim Fußtrupp kam, sagte Bernhard Ottfriedrich:

«Schaffner, komm herum, du mußt mit uns gen Willstätt reiten.»

In Willstätt angekommen, begaben sich die Befehlshaber gleich vor das Schloß. Es war niemand darin als der Reiter Jörg, der Schloßvogt und seine Frau, eine arme Kindbetterin, ferner Hans vom Wald, der Willstätter Schultheiß und der Gerichtsbote, die sich der besseren Sicherheit halber hinter die Fallbrücke gestellt hatten. Der Amtmann war schon früh um vier Uhr nach Oberkirch geritten und hatte Jörg Hörter bereits aus dem Gefängnis entlassen.

Da trat Heimenhofer vor das Schloß und rief:

«Wie ist der Jörg herauskommen?» Der Schultheiß erwiderte darauf: «Liebe Herren, ich weiß es schier selbst nicht, ich glaube, er ist heute morgen herausgekommen. Die Amtleute sind gen Oberkirch. Jörg hat Urfehde schwören müssen, wie andere ledige Gefangene.»

«Er muß ledig sein, wie wenn er aus Mutterleib gekommen wäre!» riefen die Hauptleute. Sofort wurde ein Bote nach Eckartsweier abgeschickt; sie wollten den Jörg selbst sehen. Der Schultheiß aber wurde mit einer Nachricht nach Oberkirch abgefertigt. Inzwischen war die Artillerie in den Flecken eingefahren und hielt vor dem Schloß. Von da bis zum Eckentor lag der ganze Flecken voll Reisige, so daß man sich kaum in der Straße bewegen konnte. Sogleich wurden die Geschütze vor dem Schloßgraben aufgestellt und auf den festen Turm in der Front gerichtet.

Die Angelegenheit war so ziemlich erledigt. Die Straßburger warteten nur noch auf die Ankunft ihres Bürgers, Hörterjörg. Weil die Söldner alle einen guten Hunger und Durst von der frühen Reise mitgebracht hatten, so entstand aus dem Kriegs-

zug eine lustige Zecherei. Zu Gruppen von 10 oder 20 Mann begaben sie sich in die Häuser und Wirtschaften, wo ihnen die Bewohner Wein, Brot, Schinken, Käse, Butter und Eier reichen mußten. Daß es dabei lustig zuging und daß manche Stichel- und Prahlrede dabei geführt wurde, kann niemand wundern. Bei dem Wirt Simon Schwarz wurden allein bei 17 Ohmen Wein getrunken. Die Hauptleute hatten sich in das obere Stübchen der Wirtschaft Wolf Schütterlins, des einstigen Bauernführers, gesetzt und taten sich gütlich.

Als die Zeit verstrich und der Jörg immer noch nicht erschien, da entstand plötzlich vor dem Schloß ein großer Tumult. Eine Anzahl Söldner, die der Wein mit Kriegsmut erfüllt hatte, liefen nach dem Schloß. Reiter Jörg und Hans vom Wald lagen gerade auf den Lehnen der Fallbrücke. Da rief einer vom großen Geschütz ihnen zu, wenn jemand im Schloß wäre, der ihnen lieb sei, so sollten sie ihn heraustun, denn er werde kein Stein auf dem andern bleiben, die Herren hätten denn den gefangenen Stegjörgen.[1] Damit fing ein Schnellfeuer aus den Handrohren an, daß die Ziegel vom Dach des Neubaues rasselten und in den Graben fielen, daß die Fensterscheiben zersplitterten und das Getäfel im großen Saal beschädigt wurde. Unter einem Fenster der oberen Stube lagen viele Käse zum trocknen, dahin richteten manche ihre Gewehre, und es hat den Straßburgern besondere Freude gemacht, die Käse im Willstätter Schloß in tausend Stücke zu zerschießen. Die Kindbetterin war inzwischen vom Kellermeister in das Gartenstübchen in Sicherheit gebracht worden.

Als Felix Icher, der Schaffner, den Ueberfall auf das Schloß sah, ging er zu den Hauptleuten in der Herberge. Erzürnt fuhren diese auf und schrien in die Straße hinab, Einhalt zu tun. Alles rannte nach dem Schloß. Jetzt schwang sich der lange Daniel Müh aufs Pferd und galoppierte nach der Kampfstätte.

«Was macht ihr da?» rief er den Eifrigen zu, «ist das euch nicht in euren Eiden befohlen worden?» (Nämlich, nichts gegen den Befehl zu tun.) Dennoch schossen sie weiter.

Inzwischen hatten einige Söldner etwas anderes ausfindig gemacht. Im Schloßhof stand ein Taubenhaus, das voll junger, fetter Tauben war: Sie schlichen durch den Zwiebelgarten hinten in das Schloß hinein und begannen eine Attacke auf das Taubenhaus. Die Kugeln durchbohrten es und töteten viele Tiere. Darnach stiegen die Mutwilligen hinein, nahmen die Eier aus und warfen sie in den Hof. Was an jungen, un-

---

[1] So hieß Jörg Hörter im Volksmund.

flüggen Tauben drinnen war, fingen sie und drehten ihnen die Hälse um. Nach dieser Taubenschlacht sah man nicht weniger als 16 Paar dieser armen Tiere die Walstatt bedecken.

Mit Mühe gelang es den Hauptleuten, dem Treiben ein Ende zu machen und die Söldner in die Ordnung zu bringen. Jetzt wurde zum Aufbruch geblasen. Der Hörterjörg war auch angekommen, und als die Hauptleute vernahmen, daß er nur gegen Urfehde und das Versprechen, seine «Turnatzung» zu bezahlen, freigegeben war, so mußte der Schaffner Icher auf Antrag Jakob Mayers schwören, als Gefangener mit nach Straßburg zu ziehen und allda im Goldenen Schaf zu bleiben.

Vor dem Abmarsch mußte der Kornmeister Heinrich Oettel, ein «klein Männlin», durch den Flecken reiten und ausrufen, ob noch jemand da wäre, der an Bezahlung Mangel hätte. Derselbige soll erscheinen, so wolle man ihm alles erstatten. Neben ihm ging ein Soldknecht, der den Geldsäckel nachtrug.

Als nun beim Abschied am Schwanen die Frau des Schultheißen auch ihr Geld für die Zehrungen verlangte, sagte man ihr, man gebe ihr für diesmal nichts. Jetzt ordnete sich der Zug zur Abreise. Hörterjörg, den befreiten Straßburger Bürger, setzten sie auf die große Kanone und fuhren unter lautem Gejohle, Rufen und Singen aus Willstätt hinaus nach Straßburg. Vor dem kleinen Rhein machten sie Halt und ließen den Amtsschaffner beim Brückenhäuschen nochmal schwören, ihr Gefangener bleiben zu wollen und sich in der Herberg zum Schwanen, dies auf Wunsch Ichers, aufzuhalten. So war der denkwürdige Kriegszug gegen Hanau für diesmal beendigt, die Reisigen zogen vergnügt mit ihrem «Stegjörgen» in die Stadt ein.

Aber das böse Nachspiel sollte kommen. Der Graf Philipp und seine Amtleute waren über diesen Ueberfall und besonders über den Angriff auf das Willstätter Schloß sehr erbost. Sie beschuldigten die Stadt des Landfriedensbruches. Zudem wurde den Söldnern beleidigender Weise nachgesagt, sie hätten ihre Zechen gar nicht bezahlt. Das machte böses Blut. Die Straßburger wollten die Beschuldigung der Zechprellerei nicht auf sich ruhen lassen. Sie forderten den Schultheißen von Willstätt auf, die noch ausstehenden Forderungen an sie zu richten. Das machte nun zwei Pfund Pfennige und einige Schilling. Es ärgerte die Straßburger vor allem, daß er alle Kleinigkeiten sich bezahlen ließ und für eine «alte Fläsche» drei ganze Kreuzer forderte. Ein erzürnter Straßburger meinte im Verlauf des Prozesses, als gehässige Reden auf beiden Seiten ausgestoßen wurden:

«Die Einwohner zu Willstätt möchten wohl leiden und gern sehen, daß sie alle Monat oder alle Woche einen solchen Ueberzug hätten, da sie ihre faulen Eier auf keinem Markt hätten höher verkaufen können.»

Graf Philipp von Hanau klagte nun nach sorgfältigem Verhör beim Reichskammergericht auf Landfriedensbruch und Sachbeschädigung. Beiderseits wurden die besten Juristen aufgeboten. Der Straßburger Anwalt war Reiffsteck. Die Stadt stützte sich auf ihr altes Privileg der Selbstverteidigung: Der Graf habe sie an dem Recht der Freizügigkeit geschmälert. Das Reichskammergericht, das auf die mächtige, protestantische Stadt Straßburg nicht gut zu sprechen war, führte lange Verhandlungen 1527, 1532 und die nächsten Jahre, die wegen der Anwesenheit der Gesandten der Stadt ungeheure Summen verschlangen.[1] Endlich am 26. September 1537 wurde das Urteil «in Sachen des kaiserlichen Penalmandats, auch des Friedbruchs zwischen Herrn Philippsen, Grafen zu Hanau-Lichtenberg, Klägern eines und Meister und Rat der Stadt Straßburg Beklagten andern Teils» verkündet. Es lautete auf eine Strafe von 50 Mark Gold, zur Hälfte dem Reichskammergericht und zur anderen Hälfte dem Grafen zahlbar.

Die Stadt fand das Urteil unerhört, um so mehr als sie sich im Recht glaubte. Sie behauptete, die Strafe sei ungerecht, und die Kammerrichter wären parteiisch gewesen. Reiffsteck meinte, die geringfügigen Ausschreitungen der Söldner seien doch kein Landfriedensbruch gewesen, man solle nicht aus einer «Mucken» einen «Helffanten» machen und sich von dem hanauischen Anwalt keinen «ströhenen Bart» flechten lassen. Die Stadt gab sich darauf alle Mühe, das Urteil durch ein Syndikat umzustoßen. Sie schickte ihre Gesandten Bernhard Wurmser, Jakob Sturm und Martin Herlin auf den Städtetag nach Braunschweig (20. April 1538) und an die Fürstenhöfe und Kanzleien, um sich über das Reichskammergericht zu beschweren und für ihre Sache Stimmung zu machen. Der sächsischen Kanzlei händigte sie 100 fl. ein, 80 den Gelehrten und 20 den Schreibern, ebenso erhielten die hessischen und die lüneburgischen Kanzlisten je 50 fl., 40 die Gelehrten und 10 die Schreiber, für die Mühe, die Prozeßakten zu studieren und Gutachten abzugeben.[2] Die Stadt weigerte sich entschieden, die Strafe anzuerkennen und hinterlegte, um nicht der Ausflüchte wegen der 50 Mark Golds

[1] Vergl. auch Virck und Winkelmann «Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg» II, S. 41, Anm. 2 und I, S. 249.

[2] a. a. O. II, S. 472.

beschuldigt zu werden, 3000 Goldgulden bei dem Rat der Stadt Speier.

Die Stadt Straßburg drohte, wenn sie verurteilt würde, die Prozeßakten durch den Druck zu verbreiten und an die Reichsfürsten und Städte zu verschicken.[1] Das beantragte Syndikat wurde aber verschoben und am 27. Januar 1539 vom Kammergericht trotz aller Einwände der Befehl zur Ausführung des Urteils gegeben. Der Kurfürst von Mainz schrieb nun doch das Syndikat auf Drängen Straßburgs nach Speyer auf den 1. Mai 1539 wiederum aus. Von Basel sollte der berühmte Jurist Dr. Bonifazius Amorbach als Rechtsbeistand Straßburgs eintreffen. Am 1. März jedoch und am 8. verlangte die verurteilte Stadt nun ihrerseits selbst Aufschub des Syndikats und legte die Forderungen dem Kaiser vor, daß u. a. das Kammergericht mit unparteiischen Richtern zu besetzen sei und die Streitigkeiten auch betreffs des Willstätter Zugs einer Reichsversammlung vorgelegt werden sollten.[2] Allein von dem Frankfurter Städtetag traf die gegenteilige Nachricht ein (12. März), daß «die Willstettisch sach und fürgenommen syndikat» erst recht nicht aufgeschoben werden würde und somit nicht an die Reichsstände gelange. Straßburg schickte nun unter großen Kosten nicht allein die Ratsfreunde Bernhard Wurmbser und Martin Herlin samt den Anwälten nach Speyer, sondern lud auch die Fürsten und Kurfürsten und die protestantischen Reichsstädte unter vielen Bitten ein, nach Speyer zu kommen und Vertretungen zu senden. Als nun aber am 1. Mai die Freunde Straßburgs in Speyer ankamen, fanden sie nicht einen einzigen Menschen der Gegenpartei vor. Endlich am 6. Mai 1539 erschienen drei Richter und erklärten, daß der Reichskanzler nicht gewillt sei, wegen der Straßburg zuerkannten Strafe weiter zu verhandeln. Es blieb nun der Stadt Straßburg nichts anderes übrig, als den ganzen Verlauf und die Akten des Prozesses in einer Druckschrift zu veröffentlichen, was auch geschah. Am 8. Juni beteiligte sich Jakob Sturm an dem Tag in Worms, wo er den einzelnen Ständen Exemplare der Druckschrift aushändigte. Der Streit um den freien Zug wurde erst 1545 im Hagenauer Vertrag zwischen der Stadt und dem Grafen Philipp IV., dem Jüngeren, von Hanau-Lichtenberg beigelegt, wodurch Straßburg seine Wünsche erfüllt sah.

---

[1] a. a. O. II, S. 492.
[2] a. a. O. II, 560 Anm. 3.

VI.

Sagen aus dem krummen Elsaß,

gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion,

veröffentlicht von

Kreisschulinspektor Menges.

III. Aus dem Kanton Lützelstein.

184. Das wüste Loch im Tieffenbacher Wald.

Vor langer Zeit gingen drei Männer von Aßweiler nach Volksberg. Als sie im Tieffenbacher Wald an das sogenannte «wüste Loch» kamen, sahen sie auf einer lichten Stelle drei Pferde im Gras weiden, ein weißes, ein schwarzes und ein braunes. Sie waren alle drei aufgesattelt. Da sagte einer von den Männern: «Kommt, wir wollen drauf sitzen». Als sie auf sie zugingen, erhoben alle drei Pferde ein lautes Lachen, flogen in die Luft und verschwanden.

Mitgeteilt von Lehrer Weber zu Aßweiler.

185. Der Feuermann von Hinsburg.

In der Umgebung von Hinsburg hielt sich früher ein Feuermann auf. Er begegnete des Nachts den Leuten und spielte ihnen gern einen Schabernack. Wer ihn um Hilfe bat, dem stand er bei; wer ihn aber neckte, den strafte er.

Einmal fuhr ein Mann von Hinsburg in der Nacht über den großen Mittelberg. Da ging ihm am Wagen eine «Liene»

heraus (Achsennagel, der das Abspringen des Rades verhindert). In der Finsternis konnte er ihn nicht mehr finden. Deshalb rief er dem Feuermann. Dieser kam sogleich und suchte ihm den Liene. Beim Zurückgeben bat er den Mann, ihm die Hand zu reichen. Dieser aber fürchtete sich und hielt ihm den Peitschenstock hin. Kaum hatte ihn der Feuermann angerührt, so verbrannte er zu Asche.

Ein andermal gingen zwei Männer des Nachts von Hinsburg nach Puberg. Unterwegs sahen sie den Feuermann von weitem. Da liefen sie, was sie konnten, in das erste Haus von Puberg und riefen zum Fenster hinaus:

«Fiirmann, Hawerstroh!
zeig, wie schnell bisch du do!»

Gleich darauf schlug es heftig an die Tür. Und als sie am anderen Morgen hinauskamen, sahen sie daran eine eingebrannte Hand.

Mitgeteilt von Lehrer Adam zu Straßburg, früher zu Hinsburg.

186. Die glühenden Kohlen und die Scherben.

Vor ungefähr 100 Jahren ging einmal ein Mann von Rosteig ins Katzental hinüber, um seine Wiesen zu wässern. Unterwegs stopfte er seine Pfeife und kam eben an den alten Klostergarten des früheren Klosters Kahlenburg. Dort brannte ein kleines Feuer. Er nahm eine Kohle, legte sie auf die Pfeife und schloß sie mit dem Deckel. Gewohnheitsmäßig saugte er nun an der Peife, ohne gleich zu bemerken, daß der Tabak nicht brannte. Endlich wurde er es doch inne und nahm den Deckel ab. Da lag auf dem Tabak ein goldenes Zwanzigfrankenstück. Nun ging er schnell an den Ort zurück, um noch mehr solcher Kohlen zu finden. Aber es war alles verschwunden.

Aehnlich erging es einer Frau. Sie sah an dem nämlichen Platz schöne Scherben liegen und nahm einen mit sich zum Spielen für ihr Kind. Als dieses damit spielte, war der Scherben plötzlich ein Goldstück. Ihr Suchen nach den andern Scherben war vergeblich.

Mitgeteilt von Lehrer Lavalette zu Rosteig.

187. Das Kind im Brunnen.

Um das Jahr 1845 arbeitete ein Mann von Rosteig mit seinen Kindern einmal auf dem Felde Kahlenburg, nicht weit

vom alten Kirchhof. Der Mann bekam Durst und schickte seine Tochter an die nahe Quelle, um Wasser zu holen. Diese Quelle soll der Klosterbrunnen gewesen sein, und es sollen die silbernen Glocken des Klosters darin liegen. Da das Mädchen lange ausblieb, schaute der Vater nach ihm. Er sah es vor der Quelle sitzen und rief ihm zu, es möge doch schöpfen. Doch das Mädchen kehrte mit leerer Flasche zurück und erzählte, es hätte ein schönes eingewickeltes Kind in dem Brunnen auf- und absteigen sehen. Man glaubte ihm nicht, und alle gingen zur Quelle. Das Mädchen sah das Kind wieder. Die andern aber konnten nichts bemerken. Kurze Zeit darauf starb das Mädchen im Alter von 21 Jahren.

Mitgeteilt von Lehrer Lavalette zu Rosteig.

188. Das wütende Heer.

In Reipertsweiler erzählen die Leute viel vom «Wideheer» oder von der wilden Jagd. Manche wollen zu bestimmten Zeiten in der Nacht ein Rosseln und Klingeln gehört haben, das sich wie Gesang und Musik anhörte. Dabei vernahmen sie oft den Ruf «Hotata!» Wer auf diesen Ruf Antwort gab, kam nicht ohne Schaden davon.

Mitgeteilt von der früheren Lehrerin Strub zu Reipertsweiler.

189. Der feurige Mann bei Reipertsweiler.

Früher haben die Leute von Reipertsweiler am Bühl oft einen feurigen Mann auf dem Felde gesehen. Dann haben sie gerufen:

Firiger Mann, Hawerstroh!
Komm doher un zing (zünde) mer do!

Wenn aber der feurige Mann kam und ihnen zünden wollte, haben sie die Tür vor ihm zugeschlagen. Dann hat er an die Tür geklopft. Und man hat die Spuren seiner feurigen Hand noch lange an der Tür gesehen.

Der feurige Mann hat immer einen großen Stein in der Hand getragen und gerufen: «Wo soll ich ihn hinstellen?» Einmal gab ihm ein herzhafter Mann die Antwort: «Dorthin, wo du ihn geholt hast!» Jetzt verschwand der feurige Mann und wurde nicht mehr gesehen.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff in Reipertsweiler.

190. Der Heiler an dem Totenberg.

Ein Mann von Reipertsweiler ging einmal nach Lichtenberg. Als er an den Totenberg[1] kam, lag da ein dicker eichener Heiler (Knüppel). Da dachte der Mann: Dich nehme ich mit! Je länger er ihn aber trug, desto schwerer wurde er ihm. Und als er unten an Lichtenberg an das Kreuz kam, sprang ihm der Heiler vom Rücken und klatschte in die Hände.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff zu Reipertsweiler.

191. Der goldene Becher.

Ein Mann von Reipertsweiler kehrte einmal in der Nacht zurück vom Lande. Als er oben an die Champagne bei Lichtenberg kam, war da ein lustiger Tanz. Eine bekannte Dame aus Buchsweiler reichte ihm ihren goldenen Becher. Er sagte: «Gesundheit!» Da war alles vor seinen Augen verschwunden. Den Becher aber hatte er noch in der Hand, und er nahm ihn mit nach Hause. Des andern Morgens in der Frühe kam von Buchsweiler ein Diener, um den Becher zu holen, damit der Mann jener Dame nicht dahinter komme.

Mitgeteilt von Lehrer Martzolff zu Reipertsweiler.

192. Die Blume beim Tierkirchlein.

Zwischen Lichtenberg und Ingweiler liegt mitten im Gebirgswald die Ruine einer früheren Kirche, Tierkirchlein genannt. Sie soll mit dem nahen Kloster Selhof durch einen langen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Im Volksmunde gehen noch allerlei Sagen vom Tierkirchlein.

a) Einst ging ein Wanderer zur Winterszeit an der Ruine vorbei und sah zwischen dem Gemäuer eine herrliche Blume blühen. Er vernahm von ihr die Worte: Brich mich ab! Brich mich ab! Aber er ging vorüber, ohne der Mahnung zu folgen. Als er eine kurze Strecke weiter war, hörte er hinter sich rufen: Hättest du mich gebrochen, so hättest du einen großen Schatz gefunden, der unter dem Steingeröll verborgen liegt!

Mitgeteilt von Lehrer Gary zu Lichtenberg.

---

[1] Der Totenberg ist der Bergabhang zwischen Lichtenberg und Reipertsweiler. Er soll seinen Namen deshalb tragen, weil in alter Zeit, als Lichtenberg noch keine Kirche und keinen Kirchhof hatte und seine Toten in Reipertsweiler begraben wurden, diese über den Totenberg hinunter getragen werden mußten.

b) Einmal waren Holzhauer aus Lichtenberg in der Nähe des Tierkirchleins beschäftigt. Zur Mittagszeit brieten sie sich Kartoffeln in der Asche eines Kohlenfeuers. Ein vierzehnjähriger Junge ging mit einem steinernen Krug hinab ins «Brüdertal» und holte am «Glockenbrunnen» frisches Wasser. Gemütlich den Weg wieder heranschlendernd, gewahrte er am Wegrand ein schönes Himmelsschlüsselchen. Gleich pflückte er es ab und steckte es in den Mund. Nach einigen Schritten nahm er den Krug zur Abwechslung aus der rechten in die linke Hand. Dabei geschah es, daß er unwillkürlich stark auf den Stiel des Blümchens biß, da war er durch. In diesem Augenblick stand eine weiße Dame vor ihm und sprach: «O! jetzt hast du den Schlüssel gebrochen, mit dem du zu großen Schätzen gekommen wärest!» Und Dame und Blume waren verschwunden.

Mitgeteilt von Lehrer Brockly in Eberbach.

193. Der Name des Dorfes Wimmenau.

Vor vielen hundert Jahren ritt einmal ein Krieger das Modertal hinauf. Manche sagen, es sei der Teufel gewesen. Der Reiter hatte Mühe, sein Pferd vorwärts zu bringen; denn der Weg war tief sandig, und ein heftiger Wind trieb große Staubwolken in die Höhe. Da, wo jetzt Wimmenau steht, wehte der Wirbelwind dem Reitersmann eine solche Menge Sand in das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Ein Auge konnte er vor Schmerz gar nicht mehr öffnen. Er rieb es sich mit der Hand, indem er immer wieder rief: «Weh min Au! Weh min Au!» Daher hat der Ort den Namen Wimmenau erhalten.

Mitgeteilt von Lehrerin Loegel zu Offweiler,
früher zu Wimmenau.

194. Der geisterhafte Sack.

Ein Fuhrmann aus Wimmenau, der Holz gefahren hatte, sah auf der Heimreise zwischen Buchsweiler und Niedersulzbach einen Sack am Wege liegen. Da er noch gut war, hob er ihn auf, nahm ihn mit heim und legte ihn in den Hausgang. Als er aber der Frau den Sack zeigen wollte, sprang ein Mann die Treppe hinauf und klatschte in die Hände. Des Nachts hörten sie ihn oft.

Da verkauften sie ihr Haus und zogen nach Amerika, nahmen aber auch den Sack mit. Nachdem sie mehrere

Wochen dort waren, schrieben sie ihren Freunden, daß er ihnen auch in Amerika keine Ruhe lasse. Die Leute behaupteten, die Familie habe den Mann «gekauft», indem sie den Sack behielt.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim.

195. Der Geist unter dem Backofenfelsen.

In einem Hause zu Erkartsweiler war es früher nicht ganz geheuer. Die Bewohner hörten des Nachts lautes Jammern und Poltern. Da ließen sie einen Kapuziner kommen. Dieser nahm den Geist gefangen und setzte ihn unter den Stubenfelsen auf dem nahen Forlenkopf.

Drei Tage war nun in dem Hause Ruhe. Aber danach fing das Jammern und Poltern von neuem an. Der Kapuziner wurde abermals herbeigerufen. Er fragte den Geist, warum er nicht unter dem Stubenfelsen geblieben wäre, und erhielt zur Antwort: «Ich will weder Knecht noch Magd eines andern sein; denn unter dem Stubenfelsen wohnt schon ein anderer Geist».

Wieder fing der Kapuziner den Unruhestifter und führte ihn jetzt unter den Backofenfelsen im Moostal. Der Hausbesitzer ließ die Felsenhöhlung weiß austünchen, damit dem Geiste die neue Wohnung gefalle. Von der Zeit an hörte der Spuk auf.

Mitgeteilt von Lehrer Wanner zu Erkartsweiler.

196. Das Feuer mit der blauen Flamme.

Ein Bürger von Erkartsweiler, der einen Stelzfuß trug, ging beim Anbruch der Nacht neben einem Wagen voll Gras aus der Meisenbach herauf. Als er an den Platz kam, wo heute das Forsthaus Vorderkopf steht, sah er am Wege ein kleines Feuer mit blauer Flamme brennen. Er tat einen Schritt darüber und streifte dabei mit dem Stelzfuß einige Kohlenstückchen hinweg. Am andern Morgen fand man an der Stelle alte Geldstücke.

Mitgeteilt von Lehrer Wanner zu Erkartsweiler.

197. Die zwei weißen Frauen.

Zwei Brüder von Lützelstein begaben sich einmal morgens um zwei Uhr in ein Wiesental, um zu mähen. Als sie eine Strecke den Mühlweg hinunter gegangen waren, drehte

sich der ältere Bruder um und sagte zu dem jüngeren, der ihm folgte: «Siehst du nichts?» Dieser antwortete: «Ich sehe es schon lange!» Vor ihnen her schritten zwei weiße Gestalten. Sobald die Männer schneller gingen, beschleunigten auch die weißen Frauen ihren Schritt. Als sie an den Bärenberg kamen, bogen die Frauen in denselben ein. Die beiden Brüder aber gingen weiter. Da sprach der ältere zu dem jüngeren: «Jetzt wollen wir doch auskundschaften, was das ist!» Sie kehrten um und schlugen den nämlichen Weg ein. Aber von den Frauen fanden sie keine Spur mehr.

Mitgeteilt von Lehrerin Mugler zu Lützelstein.

198. Eine Holzfuhre und ihr Hindernis.

Ein alter Mann von Lützelstein fuhr als dreizehnjähriger Knabe einmal mit einem Knecht auf den Mittelberg, um Holz zu holen. Sie hatten zwei starke Ochsen und ein Pferd vorgespannt. Der Knecht lud ein halbes Klafter Holz auf. Als sie die «Kirschbamer Dele» herabfuhren, blieben die Tiere auf einmal stehen. Kein Zuruf konnte sie von der Stelle bringen. Da lud der Knecht die Hälfte des Holzes ab, umsonst! Auch jetzt zogen die Tiere keinen Strang an.

Nun ging der Knecht in ein Gebüsch, um einen Stock zu schneiden. Auf einmal erblickte er in einiger Entfernung ein altes Bettelweib. «So, bist du da, alte Hexe», rief er aus und tat mit einem derben Fluch einige Schritte auf das Weib zu. Dieses aber machte sich eiligst davon. Der Knecht kehrte zu seinem Wagen zurück. Das abgeladene Holz wurde wieder aufgeladen. Jetzt zogen die Tiere an, und ohne weiteres Hindernis fuhren sie nach Hause.

Mitgeteilt von Lehrerin Mugler zu Lützelstein.

199. Der Rentmeister im Finstertal.

Unweit des Mühlweihers von Eschburg öffnet sich ein enges, düsteres Waldtälchen, das Finstertal. In seinem Hintergrunde sprudelt im geheimnisvollen Schatten mächtiger Buchen eine klare Quelle aus dem weichen Waldboden hervor. Wenn im heißen Sommer die Sonnenstrahlen sengend auf dem gewaltigen Blätterdache lagern, sieht der einsame Wanderer hier eine große, dunkle Gestalt über das murmelnde Wässerlein gebeugt. Und vernehmlich dringen die eintönigen Worte an sein Ohr: «Ein Schoppen Wasser und drei Schoppen Wein

geben auch ein Maß». Dieses gespensterhafte Wesen ist der Rentmeister im Finstertal.

Früher war er der glücklichste Besitzer einer gut besuchten Gastwirtschaft. Er setzte aber seinem Wein ein gut Teil Wasser zu und betrieb ausgedehnte Geldgeschäfte, um rasch zu Reichtum und Ansehen zu gelangen. Den Geldgeschäften verdankt er seinen Namen. Und wegen der Verfälschung der edlen Gottesgabe hat ihn der liebe Gott zum warnenden Beispiel für alle Weinfälscher in das Finstertal verbannt. Hier muß er an dem klaren Wässerlein das Sprüchlein, das einst sein Leitstern gewesen, bis in alle Ewigkeit murmeln.

Mitgeteilt von Lehrer Erdmann zu Eschburg.

200. Der Vier-Gemeinden-Wald.

Vor langer, langer Zeit ging einmal ein Graf mit seiner Frau im Sommer spazieren. Es war so heiß, daß der Graf fast verschmachtete. Da erbot sich die Gräfin, ihm Kühlung zu verschaffen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm los. Er brachte ein furchtbares Hagelwetter, das die Bänne der vier Gemeinden Steinburg, Eckartsweiler, Ernolsheim und Dossenheim zerschlug.

Als diese später erfuhren, wer an dem Unwetter schuld war, forderten sie von dem Grafen Ersatz. Um sie zufrieden zu stellen, gab er ihnen auf dem rechten Zinselufer des Dossenheimer Tales einen großen Wald, an dem alle vier Gemeinden Teil haben und der darum der Viergemeindewald genannt wurde. Seine Frau aber ließ der Graf töten, weil er sie als eine Hexe ansah.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim,
früher zu Pfalzweier.

201. Der Räuber vom Hirteneck.

Ein besonderes Mitglied der Räuberbande von der «Diebesschelle» im Grauftal war ein junger Hirt, der im sogenannten Hirteneck wohnte, d. i. in den Felsen rechts von der Zinsel, wo die Hirten früher bei Unwetter Schutz suchten. Da er schön und angenehm war, schickte ihn der Räuberhauptmann hie und da aus seinem sicheren Versteck hinaus in die elsässische Ebene. Von dort lockte er durch sein einnehmendes Wesen zahlreiche Opfer in das Zinseltal, wo sie von den Räubern überfallen wurden.

Einmal gelang es ihm, eine vornehme Jungfrau zur Flucht zu betören. Sie verließ heimlich das Haus ihrer Eltern und zog mit ihm in die Berge. Er überlieferte sie aber nicht den Räubern, sondern behielt sie als Lebensgefährtin bei sich. Als der Hauptmann von diesem Ungehorsam erfuhr, ließ er beide ums Leben bringen.

Seither wandelt die Jungfrau oft trauernd im weißen Gewande und mit gesenktem Haupte vom Hirteneck hinüber nach der Pfalzburger Gegend. Auch andere Leidensgenossinnen halten sich im Hirteneck auf, kommen in der Nacht zusammen und sitzen auf den «Hexensesseln», den ausgewaschenen Sandsteinfelsen.

Mitgeteilt von Lehrer Ulrich zu Schaffhausen,
früher zu Grauftal.

202. Der schwarze Hund in Pfalzweier.

Im Jahre 1893 wurde in Pfalzweier der Kirche gegenüber ein kleines Haus abgerissen, in dem es nicht geheuer sein sollte. In dasselbe war ums Jahr 1815 der «Schnider-Jerri» (Schneider Georg) gezogen. Er war ein Ungar und im Kriege mit den Russen hierher gekommen.

Obwohl er lange Zeit «das Mensch» (der Geliebte) eines Mädchens war und ihm das Heiraten versprochen hatte, heiratete er doch eine andere. Als man nun in der Nacht noch beim Hochzeitsschmause saß, stellte sich ein großer, schwarzer Hund vors Fenster und ließ sich nicht vertreiben. Als die Tür aufging, sprang er hinein und setzte sich dem Hochzeiter zwischen die Füße. Diesem blieb nichts anderes übrig, als mit dem Hund hinaus unter den Schuppen zu gehen. Nachdem er ihn gestreichelt und ihm flattiert hatte, lief er wieder fort.

Von jener Zeit an sagten die Leute, beim Schnider-Jerri sei nicht alles richtig. Und jedermann gruselte es, wenn er einmal in das Haus mußte. Im Jahre 1834 wanderte der Schnider-Jerri nach Amerika aus.

Mitgeteilt von Lehrer North zu Ingenheim,
früher zu Pfalzweier.

203. Das Nonnenbrünnel.

Ungefähr in der Mitte des steilen Waldweges zwischen Schönburg und Grauftal sprudelt nicht weit von dem Weg eine kleine Quelle hervor, die das Nonnenbrünnel genannt wird.

Niemand geht hier gern vorbei, wenn es dunkel geworden ist. Denn jede Nacht führen die Nonnen des früheren Klosters Grauftal ihre geisterhaften Tänze auf. Wehe dem, der sie dabei stört! Sie eilen auf ihn zu, fassen sich an den Händen und führen einen Reigen um ihn auf. Dabei flattern ihre langen, weißen Gewänder um den Unglücklichen, so daß ihm zuletzt ganz schwindlich wird. Immer enger ziehen die Nonnen den Kreis, immer schneller werden ihre Bewegungen. Endlich packen sie ihn und stürzen ihn in den Abgrund.

Mitgeteilt von Lehrer Leininger zu Hohfrankenheim.

VII.

Wibelsbach.

Ein Beitrag zur Geschichte der elsässischen Oedungen

von

Theobald Walter.

Ein alter Zinsrodel des ehemaligen Basler Klosters Klingenthal,[1] der aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt, berichtet u. a. Diz ist daz gůt ze Wibelisbach: Zem ersten in dem banne ze Wezelshein[2] fvnf schatze in Beckendal nebent Herrn Dietrichs Svnen von Blienswilr[3] vnd drie schatze ze Beche nebint Heinzeline von Blienswilre vnd ein schaz an dem Ergestal nebint Hern Dietriches von Blienswilr.

Diz sint die pfenning zinse ze Wibelsbach: Zem ersten Cv̊nrat von Wibelisbach drie schilling von sime Hof vnd eime garten, der dar zů horet. Heinrich Trunggellt drie schillinge von einre geteilde des vorgenanten Hofes vnd von eime garten vnd derselbe Heinrich einen schilling vnd ein Cappen von eime schaze nebint der Linde vnd von drien schazen an dem Wůst-

[1] Staatsarchiv Basel, H 3.
[2] Wettolsheim.
[3] Bliensweiler ist ein abgegangener Ort mit Wasserschloß zwischen Colmar und Heiligkreuz. Vgl. Straub. Les villages disparus en Alsace. — Dietrich von Bl. starb am 1. Febr. 1290 und liegt in Pairis begraben.

acker nebint des Kilchherren gût vnd aber Cůnrat von Wibelsbach eine gans von vier schatzen ze Mittelhvseren[1] nebent Heinrich in dem Wiger.

Der Name Wibelsbach ist heute in den Gemarkungen von Wettolsheim und Egisheim nicht mehr nachzuweisen; und dennoch bezeichnete er eine Siedelung inmitten der Rebhügel am Fuße der Dreiexen. Fügt doch eine spätere Hand etwa am Anfange des 16. Jahrh. zu obigem Gültenverzeichnis den Randvermerk: Dis Dorff ist zwischen Egißheim vnd Häusern gelegen gewest, jetzt zerstört.

Das alte Urbarbuch der Straßburger Kirche,[2] das ebenfalls Verhältnisse aus dem beginnenden 14. Jahrh. wiedergibt, kennt unser Wibelsbach auch. Auf Blatt 88 lesen wir nämlich: Item Cuntzeman von Andelah het ahte Schetze reben nebent dem kirsegarten zû Wibelsbach in Egensheim banne. Item ahte Schetze nebent der kalgmatten zû Wibelsbach vnd nebent der von Unterlinden. — Desgleichen waren dort begütert St. Kreuz im 14. Jahrh. und Marbach noch 1488.[3]

Merkwürdigerweise sind die Flurnamen Wüstacker, Linde, Kirchgarten und Kalkmatte, die zur genauen Bestimmung der Oertlichkeit beitragen könnten, nicht mehr vorhanden.

Daß der Ort auch seine Adelsfamilie besaß, beweist ein Schriftstück des Klosters Pairis.[4] Margreth von Wibelsbach, die Witwe des Edelknechtes Großberschin von Bliensweiler schenkte 1334 allerlei Güter an das Kloster im obern Weißtale; sie bewohnte Wibelsbach jedoch nicht mehr, sondern hatte ihr Heim in Egisheim prope portam inferiorem. Der vorgenannte Conradus von Wibelisbach gehörte wohl zu demselben Geschlechte. Wann der Ort, der nie von großer Bedeutung gewesen sein mag, zugrunde ging, ist nicht nachweisbar. Eine alte Sage behauptete Wibelsbach und Mittelhäusern hätten in wilder Fehde die Dreiexen und sich selbst ver-

---

[1] Ein abgegangener Ort bei dem heutigen Häusern, der wie Wibelsbach in Straubs Verzeichnis fehlt.

[2] Bezirksarchiv Straßburg G, 877.

[3] Stoffel (Hist.-Topogr. Wörterbuch S. 590) vermerkt den Namen nur als Flurname.

[4] Bezirksarchiv Colmar. Pairis 8, 4. — Margareta de Wiblisbach relicta quondam dicti Grosberzschin de Blienswilr armigeri . . .

nichtet;[1] urkundliche Nachrichten fehlen leider gänzlich. Aller Wahrscheinlichkeit nach verschwanden beide schon in den kriegerischen Wirren der Engländereinfälle 1365 und 1375, die unzählige unserer Weiler auf immer niedergelegt haben.

[1] Vgl. Scherlen. Die Herren von Hattstatt usw. S. 155.

VIII.

Die Spiele der Jugend
aus Fischarts Gargantua cap. XXV.

Von

Heinrich A. Rausch.

Das Verzeichnis der Spiele, welche Fischart den jungen Gargantua spielen läßt, stellt eines der wunderlichsten Denkmäler elsässischer Kulturgeschichte dar.

Denn Fischart beschränkte sich nicht darauf, in sein «Spielverzeichnis» die wirklichen Kinderspiele seiner Zeit aufzunehmen, sondern in buntem, phantastischem Durcheinander folgen sich Kinderspiele, Kinderlieder, Karten-, Würfel- und Brettspiele, Gesellschaftsspiele, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten, Liedanfänge, Rätsel und Scherzreime, selbst Volkstänze.

Trotzdem Fischart eine Reihe von Spielnamen seiner Vorlage, dem Gargantua des Rabelais und ebenso dem Nomenclator des Hadrianus Junius entlehnt hat, so bleibt uns immer noch eine stattliche Anzahl von Ausdrücken, die uns ein schönes Bild von den Vergnügungen der Alten und Jungen Fischartscher Zeit geben.

Leider gestattet uns der beschränkte Raum nur die Jugendspiele, Lieder, Rätsel und Scherzreime und die Volkstänze einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Nach diesen Kinderspielen und Liedern, welche die Spiele begleiteten, wollen wir nun in unserem umfangreichen Verzeichnisse forschen.

Da Rabelais' Verzeichnis nur reine Spiele, sowohl solche Erwachsener als auch der Kinder enthält, so ist es natürlich, daß gerade in diesem Teil die Benutzung Rabelais' durch Fi-

schart in ihrem ganzen Umfange zutage tritt, noch deutlicher als bei den Karten-, Würfel- und Brettspielen.

Ebenso wurde Junius auch nicht verschont; er lieferte Fischart, was er nur eben bieten konnte.

Bevor wir an die Einteilung dieser zahlreichen Spiele gehen, stellen wir sie zunächst in einer Tabelle zusammen, wie sie sich uns der Reihe nach darbieten:

Tabelle der Jugendspiele, welche in dem Verzeichnisse Fischarts genannt sind.

R = Rabelais: Fr. Rabelais: La vie de Gargantua et de Pantagruel. Edit. Esmangart et E. Johanneau, Paris. 1823. J = Junius: Hadrianus Junius: Nomenclator omnium rerum propria nomina variis linguis explicata etc. 1602. Fi = Fischart: Joh. Fischart: Geschichtklitterung (Gargantua). Hrsg. A. Alsleben. 1891. Die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf das ganze Spielverzeichnis. a = 1. Ausgabe der «Geschichtklitterung» von 1575. b = 2. Ausg. von 1582. c = 3. Ausg. von 1590.

1 (20) Plinden mäuß. 2 (21) Eselin beschlagen. 3 (25) (b) Dû der Haß, ich der Wind. 4 (26) (b) Ich hang, ich haffte. 5 (27) (b) In Himmel, in d' Höll. 6 (28) (b) Der Wolff hat mir ein Schäflein gestolen, weil ich Käß und Brot will holn. 7 (32) Der Unfur. 8 (47) Königs lösen J? 9 (50) (b) Wer hat dich geschlagen, ist mir leid für den schaden, ich reche mein unschuld. 10 (60) Der Bonen R. 11 (70) Nun fah den Ball, eh er fall. 12 (72) Des Plättlins R. 13 (73) Vber eck ins bein. 14 (74) Der hupfelrei. 15 (75) Ballenripotei. 16 (81) Tölpeltrei. 17 (84) Der Girlande. 18 (88) Des Kolbens. 19 (93) (b) Nadel on fadem in Hoff tragen. 20 (94) (c) Pferdlin woll bereit J. 21 (95) (c) Cock, Cock ey wil J. 22 (96) (c) Lausen oder Noppen J. 23 (97) (c) Fingerschnellen J. 24 (108) (b) Des Untreuen baurens R. 25 (121) Inn die Höll (nur in a). 26 (122) Des küschwantzes R. 27 (125) Der nickenocke R. 28 (133) (b) Der geschrenckten Schenckel. 29 (135) (b) Was für Blumen gebt ihr mir zum krantz? 30 (141) Auff den Berg faren. 31 (142) Ein rusigen Dib fahen. 32 (147) Gott verläugnen R. 33 (150) Der Baboben R. 34 (151) Primus secundus R. 35 (152) Zu underst des messers R. 36 (154) Des freien Karrens R. 37 (155) Grad oder ungrad R. 38 (156) Kreutz oder plättlin R. 39 (159) Härlin zupffen. 40 (160) Ich fisch in meines Herrn tauch. 41 (161) Des schûlins. 42 (162) Heimlich seitenspiel ungelacht. 43 (165) Ist Weichsel reiff. 44 (166) Steyn außgeben. 45 (168) Martres R. 46 (169) Pingres R. 47 (171) (b) Haspeln. 48 (173) (b) Ich bin König,

du bist Knecht. 49 (174) (b) Des deitens on reden. 50 (179) Schlägels.

51 (181) Häublins. 52 (182) Der weissen Tauben. 53 (185) Des Schupletzers R. 54 (186) Hibu R. 55 (187) Dorelot häßlin R. 56 (188) Tirelitantine R. 57 (189) Färcklin gang du vor R. 58 (191) Des weitlochs R. 59 (192) Des Habern verkauffens R. 60 (193) (c) Der blinden Ku J. 61 (194) (c) Rhat der finger J. 62 (195) (c) Pick Olyet offte graef J. 63 (196) (c) Nacht oder tag J. 64 (197) (c) Vergebens machen J?. 65 (198) Gäulchen laß dich beschlagen. 66 (199) Das eisen auß der Eß zihen R. 67 (200) Den falschen bauren R. 68 (201) Der heilig ist gefunden R. 69 (204) Burri burrisu R. 70 (205) Ich setz mich R. 71 (208) (b) Meister hemmerleins nachfahr. 72 (212) (b) Der Contrafeitischen geberden. 73 (214) Mal das Mörlin. 74 (215) Der Sau R. 75 (216) Bauch wider Bauch R. 76 (218) Hühu Eulen R. 77 (219) Der Himmel hat sich umbgelegt. 78 (220) Der praiten kugel, halben kugel, kurzen kugel (nur in a) R. 79 (221) Nun geht davon. 80 (224) Handwercksmann, was gibst du darzu? 81 (225) Ochs inn den Veiolen R. 82 (226) Duck dich Hänßlin duck dich R?. 83 (228) Eisen abwerffen R. 84 (229) Des barbedoribus R. 85 (230) Bratspißwenden R. 86 (231) Gevatter leihet mir euer sack R. 87 (232) Esel zemmen. 88 (233) Der Widershoden R. 89 (234) Der Feigen von Marsilien R. 90 (235) Des Fuchsstreiffens R. 91 (236) Kohlen auffblasen R. 92 (238) (b) Was stilstu? Thaler, Thaler. 93 (239) (b) Was seind wir? Stockfisch. 94 (241) (b) Das Abc reimen. 95 (242) Zum lebendigen und toden Richter. 96 (243) Des Hogerigen Hofmans R. 97 (244) Des pimpompens R. 98 (245) Des körblin machens. 99 (247) Kram außlegen. 100 (248) Der Abereh R. 101 (252) Der Spindel R. 102 (253) Wickerlin, wickerlin, wilt mit mir essen bring ein Messer.

103 (254) Ungelacht pfetz ich dich R. 104 (255) Der Pickarome R. 105 (256) Des Roten Rauhen Trecks R. 106 (257) Des Engelarts R. 107 (258) Des Rekockillechen R. 108 (259) Brich den Hafen R. 109 (260) Montalant R. 110 (263) (b) Des Bräutgams. 111 (264) Die faule prucken (nur in a). 112 (265) Des kurtzen steckens R. 113 (266) Pire vollet R. 114 (267) Kline musettecken R. 115 (268) Des grübleins R. 116 (269) Deß schnauffers R. 117 (276) Zur Trompe R. 118 (278) Deß Mönchs R. 119 (279) Tenebei R. 120 (280) Das wunder R. 121 (281) Naschettechen, Nauettechen R. 122 (282) Fessart, Kerbart R. 123 (283) Sanct Kosman ich rüff dich an R. 124 (284) Der Braunen schröter R. 125 (285) Ich fang euch on ein Meyen R. 126

(286) Ich fang euch, wo ich euch find. 127 (287) Wol und voll vergeht die Fasten R. 128 (288) Der gabeligen eychen R. 129 (289) Deß gegossenen Gauls R. 130 (290) Deß Wolffschwantzes R. 131 (291) Deß furtz inn halß R. 132 (292) Willhelm lang mir den spiß R. 133 (293) Der Brandelle R. 134 (294) Deß Muckenwadels R. 135 (295) Mein Oechßlin, mein Oechßlin R. 136 (296) A propoß R. 137 (297) Der neun Hend R. 138 (298) Chapifon Narrene kopff R. 139 (299) Der zerfallenen Brucken R. 140 (300) Deß gezäumten schmid Tolins R. (Colins, ab.) 141 (302) (b) Das Handwerck außschreien R?. 142 (303) (b) Deß Teuffels Music. 143 (304) (b) Wie vil deß krauts umb ein Heller? 144 (306) (b) Deß Bilgram steurens. 145 (307) Deß Grolle Gollhammers R. 146 (309) Deß Kockantins R. 147 (310) Deß Mirelimufle R. 148 (311) Mouschart R. 149 (312) Der Krotten R. 150 (313) Des Bischofsstabs R. 151 (315) Bille bocket R. 152 (316) Der Königin R.

153 (317) Kopf zu kopf anrechen R. 154 (319) Malle mort R. 155 (320) Krockmolle R. 156 (321) Frau wöllen wir die Kuff wäschen R. 157 (322) Belusteol R. 158 (323) Den Habern seyen R. 159 (324) Deß Deffendo R. 160 (325) Im mülchen R. 161 (326) Des Frases R. 162 (327) Virevoste R. 163 (328) Deß Bacule R. 164 (329) Deß Bauren R. 165 (330) Die unsinnige esconblette R. 166 (331) Das tod Thier R. 167 (332) Steig, steig auffs leiterlin R. 168 (333) Der Toden Sau R. 169 (334) Deß gesaltzenen arß R. 170 (335) Des Täublins R. 171 (338) (b) Deß Mörselstein tragens. 172 (339) (b) Deß Venus Tempels. 173 (343) Deß Besems R. 174 (344) Spring auß dem busch R. 175 (345) Der verborgenen Kutten R. 176 (346) Bulgen und Seckel im Arß R. 177 (347) O bohe das Habichnest R. 178 (348) Passauant, Passefort R. 179 (349) Der Petarrade R. 180 (350) Raht wer hat dich geschlagen? 181 (351) Der Senffstempffel R. 182 (352) Cambos R. 183 (353) Für sich, hinter sich R?. 184 (355) Picandeau R. 185 (356) Krocketeste, Hackenkopf R. 186 (357) Deß Kranchs R. 187 (358) Taillecop R. 188 (359) Nasenkönig Nasart R. 189 (360) Der Lerchen R. 190 (361) Der Stirnschnallen R. 191 (364) Es brent, ich lesch. 192 (365) Jungfrau küssen. 193 (366) Im sack verbergen. 194 (367) Der schönsten den stein. 195 (373) Den Kessel auff dem Leilach rucken. 196 (375) Rahtet jhr, was stund im brieff? 197 (382) Wer das nicht kan, kan nicht vil. 198 (383) Teller im Kübel abschlagen. 199 (384) Deß Sack zuckens. 200 (386) Fudum (b die Mor ist im Kessel). 201 (389) Der Geyß hüten.

202 (391) Sie thaten all also. 203 (393) Ich hafft, ich hang.

204 (394) Rindenpfeiflin, Weidenböglin. 205 (395) Vögel außnemmen. 206 (397) Jeder Vogel inn sein Nest. 207 (398) (b) Der Verzäuberin. 208 (399) Hurnaus (nur in a). 209 (400) Den Zweck holen (nur in a). 210 (402) Hupff inn Klee. 211 (404) (b) Teller von der stangen schlagen. 212 (405) (b) Auff dem Gsäß mit gebunden Händen und füssen thurnieren, das recht ohr inn die lincke Hand, und den arm dardurch geschleifft. 213 (406) (b) Vnser Han der König, der streit ist gewonnen. 214 (409) Der Baur schickt sein Jockel auß. 215 (410) Frösch fangen. 216 (411) (b) Deß Apts unnd seiner Brüder? 217 (412) Habergaiß zihen (nur in a). 218 (413) Sau treiben (nur in a). 219 (414) Kluckern, schnellkugeln. 220 (415) Knopff oder spitz. 221 (416) Inn kauten, kautenfaul. 222 (418) Auff der brucken suppere inn glorie. 223 (419) Auff tellern mit händen gahn. 224 (421) Vber das kreißle. 225 (423) Züll wann ichs triff (nur in a). 226 (425) Murr murr nur nicht R ?. 227 (426) Den klos und topf werfen (nur in a). 228 (427) Ritter durchs gitter. 229 (428) Das spill ich auch, ich auch, die Sau aß ein treck, ich auch. 230 (429) Poselleich. 231 (449) Durch den Strål schalmeien. 232 (452) Pfenning aus dem krais topfstechen oder nußwerfen (nur in a). 233 (455) Adam hett siben Sön. 234 (456) Widerfüren. 235 (457) Der letzt der ists. 236 (462) Hirt sez gais auf (nur in a). 237 (463) Stein verbergen. 238 (464) Schüchle bergen. 239 (465) Plöchlin machen. 240 (466) Zum zwire, zum zware, der Vogel ist gefangen. 241 (474) Faul eisen. 242 (476) Der letzt ein Schelm. 243 (478) Häubeln. 244 (479) Der Braut. 245 (480) Schuch pletzen. 246 (481) Schelmentrager. 247 (484) Stecken stöcken. 248 (485) Nestel vom Messer blasen. 249 (486) Nussenspicken. 250 (487) Nestel aus dem krais klosstechen (nur in a). 251 (488) Wie vil schiesest mir auff ein Nestel.

252 (489) Plöchlin stellen fällen. 253 (490) Zeichen oder unzeichen. 254 (491) Pfenning im Buch pletern. 255 (493) Helmlin zihen. 256 (494) Verbergens. 257 (495) Kinder außtheilen. 258 (496) Schleiffen (nur in a). 259 (497) Käß trucken. 260 (498) Roß machen (nur in a). 261 (501) Der Träum. 262 (502) Deß beichtens. 263 (503) Deß Schülmeisters mit der langen Nasen. 264 (505) (b) Der Sünden buß. 265 (516) Wer ja und Nein sagt. 266 (518) Faden umb die händ in vil gestalt winden. 267 (521) Mönchsgebett. 268 (524) Wessen ist die hand, der finger? 269 (525) Der erst herauß, der letzt drinnen. 270 (530) Wie gibst den Finken. 271 (531) Wer was weiß der sags. 272 (536) Den Katzenstrigel. 273 (538) (b) Pfeifft oder ich such euch nicht J. 274 (539) (b) Kapp komm auß dem Häußcken J. 275 (542) Bierenbaum schütteln R ?.

276 (543) Kůle, kůhele gump nit. 277 (545) Trag den Knaben. 278 (549) Hůtlin, hůtlin durch die bein. 279 (550) Rebecca ruck den stul. 280 (575) Pferdlin wol bereit J. 281 (576) Ritschen J?. 282 (577) Pfeifft oder ich such euch nicht J. 283 (578) Schulwinckel J. 284 (579) Hol oder voll J. 285 (580) Hånlin komm aus dem winckelein J. 286 (581) Das Hånlin, hånlin hat gelegt J. 287 (590) Wolf beiß mich nicht.

Im Schluß des 25. Kapitels führt Fischart noch eine Reihe von Spielen an, «die inns Feld gehőrten zuůben».

288 (604) Nestel auß dem Kreiß. 289 (605) Kloßstechen. 290 (606) Schleiffen. 291 (607) schleimen. 292 (608) Ritschen. 293 (609) Roßmachen. 294 (610) Habergaiß ziehen. 295 (611) Zůll wann ichs triff. 296 (612) Botten raumen. 297 (613) Vmbspånnlin. 298 (614) Pfenning vom blőchlin werffen. 299 (615) Nuß auß dem Ring dopffwerffen. 300 (616) Den Stecken auß dem Leimen stechen. 301 (617) Hirt setz Geyß auff. 302 (618) Hurrnauß. 303 (619) Håubleins. 304 (620) Stecken steckens. 305 (621) den Zweck holen. 306 (622) Zum zwire zum zware, der Vogel ist gefangen (nur in b). 307 (623) Zum ziel schocken. 308 (624) Der weissen Tauben. 309 (625) Der breiten und halben Kugel. 310 (626) Der faulen Brucken. 311 (627) Zehen paß fůnff Sprůng auff eim Fuß.

Alle diese Ausdrücke haben wir in unser Verzeichnis auch aufgenommen, denn manche von ihnen sind im eigentlichen Verzeichnisse in den verschiedenen Ausgaben zu finden. Es sind Knabenspiele und erfreulicherweise nur solche, die Fischart aus nächster Nähe gesammelt haben wird.

Unsere Tabelle enthält somit diejenigen Spiele, die, streng genommen allein aufzunehmen Fischart berechtigt gewesen wäre, nämlich die Spiele, wie sie ein junger Bursche im Alter des Gargantua wohl hätte spielen können.

Aber auch aus dieser Reihe von Ausdrücken sind noch diejenigen auszusondern, die nur Mädchenspiele bedeuten, die aus Rabelais und Junius abgeschrieben sind. Sehen wir diese Spiele als unberechtigt an, in dem Verzeichnisse geführt zu werden, ziehen wir die Wiederholungen eines und desselben Spieles unter die gemeinsame Hauptbezeichnung zusammen, dann erst werden wir eine ziemlich zuverlässige Liste von Spielen haben, an denen sich die Jugend des Fischartischen Zeitalters ergötzte.

Streng und prinzipiell alle Mädchen- und Knabenspiele trennen zu wollen wäre Pedanterie; denn wir können das bei unserer Jugend heute noch beobachten, daß an den eigentlichen Mädchenspielen, den Reigenspielen, auch oft Knaben beteiligt sind. Nicht immer, doch oft; wie überhaupt die Beobachtung

zu machen ist, daß die Knaben häufiger in das Spielgebiet der Mädchen einfallen als umgekehrt.

Auf diesem Gebiete haben sich die Mädchen immer noch nicht emanzipiert. Dafür sorgt ein gutes Heilmittel, der gegenseitige Spott. Man wird mich verstehen, wenn ich nur zwei Ausdrücke anführe, die der elsässischen Kindersprache nur zu gut bekannt sind: «Büweschmeckere» einerseits und «Maidelschmecker» andererseits. Die unverfälschte Natur, der ursprüngliche kunstlose Wille der Natur spricht aus der Kinderseele, und Tieferes, als man vielleicht anzunehmen neigt, liegt in diesen beiden Worten, die sich die Gattung «Kind» zum Selbstschutz geprägt hat.

Das Mädchen soll ein Mädchen bleiben und der Knabe ein Knabe. Das zeigt sich in dem Umstande, daß die Kinder selbst jeden Uebergriff verspotten. Das Gebiet des Knaben ist nicht das des Mädchens, und unglückliche Folgen kann es nur haben, wenn die sozialen Verhältnisse einen Mischmasch von Mann und Weib erzeugen, ein unbrauchbares Werkzeug des Naturwillens, ein unschönes Zwittergeschöpf.

Durch das Kind heute noch können die Alten lernen, und der Staat der Erwachsenen stände der Natürlichkeit, der gesunden Ursprünglichkeit näher, wenn er die Verfassung des Kinderstaates sich zum Muster nehmen würde; und so möchten wir in übertragenem Sinne den Satz gelten lassen:

«In manchen Spielen können Knaben und Mädchen zusammen sich tummeln, aber in allen dürfen sie es nicht.»

Da wo es uns nun bei der folgenden genaueren Betrachtung dieser Spiele möglich ist, werden wir nicht versäumen anzugeben, ob das betreffende Spiel ein reines Mädchen- oder Knabenspiel ist.

Um Klarheit in dem Wust von Ausdrücken zu schaffen, wie uns das Verzeichnis dieser Spiele erscheint, wenn wir nicht daran denken würden, daß ein kleiner Teil aus Junius abgeschrieben, der größere Teil der Ausdrücke aber tolle Uebertragungen Rabelaisscher Phrasen darstellt, wollen wir zunächst diese beiden Gruppen für sich betrachten. Daran anschließend, werden wir die deutschen Ausdrücke zu erklären versuchen und gelegentlich die Identität des einen oder andern wirklichen deutschen Spieles mit dem französischen Spiele nachweisen.

Der «deutsche» Ausdruck Fischarts, der nur oft das verzerrte Bild eines französischen Ausdrucks darstellt, wird uns nur als Brücke dienen, um zu dem französischen Spiele zu gelangen.

---

1. Abschnitt.

Die deutschen Ausdrücke, welche auf französische Phrasen zurückzuführen sind.

Das Maß der Fischartischen Benutzung des Rabelaisschen Verzeichnisses für unsere Spielgruppe wird durch die obige Tabelle veranschaulicht.

Das Folgende wird nun der Beweis sein für die Behauptung, die wir mit unserer Tabelle aufstellten.

Rabelais ist konsequenter und wahrheitsliebender bei der Aufstellung seiner Spieltabelle geblieben, insofern als gewissermaßen alle Ausdrücke, mit Ausnahme der Karten-, Würfel-, Brettspiele, wirkliche Spiele, fast ausschließlich Kinderspiele bedeuten.

Auch fehlt bei ihm das Phantastische, das Abenteuerliche, die Absicht, die Nachwelt zu verwirren, die aus Fischarts Verzeichnis zu uns spricht.

Dieser Umstand würde eine spezielle französische Arbeit über die Rabelaisschen Spiele und ihre Bedeutung sehr erleichtern, weil hier eine «Textkritik» unnötig ist. Bevor wir an die Aufstellung der wirklichen Spiele bei Fischart gehen können, ist uns die schwere Aufgabe gestellt, erst die Spielausdrücke zu erkennen. Sie bilden den Kern, den wir herausschälen müssen aus einer harten, wissenschaftlich ungenießbaren Frucht.

Auch in dieser Hinsicht wird meine Arbeit das Mögliche versuchen.

Fi 60 «Der Bonen» = Ra 28 «aux luettes».

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Fischart eine Vorstellung von diesem französischen Spiele gehabt hat; denn, ohne den Ausdruck zu übersetzen, faßte er ihn ganz richtig als das Kinderspiel auf, das unsere Buben heute noch mit Bohnen, kleinen Steinchen, Knöpfen usw. auf den Straßen und Bürgersteigen spielen.

Ueber die Bedeutung von «aux luettes» schwanken die Ansichten der französischen Kommentatoren.

Esm. et Eloy Johanneau[1] kennen aus Saintonge ein «la luette» genanntes Kartenspiel der Matrosen. Doch scheint uns Le Duchat (bei Esm. et E. Johanneau) die Bedeutung zu geben, wenn er sagt: «On appelle luettes en Bretagne, le jeu de la fossette, et ce jeu est commun à Nantes comme à Bordeaux

[1] Esm. et Eloy Johanneau, note 28.

parceque les enfants y jouent volontiers sur le gravier, avec des coquilles que le rivage leur fournit en abondance.» (Vergleiche das Spiel «Des grübleins», mit dem es offenbar identisch ist.)

Es ist im ganzen Elsaß gebräuchlich mit den verschiedensten Gegenständen und bildet eine Variation des bekannten «Gstunzes», das Spiel, das mit den «Gstunzen» gespielt «Kiweles» genannt wird, weil die Klicker in ein «Kiwele» (kleines Grübchen im Boden) zu werfen sind.

Die Bezeichnung «Böhneln» oder «Böhnels» ist auch im Elsaß zu finden, wie auch in der Schweiz das «Böhneln» ein beliebtes Spiel ist.[1]

Fi 72 «Des Plättlins» = Ra 111 «au palet».

Wenn es sich auch hier um eine wahrscheinliche Uebertragung handelt, so ist es doch möglich, daß «Des Plättlins» als ein sehr bekanntes Knabenspiel Fischart bekannt gewesen ist. Es ist leicht verfänglich, Fischarts Autorschaft nahe zu treten, weil seine ganze Behandlung der französischen Spiele uns zu einem skeptischen Verhalten gegen ihn zwingt. — Es ist merkwürdig, wie Jahrhunderte hindurch dieses einfache Spiel sich unverändert erhalten hat, vorausgesetzt, daß die französischen Kommentatoren Recht mit ihrer Definition haben :

«Un des joueurs jette un petit écu, qui est comme le but, chacun jette ensuite son écu ou palet, celui qui s'est placé le plus près du bout, gagne.»[2]

Dieser Beschreibung können wir nichts hinzufügen als die Bemerkung, daß das Spiel bei unseren Knaben allgemein in Gebrauch ist. Es werden entweder Pfennige oder sonstige Gegenstände benutzt.

Wir nannten das Spiel «Pfennjeles» oder «Blättels».

In Frankreich führt auch noch ein anderes Spiel, das dem Fischartischen Spiele Nr. 489 «Plöchlin stellen fällen» gleichkommt, diesen Namen.

Diese Internationalität der Kinderspiele ist eine merkwürdige und zugleich wunderbare Erscheinung.[3]

---

[1] Rochholz: Alemann. Kinderl. und Kinderspiel in der Schweiz, p. 428, Nr. 47.

[2] Esm. et E. Joh., note 90.

[3] Nach dem Gesagten können wir Rochholzens Meinung auf p. 465 nicht teilen, wonach Fischarts «Des Plättlins» das «Scherben über Wasser tanzen lassen» bedeuten soll, also unser «Wasserstipperles».

Fi 108 «Des Untreuen baurens»
Fi 200 «Den falschen bauren» } **= Ra 98 «au faulx villain».**

Fi 108 ist Zusatz der 2. Ausgabe von 1582, während Fi 200 sich bereits in der ersten Ausgabe von 1575 findet.

Es liegt die Annahme nahe, daß die beiden deutschen Ausdrücke identisch sind und folglich auch mit dem französischen, denn Fi 200 ist eine möglichst falsche und unsinnige Uebersetzung des Rabelaisschen Spieles, zu dem übrigens die französischen Kommentatoren schweigen.

Fi 122 «Des kûschwantzes» = Ra 40 «aux vasches».

Hier haben wir die Antwort auf unsere Frage, was wohl Fischarts Ausdruck bedeuten mag, eine Antwort, die an Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt. Um die Abschreiberei zu verbergen, überträgt Fischart «aux vasches» statt richtig mit «zu den kûhen» mit einem «Teil der Kuh», mit dem «Kuhschwantz».

Die Reihe der größten Ungeheuerlichkeiten Fischartischer Uebertragungskunst nimmt damit einen würdigen Anfang.

Esm. et E. Joh.[1] berichten darüber:

«C'est un jeu d'enfant où l'on dit, selon Furetière, porter à la vache morte, quand on porte quelqu'un sur son dos, avec la tête pendante en bas.»

Vielleicht ist nach ihnen das Spiel identisch mit Rabelais 191 «à la beste morte» = Fi 331 «Das tod Thier».

Fi 125 «Der nickenocke» = Ra 45 «a la nicque nocque».

Aus dem unverstandenen französischen Ausdruck scheut sich Fischart nicht einen deutschen gleichlautenden zu machen, der in dieser Form gar nichts bedeuten kann.

Da der «deutsche» Ausdruck vollständig entwertet ist infolge seiner Herkunft, so geben wir nur hier, wie bei den andern Phrasen, einige Erklärungen der französischen Herausgeber wieder:

«Ce jeu doit faire un double emploi avec ceux aux croquinolles, à la nazarde, aux chiquenaudes. La chiquenaude consiste à appuyer ferme le bout du doigt du milieu sur le bout du pouce, et à desserrer, avec effort, le doigt du milieu contre le nez ou le front de quelqu'un.»[2]

Damit bezeichneten also vier verschiedene Ausdrücke, die auch alle bei Fischart entsprechend zu finden sind, ein einziges spielartiges Vergnügen der Kinder, das auch im Elsaß bekannt

[1] Esm. et E. Joh., note 39.
[2] Esm. et E. Joh., note 44.

ist. Ich erinnere mich, wie wir uns damit vergnügten einem andern ein «Nasestibberle» (Nasenstüber) zu machen oder «Nabüe mache» zu spielen.

Fi 147 «Gott verläugnen» = Ra 52 «au reniguebieu».

Es ist merkwürdig, daß Fischart den Sinn des französischen Ausdruckes richtig erfaßt und wiedergegeben hat. Zweifellos hat er sich auf irgend eine Weise den Ausdruck zu erklären verstanden, was man bei einer oberflächlichen Kenntnis der französischen Sprache, die ihm vorgeworfen wird, nicht erwarten sollte. Welches Spiel der französische Ausdruck bezeichnet, geht aus den kurzen Bemerkungen Esm. et Eloy. Joh.'s nicht hervor. Reniguebieu bedeutet soviel als je renie Dieu.

Es ist immerhin sonderbar, daß Fischart das bereits entstellte Wort in seiner ursprünglichen Form zu erkennen vermochte.

Fi 150 «Der Baboben» = Ra 55 «a la babou».

Es ist unsicher, ob Fischart sinnlos den französischen Ausdruck wiedergegeben hat, da «babe, bobe» in der ältern Zeit soviel als «altes Weib» bedeutet.[1]

Oder wußte Fischart mit «babou» nichts anzufangen und setzte das ähnlich klingende Wort, oder steht das französische Wort «babou» mit dem deutschen «baben, boben» in irgend welcher Verbindung?

Ist «Baboben» vielleicht ein Lehnwort aus dem Romanischen, vielleicht gar auf das gleiche Spiel der Kinder hinweisend?

«Babou ist in Frankreich ein Maskerade-Spiel der Kinder.

In dem Dictionnaire de Trévoux ist zu finden:

«Babau (zu sprechen babaoû) est je ne sais quel fantôme imaginaire dont les nourrices de Languedoc et pays voisins se servent pour faire peur aux petits enfants.»[2]

Damit steht das was Adry sagt in enger Verbindung:

«Sur plusieurs pierres gravées antiques on trouve, entre autre jeux d'enfants, celui où un petit enfant se couvre la tête avec un masque hideux qui fait fuir ses camarades.»[3]

Ohne dem Spiele einen absoluten Namen gegeben zu haben, erinnere ich mich, daß wir es oft spielten.

Vielleicht besagt Fi 142 «Ein rusigen Dib fahen» ein ähnliches Spiel, worin sich der Gebrauch der Diebe, sich zur Unkenntlichmachung das Gesicht zu schwärzen, wiederspiegelt.

---

[1] Grimm: D. Wörterbuch.
[2] Esm. et E. Joh., note 52.
[3] Vgl. Henry d'Allemagne II, 276 ff.

Fi 151 «Primus secundus = Ra 51 «a primus secundus».

Die Phrase ist unverändert aus Rabelais übernommen. Le Duchat bemerkt zu dem Ausdruck bei Rabelais:

«C'est un jeu que deux écoliers jouent tête à tête, en tournant les feuillets d'un livre dans lequel ils auront caché quelque chose qu'ils veulent jouer.»[1]

Dieses Spielvergnügen ist auch im Elsaß heute noch überall bekannt. Wir vergnügten uns damit auf dem Wege von und zur Schule, d. h. dann, wenn wir Bücher bei uns trugen. Alle möglichen dünnen Gegenstände, Briefmarken, Silberblättchen, Bilder wurden in dem Buche versteckt, in dem man mit dem Finger oder einer Nadel «stechen» mußte.

Eine Variation dieses Spieles erwähnt Fischart Nr. 491 «Pfenning im Buch pletern». Ob die französische Bezeichnung auch im Elsaß galt, ist fraglich.

Fi 152 «Zu underst des messers» = Ra 57 «au pied du cousteau».

Der Ausdruck ist ziemlich genau übertragen. Es genügt für uns den Verlauf des Spieles anzugeben mit der Erklärung Adry's:

«Le jeu paraît être celui où l'on pique un couteau, et quelquefois un clou, au bord d'une table, au milieu d'un des côtés: les joueurs jettent leur palet ou écu, et celui qui est le plus proche du pied du couteau, gagne, pourvu que son écu ne tombe point à terre.»[2]

Dieses Spiel ist noch heute auf den Jahrmärkten bei uns anzutreffen.

Fi 154 «Des freien Karrens» = Ra 59 «au franc du quarreau».

Dieser Ausdruck gehört einer ununterbrochenen Reihe von Ausdrücken an, die alle aus Rabelais stammen.

Fischart hat den französischen Ausdruck nicht verstanden und ihn daher nur dem Wortlaute nach, um ihn recht «deutsch» klingend zu machen, in der sinnlosesten Art übertragen. Diejenigen, die Fischart einen Uebersetzer nennen, müßten Fischart angesichts dieses tollen Gebildes eine größtmögliche geistige Beschränktheit und Unkenntnis der französischen Sprache vorwerfen. Ob wohl Fischarts französische Kenntnisse so miserabel waren, daß er nicht einmal wußte, was quarreau, ein alltäglicher Ausdruck, zu bedeuten hat? Und spricht nicht aus dieser

[1] Esm. et E. Joh., note 53.
[2] Esm. et E. Joh., note 54.

haarsträubenden Uebertragung, wie aus der ganzen Behandlung das Gegenteil, nämlich eine gründliche Kenntnis der französischen Sprache und zugleich der Wille Fischarts, den Ausdruck durch die absonderlichsten Verdrehungen möglichst als einen deutschen Spielnamen erscheinen zu lassen? (Was hat ein «Karren» mit «quarreau» zu tun; und dann dieser Unsinn: «Des freien Karrens.» !?)

Der Verlauf des französischen Spieles geht aus den Angaben bei Esm. et E. Joh. deutlich hervor:

«Jeu où l'on jette une pièce de monnaie en guise de pallet sur un quarré qu'on a tracé en terre, et divisé par ses diamètres et diagonales.» (Le Duchat.)[1]

Das Spiel war in Frankreich sehr verbreitet und wurde von Erwachsenen und Kindern (Knaben) gespielt.

Näheres darüber mit Abbildung des Spieles auf einem alten Stich bei Henry d'Allemagne I, p. 315.[2] In dem Spiele wurde auf dem Boden bald ein Viereck, bald ein Kreis gezeichnet. In der letzten Form ist es ein sehr bekanntes und beliebtes Spiel unserer Knaben, schlechtweg «Pfennjeles» genannt, weil man gewöhnlich mit Pfennigen spielte.

Fi 155 «Grad oder ungrad» = Fi 60 «a pair ou non».

Dieser Ausdruck bildet eines der wenigen Beispiele, in denen Fischart den französischen Ausdruck richtig mit einem gleichbedeutenden deutschen Ausdruck wiedergegeben hat.

Wie auch heute noch jeder Knabe weiß, was mit «Grad oder ungrad» gemeint ist, so scheint auch schon zu Fischarts Zeiten das Spiel weit verbreitet gewesen zu sein. Ein Knabe nimmt eine Anzahl Klicker oder Knöpfe («Gstunze» oder «Knepf») in die Hand und läßt einen andern die Anzahl erraten. Wird «grad» geraten, so hat man gewonnen, im andern Falle verloren.

Seit ältester Zeit ist das Spiel bekannt. Schon Horaz spricht von dem Spiele «ludere par impar». Ebenso Platon, Aristoteles und Aristophanes. (Esm. et E. Joh., note 57.)

In Frankreich ist es allgemein üblich unter dem Namen «a pair ou non» oder «pair et impair».[3]

Fi 156 «Kreutz oder plättlin» = Ra 61 «a croix ou pile».

Auch dieser Ausdruck ist richtig wiedergegeben. Sowohl das französische als auch das deutsche Spiel haben mit dem

[1] Esm. et E. Joh., note 56.
[2] Musée rétrospectif de la classe. 100 jeux. A l'exposition. Paris 1900.
[3] Littré: Dict. de la l. fr. Henry d'Allem. II, 146.

vorhergehenden entsprechenden Namen gemeinsam, daß sie oft bei größeren Spielen als ein spielartiger Gebrauch den Knaben dienen, den «Anfangenden» zu bezeichnen.

Es ist nicht unmöglich, daß der Ausdruck Fischarts auch üblich war und somit das bedeutete, was heute unsere Buben «Knopf oder Spitz», «Kopf oder Minz» nennen, ein Spiel, wobei ein Geldstück in die Höhe geworfen wird. Der eine sagt «Kopf», der andere «Minz». Fällt nun die Münze mit dem Bilde nach oben, so hat «Kopf» gewonnen und umgekehrt.

An späterer Stelle werden wir noch einer anderen Bezeichnung für dieses Spiel begegnen, die Fischart aus Junius abgeschrieben hat.

Ueber das französische Spiel, das den gleichen Verlauf zeigt, finden wir Ausführliches bei Esm. et E. Joh., note 58, wo auch gesagt wird, daß das Spiel in Italien, England, Spanien und Frankreich gleich bekannt ist und bei Henry d'A. II, 147.

Fi 168 «Martres» = Ra 62 «aux martres».
Fi 169 «Pingres» = Ra 63 «aux pingres».

Beide Ausdrücke finden sich bei Fischart unverändert mit französischem Wortlaut.

Le Duchats (Esm. et E. Joh., note 59, 60) Angaben müssen uns genügen :

«On joue aux martres avec de petites pierres rondes qu'on jette en l'air comme les osselets.»

Bei den obigen Kommentatoren ist Näheres zu finden, auch über das Verhältnis von «Martres : Pingres : osselets», die demnach als ähnliche Spiele anzusehen sind. (Siehe auch Henry d'A. II, 75, 97.)

Fi 185 «Des Schupletzers» = Ra 65 «au savatier».

Fischart hat diesen Spielnamen ganz korrekt übertragen, ohne das französische Spiel zu kennen, das offenbar identisch ist mit seinem «Des schůlins», was aus der Beschreibung bei Esm. et E. Joh. (note 61) hervorgeht :

«Plusieurs enfants sont assis en rond, les genoux levés; l'un d'eux est debout au milieu, et cherche une savate que les autres se passent sous leurs jarrets, couverts de leurs habits, et dont ils le frappent quand il a le dos tourné. Celui entre les mains duquel il prend la savate, se met à sa place et la cherche à son tour.»

Ganz genau so wird heute noch ein Spiel gespielt. Siehe unter «Des schůlins».

Fi 186 «Hibu» = Ra 66 «au hybou».

Rabelais Spiel ist mir unklar geblieben. Fischart nahm den Ausdruck auf, indem er ihm einen deutschen Anstrich zu geben versuchte.

Esmangart et Eloy Johanneau (note 62. 67) vermuten die Identität dieses Ausdrucks mit Ra 73 «a la chevesche», dem bei Fischart Nr. 218 «Huhu Eulen» entspricht. Zu «a la chevesche» bemerken die französischen Kommentatoren, daß im Piquet der Ausdruck «faire la chouette» vorkommt.

Ob hier ein Zusammenhang bestehe, sei zweifelhaft.

Fi 187 «Dorelot häßlin» = Ra 67 «au dorelot du lièvre».

Fischart hat den Ausdruck nur in seinem zweiten Teil übersetzt.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 63) bedeutet die Phrase soviel als im Spiel «imiter la chasse du lièvre». Ich vermute, daß sogar der andere Ausdruck bei Fischart Nr. 226 «Duck dich Hänßlin duck dich», der in der ersten Ausgabe von 1575 (a) lautet «Duck dich håslin duck dich» unter dem Einflusse der unverstandenen Phrase Rabelais' entstanden ist, eben wegen seiner Form in der ersten Ausgabe.

Vielleicht hat Fischart «Hänßlin» aus «Håslin» in den folgenden Ausgaben mit der Absicht gemacht, den Leser irre zu führen.

Esm. et Eloy Joh. ergeben sich in Meditationen über das Wort «dorelot», ohne von dem Spiele zu reden.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Rabelais mit seinem Ausdrucke, vielleicht auch Fischart mit Nr. 226 (wenn er nicht unter Rabelais Einfluß steht) ein Spiel gemeint hat, das heute noch als Reigenspiel vielfach bekannt ist, bei dem die Kinder (vorwiegend Mädchen) folgendes Lied singen:

«Häslein in der Grube saß und schlief.
Armes Häslein bist so krank,
Daß du nicht mehr hüpfen kannst:
Häslein hüpf, Häslein hüpf.»

Ein Kind sitzt geduckt in der Mitte des Kreises. Die andern fassen sich an den Händen und tanzen um das «Häslein», obiges Lied singend, herum.

Fi 188 «Tirelitantine» = Ra 68 «a la tirelitantaine».

Es besteht hier wohl kein Zweifel darüber, wo Fischart seinen Spielnamen hergenommen hat. (Esm. et E. Joh., note 63.)

«Ce doit être un jeu à se tirailler l'un l'autre.»

Was Fischart sich wohl bei allen diesen Namen «gedacht» haben mag?

Fi 189 «Fârcklin gang du vor» = Ra 69 «a cochonnet va devant».

Genau aus Rabelais übertragen. Den Verlauf des Spieles beschreibt Le Duchat (Esm. et E. Joh. note 65):

«Jeu de boule ou de palet auquel l'endroit où s'arrête la boule ou le palet de celui qui joue le premier sert de but pour lui-même et pour les autres».

Das allgemein bekannte Spiel, das wir auf dem Wege von und zu der Schule spielten, nannten wir «Söujtriwerles». (Einer trieb den andern voran.)

In Frankreich ist es ebenso gebräuchlich wie bei uns. (Henry d'A. I, 204, 227, 232, 243, 248.) Das Spiel hat Aehnlichkeit mit Ra 107 «a la truye», das identisch ist mit unserm «Söujball» oder «d'Mor triwe». Auch bei Fischart finden wir dieses Spiel.

Fi 191 «Des weitlochs» = Ra 77 «a la jautru».

Hat vielleicht Fischart seinen deutschen Ausdruck an die Stelle des französischen gesetzt, indem er «tru» als trou verstand?

Das Elsässische Wörterbuch weist das Wort «weidloch» für After auf; doch habe ich keine Beziehung zu einem Spiele konstatieren können.

Fi 192 «Des Habern verkauffens» = Ra «a vendre l'avoine».
Fi 199 «Das eisen auß der Eß zihen» = Ra 97 «a tirer les fers du four».
Fi 201 «Der heilig ist gefunden» = Ra 101 «a sainct trouvé».

Alle drei Ausdrücke stammen aus Rabelais. Ueber die Bedeutung der französischen Spiele schweigen die Kommentatoren des Rabelais.

Fi 204 «Burri burrisu» = Ra 78 «au bourry bourry zou».

Auch möglichste Deutschgestaltung der Worte kann uns nicht über den Ursprung hinwegtäuschen.

Le Duchat (Esm. et E. Joh. note 70) erklärt das Spiel:

«Jeu où l'un des joueurs, qui se cache, est cherché par les autres, qui souvent le laissent là, et s'en vont.»

Somit ist es das gleiche wie unser «Versteckels», das Fischart schon als «Verbergens» anführt.

Fi 205 «Ich setz mich» = Ra 79 «a je m'assis».

Für uns kommt der Ausdruck als nichtdeutsches Spiel nicht in Betracht.

Fi 215 «Der Sau» = Ra 107 «a la truye»[1]

Auch dieser Ausdruck ist eine wörtliche Uebertragung von «a la truye». (Siehe Fi 189, Ra 69.)

Im Elsaß war dies Spiel zu Fischarts Zeiten ebenfalls bekannt, was sein Spiel Nr. 386 «Fudum die Mor ist im Kessel» beweist.

Bis heute hat es sich bei uns erhalten.

Fi 216 «Bauch wider Bauch» = Ra 108 «a ventre contre ventre».

Die Uebertragung aus Ra bedarf keines Beweises.

Esm. et E. Joh. erwähnen nichts zu diesem Ausdruck.

Fi 220 «Der praiten kugel, halben kugel, kurzen kugel» = Ra 116 «a la boule plate» | Ra 121 «a la courte boulle».

Wir haben hier die merkwürdige Erscheinung, daß Fischart zwei Rabelaissche Ausdrücke unter Zusatz von «halben kugel» in einen deutschen Ausdruck zusammengezogen hat.

Die Fischartische Phrase kommt aber sonderbarerweise nur in der ersten Ausgabe von 1575 (a) vor, während sie in b und c im Verzeichnisse fehlt. Dagegen finden wir am Ende des Kapitels 25 unter einer Reihe von Spielen als Zusatz in b genannt «der breiten vnnd halben Kugel». Die Phrase hat also verkürzt einfach den Platz gewechselt.

Die französischen Ausdrücke bedeuten Kugelspiele.

Zu Ra 121 bemerken die beiden Kommentatoren: (Esm. et E. Joh. note 100),

«Jeu de boule dont l'espace est fort court et fort limité, pour le distinguer du jeu de la longue boule.»

Die Spiele mit Kugeln sind in zahllosen Variationen im Elsaß verbreitet. An geeigneter Stelle werde ich davon berichten.

Fi 225 «Ochs inn den Veiolen» = Ra 72 «au beuf violé».

Sinnlos und gedankenlos (wie Fi 154) hat Fischart aus dem ihm unverständlichen französischen Spielnamen einen deutschen Ausdruck geschaffen, ein Monstrum von Fastnachtslaune und toller Absichtlichkeit.

---

[1] Esm. et Eloy Joh., note 88. Henry d'Allem. I, 206.

«Veiolen» können wir ebensogut als «Veilchen oder «Flaschen» betrachten. Es ist gleich, für welchen Sinn wir uns entscheiden, die unsinnige Monstruosität wird nicht beeinträchtigt.

Das Spiel ist eine Nachahmung eines volkstümlichen Gebrauches:

Nach Le Duchat: (Esm. et E. Joh. note 66):

«Il y a de l'apparence, qu'au jeu de bœuf violé des enfants imitant cette coutume (die vorher genau beschrieben zu finden ist : d'orner la tête du bœuf gras et de le conduire par la ville au son de la viole ou de la vielle) ornaient de fleurs la tête d'un de leurs camarades et le conduisaient en cet état par les principales rues du lieu de leur demeure au son de quelques instruments, et faisaient ensuite semblant de le tuer, comme à un autre de leurs jeux appelé par Rabelais, au pourceau mory». (Siehe dieses Spiel.)

Fi 228 «Eisen abwerffen» = Ra 76 «a deferrer l'asne».

Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Ausdruck Fischarts abhängig zu machen ist als eine absichtliche Verunstaltung von dem französischen Namen.

«Abwerffen» ist eine ungefähre Uebertragung von «déferrer».

Ob auch Fi 232 «Esel zemmen» mit Ra 76 in irgend einen Konnex zu bringen möglich ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ueber das französische Spiel sind die Kommentatoren Rabelais' selbst im Zweifel (Esm. et E. Joh., note 69):

«Serait-ce de feindre, en jouant, d'ôter le soulier, en levant le pied à un enfant, comme on lève au cheval pour lui ôter son fer ou lui en mettre un?» (Dieses Spiel erinnere ich mich gespielt zu haben, ohne daß es einen besonderen Namen gehabt hätte.)

Vielleicht ist dem französischen Ausdruck auch eine sprichwörtliche Bedeutung beizumessen. Denn in Frankreich sagt man von einem, der sich überall unberechtigt einmischt: «Il se mêle des fers à l'âne.» Zur Begründung dessen finden wir Note 69 die Glosse: «Tout le monde sait qu'on ne ferre pas les ânes.»

Diese Bedeutung scheint auch das Fischartische Fi 21 «Eselin beschlagen» zu haben.

Rochholz 434 setzt dieses Spiel gleich mit seinem «Fingerspiel» auf Grund der in der Schweiz üblichen Frage: «Will der Schmied das Roß beschlagen: wieviel Nägel muß er haben?»[1]

---

[1] Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz. Leipzig 1857.

Ist diese Zusammenstellung schon gewagt, so ist seine Behauptung, das Fischartische «Leuß oder Niß» sei ein anderer Ausdruck dafür, einfach falsch.

Fi 229 «Des barbedoribus» = Ra 80 «a la barbe d'oribus».

Das Nichtverstehen von Ra 80 hindert Fischarts Laune keineswegs, daraus einen deutschen Spielnamen durch Kontraktion zu bilden. Esm. et E. Joh. note 71: «Jeu où l'on bande les yeux de quelqu'un de la compagnie, puis, sous ombre de vouloir lui faire une barbe dorée, on le barbouille avec de l'ordure.»

Ein schmutzigeres, sogar sehr gemeines Spiel habe ich früher einmal zufällig beobachten können, das die Buben «Stabstrumpeterles» nannten.

Das abergläubische «Wäjschisser am Au» läßt uns wissen, daß die Knaben es nicht für eine allzugroße Schande hielten, wenn sie an irgend einem Tor einer etwas verlassenen Straße einem natürlichen Drange folgten. An solchen Stellen wurde der teuflische Spaß mit einem Unbefangenen gespielt. Man verband ihm die Augen, setzte ihn auf den Rücken eines anderen, gab ihm einen Stab (die Trompete) in die Hand, dessen Ende man vorher in die Exkremente getaucht hatte und ließ ihn nun auf Kommando blasen. Er bließ nicht lange. «Un wenns erüß kumme-n-isch», da fühlte mancher der kleinen Teufel seinen Buckel unter den Hieben des Vaters des ekelhaft Angeführten. Das «Spiel» ist ein merkwürdiger Auswuchs an dem sonst so natürlich reinen Spielkörper.

Fi 230 «Bratspißwenden» = Ra 82 «a tire la broche».

Der Ausdruck Ra 82 erscheint uns hier ziemlich sinngemäß wiedergegeben, was auf ein Verstehen der französischen Sprache zurückgeführt werden muß.

Vielleicht ahmten die Kinder in diesem Spiele das Drehen des Bratspießes nach.

Fi 231 «Gevatter leihet mir euer sack» = Ra 84 «a compere prestez moy vostre sac».

Die Uebertragung ist korrekt. Esm. et E. Joh. äußern sich nicht zu dem Spiele.

Fi 233 «Der Widershoden» = Ra 85 «a la couille de belier».

Derartige Ausdrücke, die einen gewissen Beigeschmack haben, sind Fischart stets willkommen. (Couille = Hode.) Also

richtige Uebertragung nur im plural statt im singular. Esm. et E. Joh., note 74.

«Jeu de ballon, auquel on joue avec la bourse des testicules d'un bélier.»[1]

Fi 234 «Der Feigen von Marsilien» = Ra 87 «a figues de Marseille».

Die Uebertragung ist richtig und augenscheinlich.

Fi 235 «Des Fuchsstreiffens» = Ra 90 «a escorcher le regnard».

Ra 90 ist hier mit einem deutschen entsprechenden Namen richtig wiedergegeben, so daß die Vermutung naheliegt, daß Fischart den Sinn erraten hat.

Ueber das Spiel wissen die Kommentatoren nichts zu sagen, ebenso nicht Le Duchat. Der französische Ausdruck scheint auch mehr sprichwörtlicher Art zu sein («Fuchsstreiffen» besagt soviel als dem Fuchs die Haut abziehen): Esm. et E. Joh., note 77.

«Ecorcher le renard» est une locution proverbiale, qui signifie vomir après avoir bu .... mais nous ne savons pas non plus en quoi consistait le jeu du même nom.»

Daß Fischart ein Spiel «Des Fuchsstreiffens» gekannt hat, ist unwahrscheinlich. Bei ihm scheint der Ausdruck auch schon mehr eine sprichwörtliche Redensart gewesen zu sein.

Es ist wohl anzunehmen, daß der Ausdruck «Fuchsstreiffens» zu Fischarts Zeiten üblich war; denn er kommt noch an anderer Stelle des Gargantua vor. So cap. 8, p. 149. «Das ist Jägerrecht; die Fůchs nur dapffer gestreifft: wer kaufft disen Fuchsbalg.» — Hier hat wohl dieses wirre Gerede des «Trunckenen» die gleiche Bedeutung wie im Französischen. Darauf deutet auch die Stelle Gargantua cap. 14, p. 201 hin: «Alle Morgen sang er die truncken Metten, streiffet den Fuchs usw.»

Daß der Ausdruck ein wirklich deutscher ist, beweist uns das Vorkommen im 8. Kapitel, das gänzlich unabhängig von Rabelais entstanden ist. Da es unklar ist, ob wir es bei «Des Fuchsstreiffens» mit einem Spiele zu tun haben, so ist Rochholz, p. 412, nicht berechtigt, den Ausdrück einfach mit seinem Spiel «Fuchs aus dem Loche» (Nr. 29) zu identifizieren.

Die Anwendung als sprichwörtliche Redensart zeugt gegen die Identität mit dem schweizerischen Spiele, dem unsere Spiele «Fuchs üs d'r Hel» oder «D'r Deifel kummt allan erüs, ans, zwai, drei» entsprechen.

---

[1] Vergleiche: Henry d'A. I, p. 126. II, p. 246.

Mir ist unverständlich, wenn Rochholz das Spiel zitiert: «Zehen Paß fünff Sprüng auff eim Fuß, deß Fuchsstreiffens». Im ganzen Gargantua kommt diese Zusammenstellung nicht vor.

«Des Fuchsstreiffens» ist alleinstehend zu finden in der ersten Ausgabe (a), unserer Tabelle nach dem französischen Ausdrucke gegenüber, was schon gegen die einfache Annahme als deutsches Spiel sprechen würde.

Erst in der zweiten Ausgabe ist am Ende des 25. Kapitels (nicht im Verzeichnisse) der Ausdruck «zehen paß fünff Sprüng auff eim Fuß» auch alleinstehend zu finden. Dieser letztere Ausdruck kann wohl ganz gut auf das Spiel Rochholzens und unsere beiden vorhin erwähnten hindeuten. Aber diese oberflächliche Zusammenziehung von Ausdrücken ist nicht angängig, weil sie nur verwirrend wirkt.

Sind die beiden «Spiele» wirklich identisch, so hat Fischart dafür noch einen dritten Ausdruck Nr. 590 «Wolf beiß mich nicht»; dann würde das Spiel weiterleben als unser oben erwähntes Spiel und den gleichen Verlauf haben, wie das schweizerische Spiel bei Rochholz: «Fuchs aus dem Loche», ein Ausdruck, der übrigens auch im Elsaß bekannt ist.

Fi 236 «Kohlen auffblasen» = Ra 94 «a souffler le charbon».

Deutsch hat Fischart den Ausdruck wohl gestaltet, aber nicht «Fischartdeutsch» genug, um uns nicht die Herkunft zu verraten. Ich kenne das französische Spiel nicht.

Fi 242 «Zum lebendigen und toden Richter» = Ra 96 «au juge vif et juge mort».

Von diesem Ausdruck kann ich nur das Gleiche wie vom vorigen sagen.

Fi 243 «Des Hogerigen Hofmans» = Ra 100 «au bossu aulican».

Mit dieser richtigen Uebertragung haben wir einen sonderbaren Fall des Nachweises der wirklichen Bedeutung des französischen Ausdruckes durch eine Uebertragung ins Deutsche und damit den noch sonderbareren Fall, daß ein deutscher Schriftsteller, dem wir nichts weniger als philologische Genauigkeit in der Behandlung französischer Phrasen nachsagen können, offenbar die Etymologie des Wortes besser verstanden hat als ein französischer Kommentator.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 82) hält «au bossu aulican» für eine Korruption von «au bossu mal ingambe». Von «aulican» auf «mal ingambe» ist ein rechter Saltomortale.

Das Richtige geben uns Esm. et E. Joh.:

«Aulican peut venir du latin aulicus, de cour, courtisan; ce serait alors un bossu ou un fou de cour.»

Es ist sehr merkwürdig, daß Fischart diesen Sinn herausgefunden hat, was seine Wiedergabe schön beweist.

Als eine Abirrung vom Richtigen ist sicher wieder die weitere Bemerkung Esm. et E. Joh.'s zu betrachten, «aulican peut s'être dit aussi pour au lit camp, au lit de camp». Ich glaube dieses letztere als einen etymologischen Scherz ansehen zu dürfen.

Es wird sich wohl bei diesem Spiel, wie auch Esm. et E. Joh. zugeben, darum gehandelt haben einen Buckligen nachzuahmen.

Fi 244 «Des pimpompens» = Ra 104 «a pinpompet».

Fi 244 liefert uns den Beweis für die Geschicklichkeit Fischarts aus französischen Ausdrücken «deutsche» herzustellen.

Ueber die Worterklärung siehe Esm. et E. Joh., note 85. Nach ihnen besagt der Ausdruck ein ähnliches Spiel wie «à l'épousée du mois de mai, espèce de jeu où les petites filles parent une d'elles comme une mariée».

Fi 248 «Der Abereh» = Ra 95 «aux responsailles».

«Abereh» = «Wiederehe» = sich nochmals verheiraten. Fischart hat richtig den Sinn aus Ra 95 herausgefunden und ihn durch ein freigebildetes Wort wiedergegeben. Die Richtigkeit der Fischartischen Uebertragung beweisen die Angaben Le Duchats (bei Esm. et E. Joh., note 80):

«A se remarier ensemble, à se répouser, dit le Rabelais anglais. De sponsalia on aura donc d'abord fait sponsailles».

Fi 252 «Der Spindel» = Ra 117 «au vireton».

«Virer» heißt in der Seemannssprache «drehen»; «vireton» ist ganz korrekt übertragen mit «Spindel» = soviel als Walze. Von der Bedeutung als Spiel hatte Fischart keine Ahnung.

Die Ansicht Le Duchats und Esm. et E. Joh.'s, note 96, stehen sich hierin entgegen. Le Duchat hält «au vireton» für das bekannte Spiel «tourner un peson sur une petite cheville qui le traverse».

Esm. et E. Joh. definieren «vireton» als «une petite flèche, un petit trait d'arbalète, parcequ'elle tournait et virait en l'air,

à cause des ailerons qui y étaient attachés. (Vgl. Henry d'A. I, 77.)

Dieses Spiel haben wir Knaben häufig gespielt; es ist noch überall bekannt.

Fi 254 «Ungelacht pfetz ich dich» = Ra 74 «a je te pince sans rire».

In der ersten Ausgabe hat der Ausdruck die Form einer wörtlichen Uebertragung «ich pfez dich on lachen».

Die Herkunft seines Spieles suchte Fischart in b zu verwischen durch eine Veränderung der Phrase. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein derartiges Spiel im Elsaß, vielleicht unter seinem neuen Namen, Fischart in der Zeit von 1575—1582 bekannt geworden ist.

Aus dem Wortlaut geht der Verlauf des Spieles hervor, Esm. et E. Joh., note 68:

«Chacun pince le nez ou le menton de son voisin à droite; et s'il rit, il donne un gage.»

Rochholz p. 431 ist demnach wieder nicht berechtigt «Ungelacht pfetz ich dich» zu zitieren, da es eine Uebertragung des französischen Ausdruckes darstellt. Als Spiele Fischarts dürfen wir nur diejenigen Phrasen ansehen, die weder mit einem französischen noch einem niederländischen Spiele in Verbindung stehen und Uebertragungen sind.

Fischart hat ein ähnliches Spiel Fi 516, das Rochholz hätte zitieren dürfen.

Fi 255 «Der Pickarome» = Ra 118 «au picquarome».

Fischart hat den Ausdruck nicht verstanden. Der französische Name bedeutet zwei verschiedene Spiele.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 97) berichtet darüber: «Ce jeu consiste à s'asseoir sur son camarade comme sur un cheval, et à lui donner du talon dans les flancs, en faisant semblant d'aller à Rome.»

Die zweite Bedeutung zeigt uns ein Spiel, das wir unter dem Namen «Spickhewels» spielten und schon Fischart unter verschiedenen Namen bekannt war, z. B. «stecken stöcken». Nach Esm. et E. Joh.:

«Jeu dans lequel on pique un petit bâton pointu en terre, et on envoie à Rome celui don le piquet a été arraché en lançant ce piquet plus loin qu'on peut.»

An späterer Stelle werden wir von dem wirklichen Spiele Fischarts noch zu reden haben.

Fi 256 «Des Roten Rauhen Trecks» = Ra 119 «a touchemerde».

Die französischen Kommentatoren bemerken nichts zu diesem Spiele.

Ich vermute, daß der französische Ausdruck jenes schmutzige Spiel bedeutet, das ich oben unter Fi 229 erwähnte. Diese Bedeutung kann aus dem Wortlaute hervorgehen (Toucher berühren; merde Fäkalien).

Fischart hat seinen Ausdruck willkürlich gebildet und nur «merde» darin «vertirt».

Fi 257 «Des Engelarts» = Ra 120 «a angenart».

Eine komische Wiedergabe, unter Uebertragung des ersten Wortteiles und Beibehaltung des zweiten in seiner französischen Lautung.

Esm. et E. Joh. gehen auf die Etymologie von «angenart» ein, ohne das Spiel zu kennen. (Note 99.)

Fi 258 «Des Rekockillechen» = Ra 123 «a la requoquillette».

Ein Beispiel dafür, wie Fischart den französischen Ausdrücken ein deutsches Mäntelchen umzuhängen verstand.

Fi 259 «Brich den Hafen» = Ra 124 «au casse pot».

Im Wortlaut freie, wenn auch durchaus sinngemäße Wiedergabe.

Aus den Angaben Le Duchats und Esm. et E. Joh.'s folgt der Gang des Spieles und damit der gleiche Verlauf mit dem bekannten «Topfschlagen», das Fischart auch als «topfstechen» anführt. (Besprechung unter den wirklichen elsässischen Spielen bei Fischart.)

Diesem am ähnlichsten ist die Beschreibung bei Le Duchat:

«On pend au plancher, avec une corde, un vieux pot de terre, puis on bande les yeux à tous ceux de la compagnie, lesquels en cet état vont tour-à-tour, un bâton à la main, tâcher d'atteindre ce pot.»

Ein einfacheres Spiel, das auch den Buben im Elsaß allgemein bekannt ist, beschreiben Esm. et E. Joh. (nach Adry):

«Peut-être ne s'agit-il que d'un pot fêlé ou un peu ébréché, que des enfants placent sur une hauteur, et achèvent de casser en jetant des pierres d'une certaine distance.»

Fi 260 «Montalant» = Ra 125 «a montalant».

Unübertragen aufgenommen.

Fi 260 «Des kurtzen steckens» = Ra 128 «au courtbaston».

Korrekt übertragen. Hat das Spiel nicht vielleicht Aehnlichkeit mit «au picquarome»? Esm. et E. Joh., note 107, scheinen daran nicht gedacht zu haben, wenn sie es mit Stella anders beschreiben als:

«Deux enfants assis face en face empoignent un bâton, chacun tire de son côté, et s'efforce d'enlever de terre son compagnon.»

Fi 266 «Pire vollet» = Ra 129 «a pirevollet».

Der Ursprung des Fischartischen Wortes fällt sofort in die Augen.

Ueber die Bedeutung des französischen Ausdruckes sind die Kommentatoren nicht einig.

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 108) sieht darin eine Art Topfspiel: «Je crois que c'est proprement à faire voler sa toupie du pavé ou du plancher sur la paume de la main.»

Anders Esm. et E. Joh.: «ce jeu consiste à lancer en l'air un bâtonnet à l'extrémité duquel sont implantées deux plumes de coq, et à le faire retomber en pirouettant sur sa pointe.»

Eine nähere Untersuchung darüber ist nicht unsere Aufgabe.

Fi 267 «Kline musettecken» = Ra 130 «a cline mucette».

Vergeblich hat Fischart versucht, durch den deutschklingenden Schwanz des zweiten Wortes uns zu täuschen. Esm. et E. Joh., note 109: Nach dem Dictionnaire de Trévoux ist es eine Art Blindekuhspiel: «l'un d'eux ferme les yeux, tandis que les autres se cachent en divers endroits, où il est obligé de les chercher pour les prendre.»

Fi 268 «Des grübleins» = Ra 137 «a la foussette».

Richtig übertragen. Das Spiel gehört zu der zahlreichen Klasse der Kugelspiele und ist identisch mit unserem «Gstunzen»-Spiel «Kiweles», wobei es gilt, Klicker in ein Grübchen in der Erde zu werfen. Die daneben fallenden «Gstunzen» entscheiden über Gewinn und Verlust. Ist ihre Anzahl gerade, so gewinnt der Werfende, ist sie ungerade der zweite Spieler. So wie es bei Esm. et E. Joh., note 116, beschrieben wird, ist es auch im Elsaß gebräuchlich: «On y joue avec une balle dans neuf trous, espacés comme les quilles au jeu de boule.»

Fi 269 «Deß schnauffers» = Ra 138 «au ronflart».

Auch hier ist die Uebertragung durchaus korrekt, beweist aber, daß Fischart das Spiel nicht gekannt hat. Esm. et E. Joh., note 117:

«C'est dit-on le sabot qu'on tire avec une corde.» (Siehe Henry d'A. I, 35.)

Das Spiel mit dem Brummkreisel ist bei Fischart auch genannt als «Hurrnaus» und «Habergais».

Fi 276 «Zur Trompe»[1] = Ra 139 «a la trompe».

Es war Fischart wenig daran gelegen, dem Sinne des französischen Spieles nachzugehen. Mit «trompe» wußte er nichts anderes anzufangen als es unverändert in sein Verzeichnis zu setzen. (Ebenso das oben genannte und das folgende Spiel.) Das Spiel ist mit dem vorhergehenden und dem folgenden identisch. Esm. et E. Joh., note 118: «au sabot, sorte de toupie.»

Fi 278 «Deß Mönchs» = Ra 140 «au moyne».

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 119) scheint doch das Richtige anzugeben, wenn er sagt, daß in der Dauphiné «jouer au moine» das Spiel mit dem «sabot» ist. Vielleicht ist «au moyne» das einfache Kreiselspiel, aber immerhin ist es unverständlich, wenn Esm. et E. Joh. die Definition Le Duchats bestreiten mit einer nichtssagenden Redensart, die uns ihre Meinung weder klarlegt noch beweist.

Fi 279 «Tenebei» = Ra 141 «au tenebry»

ist eine willkürliche Entstellung, die den Sinn bei alleiniger Betrachtung nicht erraten lassen würde.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 120): «Ce jeu consiste a contrefaire l'esprit follet.»

Es ist eine besondere Vorliebe der Kinder, das Unheimliche zum Gegenstand von Spielen zu machen; und «Geischterles» oder «Gschpenschterles» waren uns bekannte Spiele.

Fi 280 «Das wunder» = Ra 142 «a l'esbahy».

Ohne Zweifel entspricht Fischarts Ausdruck, der in einer ununterbrochenen Reihe von aus Rabelais stammenden Spielen zu finden ist, dem französischen Namen, dessen Sinn er angehend wiedergibt.

---

[1] Wird von Rochholz mit Unrecht als Fischartisches Spiel zitiert (p. 420).

Nach Esm. et E. Joh., note 121, bedeutet «esbahi» soviel als «étonné», «surpris». Das Spiel wird von ihnen genau beschrieben:

«On met de la farine dans une assiette dont on forme une pile avec un verre à liqueur; on retire le verre, on met dessus une pièce de monnaie. Chaque joueur avec un couteau enlève un peu de farine, celui qui à la fin fait écrouler la pile et la pièce est tenu d'enlever avec ses dents la pièce: ce qui lui barbouille le visage de farine.»

Dieses Spiel trägt schon mehr den Charakter eines Gesellschaftsspieles.

Fi 281 «Naschettechen, Nauettechen» = Ra 144 «a la navette»

Die Absicht Fischarts, den Ursprung «seines Spieles» zu verbergen, tritt auch hier deutlich zutage. «Navette» gibt er mit dem deutschklingenden «Nauettechen» wieder und schmückt es mit einem erfundenen Wortspiele «Naschettechen». Er hat das Spiel nicht verstanden, und uns geht es gerade so.

Fi 282 «Fessart, Kerbart» = Ra 145 «a fessart».

Den Versuch, den uns das vorige «Spiel» zeigte, finden wir von Fischart wiederholt: «Kerbart» ist auch hier ein auf «Fessart» reimender wortspielerischer Zusatz.

Fi 283 «Sanct Kosman ich rüff dich an» = Ra 147 «a sainct Cosme je te viens t'adorer».

Bei seinen Uebertragungen läßt Fischart manchmal sogar seine Vernunft walten, wenn auch eine Kenntnis des Spieles in diesem Falle nicht anzunehmen ist.

Das Spiel hat Aehnlichkeit mit Nr. 229 und wohl auch mit 256.

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 124): «On bande les yeux à quelqu'un qu'on a fait asseoir dans un fauteuil. Saint Côme, je te viens t'adorer lui dit un autre qui ... lui présente au visage une chandelle allumée. Celui-ci veut l'empoigner, mais à la place de ce cierge, on coule dans la main du personnage un bâton tout enduit d'ordure.»

Fi 284 «Der Braunen schröter» = Ra 148 «a escarbot le brun».

Escarbot = Käfer. Schröter ist ein alter Name für Käfer.[1] Der Ausdruck ist also richtig übertragen.

---

[1] Grimm: D. Wb. 9. 1791.

Das Spiel ist mir unbekannt. Vgl. Garg. cap. 14, p. 197 : «Lieff gern nach den Schrôtern, Meikâfern, vnd fûrnemlich den Farfallischen Baumfaltern etc.»

Fi 285 ‹Ich fang euch on ein Meyen› = Ra 149 ‹a je vous prens sans verd.›

Meyen (Reis) bedeutet hier grüner Baumzweig. Die Uebertragung ist demnach richtig. Doch ist der eigentliche Sinn aus dem Fischartischen Ausdruck nicht genau herauszufinden, weil «on ein Meyen» von «ich» bei ihm abhängig ist, in Wirklichkeit gehört es zu «euch» [a je vous prens (vous qui êtes) sans verd.]

Diese Bedeutung ergibt sich aus der Definition Esm. et E. Joh.'s, note 125 :

«ce jeu consiste à convenir entre personnes d'une même société que celui qu'on surprendra sans verd, c'est-à-dire sans une branche de verdure, pendant le moi de mai, paiera une amende ou donnera un gage.»

Das Spiel stammt somit aus einem alten Gebrauch zur Maienzeit.

Fi 287 ‹Wol und voll vergeht die Fasten› = Ra 150 ‹A bien et beau s'en va quaresme›.

Sinngemäße durchaus korrekte Wiedergabe. «Wol und voll» scheint zu Fischarts Zeiten wohl eine gebräuchliche Redensart gewesen zu sein.

Ueber das französische Spiel sagt Le Duchat, Esm. et E. Joh., note 126, weiter nichts, als daß es am Ende der Fastenzeit gespielt wurde.

Vielleicht ist es die Nachahmung eines Gebrauches aus der Fastenzeit.

Fi 288 ‹Der gabeligen eychen› = Ra 151 ‹au chesne forchu›.

Diese Genauigkeit des Sichanschließens an die Bedeutung des Originalwortes ist bei Fischart selten.

Das Spiel ist unter den Knaben sehr bekannt und ist mehr eine körperliche Uebung der Geschicklichkeit, ein Turnspiel, als ein eigentliches Spiel.

Nach Le Duchat, Esm. et E. Joh., note 127 : «Un petit garçon appuyé sur ses mains se tient debout sur sa tête et écarte les jambes. Par derrière en vient un autre qui s'élance au travers de l'autre côté, et il prend exprès cette route, de peur que, venant à faire mal son saut, celui qui contrefait le chêne fourchu ne vienne à recevoir quelque coup de pied dans le ventre ou dans les bourses».

In seinem ersten Teile (ohne das Springen) gleicht es einem Turnvergnügen unserer Buben, das sie nennen: «De Hochstand mache» oder einfach «Kopfstehn».

Fi 289 «Deß gegossenen Gauls» = Ra 152 «au chevau fondu».

Ein bekanntes Spiel der Knaben. Esm. et E. Joh., note 128: «A ce jeu un enfant se baisse et présente son dos sur lequel monte un de ses camarades qui se fait porter ainsi».

In dieser Ausführung ist es das gleiche Spiel wie unser «Ritterles» oder «Rössels», bei Fischart an anderer Stelle «Roßmachen» genannt.

Ein komplizierteres Spiel, das große Geschicklichkeit erfordert, beschreibt Stella unter dem gleichen Namen: «Le cheval fondu est celui où plusieurs enfants courbés à la file, et le premier, appuyé sur un mur ou sur un banc, reçoivent leurs camarades sur leur dos ou leur croupe».

Abbildungen dieses Spieles bei Henry d'A. I, 323.

Aus Bischweiler ist mir ein Spiel bekannt geworden, das diesem entspricht, leider bei uns zu verschwinden scheint. Es heißt dort «Eins zwei drei postemetri» und wird von 6, 8 oder 10 Knaben gespielt: Ein Knabe stellt sich rückwärts an eine Wand, hält seine Hände geschlossen nach unten, in die ein zweiter Knabe seinen Kopf legt. Noch ein dritter Knabe stellt sich hinter diesen mit gekrümmtem Rücken und hält sich an dem zweiten fest. Die andern drei (bei sechs Spielern) springen auf diesen lebenden Sattel. Der letzte hat einen ziemlich schweren Sprung zu machen. Er klatscht in die Hände und ruft, wenn er ihm gelungen ist: «Eins, zwei, drei postemetri». [Dieses Wort bedeutet wahrscheinlich «pose du maître».]

Fi 290 «Deß Wolffschwantzes» = Ra 153 «a la queue au loup».

Auch diesen Ausdruck hat Fischart genau nach Rabelais gebildet. Es muß in Frankreich ein sehr bekanntes Spiel sein, denn Esm. et E. Joh. halten eine Erklärung nicht der Mühe wert.

Fi 291 «Deß furtz inn halß = Ra 154 «a pet en gueulle».

Richtig übertragen. Ohne genaue Beschreibung zu liefern, deuten Esm. et E. Joh., note 130, doch auf den Verlauf des Spieles der Knaben hin mit den Worten: «et s'il y a quelquechose à craindre pour les joueurs c'est quelque mauvais vent, dont il leur est difficile de se garantir».

Man wird dies verstehen, wenn man die Abbildung des Spieles bei Henry d'A. I, 328 betrachtet. Es ist ein sonderbares und ziemliche Gewandtheit erforderndes Spiel.

Zwei Knaben halten sich so umschlungen, daß der eine aufrecht, der andere auf dem Kopfe steht, wobei Kopf und Hinterteil in die obenangedeutete unangenehme Lage kommen, die ja auch schon der Ausdruck angibt. Ein dritter Knabe kniet auf der Erde, und die beiden lassen sich über dessen Rücken fallen, so daß immer der andere auf die Beine zu stehen kommt.

Fi 292 «Wilhelm lang mir den spiß» = Ra 155 «a Guillemin baille my ma lance».

Das französische Spiel ist das gleiche wie das unschöne Spiel unserer Knaben, welches ich oben als «Stabstrumpeterles» beschrieben habe, nur daß jenes noch etwas derber ist, da dort der Betreffende, d. h. der Angeführte den Stab als Trompete zum Munde führt, während er hier die «Lanze» nur berühren muß und sich die Hände beschmiert. Immerhin ekelhaft genug.

Fi 293 «Der Brandelle» = Ra 156 «a la brandelle».

Wir haben bis jetzt schon die Neigung Fischarts beobachten können, den französischen Ausdruck zu übertragen, wie es ihm gerade gefiel, genau oder ungenau, oder ihn einfach in seinem ursprünglichen romanischen Wortlaut in sein Verzeichnis zu verpflanzen. So auch hier.

Nach Esm. et E. Joh., note 132, ist das Spiel das «jeu de la brandilloire», das Schaukelspiel. (Bei Henry d'A. II, 322.)

Fi 294 «Deß Muckenwadels» = Ra 159 «a la mousche».

Mouche = Fliege. Es dient auch als Kosewort für ein niedliches, hübsches Mädchen. Diese Bedeutung hat Fischart mit dem entsprechenden deutschen Wort, das ebenfalls als Schmeichelwort für Mädchen angewandt wurde, ganz richtig wiedergegeben. Die Uebertragung zeigt uns auch wieder die Absicht Fischarts Ausdrücke zu schaffen, ob sie ein Spiel bedeuteten oder nicht.

Die französischen Kommentatoren verweisen zur Erklärung des Spieles auf mehrere französische Werke, die mir nicht zugänglich sind (Dict. des jeux de l'Encyclopédie, p. 184. Dict. d'Adry, p. 176. 181. Dict. de Trévoux).

Fi 295 «Mein Oechßlin, mein Oechßlin» = Ra 160 «a la migne migne beuf».

Der Versuch Fischarts, uns die Uebertragung aus Rabelais zu verbergen, ist auch hier mißlungen. Er hat sich sicher bei seinem Ausdruck nichts denken können und wollen. Ra 160 ist ein Teil aus einem Abzähllied, das die Kinder vor Beginn des Versteckspieles, des «jeu de cache-cache», zur Bestimmung des Suchenden zu singen pflegten. Siehe ein solches bei Esm. et E. Joh., note 136.

Die Diminutivform «Oechßlin» deutet darauf hin, daß Fischart unsinnigerweise «migne» als klein aufgefaßt hat, sicher aus Nachlässigkeit. Denn «migne beuf» bedeutet soviel als mine bœuf = mine de bœuf. Diesen Sinn beweisen Esm. et E. Joh. in längern Erörterungen.

Fi 296 «A propoß» = Ra 161 «au propous».

Fischart kann es mit dieser oberflächlichen Nachahmung von Ra 161 nicht ernst gemeint haben.

In Frankreich ist es ein bekanntes Kinderspiel, doch Esm. et E. Joh., note 137, nennen es nicht. (Vgl. Henry d'A. I, 50.)

Fi 297 «Der neun Hend» = Ra 162 «a neuf mains».

Eine wörtliche Uebertragung. In Frankreich (nach Esm. et E. Joh., note 138) lebt das Spiel noch unter dem Namen «au pied de bœuf».

Eine nähere Beschreibung ist zu finden bei Henry d'A. II, 205.

Das spielartige Vergnügen, das darin besteht, daß eine Reihe von Kindern der Reihe nach ihre Hände übereinander legen, abwechselnd sie oben auflegen mit einem Schlage auf die darunterliegende Hand, ist überall bekannt.

Fi 298 «Chapifon Narene kopff» (in a b Narrenkopff) = Ra 163 «au chapifou».

Den Wortsinn von chapifou hat Fischart wohl verstanden und richtig mit «Narrenkopf» wiedergegeben. Chapifou, capifol, capifolle = tête folle. (Esm. et E. Joh.) Um nun den Ausdruck zu einem deutschen zu machen, verwandelt er «fou» in «fon» und setzt doch richtig die Uebertragung von chapifou = Narren kopff noch hinzu. Damit nicht genug, entstellt er in der dritten Ausgabe c (1590) den klaren Ausdruck «Narrenkopff», der in a und b zu finden ist, durch Trennung zu «Narrene kopff». Alle diese Fälle sind bezeichnend für Fi-

scharts Wesen. Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 139) ist das Spiel identisch mit dem «colin-maillard», einer Art Blindekuhspiel. Damit bezeichnen die Ausdrücke au chapifou, a la mousque (das vielleicht «a la mousche»[1] gleichkommt), colin-maillard, colin-bridé, le jeu de cligne mucette, wenn nicht das gleiche, doch verwandte Spiele, weil sie das Augenverbinden gemeinsam haben. (Vgl. darüber Henry d'A. I, 68.)

Fi 299 «Der zerfallenen Brucken» = Ra 164 «au pontz cheuz».

Die Richtigkeit der Uebertragung mag uns in diesem Falle auf den Gedanken bringen, daß Fischart dieses Spiel gekannt haben wird. Diese Phrase finden wir bereits in der ersten Ausgabe, in der auch ein wirklich deutscher Name für dieses Spiel Nr. 264 «Die faule prucken» zu finden ist. Daß er diesen deutschen Ausdruck dann in den folgenden Ausgaben im Verzeichnisse strich, ist ein Beweis für die Kenntnis des französischen Spieles; doch ist wieder befremdlich der Umstand, daß Fischart an Stelle des guten deutschen Namens eine Uebertragung in sein Verzeichnis aufnahm. «Der faulen prucken» ist dann in b als Zusatz im Schlusse des 25. Kapitels zu finden.

Da noch mehrere Ausdrücke im Verzeichnis für dieses Spiel zu finden sind, besprechen wir es erst an späterer Stelle, wo von den wirklichen Fischartischen Spielen berichtet werden wird.

Das Spiel wird wohl in Frankreich und in Deutschland den gleichen Verlauf haben.

Fi 300 «Deß gezäumten schmid Tolins» = Ra 165 «a colin bridé».

Eine phantastische Wiedergabe, in der nur der Sinn von «bridé» richtig gegeben ist. (bridé, part. v. inf. brider zäumen, la bride, der Zaum.)

Weniger entstellt ist der Ausdruck in der ersten und zweiten Ausgabe, wo richtiger «Colins» zu finden ist; «schmid» ist ein willkürlicher Zusatz Fischarts. Fischart hat das französische Spiel nicht gekannt. Es ist wohl identisch mit «colin-maillard». (Esm. et E. Joh., note 140. Siehe Nr. 298.)

Fi 302 «Das Handwerck außschreien» = Ra 176 «aux mestiers».

Mit dieser Gegenüberstellung will ich nicht behaupten, daß Fischart seinen Ausdruck aus Rabelais frei gebildet habe, daß er also nicht als deutscher Spielname anzusehen sei, sondern

[1] Siehe darüber Rochholz, p. 432. Bei den Griechen Myinda genannt. Pollux IX, 122 ff.

sie mag zu dem Gedanken Anlaß geben, daß Fischart durch den gleichbedeutenden französischen Ausdruck wohl an das im Elsaß auch übliche Spiel «Das Handwerck außschreien» erinnert worden ist. Es ist möglich, wenn auch sein Ausdruck erst als Zusatz in b im Verzeichnisse auftaucht.

«Das Handwerck außschreien» ist ein altes Spiel unserer Knaben, das heute noch als «Handwerkerles» überall im Elsaß bekannt ist. («Handwerkerles» und «Gasseroterles».)

Zwei Knaben geben mit pantomimischen Gebärden ein Handwerk an, das die andern zu erraten suchen. Ich kann die Meinung Rochholzens, p. 436 nicht teilen, wonach Fi 173 «Ich bin König, du bist Knecht», Fi 224 «Handwercksmann, was gibst dazu», Fi 302 «Das Handwerck außschreien» ein Spiel bedeuten sollen. Die Bedeutung von Fi 302 habe ich dargelegt und von Fi 224 behaupte ich, daß es ebensogut ein anderes Spiel bedeuten kann oder gar eine Frage aus einem Spiele.

Vielleicht ist gar Fi 302 eine willkürliche Wiedergabe und hat im Elsaß nie ein Spiel bezeichnet!

Fi 307 «Deß Grolle Gollhammers» = Ra 166 «a la grolle».

Der Zusatz «Gollhammers», der die Sinnlosigkeit nur erhöhen kann, ist das Produkt der Willkür Fischartischer Verbergekunst. Grolle = corbeau, corneille (nach Esm. et E. Joh.).

Nach Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 141) könnte das Spiel gleich «tirer au blanc» sein, was er aus einer andern Stelle bei Rabelais herleitet (liv. IV, chap. LII.)

Es ist aber nicht unmöglich, daß doch «Gollhammer» wirklich ein Fischart bekanntes Spiel gewesen ist, das er wegen des ähnlichen Lautes des ersten Teiles mit dem französischen Wort willkürlich verbunden hat. Das mag hervorgehen aus der Beschreibung Rochholzens, p. 457, von «Das Keilklotzen». Uebrigens zitiert Rochholz falsch «Gollhammer» als «Grollhammer».

Fi 309 «Deß Kockantins» Ra 167 «au cocquantin».

Der Ursprung ist klar. Fischart war das Spiel unbekannt, das Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 142) beschreibt:

«On appelle cocquantin dans le Maine ce qu'on nomme à Paris un volant.» (Abbildungen bei Henry d'A. I, 211.) Es ist also das gleiche Spiel, das Raibelais «a la griesche», «au picandeau» (Esm. et E. Joh., note 101, 169) nennt, wenigstens sind sich diese Spiele ähnlich. Dieses letztere hat auch Fischart unverändert aufgenommen.

Fi 355 «Picandeau» = Ra 209 «au picandeau».
Fi 310 «Deß Mirelimuffle» = Ra 169 «a mirelimofle».

Mit Veränderung eines einzigen Buchstabens aus Rabelais herübergenommen. Esm. et E. Joh. können das Spiel nicht erklären, vermuten aber, daß der Name zusammengezogen bedeutet: «mire lui le mouffle».

Rochholz (p. 432) hat sich bei der Besprechung seines Spieles «Feistermüslen» (Nr. 51) geirrt, wenn er behauptet, «Mirelimusle» sei identisch mit dem Blindekuhspiel. Nach Alsleben kommt diese Schreibart «Mirelimusle» in den drei ersten Ausgaben der Geschichtsklitterung überhaupt nicht vor; hier heißt das Wort unverändert «deß Mirelimuffle». Es ist wohl nicht anzunehmen, daß Rochholz hier einen Druckfehler zu seinen Gunsten angenommen hat; vielleicht hat er eine spätere fehlerhafte Ausgabe benützt, auf jedenfall ist seine Behauptung haltlos, erstens, weil der Ausdruck «Mirelimuffle» lautet und mit einem «musle» (Maus nach seinem Gedankengang) gar nichts zu tun hat, zweitens, weil das Wort aus dem Französischen entlehnt ist, also keinen deutschen Spielnamen darstellt.

Fischarts Spiel «deß Mirelimuffle» hat keine Daseinsberechtigung. An eine Herkunft aus Rabelais hat Rochholz nicht gedacht.

Trotz aller Verehrung für sein wunderbares Werk, muß ich Rochholz noch einen Fehler vorwerfen, wenn er Fi 222 falsch zitiert als «Es laufft eine Mauß die Mauer auff».

In den drei ersten von Fischart selbst redigierten Ausgaben steht: «Es laufft eine weise mauß die maur auff».

Und dann bedeutet dieser Ausdruck sicher kein Spiel, wie es Rochholz meint.

Wir haben damit klar bewiesen, daß es eine unrichtige Konstellation ist, in der nach Rochholz diese Ausdrücke «deß Mirelimuffle» und der eben genannte erscheinen.

Fi 311 «Mouschart» = Ra 170 «a mouschart».

Ueber das französische Spiel habe ich ebensowenig in Erfahrung bringen können wie seinerzeit Fischart.

Fi 312 «Der Krotten» = Ra 171 «au crapault».

Nach Burgaud des Marets et Rathery (Oeuvres de Fr. Rabelais. Paris 1870) ist es ein «jeu dans lequel on fait sauter un jeton sur l'autre, à l'aide d'une troisième que l'on appuie dessus».

Fi 313 «Deß Bischofsstabs» = Ra 172 «a la crosse».

Fischarts wörtliche Uebertragung entfernt uns von der eigentlichen Bedeutung, statt sie uns zu erklären. Crosse ist der Stab, womit man den Ball schlug, wie in Fi 215 «Der Sau» = Ra 107 «a la truye».

Ueberhaupt ist nach meiner Meinung darunter das Spiel Nr. 107 «a la truye» zu verstehen, nur daß in dem einen Fall das Spiel den Namen trägt von dem Ball (Sau, truye) und das andere Mal von dem Schläger (crosse). Esm. et E. Joh., note 144.

«On joue à la crosse avec une boule qu'on pousse de toute sa force avec un bâton courbé par un bout en forme de crosse.» (Le Duchat.)

Näheres bei Esm. et E. Joh., note 144 und Abbildung bei Henry d'A. I, 196.

Fi 315 «Bille bocket» = Ra 174 «au bille boucquet».

Fischart hat vergeblich versucht seinem Ausdruck einen deutschen Anstrich zu geben.

In früheren Zeiten trieben auch Erwachsene dieses Spiel. Selbst von Heinrich III. von Frankreich wird das berichtet. Esm. et E. Joh., note 145:

«On appelle communément billeboquet un bâton court, creusé en rond par les deux bouts, et au milieu duquel est une corde à laquelle est attachée une balle de plomb qu'on jette en l'air et qu'on reçoit alternativement dans les concavités des deux bouts.» (Abbildung bei Henry d'A. I, 114.)

Fi 316 «Der Königin» = Ra 175 «aux roynes».

Es kann wohl kaum geleugnet werden, daß Fischarts Spielname eine Uebertragung des französischen ist, nur daß er den französischen Plural mit dem Singular wiedergab (royne = afr. für reine = Königin). Wenn dem so ist, dann ist das Spiel vielleicht identisch mit Ra 47 «a la renette», von welchem nach note 46 Esm. et E. Joh. behaupten, daß es eine besondere Art des trictrac-Spieles sei; es wäre also zu den Würfel- bezw. Brettspielen zu rechnen.

Fi 317 «Kopf zu kopf anrechen» = Ra 177 «a teste a teste bechevel».

Auch diese, wenn auch ziemlich entsprechende Wiedergabe läßt an Unklarheit nichts zu wünschen übrig. Esm. et E. Joh., note 147, beschreiben ausführlich das Spiel: «Jeu que les en-

fants jouent avec deux épingles, que l'un d'eux cache dans sa main : après quoi il donne à deviner à l'autre, si ces épingles sont placés ou tête à tête, ou a béchevet, c'est-à-dire à contresens . . : etc ».

(Siehe Henry d'A. II, 96. Burg. d. Marets et Rathery, p. 169, note 4.)

Fi 319 «Malle mort» = Ra 179 «a male mort».

Fischart hat den Ausdruck nicht verstanden, auch die französischen Kommentatoren schweigen darüber.

Esm. et E. Joh., note 149, definieren «malemort» mit «m a l a m o r s, mort funeste.

Fi 320 «Krockmolle» = Ra 180 «aux croquinolles».

Wenn wir diese Mißhandlung des französischen Wortes betrachten, so haben wir einen Beweis, wie wenig Fischart sich Mühe gab, korrekt zu übertragen.

In der ersten Ausgabe (a) von 1575 ist noch ganz folgerichtig «Krockinolle» zu finden. In den folgenden verschwindet der i-Punkt, und das n wird zu m.

Nach Esm. et E. Joh. ist das Spiel das gleiche wie das spätere «aux chiquenaudes» (note 150).

«C'est la chiquenaude qu'on donne sur la tête avec le second et le troisième doigt fermé ou tendu avec ressort.»

Es kommt also unserm «Nasestipperles» gleich.

Fi 321 «Frau wôllen wir die Kuff wâschen» = Ra 181 «a laver la coiffe madame».

Wieder ein Beispiel für Fischarts tolles Spiel mit den Worten. Coiffe (= Haube und Kopfhaut) überträgt er in der unsinnigsten Weise mit Kuff (= Bottich ; Schweinetrog), nur auf Grund eines ganz oberflächlichen Gleichklanges.

Den Sinn des Ausdruckes habe ich nicht erkennen können.

Fi 322 «Belusteol» = Ra 182 «au belusteau».

Dieser von Fischart entstellte Name bedeutet ein sehr einfaches Spielvergnügen, welches Le Duchat (Esm. et. Joh., note 151) beschreibt :

«Deux enfants se placent face à face l'un de l'autre, ils se poussent tous les deux tour-à-tour, en sorte qu'ils semblent bluter.»

Ein gleich einfaches Bewegungsspiel unserer Knaben mag hier genannt werden, das «Budelleschwenke». Zwei Knaben

stellen sich mit dem Rücken gegeneinander und verschlingen fest ihre Arme. Jeder bückt sich nun abwechslungsweise, wodurch eine schaukelnde Bewegung entsteht.

Fi 323 «Den Habern seyen» = Ra 188 «a semer l'avoyne».

Ohne Verzerrung ist dieser Ausdruck übertragen. Das Spiel wird wohl darin bestanden haben, daß die Kinder das Säen des Hafers nachmachten. Noch heute ist ein Reigenspiel bei den Mädchen im Elsaß bekannt, bei dem die Kinder unter anderm singen, indem sie verschiedene Bewegungen mit einer Handgebärde nachmachen:

«Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen
Wie der Bauer seinen Hafer aussät» usw.

Fi 324 «Deß Deffendo» = Ra 186 «a defendo».

Wörtlich aus Ra herübergenommen. Der Ausdruck ist bei Fangspielen üblich und bedeutet vielleicht selbst das «jeu de cache-cache». (Esm. et E. Joh., note 154. Burg. des Marets et Rathery, p. 169 n. 5). In diesem wie im andern Spiele sagen die Kinder, wenn sie nicht gefangen werden wollen: «je m'en défends».

Fi 325 «Im mülchen» = Ra 185 «au molinet».

Sogar den Artikel hat Fischart hierbei richtig und zugleich falsch dem Sinne nach übertragen, während sonst das korrekte «deß» bezw. «des» zu finden ist.

Der Ausdruck bedeutet den Gegenstand, mit dem die Kinder sich vergnügen. Esm. et E. Joh., note 153:

«Des enfants se divertissent à courir contre le vent avec de petits moulinets qu'ils font de deux morceaux de cartes à jouer ou avec deux petits ais croisés l'un sur l'autre, et attachés avec une épingle ou bout d'un bâton» (Le Duchat.) [Siehe Henry d'A. I, 237. II, 97, 358.]

Dieses Vergnügen der Kinder ist überall zu finden. Auf «Kirmessen» wird das «Mühlchen» regelmäßig zum Verkauf angeboten, und man sieht in toller Freude unsere Kleinen durch die Gassen rennen, damit ihre Mühle sich ordentlich drehe. Uns Straßburgern ist allen der Typus einer armen Lumpenhändlerin unvergeßlich, die von Zeit zu Zeit auftaucht mit einem Wagen, auf den ein Haufen Lumpen, ein armseliges Kind und eine Reihe von «Mühlen» gepackt sind. Diese selbsthergestellte billige Ware tauscht sie gegen Lumpen ein, die ihr die Kinder mit freudigem Eifer herbeischleppen. Stolz lassen sie dann den

Lohn ihrer menschenfreundlichen Geschäftigkeit jauchzend in den Lüften flattern.

Wir kannten noch eine andere Art von Mühlen; den Gegenstand nannten wir bald «Miehl» bald «Rädel»; er bestand aus einem aus steifem Papier hergestellten Rad, dessen mittlerer Teil nach außen gebogen wurde und den Windfang bildete. Das «Rädel» ließen wir von dem Winde auf dem Boden hintreiben. Jetzt scheint das Spiel ziemlich vergessen.

Fischart erwähnt dieses Spiel im cap. 14, p. 202: «Auch damit dem Kind nichts an kurtzweil abgieng, macht man jhm ein Flinderlestecken, vnd fornen dran ein Windspiel von den flûgeln einer Windmûl auß Francken: damit lieff er auff vnnd ab die Gaß, vnnd Thürnieret den Leuten die fenster auß».

Von dem sich herumtollenden «Kampfkeib» sagt er cap. 38, p. 366, daß er «rådlenspielet», d. h. sich wirbelnd wie ein Rädchen herumdrehte.

Fi 326 «Deß Frases» = Ra 184 «a briffault».

Brifer = verschlingen, gierig fressen.
Brifeur = Freßsack.

Den Sinn des Wortes hat Fischart nur so obenhin angedeutet, denn nach Esm. et E. Joh., note 152 ist «briffaut adjectif dérivé de briffer signifiant vorace ou grand mangeur».

Doch das Spiel?

Fi 327 «Virevoste» = Ra 187 «a la virevolte».

Die Schreibung «Virevolte» wechselt mit «virevoute» und «virevouste», sodaß Fischart also eine Ausgabe des Rabelais benutzt hat, die «virevouste» hatte. Sein Wort ist die kaum veränderte Wiedergabe dieses französischen Ausdruckes.

Nach Adry ist es das gleiche Spiel wie «a la pirouette» und «au vireton». (Esm. et E. Joh., note 155. Henry d'A. I, 51 beschreibt «a la pirouette».)

Fi 328 «Deß Bacule» = Ra 189 «a la bacule».

Diese sinnlose Uebernahme des Wortes sollte darauf hindeuten, daß Fischart ein so alltägliches Wort nicht verstanden habe? Wäre es ihm nicht, wenn er die Absicht gehabt hätte, leicht gewesen sich über die Bedeutung des Wortes zu informieren? Uns ist dieser Ausdruck wieder ein Beweis für Fischarts absichtlicher Oberflächlichkeit, mit der er die Wirkung seiner Satire erhöht.

Bacule = bascule = die Schaukel, die allen Kindern be-

kannt ist, sodaß es nicht nötig ist das Spiel zu beschreiben. (Näheres bei Esm. et E. Joh., note 157 und Abbildungen bei Henry d'A. II, 333.)

Fi 329 «Deß Bauren» = Ra 190 «au laboureur».

Fischart hat sich mit diesem Wort ziemlich an das Original gehalten.

Fi 330 «Die unsinnige esconblette» = Ra 188 «aux escoublettes enraigees».

Hier triumphiert wieder Fischarts «Uebersetzungskunst» in ihrer nackten Schadenfreude. Ebenso «unsinnig» (enraigees) als Fischarts «esconblette» (escoublettes) ist seine Uebertragung.

Das Spiel besteht darin «à se heurter de la tête l'un l'autre, comme font les béliers». (Esm. et E. Joh., note 156.)

Fi 331 «Das tod Thier» = Ra 191 «a la beste morte».

Das Wort ist eine ganz korrekte Wiedergabe, die sogar einem «Uebersetzer» nicht übel genommen werden könnte.

Fi 332 «Steig, steig auffs leiterlin» = Ra 192 «a monte monte l'eschelette».

Auch bei dieser Uebertragung kann man nicht umhin die Korrektheit zu würdigen, zugleich aber wird der Ausdruck Fischarts für uns wertlos, da es kein Spiel unserer Knaben ist. (Esm. et E. Joh., note 158.)

«Ce jeu consiste à faire monter successivement un enfant du cou de pied aux genoux et des genoux sur les épaules.»

So spielen bei uns auch oft die Erwachsenen mit den Kleinen.

Fi 333 «Der Toden Sau» = Ra 193 «au pourceau mory».

Die Uebertragung ist korrekt. Das französische Spiel ahmt nach Le Duchat, (Esm. et E. Joh., note 159) die tote Sau nach oder das Töten des Schweines. Das Spiel wird also wohl identisch sein mit Nr. 331 «Das tod Thier» = Ra 191 «a la beste morte».

Fi 334 «Deß gesaltzenen arß» = Ra 194 «au cul sallé».

Solche pikanten Ausdrücke zu übertragen, läßt sich Fischart nicht nehmen.

Ueber das französische Spiel äußern sich Esm. et E. Johanneau sowie Burgand des Marets et Rathery nicht. Vielleicht

ist es das Spiel, das Larousse[1] «cul-bas» nennt, «qui est une espèce de qui perd gagne du jeu du commerce?» «Cul» ist noch in verschiedenen Spielausdrücken zu finden, z. B.

«Baiser le cul de la vieille» und «jeu à cul levé».

Es ist die Aufgabe eines französischen Werkes diesem Spiele nachzuforschen.

Fi 335 «Des Täublins» = Ra 195 «au pigeonnet».

Das Fischartische Wort zeigt das Verstehen des entsprechenden französischen. Das Spiel ist wohl identisch mit «a pigeon vole». (Esm. et E. Joh., note 160. Vergl. Henry d'A. II, 198.)

Fi 343 «Deß Besems» = Ra 146 «au ballay».

Richtig wie der vorhergehende Ausdruck übertragen.

Esm. et E. Joh., note 123, vermuten über das Spiel «ce jeu consisterait-il à aller à cheval sur au balai?»

Ist dies der Fall, dann ist das Spiel allgemein bekannt.

Fi 344 «Spring auß dem busch» = Ra 198 «au sault du buisson».

An Stelle der substantivischen Form des Ausdruckes (französisch «Sprung aus dem Busch») finden wir eine imperativische Ausdrucksweise bei Fischart. Bei Esm. et E. Joh , note 162, finden wir die Beschreibung des einfachen Spielvergnügens der Kinder:

«Les enfants jouent à ce jeu en sautant sur un petit buisson ou ce qui est moins dangereux sur un petit monticule de sable.»

Fi 345 «Der verborgenen Kutten» = Ra 200 «a la cutte cache».

Die Unsinnigkeit des möglichst deutsch gestalteten Fischartischen Ausdrucks ergibt sich aus der Wiedergabe von cutte mit dem die gleichen Buchstaben zufällig besitzenden «Kutte». Fischart hat sich gar keine Mühe gegeben, die Bedeutung von «cutte» zu erforschen; ihm kommt es ja nur darauf an möglichst viele und absonderliche Spielnamen zu konstruieren, ein Fastnachtskostüm zusammenzuflicken aus den unpassendsten Worten und Wörtchen. Ueber die eigentliche Bedeutung streiten sich Esm. et E. Joh. und Le Duchat, note 164. Wahrscheinlich ist es eine Art «jeu de cache-cache nicolas».

[1] Larousse: Dictionnaire de la langue française.

Fi 346 «Bulgen und Seckel im Arß» = Ra 201 «a la maille bourse en cul».

Von diesem französischen Spiele hat Fischart nichts verstanden. Das beweist seine Bezeichnung, die eine ganz niedrige obszöne Phrase darstellt im Stile der «Trunckenen Litanei» des 8. Kapitels. Sein Ausdruck ist die Ausgeburt einer grenzenlos phantastischen Behandlung der französischen Worte, die wohl, abgesehen von cul, das richtig wiedergegeben ist, diese Nebenbedeutung gehabt haben können. «Bourse» entspricht «Seckel». Ob aber Fischart die harmlose Bedeutung dieses Wortes im Auge hatte, ist fraglich. Meiner Meinung nach hat Fischart eine zotige Bemerkung uns zu geben beabsichtigt, zum wenigsten aber eine doppelsinnige.

Aus den Angaben der französischen Kommentatoren (Esm. et E. Joh., note 165; Burg. p. 169, note 12) geht der Verlauf des Spieles nicht hervor.

Fi 347 «O hohe das Habichnest» = Ra 202 «au nid de la bondree».

Die Interjektion, die Fischart seiner sonst korrekten Uebertragung voransetzt, kann uns nicht über die Authentizität seines Ausdrucks hinwegtäuschen.

Fi 348 «Passauant, Passefort» = Ra 203 «au passavant».

«Passefort» ist ein willkürlicher Zusatz auf Grund der bekannten Absicht Fischarts. Nur ist es wirklich von einer sonderbaren Komik, wenn in uns durch diesen Ausdruck die Meinung wachgerufen werden kann, er sei eine regelrechte Uebertragung, die aber wieder zerstört wird durch das «t», das auch eine nachlässige Schreibung sein kann, immerhin dazu geeignet ist, uns zu düpieren.

Die tolle Wortspielerei, die Fischart betreffs dieses Wortes sich leistet, erreicht ihren Höhepunkt in seiner späteren Phrase Nr. 353 «Für sich, hinder sich», die weiter nichts als eine zweite Uebertragung des Wortes ist. Der Ausdruck «au passavant» hat also eine seltsame Entwicklung durchgemacht. Er lieferte Fischarts «Passauant, Passefort» und dieses wurde nochmals variiert zu einem «deutschen» Ausdruck «Für sich, hinder sich». Esm. et E. Joh., note 116: «Au passavant» ist eine Art «au cheval fondu», das oben beschrieben ist, hatte also Aehnlichkeit mit unserm «Bockspringerles», das in vielen Variationen vorkommt. Vgl. Henry d'A. 320 ff. «saute-mouton».

Fi 349 «Der Petarrade» = Ra 205 «aux petarrades».

Petarrade = Gefarz, Salve von Fürzen.

Fi 351 «Der Senffstempffel» = Ra 206 «a pile moustarde».

Der Sinn der Worte Rabelais' ist durchaus richtig wiedergegeben.

Fi 352 «Cambos» = Ra 207 «a cambos».

Nach Esm. et E. Joh., note 167, bedeutet «cambos» soviel als campos = champs und donner campos = donner congé aux écoliers de sortir, d'aller aux champs. Wenn man bedenkt, daß heute noch im Elsaß ein Kartenspiel weit verbreitet ist, das den Namen trägt «Uffs Land» und «Landnüstriwerles», so könnten wir die Hypothese aufstellen, daß vielleicht Rabelais' Ausdruck dieses oder ein ähnliches Kartenspiel bedeutet.

Fi 355 «Picandeau» = Ra 209 «au picandeau».

Der französische Ausdruck bedeutet in der Lyonnai «le volant», das uns oben schon bekannt geworden ist (Esm. et E. Joh., note 169, Burg. d. M. et Rathery, p. 169, note 13).

Fi 356 «Krocketeste, Hackenkopf» = Ra 210 «a crocque teste».

Croc = Haken. Fischarts Ausdruck besteht aus dem französischen Ausdruck, den er zu einem Worte zusammengezogen hat und dessen wörtlicher Uebertragung, die so wörtlich ist, daß sie den Sinn des Spieles niemals erraten lassen würde. Fischart treibt ein tolles Spiel mit den Rabelaisschen Ausdrücken, die er wirklich recht «lustig in einen Teutschen Model vergossen» hat. Das Spiel ist wieder unser «Bockspringerles», eine Art des französischen «saut de mouton». (Esm. et E. Joh , note 170.) Crocque hat hier mit Haken nichts zu tun, sondern es bedeutet in dem Zurufe des Springenden «crocque-tête» für den zweiten Knaben den Kopf niederzubeugen.

Fi 357 «Deß Kranchs» = Ra 211 «a la grue».

Die Uebertragung ist richtig. Esm. et E. Joh., note 171, vermuten, daß «a la grue» das Spiel sei, wo die Kinder sich streiten, wer am längsten auf einem Beine stehen könne.

Fi 358 «Taillecop» = Ra 212 «au taille-coup».

Der Fischartische Name weicht vom Rabelaisschen nur in der Schreibung «o» statt «ou» ab.

Tailler ist ein Ausdruck aus dem Kartenspiel. (Littré: Dict. de l. l. fr.) Ob auch bei Rabelais' Ausdruck das der Fall ist, vermag ich nicht zu sagen.

Fi 359 «Nasenkönig Nasart» = Ra 213 «aux nazardes».

Fischarts Phrase ist ein ganz willkürliches Gebilde, das eigentlich gar nichts bedeuten kann. «Nasenkönig» ist wohl seinerzeit eine spöttische Bezeichnung des Besitzers einer allzu länglichen Nase gewesen. Das besagt uns die Stelle in der Geschichtsklitterung cap. 8 p. 135 «Sieh Nasen König, wie die Naß drein steckst». (Vielleicht sogar der Teil eines Spottliedes der Trinker mit dem Sinne, daß es schwierig ist, eine lange Nase beim Trinken nicht tief in den Becher zu stecken.)

Eine andere Bedeutung hat Rabelais' Ausdruck, der identisch ist mit dem frühern «aux crocquignoles» und dem später genannten «aux chinquenaudes». Siehe diese Ausdrücke. Esm. et E. Joh., note 172. B. d. Marets et Rathery, p. 170, note 2.

Fi 360 «Der Lerchen» = Ra 214 «aux allouettes».

Richtig übertragen. Doch welches Spiel?

Fi 361 «Der Stirnschnallen» = Ra 215 «aux chinquenaudes».

Dieser Ausdruck ist mit dem des Rabelais zusammenzubringen und beweist uns die seltene Tatsache, daß Fischart das Spiel gekannt und mit dem entsprechenden, ihm auch bekannten deutschen Ausdruck wiedergegeben hat. (Ra 215 = Ra 213.)

Le Duchat (Esm. et E. Joh., note 173) bestreitet diese Bedeutung von «aux chinquenaudes».

Doch scheint mir Fischarts Uebertragung den Gegenbeweis zu führen und im voraus die Definition Esm. et E. Joh. und B. d. Marets et Ratherys zu bestätigen.

Es sei noch bemerkt, daß «chiques» die Bedeutung von Klicker hat, so daß mir Le Duchats Absicht chique, chinque mit cinq zusammenzubringen unhaltbar zu sein scheint.

Fi 542 «Bierenbaum schütteln» = Ra 103 «au poirier».

Fischarts Ausdruck stellt ohne Zweifel eine Nachbildung des Rabelaisschen «au poirier» dar. (Esm. et E. Joh., note 84. Henry d'A. I, 333.) Dieser Name bedeutet das gleiche Spiel wie «au chêne fourchu», unser «Kopfstehn».

Damit hätten wir versucht, diejenigen Spiele in der Tabelle zu erkennen, welche als von Rabelais stammend zu betrachten sind.

Rabelais' Verzeichnis umfaßt 215 Spielnamen, nicht 214 wie Burg. d. Marets et Rathery, p. 165, note 1, zählen.

Davon sind bei Fischart nachweisbar 161, vielleicht, wenn wir die folgende Hypothese aufzustellen berechtigt sind, 162 Spiele in mancherlei Formen wieder zu finden, sowohl Karten-,

Würfel-, Brettspiele als auch Jugendspiele. Der größte Teil dieser ersteren Kategorie bei Fischart ist Rabelais entliehen.

Vielleicht ist auch noch Fi 425 «Murr murr nur nicht» als eine willkürliche Entstellung des bekannten Rabelaisschen Spieles Ra 36 «a la mourre» zu betrachten. An Beispielen, um diese Behauptung zu stützen, fehlt es uns in Fischarts Uebertragungen nicht. Diese Meinung mag noch befestigt werden, wenn wir uns immer vor Augen halten, daß Fischarts Absicht gar nicht ist, möglichst korrekt die französischen Ausdrücke wiederzugeben, sondern daß er der größtmöglichsten Unklarheit und Verdrehung der Ausdrücke sich befleißigt hat, um sie, sei es auf Kosten des Verständnisses und des wahren Sinnes, zu seinen Spielen, zu den Spielen seines «Gargantuwalts» zu machen.

Es bleiben also scheinbar von Fischart unbenützt 65 Spiele, von denen wir ruhig annehmen können, daß Fischart sie in ein solches Narrenkleid versteckt hat, daß es wohl der Forschung unmöglich sein wird, sie zu erkennen. Denn 65 Spiele nicht zu verwenden, das ist einem Fischart wohl sehr schwer geworden.

2. Abschnitt.

Die Ausdrücke, welche Jugendspiele bedeutend, auf die Spielnamen bei Junius zurückzuführen sind.

Die Zahl der Karten-, Würfel- und Brettspiele, die Fischart aus dem Nomenclator des Junius entnommen hat, steht weit hinter der Zahl der entsprechenden aus Rabelais entlehnten Ausdrücke zurück.

Es mag etwas komisch klingen, wenn wir sagen, daß der Grund einfach in der geringern Anzahl Spiele besteht, die Fischart im Nomenclator überhaupt finden konnte. Hätte Junius ein größeres Verzeichnis aufgeführt, ich glaube Fischarts Verzeichnis wäre noch umfangreicher geworden. Die gleiche willkürliche Behandlung wie den Rabelaisschen Phrasen ließ Fischart auch denjenigen des Junius zuteil werden, wie uns auch die Besprechung der aus Junius abgeschriebenen Jugendspiele zeigen wird.

Durch einen Zufall bin ich auf diese Quelle aufmerksam geworden, die ich in dem groß angelegten Werke über Niederländisches Kinderspiel von De Cock en Teirlinck[1] kennen lernte,

---

[1] A. de Cock en Js. Teirlinck: Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland. Gent, 1902—1903.

noch ohne von einer Beziehung Fischarts zu ihr etwas erfahren zu haben. Eine zufällige Neugierde ließ mich eine gründliche Benützung dieses Nomenclators durch Fischart erkennen. Der Umstand, daß mir das Buch durch sein Vorhandensein auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek zugänglich wurde, erleichterte mir den folgenden Beweis. Erst nachträglich habe ich in Erfahrung gebracht, daß schon Hoffmann von Fallersleben in Horae belgicæ VI, p. 183 eine Andeutung macht, wonach es «selbst dem wohlbekannten Herausgeber Fischarts nicht gelingen dürfte, für das «Pick Olyet offte graeff», «Hilteckes», «Pfeifft oder ich such euch nicht» eine andere Quelle als den gedruckten Nomenclator Hadr. Junii (1567) nachzuweisen.»

Wir werden nun beweisen, daß dies nicht allein für diese drei Spiele, sondern für eine ganze Reihe von Spielen zutrifft.

Fi 94 «Pferdlin woll bereit» = J 29 «Peertgen wel bereyt».

Schon in der ersten Ausgabe finden wir bei Fischart Nr. 575 «Pferdlin wol bereit». Er macht sich nicht viel daraus, das gleiche Spiel nochmals an einer anderen Stelle (Fi 94) in der dritten Ausgabe einzufügen.

Es ist überhaupt Fischart unendlich gleichgültig, ob er ein Spiel zweimal oder mehrere Male nennt, wie wir schon früher sahen und später noch sehen werden.

Die Uebertragung ist Fischart leicht geworden, da er Kenntnisse in der niederländischen Sprache besaß. Das Spiel ist eine besondere Art des niederländischen «Hamele damele», das unserm «1, 2, 3 Postemetri» gleichkommt und zu dem «Bockspringerles» zu zählen ist. (De Cock en Teirlinck I, 303, 307, 308). Entweder springt man nur auf oder auch über den Rücken eines anderen, oder man springt und läßt, auf dem Rücken des andern sitzend, diesen raten, wieviele Finger man in die Höhe streckt. Beide Spiele sind im Elsaß sehr verbreitet: beim letzteren lautet die Frage der Buben bei uns: «Rumpelti pumpelti Holderstock, wieviel Hœrner streckt der Bock?»

Wir sahen, daß Fischart diesen Ausdruck zweimal in sein Verzeichnis aufnahm. Umsomehr sind wir erstaunt, wenn er es fertig bringt, aus Junius auch noch die anderen Bezeichnungen für dieses gleiche Spiel abzuschreiben und nicht nur die beiden weiteren niederländischen, sondern auch den deutschen Ausdruck, welche alle unter dem Namen «Micare digitis» zu finden sind.

Zu deutsch heißt das Spiel, nach Junius J 29 «Die Finger herfür werffen / vnnd schnellen». Danach hat Fischart sein Fi 97 «Fingerschnellen» gebildet, welches als Zusatz in c zu finden ist.

Ferner gibt Junius noch zwei niederländische Ausdrücke, die bei Fischart zu finden sind :

In «Pick olye ofte graef» = Fi 195 «Pick Olyet offte graef». (De Cock en Teirlinck I, 317, 308) und

in «Cock cock rij wel» (De Cock en Teirlinck I, 306) = Fi 95 «Cock cock ey wil», im letzten Teile eine willkürliche Uebertragung und Entstellung.

Damit hat aber die Benutzung des Junius seinen Abschluß noch nicht gefunden. Die lateinische Erklärung von «micare digitis» resp. der niederländischen Phrasen «quo puer obstructis oculis diuinat quot alter digitos erectos habeat» hat weiter zur Bildung des Fischartischen Fi 194 «Rhat der finger» geholfen, ein Ausdruck der allerdings auch in dieser Form im Elsaß üblich gewesen sein wird, aber immerhin als unter dem Einflusse der Erklärung bei Junius entstanden anzusehen ist, denn auch er ist zu finden in einer aus Junius entlehnten Gruppe von mehreren Spielen und zwar als Zusatz in c.

Wir haben somit bewiesen, daß sechs Ausdrücke bei Fischart auf ein einziges Spiel bezüglich sind und für uns als ein Spiel gelten müssen.

Fi 96 «Lausen oder Noppen» = J 33 «Luysen oft noppen».

Auch diese Wiedergabe, so deutsch sie klingen mag, ist ein Produkt toller Spielerei. Fischart gibt sich keine Mühe dem Sinn nachzuspüren, oder besser, seine Ausdrücke lassen den Sinn nicht erkennen. Dieser Arsdruck stammt aus den Erklärungen des Junius von «Ostracinda».

«H o l o f t b o l / quod est Canum ne an planum: vel l u y s e n o f t n o p p e n: velut olim is diuinan dum obtinebat, N o x a n d i e s.»

Hier haben wir die gleiche Erscheinung wie oben. Auch den zweiten niederländischen Ausdruck «Hol oft bol» finden wir bei Fischart als

Fi 579 «Hol oder voll», diesmal keine willkürliche, sinnlose Bildung, sondern Fischart scheint sich hier die lateinische Erklärung «canum ne an planum» zunutze gemacht zu haben.

Damit nicht genug, er übersetzt auch den lateinischen Ausdruck «Nox an dies» mit Fi 196 «Nacht oder tag».

Irrtümlicherweise sieht Rochholz Fi 579 als einen Fischartischen Ausdruck an auf p. 424.

Fischart gibt uns also auch hier drei verschiedene Ausdrücke für ein Spiel, die er noch dazu sämtlich entlehnt hat.

Die Spielnamen bedeuten alle den spielartigen Gebrauch der Kinder, den Fischart schon als Fi 155 «Grad oder ungrad» und Fi 156 «Kreutz oder plättlin» bezeichnet, und der den

Zweck hat, einen oder mehrere zu bestimmen, die das Spiel eröffnen. De Cock en Teirlinck III, 109:

«Men werpt eenige muntstukken omhoog en laat raden kop of letter; meestal echter houdt men ze in de hand en laat raden paar of onpaar. Soms werpt men de muts omhoog en men raadt hol (opening naar boven) of bol».

Fi 193 «Der blinden Ku» = J 30 «T'blindeken, t'blindenspel».[1]

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Fischart durch Junius 30 «Myinda», wo diese niederländische Bezeichnungen zu finden sind, an dieses bekannte Spiel erinnert worden ist, gerade da der Fischartische Ausdruck eine Zusatzserie in c eröffnet.

Fischart hat also wohl den niederländischen Spielnamen verstanden und durch den ihm bekannten und entsprechenden Namen wiedergegeben.

Das gleiche Spiel heißt bei ihm auch noch an anderer Stelle Fi 20 «Plindenmåuß», das wir später (im nächsten Abschnitt) zu besprechen haben.

Fi 538 «Pfeifft oder ich such euch nicht» = J 1 «Pijpt oft ick en soeck v niet».[2]

Der Ausdruck Fischarts ist eine korrekte Uebertragung des niederländischen Spielnamens. Auch dieses Spiel nennt Fischart zweimal, denn es ist bereits in der ersten Ausgabe von 1575 (a) zu finden, Fi 577, und nochmals im Verzeichnisse als Zusatz in b (1582) = Fi 538.

So erstreckt sich also die Benützung der Namen auf alle drei Ausgaben.

Unter «Apodidrascinda» gibt Junius folgende niederländische Ausdrücke für dieses Spiel an, das unserm «Versteckels» entspricht.

«Apodidrascinda: B. Schuylwinckgen, schuylhoecxken / duykerken. Flandris, Coppen comt wt den hoecke. Brab. item pijpt oft ick en soeck v niet».

Alle die drei Hauptbezeichnungen des gleichen Spieles hat auch Fischart in sein Verzeichnis aufgenommen. «Schuylwinckgen» verdreht er zu Fi 578 «Schulwinkel», wodurch er einen falschen Sinn erzeugt, da man versucht ist «Schul» als «Schule» aufzufassen. «Schuyl» hat mit «Schule» gar nichts zu tun, denn «schuylen» heißt hier soviel als «verbergen».[3]

---

[1] De Cock en Teirlinck I, 118.
[2] De Cock en Teirlinck I, 155.
[3] Joh. Franck: Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal.

«Schulwinkel» kann also niemals als ein deutsches Spiel angesehen werden, das Fischart als solches aus dem Elsaß bekannt geworden wäre, deshalb ist es unrichtig, wenn Rochholz p. 404 das Spiel «Blinzimus» als bei Fischart «Schulwinkel» genannt zitiert.

Auch De Cock en Teirlinck (I, 152) zitieren nach Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, 562, das Fischartische «Schulwinkel» zu Unrecht. Fischart ist es in diesem Falle wirklich gelungen die Nachwelt irre zu leiten. Der Reihe nach wurde «Schulwinkel» als ein Fischartisches Spiel angesehen von Rochholz, Böhme, De Cock en Teirlinck.

Den zweiten niederländischen Namen hat Fischart als

Fi 539 «Kapp komm auß dem Häußcken»

wobei er «hoecke» = Winkel, Ecke falsch mit «Häußcken» überträgt; und als

Fi 580 «Hänlein komme aus dem winckelein», eine ganz richtige Uebertragung. Dieser letztere Ausdruck steht bereits in der ersten Ausgabe. Der andere, Fi 539, erscheint mit dem dritten aus Junius stammenden Ausdruck Fi 538 als Zusatz in der zweiten Ausgabe, so daß wir folgende Konstellation erhalten.

Fi 538 (b) = Fi 577 (a).

Fi 538 = Fi 539 (b) = Fi 580 (a) = Fi 578 (a).

Also wieder fünf Ausdrücke für ein einziges Spiel.

Heute heißt das Spiel in den Niederlanden «Verstoppertje». Zahllose Variationen dieses Spieles geben De Cock en Teirlinck I, p. 140 ff.

Fi 581 «Das Hänlin, hänlin hat gelegt» = J 48 «Cop cop heeft geleyt».

Der Ausdruck ist richtig übertragen, nur daß für Huhn (Henne) die Diminutivform «hänlin» gesetzt ist.

Junius beschreibt das Spiel unter «Schoenophilinda».

Es ist das niederländische «Neusdoeksken-achter-'t gat», eine Art «Plumpsack»-Spiel, das überall bekannt ist. (De Cock en Teirlinck I, p. 193; 184.)

Bei folgenden Ausdrücken ist es zweifelhaft, ob sie in Beziehung zu Junius stehen.

Fi 197 «Vergebens machen»; bedeutet irgend eine willkürlich von Fischart eingesetzte Phrase, vielleicht mit dem Sinne von «Steinausgeben».

Einen merkwürdigen Fall, der wahrscheinlich mit Junius in Zusammenhang zu bringen ist, bietet uns:

Fi 576 «Ritschen».

Dieser Ausdruck kommt in einer fortlaufenden Reihe aus Junius abgeschriebener Spiele vor. Es liegt so der Gedanke nahe, daß «Ritschen» eine unrichtige Wiedergabe von «Ritzen» ist, das Junius unter «Oscillum» erwähnt.

Ein Mißverständnis Fischarts ist wegen der vorhandenen ausführlichen Beschreibung bei Junius ausgeschlossen. Somit bleibt nur die Annahme einer absichtlichen Wiedergabe von «Ritzen» = schaukeln mit dem etwas ganz anderes bedeutenden «Ritschen» = gleiten auf dem Eise (unser «Rutschen»), für das Fischart noch zwei andere Ausdrücke am Schlusse von cap. 25 erwähnt: «Schleiffen, schleimen». (Siehe unten.)

Vielleicht ist auch

Fi 47 «Königs lösen»

unter dem Einflusse der Erklärung des Junius von «Basilinda» entstanden, das niederländisch «T'coninexken speelen / een coninck maken» heißt (De Cock en Teirlinck I, p. 102), ein Spiel (deren es übrigens viele gibt), darin die Kinder einen König wählen, ihn «auslosen», wie z. B. in Fischarts Fi 173 «Ich bin König, du bist Knecht».

Wir sahen, daß unsern Fischart auch bei der Benützung des Nomenclators «keine Skrupel noch Zweifel plagten», er nahm, was er nehmen konnte, und gab uns ein tolles Gewirr, wie er es nur geben konnte.

Der Rest der Spiele unserer Tabelle der Jugendspiele kann als Spiele betrachtet werden, die *eigentlich allein* für uns in Betracht kommen, da sie wahrscheinlich von Fischart aus dem Elsaß gesammelt worden sind. Diese nun zu besprechende Spielgruppe umfaßt die Ausdrücke, die man als wirkliche Kinderspiele ansehen darf. Wir werden sehen, daß ihre Anzahl gar nicht so erschrecklich groß ist, im Verhältnis zu dem 629 Ausdrücke umfassenden Gesamtverzeichnis, aber immerhin bedeutsam genug.

Zur bessern Uebersichtlichkeit werden wir uns bemühen, die Spiele ungefähr nach ihrer Art einzuteilen.

---

3. Abschnitt.

Die Spiele, die Fischart wohl nicht abgeschrieben, sondern aus dem Elsaß und auch wohl aus den Nachbarländern gesammelt hat.

a) Die Lauf-, Spring- und Fangspiele.

Wir besprechen diese Spiele so wie sie sich der Reihe nach aus unserer Tabelle der Jugendspiele ergeben.

Wir ziehen diese Spiele in einen Abschnitt zusammen, erstens, weil sie doch oft nicht so scharf getrennt werden können und zweitens, weil ihre Anzahl nicht so groß ist, als daß eine genaue Trennung, wie z. B. bei Rochholz und De Cock en Teirlinck, notwendig erscheinen könnte.

Fi 20 «Plinden mâuß».

Als «Blindmisels» und «Blindikûh» ist das Spiel im ganzen Elsaß bekannt. Es besteht gewöhnlich darin, daß man einem Kinde die Augen verbindet, welches nun darnach trachten muß, einen der Umhertanzenden zu fassen und seinen Namen zu erraten. Knaben und Mädchen beteiligen sich an diesem Spiele. (Fi 20 ist also identisch mit Fi 193.) Daraus ergibt sich auch die gleiche Bedeutung von

Fi 524 «Wessen ist die Hand, der Finger?»
Fi 25 «Du der Haß, ich der Wind».

Die Phrase bezeichnet das allgemein bekannte Fangspiel «Fanges» oder «Fangedissels» und scheint auf einen Wettlauf zwischen Wind und Hase zurückzuführen zu sein.

Als auf das «Fangedissels» oder «Versteckels» bezüglich ist auch anzusehen :

Fi 286 «Ich fang euch wo ich euch find».

Dieser Ausdruck ist eine Parallelbildung zu Fi 285, das er aus Rabelais abgeschrieben hat.

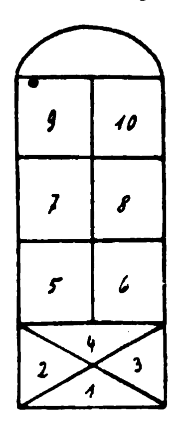
Fi 27 «In Himmel, in d'Hôll» = Fi 121 «Inn die Hôll».

Der zweite Ausdruck ist nur in a zu finden, während die vollständigere Form als Zusatz in b zu finden ist. Der Ausdruck bedeutet das bekannte Hüpfspiel «Himmel un Hell» oder auch «Paradiesels» genannt. Zahlreiche Variationen sind gebräuchlich z. B. «Sunda, Monda . . .», «E Juddespiel».

Einer größern Arbeit bleibt es vorbehalten, alle diese verschiedenen Namen zusammenzustellen.

Auf Straßen und Bürgersteigen begegnen wir oft diesem Spiel der Kinder, oder mit Kreide gezeichnete oder in den Sand gekratzte Figuren deuten darauf hin, daß man das Spiel soeben gespielt hatte.

Im Niederländischen heißt es «Hinkspel». De Cock en Teirlinck I, 309 ff. veranschaulichen durch zahlreiche Zeichnungen diese Figuren. Die gebräuchlichste Figur bei uns ist die folgende:



Es gilt dabei einen kleinen Gegenstand der Reihe nach in jedes der Kästchen zu werfen, ihm auf einem Bein nachzuhüpfen und ihn wieder zu holen.

Fi 28 «Der Wolff hat mir ein Schäflein gestolen, weil ich Käß und Brot will holn».

Dieses Spiel ist das bei uns sehr gebräuchliche Fangspiel, wo der Hirte seine Schäfchen heimruft: «Schäfele kumme alli ham.»

Die Schäfchen: «Mr kenne nit.»
D. H.: «Warum nit?»
D. Sch.: «Wejem Wolf!»
D. H.: «Was frißt 'r?»
Sch.: «Grien' Gras!»
H.: «Was süfft'r?»
Sch.: «Blöji Wolke!»
H.: «Schäfele kumme alli ham!»

Diese laufen alle zum Hirten und der «Wolf», der sich versteckt gehalten hat, sucht eines zu erhaschen. Vgl.: Rochholz, p. 408, Nr. 25 «Schôf-ûs! Wolf-g'seh!»

Fi 70 «Nun fah den Ball, eh er fall».

Dieser Ausdruck deutet allgemein auf das Ballspiel hin, das überall in mancherlei Arten von Knaben und Mädchen ge-

spielt wird: z. B. das gewöhnliche: «pelote au mur» («Blodemür»), «Schlaballes», «Ritterballes» oder «Balleritterles», «Riwer un niwer», «Kinni wer wirft, Kinni wer wirft», «Löchelspiel», «Striffeballis», «Dachballis», einen Namen, den schon Fischart kennt, cap. 39, p. 369: «Die so jm Schloß waren und ein weil mit dem Tachballen kurtzweilten»; alles Spiele der Knaben neben den zahlreichen Mädchenballspielen. Siehe E. Martin-Lienhart: Elsäss. Wörterb. Rochholz, p. 383 ff.

Auf das Ballspiel weist auch hin

Fi 75 «Ballenripotei».

Ripotei vom französischen Tripot = Ballspiel — Ballhaus, Ballspielhaus gebildet.

Es ist unwahrscheinlich, daß zu Fischarts Zeiten das Ballspiel schon so üblich bei den Kindern war wie heute. Seine Ausdrücke scheinen mehr das Ballspiel zu bezeichnen, wie es von den Erwachsenen in den Ballspielhäusern betrieben wurde, die allerorts bestanden. (Straßburg: Ballhausgasse. Siehe Seyboth: Le vieux Strasbourg.) Eine Beschreibung dieses Spieles findet sich bei Fischart selbst, cap. 57 p. 459. Gewöhnlich wurde der Ball mit dem Racket geschlagen: cap. 3 p. 57 und auch mit dem «britschabl»: Daniel Martin, Parlement Nouveau, Straßb. 1637.

Zu den Ballspielen ist auch

Fi 411 «Deß Apts und seiner Brûder»,

das nach Rochholz (p. 440) identisch ist mit «Der Abt von St. Gallen» zu rechnen.

Man schlug auch den Ball mit einem Kolben, worauf Fischarts

Fi 88 «Des Kolbens»

hindeutet.

Fi 74 «Der hupfelrei»

ist ein Kollektivname für die Hüpfspiele wie Fi 75 für die Ballspiele.

Fi 142 «Ein rusigen Dib fahen».

Ist wohl ein Fangspiel, bei dem es gilt einen andern, der sich das Gesicht geschwärzt hat, wie das ein Trick zur Unkenntlichmachung der Diebe ist, zu fangen. (Vielleicht hat das Spiel Aehnlichkeit mit Rochholzens «Schwarzer Mann», p. 376, welches auch bei uns als «Schwarzer Mann» oder «Wißmannier, Schwarzmannier» bekannt ist.)

Fi 221 «Nun geht dauon».

Vermutlich bezieht sich der Ausdruck auf ein Spiel, in dem die Kinder aufgefordert werden oder sich auffordern, fortzulaufen, um gefangen zu werden. Martin Luther kennt ein Sprichwort: «Wischt das Maul vnd geht dauon.»[1] Unmöglich ist es nicht, daß Fi 221 das Fragment eines derartigen Sprichwortes ist. Wegen der sehr knappen Form des Ausdruckes ist es schwer, hier einen endgültigen Entscheid zu geben.

Fi 338 «Deß Mörselstein tragens».
Fi 339 «Deß Venus Tempels».

Beide Ausdrücke bezeichnen das gleiche Spiel wie Fi 27 und Fi 121. Der Mörselstein ist eben der Stein, der geworfen wird und auch auf dem Fuße durch alle Felder getragen werden muß.

Fi 397 «Jeder Vogel inn sein Nest».
Fi 550 «Rebecca ruck den stul».

Diese beiden Phrasen weisen auf das allbekannte Spiel hin «Wo laft d'Scher? — Dort, laft sie ler!»

Rochholz, p. 449, Nr. 73, hat die Identität mit seinem ausführlich beschriebenen Spiele «Platzwechseln» richtig erkannt.

Fi 398 «Der Verzäuberin».

Dies ist unser Spiel «D'Hex im Keller». Die Mutter schickt ein Kind in den Keller, Butter zu holen. Es kommt voller Angst zurück und sagt: «'S isch e Hex im Keller!» Einem zweiten und dritten Kind geht es ebenso. Die Mutter geht nun selbst mit den Kindern und zeigt ihnen, daß ihre Furcht unbegründet war. Man geht aus dem Keller heraus, um einen Spaziergang zu machen. Ein Kind wird gezupft (von der folgenden Hexe) und sagt: «Mamme 's zopft mich jehme.» Die Mutter: «'s isch d'r Wind!» Die andern klagen ebenso, und nun sagt die Hexe: «Bonjour welle ihr e Priß?» und hält ein Büchschen Sand hin. Alle nehmen und laufen nun der Hexe rufend nach: «Hexepriß, Hexepriß». Die Hexe wird gefangen und verbrannt.

Das Spiel ist überall bekannt.

Fi 402 «Hupff in Klee»

ist die Bezeichnung für das Herumlaufen der Kinder auf dem Felde draußen.

---

[1] Luthers Sprichwörtersammlung. Von Ernst Thiele. Weimar. 1900.

Fi 406 ‹Unser Han der König, der streit ist gewonnen›.

Im cap. 28, p. 307 der Geschichtklitterung spricht Fischart von der Herkunft des «knoblochhetzend Hanenkempffen». Hier meint er den wirklichen Hahnenkampf, jenes unschöne Vergnügen des Mittelalters. Ich glaube nicht, daß sein Spielname noch diese ursprüngliche Bedeutung hat, sondern daß er bereits das Spiel der Knaben besagen will, das heute noch «Hahnekampf» genannt wird.

Es bilden sich zwei Parteien, die je einen «Hahn» stellen, die sich nun, auf einem Beine hüpfend, die Arme über der Brust gekreuzt, bekämpfen müssen. Ist einer durch den Stoß gezwungen sich auf beide Beine zu stützen, so hat er vorloren.

Fischart nennt das Spiel nochmals cap. 26, p. 274 «des einbeinigen Thurniers».

Fi 456 ‹Widerführen›.

Es ist uns ein Spiel bekannt, das wir «Söjtriwerles» nannten. Einem Knaben banden wir einen Strick um den Fuß (gerade wie die Metzger und Bauern die Schweine führen) und trieben ihn vor uns her. Zog man fester an, so fiel der Angebundene wohl auch oft zu Boden. Ein ähnliches Spiel besagt sicher der Ausdruck Fischarts.

Fi 457 ‹Der letzt der ists›.

Der Ausdruck ist ein bekannter Ausspruch im «Fanges» (beim Abschlagen) und «Versteckels». Derjenige, der zuletzt ankommt, muß suchen: «D'r letscht isch's». Das gleiche bedeuten die Fischartischen Phrasen

Fi 525 ‹Der erst herauß, der letzt drinnen›,
und Fi 476 ‹Der letzt ein Schelm›.

Fi 466 ‹Zum zwire zum zware, der Vogel ist gefangen›.[1]

So riefen die Kinder bei einem besonderen Fangspiel, das wir «Vögelverkaufen» nannten und einfach auch als «Vejeles» bekannt ist:

Den Kindern gibt man Vogelnamen. Ein Käufer kommt, will kaufen und muß den Vogel erraten. Während er mit Handschlägen bezahlt, sucht der Vogel wieder zu dem Verkäufer zu kommen. Der Käufer sucht ihn wieder einzufangen.

Auf dieses Spiel weist auch die Frage hin

Fi 530 ‹Wie gibst den Fincken›,

d. h. «wie teuer verkaufst du den Finken?»

[1] Nur in b ist dieser Ausdruck auch im Schlusse von cap. 25 zu finden.

Fi 494 «Verbergens».

Unser allbekanntes «Versteckels».

Fi 495 «Kinder außtheilen».

Dies ist ein bekanntes Spiel. Eine Anzahl Kinder stellt sich im Kreise auf. Jedes hat noch ein Kind vor sich. Nun geht der Käufer umher und fragt irgend eines der hinten Stehenden: «Frau, wollt ihr euer Kind verkaufen?» Antwort: «Viel lieber möcht' ich betteln laufen». Kaum ist die Antwort gegeben, so laufen die Kinder in entgegengesetzter Richtung um den Kreis herum. Wer zuerst bei dem verlassenen Kinde ankommt, ist Sieger und darf stehen bleiben.

Fi 498 «Roß machen».

Dieser Ausdruck ist nur in a im Verzeichnis zu finden, erscheint aber wieder als Zusatz in b Ende cap. 25. Das Spiel besteht darin, daß einer den anderen auf dem Rücken fortträgt. Bei uns: «Rössels», «Ritterles».

Rochholz 466, Nr. 93 irrt sich, wenn er es identifiziert mit dem «Steckenpferd»-Spiel. Unberechtigt ist noch mehr, wenn er sein Spiel als das Fischartische «Pferdlin wolbereit» definiert, denn wir haben bewiesen, daß dies nicht von Fischart stammt und noch viel weniger das «Steckenpferd»-Spiel bedeutet.

Ganz unverständlich ist mir der weitere Ausdruck bei Rochholz «Ritschenroßmachen», das er auch als gleichbedeutend aus Fischart zitiert. Der Ausdruck ist bei Rochholz ein Wort. Im ganzen Verzeichnisse folgen die beiden Ausdrücke nicht aufeinander, was vielleicht Rochholz hätte irreführen können.

Aber am Ende von cap. 25 finden wir «Ritschen» (erst in c), «Roßmachen» zwei ganz verschiedene Spiele. Die Kontraktion «Ritschenroßmachen» deutet auf ein Mißverständnis Rochholzens.

Fi 548 «Kûle, kûhele gump nit».

Vielleicht liegt in diesem Ausdruck irgend ein Springspiel der Kinder, deren wir ja heute noch viele bezitzen, z. B. das «Seilspringen» oder «Seilgumpen» (Rochholz, p. 456, p. 82).

Fi 590 «Wolf beiß mich nicht».

Das ist unser Spiel «Fuchs Fuchs üß d'r Hehl» oder «d'r Deifel kummt allan erüß, eins, zwei, dreij» und das Rochholz p. 411, Nr. 29 unter «Fuchs aus dem Loche» beschreibt.

b. Die Reigenspiele.

Gewöhnlich werden diese nur von Mädchen ausgeführt und sind von Gesängen begleitet, von welchen die zur Bezeichnung des Spieles dienenden Ausdrücke Teile darstellen.

Fi 219 «Der Himmel hat sich umbgelegt».[1]
Fi 418 «Auff der brucken suppern inn glorie».
Fi 427 «Ritter durchs gitter».
Fi 264 «Die faule prucken»,[2]

nur in a und dann Ende cap. 25 in b. Siehe Nr. 626.

Vergleicht man damit das identische Spiel Fi 299 «Der zerfallenen Brucken», das aus Rabelais stammt, so haben wir fünf verschiedene Bezeichnungen für das bekannte Spiel, das auch «die goldene Brücke» genannt wird.

Rochholz beschreibt das Spiel ausführlich (p. 373).

Unsere Kinder begleiten jetzt das Spiel mit einem Art Gesang, dessen Text vielfach französischen Ursprungs ist, und da er von den Kindern nicht verstanden worden ist, in der drolligsten Weise verzerrt wurde. So hören wir den Singsang:

«Passe paré silié, passe par là
Dirlorlosché restez ra!» =
(= Passe par ici, passe par là
la dernière y restera.) Straßburg.

Oder: «Servela-serüri, m'r schlupfe durch e Loch, e Loch». «Servela-serüri» ist köstlich entstellt aus «fermez la serrure». Schlettstadt.

Das letzte gefangene Kind wird, indem es sich auf die Arme der die Brücke oder das Tor bildenden legt, gefragt, zu welchem von beiden es wolle, und jenachdem muß es sich hinter einen der «Brückenpfeiler» stellen. Der eine ist der Himmel, der andere ist die Hölle. Am Schlusse verspotten die Engel die Teufel und singen:

«D'Engele werde getrawe,
d'Teifele werde geblotzt»;

was dann auch geschieht. Zu dem Brückenspiel sind auch die beiden Spiele Fi 481 «Schelmentrager» (siehe die Beschreibung: «Teifele werde geplotzt») und Fi 545 «Trag den Knaben» zu rechnen. Das letztere kann auch ganz gut unser «Bäbähäfele» bedeuten, das darin besteht, daß zwei Kinder auf ihren Händen ein drittes tragen, indem sie dazu singen: «Bäbähäfele, schiß ins Pfännele».

Das Brückenspiel ist eines der zahllosen Reigenspiele, die im Elsaß gespielt werden. Ich gebe noch einige mir bekannte Begleittexte an, die interessant wegen ihres französischen Wortlautes sind:

Die Kinder singen und tanzen im Ringelreihen:

---

[1] Rochholz 371.
[2] Nochmals Garg. p. 6/114, cap. 34/341.

«Reso, reso bonmarschelele
Quatro, quatro vingt Daniellele
Celui ci, celui là, Madmoiselle X. se türlatra».

Verderbt aus:

«Raisins, raisins, bon-marchés!
Quatre-vingts pour un denier
Celui-ci, celui-là, Mademoiselle X. se tournera».

Eine weitere interessante Verketzerung dieses Spruches ist:

«Rose, rose bonmerschelé
Quatre in dürenderelé
Silesi, silesa Mamsell X. se türlüra».

Ein anderer Singsang:

1. Ring
Sche a beau chateau (j'ai un beau . . .)
Madame, Madame Mirabeau

2. Ring
Laquelle prendrez-vous de ces jeunes demoiselles?

1. Ring
La plus belle (oder la plus sotte) qui s'appelle X.

Das trieb man so weiter, bis alle in einem Kreis standen.

In deutscher Sprache, die leider diese humorvollen Verdrehungen verdrängt, werden im Elsaß eine große Zahl der Reigenspiele gespielt, die Böhme aufgezählt hat. Diese Spiele sind international und können nicht spezifisch elsässisch genannt werden.

Solche sind: «Es steht ein Bauer im Feld». «Es kommt der Herr mit ei'm Pantoffel» «Es kam ein Bauer vom Bergesland».

Fi 364 «Es brent, ich lesch».

Vielleicht weist dieser Ausdruck auf das ebengenannte Reigenspiel «Es kommt ein Herr mit ei'm Pantoffel», (Rochholz p. 379) worin nach manchem Hin- und Herreden die Begleiter des Werbenden den Vater und die Begleiter der Braut bedrohen, ihnen das Haus anzustecken, worauf diese erwidern, «dann löschen wir's mit Wasser aus». Da das Spiel auch vielfach «Braut und Bräutigam» genannt wird, vermute ich, daß Fi 263 «Des Bräutgams» und Fi 479 «Der Braut» das gleiche Spiel bedeuten.

In den Kunkelstuben sind die Braut und der Bräutigam auch häufig handelnde Personen. Ein endgültiger Entscheid ist daher schwer zu treffen.

Betreffend «Des Bräutigams» hat Rochholz, p. 380, diese Meinung auch.

Fi 391 «Sie thaten all also».

Auch dieser Ausdruck bezeichnet ein heute noch weitverbreitetes Reigenspiel. In diesem Reigenspiel werden pantomimisch Vorgänge aus dem täglichen Leben angegeben, in dem die Kinder singend im Kreise herumtanzen.

Zu diesen Reigenspielen gehört auch das bekannte

«Fi 409 Der Baur schickt sein Jockel auß».

(Fr. M. Böhme, p. 264.) Rochholz rechnet dieses alte Märchen vom Jockele zu den Spieltexten. Es ist vielmehr der Text zu einem Reigenlied der Kinder. Siehe näheres bei Rochholz und Böhme.

Fi 391 scheint ein Teil des Reigenliedtextes zu sein, der beginnt mit

Fi 455 «Adam hett siben Sôn»

(Fr. M. Böhme, p. 494) und bei uns lautet:

Adam hatte sieben Söhne,
sieben Söhne hatt' Adam.
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
sie machten alle so wie ich:
Mit den Köpfchen nick, nick, nick,
mit den Fingern tip, tip, tip,
mit den Füßchen trapp, trapp, trapp,
mit den Händchen klapp, klapp, klapp.

Jedesmal werden die entsprechenden Bewegungen gemacht. Rochholz behauptet auf p. 378, daß der Sprung beim Totentanz (Fi 318 «Deß Todendantzes») nach der Melodie von (Fi 455) «Adam hett siben Sôn» geschehen sei und daß dieser Tanzspruch gleich mit dem «des Totentanzes» stehe. Diese Behauptung ist mehr als zweifelhaft, und es ist mir vollständig unklar, wie Rochholz Fi 318 mit Fi 455 zusammenbringen konnte. In der heutigen Form erinnert doch dieser harmlose Kinderreigen an keinen «Totentanz» mehr.

Bei den fortwährenden Veränderungen, denen gerade diese Reigenspiele ausgesetzt sind, bei den ungenauen Angaben Fischarts ist es eben sehr schwierig, manche Phrase aus diesem Teile unumstößlich zu definieren. Doch müssen wir uns einmal entscheiden, sonst werden wir nie zur Erkenntnis kommen und immer im Ungewissen bleiben. Hier erwähne ich

Fi 253 «Wickerlin, weckerlin, wilt mit mir essen bring ein Messer.

Die einzige Phrase Fischarts, die sich auf einen Reimspruch der Kinder bezieht, also kein eigentliches Spiel bedeutet. Vgl. A. Stöber, Elsäß. Volksbüchlein 1842, p. 20, Nr. 30.

An den Schluß dieses Teiles setzen wir den Ausdruck

Fi 408 «Es giengen drey Jungfrauwen».

Er bezieht sich auf den größeren Spieltext «Die drey Mareien» Rochholzens, den er p. 139 in ausführlicher Weise bespricht, und dessen mythologischen Ursprung er in schöner Weise darlegt. Rochholz stellt ihn an die Seite des Spieles «Joggeli» (= Der Bauer schickt sein Jockel aus).

Bei uns ist der Spruch heute noch als «Abzählreim» und auch als Spieltext üblich. Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 30, erwähnt einen Spielreim, in dem von drei Jungfrauen die Rede ist.

. .

c) Die einfacheren Spiele und die Spiele, die «inns Feld gehörten zuůben».

Wir vermeiden absichtlich eine genauere Einteilung, weil es uns zu pedantisch erscheint, die Kinderspiele, diese Blüte kindlichen Betätigungsdranges, von spitzfindigen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Fi 32 «Der Vnfur» und Fi 81 «Tölpeltrei».

Sie sind die allgemeinste Bezeichnung der Tollheiten, die den Buben oft das größte Vergnügen bereiten. Im cap. 5, p. 99, finden wir ein Beispiel hierfür: «Bei den Oren auffheben und Rom zeigen». Heute heißt das: «'s Fier im Schwarzwald zeije».

Fi 84 «Der Girlande».

In diesem Ausdruck glauben wir das bekannte Spiel «Das Kranzwinden» erkennen zu dürfen, das in manchen Spielliedern verherrlicht wird. Das gleiche besagt auch wohl die Frage:

Fi 135 «Was für Blumen gebt ihr mir zum krantz?»

Im Elsaß spielen die Kinder, eigentlich nur die Mädchen, ein Spiel, das «Sträußchen binden» oder «Strissele mache».

Auch Fi 159 «Hårlin zupffen»[1] ist ein bekanntes

---

[1] Vgl. darüber Rochholz, p. 458. Er zitiert aus Geiler v. K., «Evangelibuch», Bl. 188b:

«Hast du nie gesehen das die buoben in der schuol wetten etwan mit eim, sie wellen im drei oder vier har vßziehen vnd muß er sie nit enpfinden, vnd wen er ziehen wil, so schlecht er in vor an ein backen, vnd der streich thuot im so wee, daz er der har nit enpfindet vßzeziehen». Dies kann ganz gut auch das Fischartische «Hårlin zupffen» bedeuten. Aber welchen Zusammenhang sich Roch-

Spielvergnügen, das die Kinder heute noch «Härelezupfe» nennen.

Fi 160 «Ich fisch in meines Herrn täuch».

Mehrere Kinder sitzen um einen Tisch herum und strecken nach einem Punkte hin je einen Finger zusammen. Ein anderes spricht die Formel: «Fische, fische, auf meines Herren Tische, ich hab' die ganze Nacht gefischt und keinen einzigen Fisch erwischt.» Beim letzten Wort sucht der Sprechende einen Finger zu erhaschen. Diese Art des Spruches zeigt uns, wie «Teich» bereits sinnlos zu «Tisch» geworden ist.

Fi 161 «Des schülins».

Dieses Spiel ist das gleiche wie Fi 185 «Des Schupletzers» = Ra 65 «au savatier».

Im Elsaß ist es sehr bekannt unter dem Namen «Schlappe süeche» oder «Schlappels» (Heiligenstein). Wir nannten es mit dem Anfange des Liedes, das wir dabei sangen: «Schakebl, Schakebl, d'r Schüeh isch gebebbelt, 'r lejt schun lang im Lumpesack.» Anderwärts heißt des Spiel ebenfalls nach einem Ausrufe dabei: «Gottlob, gottlob, der Schüeh isch fertig!»

Fischart nennt es nochmals

Fi 464 «Schüchle bergen».

Mehrere Knaben setzen sich in einem Kreis zusammen auf den Boden, ziehen die Kniee krumm und verbergen darunter ihre Hände. Sie stecken sich unsichtbar für den Suchenden einen Schuh, einen Pantoffel oder einen Socken zu, den ein anderer zu finden trachtet. Dabei werden obige Aussprüche benutzt, um den Suchenden anzufeuern.

Das gleiche Spiel heißt auch

Fi 480 «Schuch pletzen».

Rochholz, p. 410, irrt sich, wenn er «Schüchle bergen» nur wegen eines ähnlichen Vorganges bei seinem Spiel «Hühnlein braten» mit diesem gleichsetzt.

Nehmen wir noch den aus Rabelais übertragenen Ausdruck hinzu, so haben wir wieder vier Namen für ein Spiel.

---

holz mit «Keilklotzen» gedacht hat, ist mir unklar. Rochholz scheint sich hier zu irren. Falsch ist es direkt, wenn er es gleichsetzt mit Fischarts «Rhat, wer hat dich geschlagen». Das hat doch mit «Härlin zupffen» nichts zu tun und dieses nichts mit «Keilklotzen».

Fi 162 «Heimlich seitenspil ungelacht».

Dieses bekannte Vergnügen nannten wir «Stummelemüsik» und bestand darin, daß wir, eine ganze Gesellschaft, uns zusammensetzten und nun unter den komischsten Gebärden die verschiedensten Instrumente «stumm» spielten. Wer lachte, mußte ein Pfand geben.

Daß das Spiel weit verbreitet war, beweist sein Vorkommen und seine ausführliche Beschreibung in einem kleinen Büchlein, das mir durch Zufall in die Hände fiel. Bruder Lustigen: Alle Arten von Scherz- und Pfänderspielen, Nr. 23, p. 63. O. J.

Fi 303 «Deß Teuffels Music».

Das Spiel ist das Gegenstück zu dem eben genannten. Gilt es dort zu schweigen, so hat man bei diesem das größte Vergnügen daran, den tollsten Lärm auf Deckeln, Blechkannen, Trommeln zu vollführen. Oft wird dieses ohrbetäubende Vergnügen auch «Katzemüsik» genannt.

Fi 165 «Ist Weichsel reiff».

Ich glaube, daß dieser Ausdruck das gleiche Spiel bezeichnet, das im Elsaß gebräuchlich ist unter dem Namen «D'r Pfeffer isch gewachse, eins, zwei, drei» oder «Gepfiffert, gepfeffert, d'r Has het g'lait». (Heiligenstein.)

Dabei gilt es irgend einen versteckten Gegenstand zu finden.

Fi 166 «Steyn außgeben».

Die Kinder sitzen in einer Reihe. Eines geht die Reihe entlang und gibt scheinbar jedem einen in der Hand verborgenen Stein. Ein zweites Kind darf dreimal den unbekannten Empfänger des Steines erraten. Darauf vergibt das Kind den Stein nochmals. Das Suchende ist erlöst, wenn es den Stein findet. Das Spiel wird besonders von Mädchen gespielt und heißt bei uns «Jungfrau such den Edelstein».

Fi 468 «Stein verbergen».

ist das gleiche Spiel. Fischart spricht nochmals davon cap. 20, p. 233, wo er es herleitet aus der Sage von Paris und dem goldenen Apfel. Damit hängt auch der weitere Ausdruck für das Spiel zusammen:

Fi 367 «Der schönsten den stein».

Fi 171 «Haspeln».

Besagt wohl das allgemeine Klettern der Buben auf Bäume und an Stangen hinauf, wie es heute noch auf den Jahrmärkten üblich ist. Im cap. 26, p. 274, erwähnt Fischart eine Reihe

von Bewegungsspielen. Da «Haspel» auch die Garnwinde am Spinnrocken bedeutet und Fischart hier von dem Spiel «der Garnwind» redet, das bei uns «Garnwinden» und «Schlängels» heißt, ist es möglich, daß Fi 171 auf dieses Spiel zu beziehen ist. Die Kinder bilden eine Kette. Das Kind an einem Ende bleibt stehen, und die andern werden «aufgewunden». Das «Abwinden» geht sehr schnell, wobei die Kinder oft zu Falle kommen.

Fi 173 «Ich bin König, du bist Knecht».

Es ist das gleiche Spiel, das Geiler von Kaysersberg «Herr, der kunig, ich diente gern !» nennt und über welches er im Jahre 1507 Predigten hielt.

Ausführliche Beschreibung bei Rochholz, p. 435.

Fi 174 «Des deitens on reden».

Zwei Kinder machen vor einer Gesellschaft pantomimische Gebärden von irgend welchen Gebräuchen, welche diese nun zu erraten suchen.

Bei uns heißt das Spiel gewöhnlich «Handwerkerles». Die Kinder deuten ein Handwerk an, das die andern erraten müssen. (Siehe oben Abschnitt 1, Fi 302.) Das gleiche besagt :

Fi 212 «Der Contrafeitischen Geberden».

Die Bedeutung liegt im Ausdruck. Auf dieses Ratespiel oder ein ähnliches ist auch

Fi 531 «Wer was weiß der sags»

bezüglich.

Fi 179 «Schlägels».

Es ist möglich, daß Fischart damit unser allbekanntes Knabenspiel meint, das jeder Knabe als «Kinné» kennt. Andere Namen sind «Bämberlis» (Bischweiler), «Knüpphölzel» (Niedersteinbach). Der «Kinné» ist ein an beiden Enden zugespitztes Holzstäbchen. Mit einem längeren Stock, «d'r El», wird er fortgeschlagen.

In der Stadt ist das Spiel verboten worden ; draußen auf dem Lande ist es aber noch zu finden.

Fi 198 «Gäulchen laß dich beschlagen».

Der Ausdruck sagt schon, worin das spielartige Vergnügen besteht. Die Buben ahmen ja so gern den Beruf der Alten im Spiele nach. So auch hier. Das Vergnügen ist überall bekannt. Wir nannten es «das Rössel b'schlawe».

Fi 208 «Meister hemmerleins nachfahr».

Hierin zeigt sich ein Anklang an die Geschichte vom Meister Hämmerlein, der überall etwas zu flicken hatte. Wir ahmten ihn im Spiele nach und sagten, wir wollen «Meister Hämmerlein spielen».

Es ist kein rechtes Spiel, sondern mehr ein spielartiges Vergnügen, eine Art Zeitvertreib.

Fi 214 «Mal das Mörlin».

Der Ausdruck bedeutet «zeichne (male) das Schweinchen». Damit haben wir die sonderbare Erscheinung, daß ein sehr einfaches Spielvergnügen sich Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Es ist heute noch ein weit verbreitetes Spiel, das sich folgendermaßen abspielt: Während folgender Rede zeichnet ein Kind immer das, was es sagt:

«Da steht ein Wirtshaus» : (Es zeichnet ein Dreieck)

«Da sitzt ein Mann drinnen, der sich volltrinkt» : (Ein Punkt im Dreieck.)

«Der Mann geht fort» : (Ein Strich am Dreieck.)

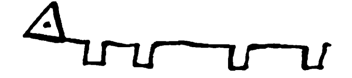
«Er stürzt in ein Loch» :

«Er legt sich lang hin» :

«Er steht wieder auf» :

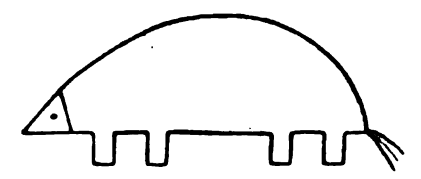
«Er geht weiter» : u. s. w.,

bis er viermal hingefallen und wieder aufgestanden ist und folgende Figur entsteht :



Dann geht er weiter und muß sich plötzlich übergeben, und

mit einem Bogen nach der Spitze des Wirtshauses zu zeigt das Kind im Bilde, was ein solcher Mann ist.



Diese Spielerei scheint also schon Fischart gekannt zu haben.

Fi 238 ‹Was stilstu? Thaler, Taler.›
Fi 239 ‹Was seind wir? Stockfisch.›

Diese Fragen weisen auf eine Art Vexierspiel hin wie Fi 428 «Das spill ich auch, ich auch, die Sau aß ein treck, ich auch», das heute noch üblich ist. Ein Kind muß auf die Rede eines andern immer mit «ich auch» antworten, wodurch gewöhnlich heitere Situationen entstehen. Den gleichen Charakter trägt auch das sehr bekannte Spiel «Alle Vögel fliegen hoch!» Dieses ruft ein Kind, und alle andern müssen die Hände hoch heben, solange das eine Kind ein Tier nennt, das fliegen kann. Ruft es aber plötzlich z. B. «Ochs», so muß das Kind, das nicht aufgepaßt und die Hände in die Höhe gehalten hat, ein Pfand geben.

Alle diese Spiele will Fischart mit seinem Ausdruck

Fi 429 ‹Poselleich›

bezeichnen.

Ueberall bekannte einfache Spiele sind Fi 245 «Des körblin machens», dessen Bedeutung aus dem Ausdruck hervorgeht. Blätter und Kletten werden dazu verwendet.

Ebenso Fi 247 «Kram außlegen», das die Kinder «Verkaufes» nennen. Alle möglichen Waren, «Kiechele» aus Sand und «Mehl, Salz, Pfeffer» aus gestampften, zerriebenen Ziegelsteinen werden hierbei zum Verkaufe ausgeboten. (Bei Rochholz, p. 423: Geiler von Kaysersberg «Von den 15 staffeln» Brösamlin.)

Fi 383 ‹Teller im Kübel abschlagen›.[1]
Fi 404 ‹Teller von der stangen schlagen›.

Beide Ausdrücke besagen wohl ein Spiel, das bekannte «Topfschlagen», das auf den Jahrmärkten noch anzutreffen

---

[1] An die Stelle des Tellers tritt oft ein ‹Topf›, worauf Rabelais' Ausdruck ‹au casse pot› hinweist. Doch ist Rochholz, p. 447,

ist.[1] Eine Reihe solcher Spiele führt Fischart cap. 26, p. 281, an, unter andern auch das bekannte «Eierlaufen». Die Spiele sind zu bekannt, sodaß wir über eine Beschreibung hinweggehen können.

Auch Fischarts

Fi 384 «Deß Sackzuckens»,

das Wettlaufen in einem Sacke stehend, ist bei Jahrmärkten und Vereinsfestlichkeiten zu beobachten.

Fi 304 «Wie viel deß krauts umb ein Heller?»

Diese Frage stammt aus dem «Verkaufespiel» der Kinder, wie es allerorts anzutreffen ist. Es ist also zu Fi 247 zu zählen. (Rochholz, p. 423.)

Fi 306 «Deß Bilgramsteurens».

Rochholz, p. 438, erwähnt, daß das «Pilgram aussteuern» noch in Schlesien gilt: «Der Pilger muß den Pförtner des heiligen Grabes erraten, sonst wird er zum gelobten Lande hinausgeplumpsackt». Er zitiert diese Beschreibung nach Gust. Fritz, Gesellige Kinderwelt, Breslau 1850, 36. Es ist schwer zu sagen, ob das Spiel auch so bei uns benannt wurde.

Fi 350 «Raht wer hat dich geschlagen?»

Ein heute noch überall gebräuchliches Spiel, das wir in Straßburg oft genug geradeso spielten, wie es mir aus Reipertsweiler bekannt geworden ist.

Ein Kind legt seinen Kopf in den Schoß des andern. Ein drittes schlägt ihm auf den Rücken und frägt: «Rate, wer hat dich geschlagen?» Hat das Kind recht geraten, so muß das dritte an seine Stelle knieen.

Das gleiche Spiel nennt Fischart in etwas umständlicherer Form:

Fi 50 «Wer hat dich geschlagen, ist mir leid für den schaden, ich reche mein unschuld.»

Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 29, Nr. 49.

---

nicht berechtigt für sein «Geschirr- oder Topfschlagen» Fischarts Fi 259 «Brich den Hafen» zu zitieren, da dieser Ausdruck aus Rabelais übertragen ist, somit nicht der Name eines deutschen Spieles bedeutet.

[1] Dort ist auch noch das bekannte Eierlaufen üblich, das auch Fischart kennt, cap. 28, p. 310: «daß man vmb die Eyer wettlauffet». Rochholz, p. 456.

Fi 365 «Jungfrau küssen».

Bei gewissen Spielen müssen die Kinder Pfänder geben, die sie durch verschiedene ihnen auferlegte Aufgaben einzulösen haben. Häufig muß das eine dem andern einen Kuß geben.

Fi 375 «Rahtet jhr, was stund im brieff?»

Ein Gesellschaftsspiel bei uns heißt «Briefträgerles». Mit diesem wird wohl Fi 375 identisch sein. Rochholz irrt sich, wenn er auf p. 380 behauptet, das Spiel sei identisch mit dem Reigenspiel «Es kommt ein Herr mit eim Pantoffel». (Fi 364). Seine Behauptung gründet sich auf den Umstand, daß in dem schweizerischen Spieltext vom «Briefschreiben» die Rede ist.

Fi 382 «Wer das nicht kan, kan nicht vil».

Die Kinder sitzen in einem Kreis herum. Das eine macht irgend eine Gebärde, die nun die andern nachzumachen haben, indem es spricht: «Lirum larum Löffelstiel, wer das nicht kann, der kann nicht viel.» (Rochholz, p. 28.)

Bevor wir nun zu den besonderen Spielen mit bestimmten Gegenständen kommen, wollen wir die wenigen Ausdrücke aufsuchen, die eine Art Wortspiel bedeuten, und die dazu dienen, gewöhnlich den «Anfangenden» zu bestimmen. Zu der ungeheuren Anzahl von Abzählreimen (deren ich eine Menge gesammelt habe und deren viele in Stöbers Volksbüchlein zu finden sind) gehört

Fi 241 «Das Abc reimen».

Der entsprechende Zählspruch heißt:

«A b c die Katz lejt im Schnee,
D'r Schnee geht eweg
Die Katz lejt im Dreck.»

Ein Spiel für sich und zugleich ein Vorspiel zu andern Spielen ist auch

Fi 415 «Knopff oder spitz».

Siehe Fi 155 «Grad oder ungrad», Fi 156 «Kreutz oder plättlin» und Fi 196 «Nacht oder tag». Alle diese Ausdrücke sind identisch. Dazu gehört auch

Fi 490 «Zeichen oder unzeichen».

Ebenso als selbständiges Spiel wie auch als Mittel zur Bestimmung eines «Ersten» ist

Fi 493 «Helmlin zihen»

anzusehen.

Hälmchen von verschiedener Länge werden mit der Hand oder mit der Schürze bedeckt. Wer das längste herauszieht, ist Sieger. (Redensart: «Den Kürzeren ziehen.») Das Spiel ist sehr alt. Meister Altswert nennt es «Zwei spilten greselis».

Fi 491 «Pfenning im Buch pletern».

Ein Knabe versteckt in einem Buche einen Pfennig, ein Stückchen Silberpapier oder eine Briefmarke und läßt einen andern darnach «stechen» mit dem Finger oder einer Nadel.

Das Spiel kennt fast jeder Knabe. Vgl. Rabelais 56 (Fi 151) «a primus secundus».

Fi 497 «Käß trucken».

Rochholz beschreibt das Spiel richtig: «Zwei Parteien, in einer Linie stehend oder sitzend, suchen einander aus der Stellung zu schieben».

Bei Rabelais heißt das Spiel «a la boutte foyre» und «a boute hors». (Esm. et E. Joh., note 73.) Bereits als sprichwörtliche Redensart bei Eischart cap. 8, p. 146 zu finden: «Was truckst den Käß? es gehn vil gut Schaf in einen engen stall.»

474 «Faul eisen».

Ist das unser Spiel «Vaddr, i hab kan Ise meh», das auch in der Schweiz so heißt und ein Fangspiel bedeutet? (Rochholz, p. 406.)

Fi 501 «Der Träum».

Ein Spiel, bei dem sich die Kinder die Träume erzählen und deuten?

Fi 502 «Des beichtens».

Ein Kind geht vor die Türe. Die übrigen überlegen sich drei Gewissensfragen. Dann holt man das Kind herein und läßt es dreimal mit «Ja» oder «Nein» antworten, ohne ihm vor der Antwort die Frage mitzuteilen. Dabei gibt es komische Komplikationen.

Einen religiösen Hintergrund hat auch

Fi 505 «Der Sünden buß».

Das büßende Kind muß sich auf einen Stuhl (das Lasterstühlchen) stellen. Die anderen treten hinzu und lassen es allerlei Bewegungen ausführen; z. B. eine lange Nase machen, ein Bein in die Höhe heben usw. Das Büßende muß sich alles gefallen lassen.

Eben solchen Charakters ist

Fi 521 «Mönchsgebett»,

wobei die Kinder das Beten der Mönche nachahmen.

Fi 516 «Wer Ja und Nein sagt».

Dieser Ausdruck bezeichnet einen Teil aus der Rede bei einem heute noch überall bekannten Gesellschaftsspiele (vornehmlich der Mädchen). Ich erinnere mich der Rede:

«Es kommt ein Jude aus Paris, hat wunderschöne Sachen, verbietet ja und nein zu sagen, das Weinen und das Lachen.» Dabei sucht der Verkäufer die andern zu diesem Verbotenen zu verleiten. Die Strafe dafür ist ein Pfand, das nachher ausgelöst wird. Auch elsässisch:

«Köijelhopf uff'm Dach
Wer schmollt odder lacht,
D'Zähn pfleckt,
D'Zung erüß streckt,
Der müeß e Pfand gänn.»

(Stöber, Elsäß. Volksbüchlein, p. 28, Nr. 48.) Vielleicht hat Rochholz Recht, wenn er Fi 308 «Seit ir die braut von Schmollen, so lacht mir eins» als das Spiel «Lachen verhalten, Gramüseli machen» ansieht.

Ein Verspottungsspiel scheint

Fi 503 «Deß Schulmeisters mit der langen Nasen»

zu sein, wobei die Kinder den typischen Schulmeister mit der allzu langen Nase parodieren.

Fi 549 «Hütlin, hütlin durch die bein». [1]

Es ist das Spiel, das wir «Schwälwäles» nannten. Mit dem geknoteten Taschentuche oder unsern Mützen galt es möglichst weit unter den gespreizten Beinen eines Knaben hindurch zu werfen.

---

[1] Einen anderen Namen finden wir cap. 26, p. 274: «des Jungfrauwurffs durch die bein». Nochmals genannt p. 16: «Blindmeuß und Hütlinspiler».

Vielleicht sind als solche Spiele auch die folgenden Ausdrücke zu betrachten :

Fi 26 «Ich hang, ich haffte» (als Zusatz in b); nochmals genannt Fi 393. Ohne einen besonderen Namen zu kennen, erinnere ich mich eines Spieles, bei dem wir einem andern, der uns fangen sollte, zuriefen «Ich häng, ich häng» und uns stellten, als kämen wir nicht los. Näherte er sich uns, so liefen wir davon, um nicht eine «Batsch» zu bekommen.

Unklar sind mir die nur in a im Verzeichnisse vorkommenden Ausdrücke Fi 181 «Häublins» (bereits in a ist auch Fi 478 «Häubeln» zu finden, das mit diesem «Häublins» wohl identisch sein wird), Fi 182 «Der weissen Tauben» geblieben. Fi 181 = Fi 609 «Häublins» (am Ende von cap. 25). Danach ist es ein Spiel, das im Freien gespielt wurde. Ebenso ist an dieser Stelle (Fi 624) nochmals Fi 182 genannt.

Auf ein Versteckspiel weist auch Fi 366 «Im sack verbergen» hin; der Ausdruck ist so allgemein gehalten, daß es schwer ist, in ihm ein besonderes Spiel zu erkennen.

Damit kommen wir nun zu einer Gruppe von Knabenspielen, die draußen im Freien gespielt wurden.

Fi 886 «Fudum» (in b die Mor ist im Kessel).
Fi 413 «Sau treiben».[1]

Beide Ausdrücke bezeichnen das gleiche Spiel, das noch an anderer Stelle Fi 215 «Der Sau» genannt wird. (Siehe Fi 313 «Deß Bischofsstabs».)

Wir nennen das bekannte Spiel heute «Söjballes» oder «Mortriwe». Es wird geradeso gespielt wie das schweizerische «Moor-um» oder «das Morenjagen», das Rochholz ausführlich beschreibt. Unter den Spielen, die auf der Gallenmatte zu Straßburg bei Gelegenheit des Kongresses für Jugendspiele 1907 abgehalten wurden, konnten wir das Spiel «Sauball» auch beobachten.

Ein weiteres beliebtes Spiel der Knaben ist

Fi 889 «Der Geyß hüten»,

auch als «Geiswerfe» und «Geisuffsetzers» heute noch bekannt. Am Schlusse von cap. 25 nennt Fischart es nochmals Fi 617 «Hirt setz Geyß auff» (Zusatz in b). Nur in a ist Fi 462 «Hirt sez gais auf» zu finden. In der ersten Ausgabe also standen Fi 389 und Fi 462. Das Spiel gehört zu unsern ältesten Heimatspielen. Zu finden ist es auch im Pfingstmontag von Arnold III, 1 unter andern bekannten Vergnügungen unserer Knaben.

[1] E. W. I, 103 «D'Mohr süeche». Rochholz, p. 395.

Dieses Knabenspiel gab schon Thomas Murner (Narrenbeschwörung) Anlaß zu einer allegorischen Betrachtung über «Mit gott der geiß hietten», wobei er nähere Angaben über das Spiel macht, die wir aus folgenden Zeilen zusammenstellen wollen:

V. 10 «Springt die geiß, dů můßt sy suchen».
V. 13 «Wen du die geiß gesetzet hast».
V. 15 «Biß wir sy werffendt wider vmb».
V. 27 «Und du in vffrecht stellest wider».
V. 54 «Do du der geiß nym hietten kundst».
V. 84 ff. «Wann du es aber thettest nit,
Erlouffl er dich in glychem trit,
Und riert dich mit sym stecken an,
Dann miestu selbs an die arbeit stan
Und hietten also lang als er.»

Bis heute hat sich das Spiel in dieser Art erhalten, was aus der Schilderung bei Martin-Lienhart, Elsäss. Wörterb. I, 236, hervorgeht. Es ist von Interesse, die beiden Beschreibungen, die mehrere Jahrhunderte auseinanderliegen, einander gegenüberzustellen.

«Ein Gestell, von einer Weide abgeschnitten, bei der drei Aeste von einem Punkte ausgehen. Das Gestell wird über einen Stein gestellt, der den Melkkübel darstellt; dann werfen die Knaben darnach, einer hütet und muß die umgeworfene Geis immer wieder aufstellen. Während dessen holen die andern ihre Stöcke wieder; berührt der Hüter dabei aber einen mit seinem Stock, so muß dieser seine Stelle einnehmen.»

Das Pendant zu diesem Spiele der Knaben auf dem Lande ist unser städtisches Spiel «Steinböckels», wobei es gilt einen Stein umzuwerfen. Sonst genau wie «Gaisuffsetzers».

In der Schweiz ist das Spiel auch bekannt als «das Geißen». Rochholz, p. 446.

Hat der Ausdruck schon bei Murner eine Verwendung im übertragenen Sinne gefunden, so ist er heute schon in das Gebiet der sprichwörtlichen Redensarten eingedrungen, z. B. «Wie m'r d'Gais annimmt, mueß m'r si au hüete.» (Els. Wörterbuch I, 236. E. Stöber, Neujahrsbüchl. 1824, 21.)

Fi 399 «Hurnaus»

(Nur in der ersten Ausgabe an dieser Stelle.) Als «Hurrnauß» (Fi 618) kehrt das Spiel als Zusatz in b wieder; hier begegnen wir auch einem andern Namen Fi 610 «Habergaiß ziehen»,[1] das im Verzeichnisse nur in der ersten Ausgabe

[1] Garg. cap. 38. p. 366: «rädelt wol hundertmal herumb, wie ein Habergeiß».

(a) zu finden ist. (Fi 412). Fi 399 und Fi 412 sind also aus dem Verzeichnisse in den Schluß von cap. 25 gewandert.

Die Ausdrücke «Hurnaus» und «Hawergais» (Arnold, Pfingstmontag III, 1) sind heute noch im Elsaß üblich. Die «Hawergais» ist eine Art Brummkreisel; daher auch «Hurnaus» = Hornisse genannt wegen des Brummens. Darauf deutet auch die Stelle Garg. cap. 7, p. 122: «Hurnausenstürmig und Brâmenschwirmig». Nochmals sind beide Ausdrücke genannt cap. 2, p. 51:

«Hôrt, langt mir für solch h u r n a u s k ô b f f, Ti schnur zu klos, tobff, hawergaisen, Ich will sie schnurren, murren weisen.» Hier haben wir die a u c h h e u t e n o c h a l l e g e b r ä u c h l i c h e n A u s d r ü c k e für das Spiel mit dem Kreisel vereinigt. (In Heiligenstein sind die Ausdrücke gebräuchlich «Dopfes, Hawerkiesel, Kloß, Hürlebü.)

Rochholz, p. 452. In der Schweiz bedeutet «das Hornissen» ein ganz anderes Spiel, welches mir im Elsaß als das Spiel «Jick Jack» bekannt geworden ist, nur daß an Stelle der Scheibe ein kleiner Knüppel fortgeschleudert wurde. (Niedersteinbach, vor 50 Jahren.)

Diese Bedeutung hat das Fischartische Spiel nicht.

Mit «Habergais» und «Hurrnaus» bezeichnet man das Spiel mit einer besonderen Art Kreisel, der mit Hilfe einer Schnur in Rotation versetzt wird. Eine Abbildung dieses Spieles mit einer Beschreibung in Versen allegorischen Inhaltes finden wir auf einem einfachen Blatt aus dem Jahre 1632, das auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek mir bekannt geworden ist. Es trägt den Titel «Kinderspiel oder Spiegel dieser Zeiten. Straßburg 1632.» Am Kopfe befindet sich ein Holzschnitt, der im Vordergrund spielende Kinder, im Hintergrund uns das Straßburger Münster zeigt. Das Blatt ist außerordentlich interessant, zumal es Spiele aus dem alten Straßburg veranschaulicht.

Fi 414 «Kluckern, schnellkugeln»

ist das bekannte, in zahlreichen Variationen vorkommende Spiel, dessen hauptsächlichsten Namen bei uns sind:

«Schneller, Stunze, Kejele, G'stinge». Besondere Spiele sind: «Bläbbers; Kiweles; grad oder ungrad; wickele wäckele in wellere Hand; Wändels; zeh, zwanzig, drissig; Bureaus» usw.

Auf dieses spezielle Spiel weist Fischarts weitere Phrase

Fi 416 «Inn kauten, kautenfaul».

Kaute = Kütte = Grube; in die die Klicker geworfen werden.

«Klos», «Topf», «Kreisel», sind die üblichen Ausdrücke für

das gewöhnliche Spiel mit dem Kreisel. Fischart erwähnt dieses Spiel als

Fi 421 «Vber das kreißle».

Fi 426 «Den klos und topf werfen» (nur in a).

Ferner scheinen mir die Namen «topfstechen» und «klosstechen», die in den Ausdrücken Fi 452 und Fi 487 zu finden sind, beide nur in a im Verzeichnisse, sich auf dieses Spiel zu beziehen. Wir hätten demnach fünf verschiedene deutsche Bezeichnungen dieses Spieles. (Abgesehen von «zur Trompe» und «deß Mönchs», die aus Rabelais stammen.) Fi 605 (Zusatz in b) «Kloßstechen» nochmals allein aufgeführt.

«Kloßstechen» ist also aus dem Ausdruck Fi 487, der zwei Spiele bedeutet und falsch zusammengezogen ist, herauszulösen. Ebenso «topfstechen» aus Fi 452, das sogar eine falsche Kontraktion von drei Spielen, die nichts mit einander zu tun haben, darstellt.

Fi 400 «Den zweck holen».

Im Verzeichnisse nur in a und dann in b am Schlusse von cap. 25. Es ist die Strafe des Verlierenden in unserm «Messerspickerles» oder einfach «Messerlis» genannten Spiele der Knaben. In einen kleinen Erdhaufen wird der Reihe nach auf verschiedene Arten das Messer geworfen. Es darf nicht umfallen, sonst kommt der nächste an die Reihe. Wer zuletzt nicht alle Uebungen gemacht hat, muß den «Zweck (Stift) holen», den der, der zuerst fertig war, in Gestalt eines Hölzchens in den Sandhaufen steckt. Der Verlierer muß diesen mit den Zähnen holen, wobei man ihm die Nase in den Sand stößt unter allgemeinem Freudengeheul. Ein weiterer Beweis, daß Fischart dieses Spiel gemeint hat und dafür, daß er es wohl kannte im cap. 9, p. 157:

«Welchs dannach schrecklich ist zu gedencken, wann die zullspilenden Buben, so sies spil verlieren, zur straff den zweck mit den schönen zänen aus dem treck müssen auf Niderländisch trecken und schlecken.»

Fi 423 «Zull wann ich's triff».

Im Spielverzeichnis ist dieser Ausdruck nur in a anzutreffen, in den späteren Ausgaben verschwindet er von hier und taucht dann als Zusatz in b am Ende von cap. 25 auf.

Den Sinn kann man wohl erraten, aber ein genaues Spiel anzugeben ist mir unmöglich, da der Ausdruck, so wie er lautet, in vielen Spielen gebraucht worden sein kann. Vielleicht ist er identisch mit Fi 400.

Fi 452 «Pfenning aus dem krais topfstechen oder nußwerfen»

Ueber «topfstechen» siehe oben Fi 421. «Nußwerfen» ist auch ein besonderes Spiel für sich.

Das gleiche Spiel heißt an anderer Stelle Fi 487 «Nestel aus dem krais — klosstechen». (Ueber den letzteren Ausdruck siehe Fi 421.) Fi 452 und Fi 487 (siehe oben) sind nur in a im Verzeichnisse. In b finden wir Fi 604 «Nestel auß dem Kreiß» wieder.

Das Spiel ist im Elsaß überall bekannt, gewöhnlich unter dem Namen «Pfennjeles». Man sucht von einer gewissen Entfernung aus ein Geldstück oder einen sonstigen Gegenstand in einen Kreis zu werfen, und umgekehrt gilt es den Pfennig aus dem Kreise hinauszuwerfen, indem man einen andern Pfennig oder eine «G'stunz» darauf «spickt». Dies nennen die Buben auch «Geldspickerles».

Ob Fi 488 «Wie vil schiesest mir auff ein Nestel» damit in Verbindung gebracht werden kann, vermag ich nicht zu sagen.

Fi 465 «Plöchlin machen» [1]

Fi 489 «Plöchlin stellen fällen».

Ploch = kleines Holzstückchen. Das Spiel bestand wohl darin, kleine Holzklötzchen aufzustellen und mit einer Kugel oder sonstigem Spielzeug umzuwerfen. In der Schweiz heißt das Spiel «Stözlen, Stöckeln, Blättlen». (Rochholz, p. 426, Nr. 44.) Eine besondere Art, aber gerade so gut das gleiche Spiel, ist Fi 614 «Pfenning vom blöchlein werffen». (Ende cap. 25, Zusatz in b). Man legte ein Geldstück auf das Klötzchen und suchte es umzuwerfen. Der, dem dies gelungen war, wird wohl gewonnen haben.

Fi 484 «Stecken stöcken»

ist das gleiche Spiel, das Fischart noch zweimal am Schluß von cap. 25 nennt

Fi 616 «Den Stecken auß dem Leimen stechen»

und

Fi 620 «Stecken steckens».

Das Spiel ist sehr bekannt. Wir nannten es «Spickhewels». Kurze Stöcke trieben wir nacheinander in den weichen Boden. Jeder sucht (zwei bis drei Knaben spielen zusammen) den Stock des andern umzuwerfen. Gelingt ihm dies, so darf er den

[1] Ch. Schmidt, Histor. Wörterb. der elsäss. Mundart. Straßburg 1901. Ch. Schmidt, Wörterb. d. Straßb. Mundart. Straßb. 1896.

Stock des Gegners soweit wie möglich schleudern. Während der andere nun den Stock eiligst wieder holt, muß er seinen Stock dreimal in die Erde treiben, sonst wird sein Stock fortgeschleudert. In der Schweiz trägt es den Namen «Das Pflöcklispiel und Hecken». (Rochholz, p. 451.) Doch ist Fischarts «Kloßstechen» nicht auf dieses Spiel bezüglich, wie Rochholz behauptet.

Fi 485 «Nestel vom Messer blasen».

Es ist mir nicht gelungen von «Nestel» eine andere Bedeutung als Schnur, Riemen zu entdecken, weshalb mir auch das Fischartische Spiel zu definieren unmöglich ist.

Fi 486 «Nussenspicken».

Ist das bekannte Spiel mit Nüssen. Die Knaben bilden Häufchen von (gewöhnlich vier) Nüssen. Wer eines umwirft, gewinnt es.[1] Es wird auch so gespielt, daß man (wie bei einem unserer «Gstunzen»-Spiele) auf den Boden ein Quadrat oder einen Kreis zeichnet, in den man eine gewisse Anzahl Nüsse legt. Aus einer bestimmten Entfernung wird danach geworfen.

Fischart nennt dieses Spiel am Schlusse von cap. 25 (Zusatz in b) Fi 615 «Nuß aus dem Ring dopffwerffen».[2] «Dopffwerffen» ist wieder loszulösen, denn es bezeichnet das obige Spiel Fi 421 und hat mit «Nussenspicken» nichts zu tun. Diese falschen Kontraktionen scheinen wohl mehr auf einen schlechten Druck zurückzuführen zu sein als auf die Willkür Fischarts. Doch ist es immerhin sonderbar, daß Alsleben in seiner kritischen Ausgabe nicht imstande war, die Spielausdrücke zu trennen.

Fi 536 «Den Katzenstrigel».

Es ist das gleiche Spiel, das Rochholz, p. 455, als «Katzenstriegel» beschreibt: «Zwei lassen sich auf Knie und Hand nieder, strecken die Köpfe zusammen und schlingen sich beide ein geschlossenes Seil um den Hals. Nun zieht jeder rückwärts, um den andern vom Platze zu bringen.» Ich weiß nicht, ob das Spiel bei uns noch üblich ist. Jedenfalls ist die Erscheinung, daß der Ausdruck sich unverändert bis heute konserviert hat, sehr interessant. Fischarts Spielverzeichnis enthält auch neben diesen Spielen, die wir im letzten Teile kennen gelernt haben, einige auf Kunstfertigkeiten bezügliche Ausdrücke.

---

[1] Siehe auch Martin-Lienhart, E. W. I, 309 «Hüflis». E. W. I, 308 «Bockhüfel».

[2] Auf p. 420 begeht Rochholz den gleichen Fehler, wenn er zitiert «Nuß auß dem Ringdopff werffen». In dieser Form hat der Ausdruck gar keinen Sinn.

d) Kindliche Kunstfertigkeiten.

Irgend eine Beinverrenkung, vielleicht mit einem Sprung verbunden, stellt

Fi 78 «Vber eck ins bein»

dar.

Fi 93 «Nadel on fadem in Hoff tragen».

Ein beliebtes Spiel, sich eine Nadel durch die Haut zu stechen und sie so ohne Faden zu tragen.

Fi 133 «Der geschrenckten Schenckel».

Mit Vorliebe trieben wir ein solches Spiel, indem wir irgend jemanden aufforderten, seine Beine um einen Pfahl zu schlingen und sich niederzusetzen. Für den Betreffenden war es unmöglich, wieder allein aufzustehen.

Fi 378 «Den Kessel auf dem Leilach rucken».

Die Bedeutung geht aus dem Wortlaute hervor.

Etwas schwieriger ist

Fi 405 «Auff dem Gesäß mit gebunden Händen und füssen thurnieren, das recht ohr inn die lincke Hand, und den arm dardurch geschleifft».

Es ist nicht ganz klar, welche Uebung damit Fischart wohl gemeint hat.

Fi 419 «Auff tellern mit händen gahn».

Aehnlich dem Kunststück «auf dem Kopf stehn», «de Hochstand mache». Die Bedeutung ist klar.

Fi 449 «Durch den Strål schalmeien».

Ein beliebtes Spiel unserer Knaben. Die Kinder blasen durch die Zinken eines Kammes, wodurch Töne entstehen. Das Gleiche erzeugen sie auch oft durch Blasen auf die Kante eines Blattes Papier oder eines Heftes.

Fi 518 «Faden umb die hånd in vil gestalt winden».

Das Spiel wird hauptsächlich von den Mädchen geübt, die sich darin gefallen, in allen möglichen Arten den Faden um ihre Hände zu wickeln. «Abhewerles» ist jedem Mädchen, auch oft den Knaben, bekannt. Siehe dessen Abbildung bei De Cock en Teirlinck III, 209.

e) Spielartige Vergnügungen der Kinder.

Wenn im Frühjahr der Saft in die Weiden steigt, dann ziehen unsere Buben an schulfreien Tagen hinaus in den Wald, schneiden Stöcke ab und machen sich einen Bogen davon, mit dem sie Pfeile aus «Lichtreerle» (Schilfrohr), deren Spitze mit Wagenschmiere beschwert oder mit einem Käppchen aus Hollunderrohr versehen wird, hoch in die Lüfte schnellen. «Widepfiffe» und «Holderbichse» werden hergestellt, mit denen man wieder triumphierend heimwärts pilgert. Diese Vergnügen, die sich unsere Buben nicht nehmen lassen, ebensowenig wie das mit halsbrecherischen Klettereien verbundene «Vögelausheben», auch «Neschtersüeche» oder «Neschterüshewe»[1] genannt, sind so alt als der Wald, die Vögel es sind und so alt als es junge Menschen gab, Kinder, die in freiem fröhlichen Uebermute sich im Walde herumtrieben. Fischart hat diese Vergnügen und nicht anderes mit seinen Ausdrücken gemeint.

Fi 394 «Rindenpfeiflin, Weidenböglin»[2] und Fi 395 «Vögelaußnemmen».

Alle, die diese Jugendfreuden und Jugendstreiche mitgetrieben, fühlen bis in ihr Alter die Wohltat dieser freien, sich selbst genügenden Freude. Mit welcher Vorsicht wurde vorgegangen, wenn es hieß, «jetz welle m'r Fresch fange». Eine Angel (ein Stecken mit einer Schnur. daran wir ein rotes Läppchen banden) war das Werkzeug, mit welchem wir die Frösche, denen wir auflauerten, . . . nicht fingen, denn sie waren nicht so dumm, wie wir meinten, sich daran festzubeißen. O glückliche Einfalt! Hatten wir aber welche, so wurden sie in feierlicher Beratung zum Tode verurteilt und mittels eines «alten Knippen» von ihrem Sumpfleben zum Tode befördert, «abgebelzt» und gebraten, d. h. ihre Schenkel. Fischart hat das Vergnügen auch gekannt. Beweis sein Ausdruck: Fi 410 «Frösch fangen».

Im Winter tummeln sich die Kinder, wie im Sommer im warmen Sonnenschein, im wilden Schneegestöber, fahren im Schlitten eine Erhöhung hinauf und sausen mit fliegenden Haaren, glühenden Wangen und leuchtenden Augen in toller

---

[1] Arnold, Pfingstmontag III, 1.

[2] Ich habe mich schon an manchen frühern Stellen nicht mit der Behandlung der Fischartischen Spiele durch Rochholz einverstanden erklären können. So auch nicht mit seiner Behauptung auf p. 392, wo er Fi 394 mit dem Plumpsack-Spiel «Der Lunzi chunt» identifizieren will.

Fahrt den Hang hinunter, jauchzen und schreien je mehr, je schneller es geht in den weichen Schneehaufen hinein.

Fi 141 «Auff den Berg faren».

Oder «E Rutsch wurd angetriwe» auf dem festgetretenen Schnee oder dem zugefrorenen Teich. Die wichtigsten Ausdrücke für das Gleiten auf dem Eise sind: «Schliffe, schlimmern, ritsche oder rutsche».

In der ersten Ausgabe allein steht im Verzeichnis Fi 496 «Schleiffen». Am Ende des cap. 25 finden wir alle drei heute noch bekannten Namen: Fi 606 «Schleiffen». Fi 607 «schleimen». Fi 608 «Ritschen» (erst in der dritten Ausgabe c; im Verzeichnis Fi 576).

Alle diese eben besprochenen Spiele sind der eigentliche Kern des Fischartischen bunten Verzeichnisses von Ausdrücken; denn sie bezeichnen die wirklichen Kinderspiele, die fast alle heute noch bekannt sind, sich also jahrhundertelang erhalten haben. Wir können die Beobachtung machen, daß dies gerade die einfachsten, kunstlosesten Vergnügungen sind.

Neun, nicht im Spielverzeichnis genannte Spiele, nennt Fischart im Schluß von cap. 25. Diese sind

Fi 612 «Botten raumen».

Fi 613 «Vmbspännlin».

Fi 623 «Zum ziel schocken».

Fi 625 «Der breiten und halben Kugel». (Siehe Fi 220.)

Nur in a im Verzeichnis und dann wieder cap. 25, Ende. Der Ausdruck stammt aus Rabelais. Deshalb scheint es mir fraglich, ob Rochholz das Recht hat, p. 459 diesen Ausdruck als «bestimmte Wurfarten» anzusehen, die Fischart damit gemeint hat, denn die Herkunft des Ausdruckes ist zu klar.

Fi 627 «Zehen paß fünff Sprüng auff eim Fuß».

Zu Fi 623 kann ich nur bemerken, daß es ein Spiel bedeuten kann, bei dem die Kinder nach einem bestimmten Ziele zu werfen suchen. Solcher Spiele gibt es zahlreiche.

Zu Fi 627: Nur in der ersten Ausgabe (a) finden wir als Nr. 37 «Zehen paß», das Ra 11 «a passe dix» entspricht und ein Würfelspiel bedeutet. Es ist nun nicht möglich, daß dieser Ausdruck mit dem Zusatz in b (Ende cap. 25) in Zusammenhang steht, daß Fischart willkürlich oder auch weil er «zehen paß», d. h. «a passe dix» falsch gedeutet hat, den Zusatz «fünff Sprüng auff eim Fuß» gemacht habe, das als ein besonderes Springspiel der Knaben gelten kann, wie Fischart deren eine Reihe cap. 26, p. 281 erwähnt, unter andern «mit drei Passen ein

sprung, auff eim Fuß schupffen» und auch cap. 26, p. 274: «Rucksprung, des Heuschreckensprungs, der fünff Sprüng der weitest».

Die Gesamtzahl dieser Jugendspiele umfaßt die Zahl 311; sehen wir von den Zusätzen am Ende von cap. 25 ab, so ergibt sich für uns nach unserer Tabelle eine Zahl von 287 Jugendspielen, von denen 126 aus Rabelais und 18 aus Junius entlehnt sind.

Fischart ist immerhin die stattliche Zahl von 167 Jugendspielen zuzuschreiben, solange es nicht gelingt, eine andere Quelle als seine persönliche Erfahrung zu entdecken.

Wir kommen nun zu der Besprechung derjenigen Ausdrücke im Fischartischen Spielverzeichnisse, die wohl als Lieder anzusehen sind, wenigstens als Teile oder Anfänge von Liedern. Tragen darunter auch eine Reihe den Charakter von zotigen Wirtshausliedern im Stile der «Trunckenen Litanei» des achten Kapitels, so werden wir auch manchen Ausdrücken begegnen, die ganz gut Anfänge oder Teile aus Reigenliedern oder selbständigen Kinderliedern sein können. Die erstere Art wäre dann zu den zum Teil derben Volksliedern zu rechnen. Die Schwierigkeit der Feststellung mag eine mehr oder weniger gewagte Behauptung entschuldigen, der eine mag diese Ansicht haben, der andere jene. Jedem es recht zu machen ist bei einer Arbeit, wie sie der folgende Teil darstellt, ungemein schwer, denn wo wir keine absolut sichern und unumstößlichen Beweismittel haben, müssen wir ein rein individuelles Urteil fällen auf Grund eines gewissen Gefühles, das uns auch irreleiten kann. Individuelle Urteile sind veränderlich, und es gibt deren so viele als es Denkungsarten gibt. Was mich betrifft, so werde ich an den geeigneten Stellen versuchen, meine Ansicht zu begründen, ohne sie als authentische Norm aufstellen zu wollen, als besäßen meine Auslegungen unbedingte absolute Priorität. Der Umstand, daß eben manchmal nur individuelle Urteile vorliegen, mag die Freiheit des «Ich-Stiles» entschuldigen.

4. Abschnitt.

Die Lieder.

Als Kinder- oder Volkslieder sind folgende Ausdrücke zu betrachten:

Fi 76 «Tochter laß die Rosen ligen».

Fi 77 «Schwartzer Dorn ist worden weiß».

Fi 128 «Wann ich mein Hörnlein plas».

Fi 134 «Womit dienstu deim bulen?».

(Kann aber auch eine Spielfrage aus irgend einem Kunkelstubenspiel sein. «Bulen» deutet darauf hin, daß es eher ein Spiel erwachsener Burschen und Mädchen ist, also ein Kunkelstubenspiel.)

Fi 139 «O mein hertz verschwind».
Fi 175 «Wo schlafft des Wirts Töchterlein».
Fi 177 «Meidlin thu den Laden zu, laß den Ladennagel hangen».

(Um dem liebenden Burschen das Einsteigen des Nachts zu erleichtern.)

Fi 206 «Disen angel mein Frau».

Angel=Dorn, Stachel.[1] Es ist nicht unmöglich, daß dieser Ausdruck auf ein zotiges Schlemmerlied hinweist, in dem «angel» den Sinn von penis haben mag.

Fi 246 «Meidlin sind dir die Schuh recht».

Sicher ist der Ausdruck der Teil eines Volksliedes, vielleicht gar der Anfang. Er ist genannt im 8. Kapitel «Von der Trunckenen Litanei». Auf Seite 130 finden wir eine Reihe Lieder, unter andern:

«Meydlin sind dir die Schuh recht,
bei nachte, bei nachte, halt dich Annele feste».

Ob das Vorhergehende und Folgende wieder neue Lieder sind oder ob sie Anfang und Fortsetzung unseres Liedes sind, ist schwer zu entscheiden, da Fischart die Liedtexte in Prosaform gesetzt hat.

Fi 277 «Der Haber im Sack».

Ueber den Sinn dieses letzteren Ausdruckes finden wir wieder Aufklärung im Gargantua und zwar im cap. 1, p. 34. In einem «saubern» Liede heißt es:

«Es wohnt ein Mûller vor jenem Holtz,
hat ein Tôchterlin das war stoltz,
zu der ließ sich ein Reiter strack,
tragen inn eim Mûllersack,
zu Nacht rûhrt sich der Haber im Sack».

---

[1] Fischart: Flöhhaz: Weiberverantwortung: V. 2669: «Was thât die hurnaus mit dem angel».

Das Lied ist so leichtsinnig wie das folgende an gleicher Stelle zu findende:

«Brauns Mägdelin zih dein Hembdlin ab, vnnd leg dich her zu mir».

Diese «Geuchlieder», wie sie Fischart selbst nennt, zeigen uns, was Fischart mit «Haber im Sack» meint, der «Haber» ist im obigen Lied nicht nur der Ritter.

Fi 337 «Gott grüß euch schöne».
Fi 369 «Mein Tochter ist heurahts zeit».

Auch wieder im 8. Kapitel, p. 128: «Mein Tochter ist Heuratszeit, ich gib jr einen Mann».

Das Folgende (im 8. Kapitel) gehört nicht zu diesem Liede.

Fi 387 «Meidlin laß dir's wohl thun».

Derbes Volkslied. Den Sinn wird man wohl erraten, wenn man an ein anderes im 8. Kapitel zu findendes Lied denkt: (pag. 130)

«Hopfaho, sind die vnflåter do,
Er führet sie hinder Rauten,
er wolt sie gern . . . proho . . .
braune Kleyder trågt sie gern . . . Můho . . .
Mônchen ist eine schône Statt,
dummel dich gut Pårchen, (Pirchen, ab)
Eschenfarb vnd blaw,
Eschenfarb und Leberfarb,
Von der Nipp von der Nippedei».

Vielleicht bedeuten die vier ersten Zeilen ein Lied für sich. Im letzten Teile begegnen wir einem Ausdrucke, der auch im Verzeichnisse zu finden ist als:

Fi 19 «Dummel dich gut Birche».

Dieses ist also auch als Teil eines Volksliedes anzuerkennen.

Auf ein derberes Volkslied mit satirischer Tendenz betreffend einen unwürdigen Zustand des Ehegatten, die Hahnreischaft, weist folgender Anfang eines Liedes hin:

Fi 420 «Mein Man ist ein Gauch, mein Gauch ein Man».

Auch über den Charakter und die Bedeutung von

Fi 432 «Pumpimperlein pump»

gibt uns das 8. Kapitel des Gargantua Aufschluß. Es bildet den Refrain eines Liedes der Trinker, das auf p. 124 zu finden ist:

«Es geht gen diesem Summer,
Oho laß einher gahn,
Die Ochssentreiber kommen, do do,
Oho laß einher gahn,
Diri diri dein, laß einher gahn,
Pum Pimperlin Pump».

Den Charakter eines Liedes tragen auch die Ausdrücke:

Fi 499 «Da sitz ich fein, da ward ich dein»
und
Fi 500 «Ich gang, ich komm, ich komm, ich gang».

Fi 507 «Ich gieng durch ein enges Gäßlein, begegnet mir ein schwartz Pfäflin» etc.

Ein sehr derbes Lied, ein zotiges Wirtshauslied, dessen Sinn noch der Ausdruck cap. 8, p. 125 «Es hat mir ja nie keine hinein gewisen» erläutert, ist

Fi 508 «Es wolt ein Jungfraw züchtig sein, nam jhn inn die hand und wiß jhn drein» etc.

Einen ähnlichen obscönen Sinn enthält

Fi 509 «Ich legt mein Bauch auf sein Bauch».

Mit diesen 21 Ausdrücken geben wir die Lieder, die ohne Zweifel als solche anzuerkennen sind. Zu diesen derben Liedern ist wohl auch

Fi 118 «Zuck nit mein lieb, ist ein billich sach»

zu zählen.

Was der Ausdruck «billich sach» besagt kann man denken, doch nicht aussprechen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der Ausdruck auch eine zotige Redensart darstellt.

5. Abschnitt.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten. Die Wortspiele.

Bei dem engen Zusammenhang dieser drei Kategorien wird meine zusammenfassende Betrachtung zu entschuldigen sein. Ebenso kann ich eine scharfe Trennung der Wortspiele Erwachsener und der Kinder mit gutem Gewissen nicht vornehmen, wenn das bei dem Durcheinander Fischartischer Phrasen überhaupt möglich ist. Folgen wir einer weniger detaillierten

Betrachtungsweise, so ist die Möglichkeit des irrtümlichen Urteils reduziert. Diese Erwähnung, die als eine Art Entschuldigung gelten mag, wird demjenigen nicht Zeichen einer ohnmächtigen Schwäche sein, der die ungeheure Schwierigkeit der Aufklärung dieses Phrasenwustes Fischarts zu werten und zu erkennen vermag. Wo es mir möglich ist, werde ich den Beweis, daß wir es mit einem Sprichwort zu tun haben, erbringen.

Fi 30 «Vier Wachtel im Sack».[1]

«In einem Lügenmärchen aus dem 14. Jahrhundert (Wackernagel: Altdeutsches Lesebuch 5. 1149 ff.) schließt jede Strophe mit den Worten ein, zwô usw. wahtel in den sac! Die Wachtel galt wohl als verlogen.»

Hierauf bezieht sich eine andere Stelle im Gargantua, cap. 15, p. 206: «jetz haben wr den Mönch im Sack, ja trei Wachteln im löcherigen Sack». Der Sinn ist wohl: «jetzt sind wir betrogen worden». (Das gesperrt Gedruckte ist Zusatz in b, so daß ursprünglich der Ausdruck dem im Verzeichnisse genannten in der Form nahe kommt.)

Fi 51 «Burckhart mit der Nasen, komm helff mir grasen».

Vielleicht eine spöttische Redensart der Kinder über die langen Nasen.

Fi 52 «Wolauff des walts Gott nider».[2]

«Das walte Gott» ist eine übliche Redensart am Ende eines Wunsches.

Fi 54 «Mit wem hat man gekallt».

Fi 55 «Wir geben und nemmen einander».

Fi 79 «Zipffelzehezupffen».

Wahrscheinlich ein alliterierendes Wortspiel der Kinder wie

Fi 103 «Meiner Muter Magd macht mir mein Muß, mit meiner Muter Mâl».

Dieses Wortspiel existiert heute noch allerorts.

Zu diesen Wortspielen gehört auch das Zitat Rochholzens aus Fischart (p. 33) «Wisch wäsch» usw.

Fi 91 «Wa geht der Dantz hin Eselmut?» =

«Wohin des Wegs?» Vergleiche unser: «Jetzt geht der Tanz los».

---

[1] Grimm: Deutsches Wörterbuch XIII, sp. 175. Bedeutg. 2.

[2] Johann Agricola 596: Siebenhundert vnd funfftzig Deutscher Sprüchwörter. Wittenberg 1592.

Fi 98 «Den verkaufften gabelochssen mit Wasser zahln».

Ein Sprichwort.

Fi 59 «Jeder hab des Mauls acht».

Wander, III, 507 $_{140}$: «Nimm das Maul in Acht, daß es keinen Schaden macht».

Fi 103 ist auch bei uns üblich in der Form, in der es Rochholz, p. 29 erwähnt, wenn auch etwas variiert.

Ein bei uns allgemein bekanntes dialektisches Lautspiel ist:

«Hinter's Hanse Hasehüß
Henke hundert Hase hüß
Hundert Hase henke hüß,
Hinter's Hanse Hasehüß».

Zu den alliterierenden Redensarten sind auch zu rechnen

Fi 446 «Hanß hau dich nicht».

(Eine Ermahnung zur Aufmerksamkeit); und

Fi 447 «Liendel laß dir die Juppen blacken».

(Ein spöttischer Hinweis auf den zerrissenen Rock.)

Ebensolche Reimspielereien sind die folgenden Ausdrücke, die auch von Erwachsenen gebraucht worden sein mögen.

Fi 112 «Das Alefrentzlin greiff ans schwentzlin».

(Alefrentz = Alefanz, abenteuerliche Gestalt?) (Ueber das Vorkommen des Ausdrucks im Sprichwort: Wander: Sprichwörter Lexikon I, 43. «Alefanz mach die Schuhe ganz».)

Fi 113 «Das zünglinspitzlin, fritzenschmitzlin».

Fi 114 «Das Zeißlin, Mäußlin».

Fi 115 «Kläußlin, kom inns häußlin, würff ein däußlin».

Diese reimspielerische Aufforderung zum Würfelspiele legt Rochholz 447 falsch aus, wenn er meint, der Ausdruck bezöge sich auf das «Knöchel»-Spiel der Kinder. Ebenso falsch ist es, wenn er die spieltechnischen Ausdrücke (die einen besonderen Wurf im Würfelspiel bedeuten) «All zinck, Seß-eß» damit gleichstellt an dieser Stelle.

Fi 116 «Trotzenträtzlin, wie ein Lätzlin».

Fi 117 «Susa seußlin, flusa fleußlin».

Fi 119 «Matz werffs der Metzen zu».

Hierher gehört auch:

Fi 213 «Das bottensäcklin, schlotterpäcklin»

und

Fi 314 «Hämmerlin, himmerlin»,

das auch zu

Fi 208 «Meister hemmerleins nachfahr»

in Beziehung stehen und einen Spruch darstellen kann, der bei diesem Nachahmespiel der Kinder leicht in Anwendung kommen konnte.

Auch als Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten sind zu betrachten:

Fi 129 «Loch zu Loch».
Fi 130 «Es miet mich».
Fi 135 «Inn die Würst faren».
Fi 143 «Der untreu under dem Mäntlin spilen».

Ein bekanntes Sprichwort. Siehe Wander III, 455 $_5$: «Unter dem Mäntelein spielen». «Unter dem hütlin spilen» bei Agricola und Murner (Wander II, 952, 953).

Fi 157 «Faul faudel»,
Fi 158 «Laußknickel»

sind sprichwörtliche Redensarten. Der letztere Ausdruck bedeutet «schlechter» oder «frecher» Kerl. Elsässisch «Lüsknickel», «Lüsangel».

Fi 163 «Vmb den Gänstreck füren».

Heute noch im Elsaß bekanntes Sprichwort für einen betrügen, einen anführen. (Martin-Lienhart, Els. Wörterbuch. Charles Schmidt, Straßb. Wörterb. 38: «Einen iwwer de gänsdreck fiere».)

Fi 167 «Gickel hin, warauff gickelst».

Sprichwörtliche Redensart auf einen, der nach allem gafft?

Fi 172 «Geb Arß, Nemm Arß».

Ein Sprichwort, das bei Agricola zu finden ist, aber nicht mehr bekannt zu sein scheint, denn Wander erwähnt es in dem großen Sprichwörterlexikon nicht. Agricola, p. 67, Nr. 153:

«Dis wort ist breuchlich vnter den Kindern welche aus vnbestendigkeit vnd wanckelmut einander etwas geben / vnd bald wider nemen darumb wie ein kind des andern spottet / solchs wanckelmuts halben / so sagt es / Geb arß / nem arß.»

Fi 178 «Die Floh laufft im hemd».

Spöttische Redensart, wie es ja deren über diesen Gegenstand viele gibt. (Wander, Sprichwörterlexikon.)

Fi 203 «Von Wollen auf die Wellen».

Ein Sprichwort.

Fi 222 «Es laufft ein weise mauß die maur auff».

Erstens zitiert Rochholz diesen Ausdruck falsch, p. 432, indem er «weise» wegläßt, das in den drei ersten Ausgaben steht (nach Alsleben), zweitens irrt er sich, wenn er ihn identifiziert mit seinem Spiel «Feistermüslen». (Siehe oben unter «Fangspiele».) Der Ausdruck scheint mir ein Sprichwort zu sein. (Vergl. Wander III, 537, 106, 107.)

Fi 223 «Die Gans gaht auf den Predigstul».

Vielleicht bedeutet dieser Ausdruck noch das alte Kunkelstubenspiel, auf welches Fischart, p. 16, hinweist: «Kunckelstubische Gänsprediger». Jedenfalls hat der Ausdruck dann auch sprichwörtliche Bedeutung gefunden, wie uns zahlreiche Sprichwörter beweisen, z. B. «Den Gänsen predigen». (Siehe Wander, Sprichwörterlexikon.)

Fi 227 «Alstreiffen».

Nach einer anderen Stelle im Gargantua, cap. 24, p. 255: «Das ist, Wurst stellet den Meidlin den Durst und greiffen all, gern nach dem Al, und streichen kein Sand doch in die hand» ist es leicht zu erraten, was dieser Ausdruck zu bedeuten hat.

Sprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter sind auch die Phrasen:

Fi 275 «Was gibt ein groß Maul guts?»
Fi 336 «Jeder trott und tritt».

Die Bedeutung einer sprichwörtlichen Redensart geht aus cap. 16, p. 212, hervor: «Zu jedem ock und tritt und trott ein Fürtzlein, horcha».

Darauf folgt eine Reihe von abenteuerlichen Wortspielen.

Fi 342 «Deß bösen, das es gut werd».
Fi 368 «Die finger krachen, die Männer wachen».

Ein Spruch mit abergläubischem Hintergrund. Heute noch treiben die Mädchen dieses Spiel, indem sie an den Fingern ziehen. So vielmal sie krachen, so viele Jahre muß man noch bis zum Heiraten warten.

Fi 442 «Desperat».

Wie Fi 519 heute noch übliche Redensart für «außer sich sein». «Er isch dischberat.»

Fi 450 «Den Schuch außtretten».

Eine Redensart.

Fi 517 «Keller und Koch, bloß ins loch».

Sprichwörtliche Redensart, gereimt und alliterierend mit spöttischem Sinn.

Fi 519 «Grandmercy».

Eine heute noch im Elsaß übliche Redensart für «ich danke schön».[1]

Fi 527 «Harnisch fegen».

Ein bekanntes Sprichwort. (Ch. Schmidt, Etymologisches Wörterb. Murner, Narrenbeschwörung, 94; Wander II.)

Fi 528 «Fasten auf der Karten».

Redensart aus dem Kartenspiel entstanden mit satirischem Beigeschmack.

Fi 529 «Teterint tractro, stampf ins Stro».

Fi 534 «Spitz das Mündlin».

Ein derbes Sprichwort, dessen Sinn klar ist, haben wir in

Fi 535 «Wer kans wissen, wievil die Magd hat geschissen».

Fi 551 «Leuß oder Niß».

Beide Ausdrücke synonym. Redensart.

Für sprichwörtliche Rätselfragen halte ich die Ausdrücke:

Fi 552 «Wie reutst die Sau, daß sie nicht haw».

Fi 553 «Im Winter auß, im Sommer an».

Fi 561 «Trey wünsch auff eim stiel».

Eine Redensart bezüglich auf einen, der zuviel auf einmal will.

Fi 566 «Ists Esel oder Edel?»

---

[1] Nochmals cap. 12, p. 188. wo Fischart «Grandmercy» wortspielerisch entstellt zu «ein langer Krämer», ähnlich einer Reihe von unsinnigen Wortverdrehungen, welche die «Gemerckreime» des Gurgelgrossa bildeten.

Eine Redensart erblicke ich in

Fi 560 ‹Wünsch das beyden nutzt›

(In a: «Ich wünsch das uns beyden nutz ist»). Das gleiche Sprichwort nennt Fischart nochmals in anderer Form:

Fi 599 ‹Was ich wünsch sey dein halb›.

(Ueber «Wünschen» zahlreiche Sprichwörter bei Wander V, 454.)

Fi 567 ‹Inn was gestalt dir die Wandlung gefallt›.

Vielleicht deutet dieser Ausdruck auf ein Verkleidespiel.

Fi 569 ‹Ich und mein Knecht tragen ein Harnisch feyl›.

Fi 570 ‹Furtz im Bad, oben auß, nirgend an›.

Agricola[1] kennt das Sprichwort «Oben auß vnd nirgend an.»

«Dis belanget die eigensinnige köpffe die jnen weder singen noch sagen lassen / denn desselben spottet man / das sie sich das vnterstehn / das jhnen schedlich ist / Hui oben aus / vnd nirgend an.»

«Oben auß, nirgend an», aus einem Hexenspruch. Einem freundlichen Hinweis von Professor Ernst Martin verdanke ich die Bemerkung, daß Goethe das Bild vom «Furtz im Bad» auch kannte. Seuffert, Literar. Denkmäler, Nr. 14. Goethe, Ephemerides: «Altum petit ut crepitus in balneo redditus».

Fi 583 ‹Es beißt baß›.

Fi 584 ‹Der kleiner ziehet den grossen›.

Ueber das Verhältnis von «Klein» und «Groß» gibt er zahllose Sprichwörter (siehe Wander).

Unserm Sprichwort kommt Nr. 10 bei Wander am nächsten (Wander II, 1387 ff.): «Die Kleinen jagen die Großen», «eine Redensart beim Kartenspiel, in Bezug auf die kleinen Trümpfe». Bei Fischart hat der Ausdruck schon allgemeinere Bedeutung.

Fi 585 ‹Tantz oder pfeiff›.

Die sprichwörtliche Redensart, «nach der Pfeife tanzen», mit der dieser Ausdruck zusammenhängen mag, ist bekannt.[2]

---

[1] Agricola, p. 98 b. Nr. 217.
[2] Siehe Wander III, 1258_{34}.

Sprichwörter sind ferner:

Fi 586 «Wa klebt der Senff».

Fi 587 «Iß Heues vil, so iß des meher».

Fi 588 «Den grindigen Gauch beropffen».[1]

Fi 589 «Kätzlin mach ein hasentäplin».

Fi 591 «Der schmach und raach».

Wander führt ein Sprichwort an: «Schmach sucht rach», mit dem Fi 591 wohl identisch ist. Lateinisch heißt das Sprichwort: «Contumelia quævis aculeum habet».[2]

Fi 593 «Des Promouirens inn der Lehr der Lieb»

bedeutet soviel als die höhere Liebeskunst erlernen, die Hochschule der Liebe absolvieren, in der «ars amandi» zu promovieren.

Fi 595 «Was kruselt sich, was mauset sich».

Fi 596 «Ist nahe darbei, baß auff den Esel».

Vielleicht von der Art wie das bei Wander II, 866: «Nahedabey ist nicht getroffen».

Fi 597 «Soll ich, bin ich».

«Soll's Sein, so schickt's sich» ist ein Sprichwort bei Wander IV, 604 $_3$.

Fi 598 «Dem Blinden opfferen».

Fi 600 «Immen wigen».

Es ist bemerkenswert, daß Fischart diese Wortspiele, Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, deren Zahl sich auf 72 beläuft, gegen Schluß des Verzeichnisses häufte. Der Sinn der nicht mit Erklärungen versehenen Ausdrücke geht aus dem Wortlaute hervor. In Ermangelung eines bessern Beweises müssen wir uns damit begnügen. Es ist ungemein schwer, Spielphrasen und sprichwörtliche Redensarten zu trennen, da häufig Redensarten, die dem Spiele sonst noch angehören, schon zu sprichwörtlicher Bedeutung fortgeschritten sind.

---

[1] Murner: Geuchmatt.
[2] Wander IV, 253 $_2$.

6. Abschnitt.

Rätsel, Scherz- und Spielfragen.

Es mag nicht Verwunderung erregen, daß in diesem Abschnitte nochmals die Rede sein soll von Spielfragen, die eigentlich in dem Kapitel von den Jugendspielen ihre Berücksichtigung hätten finden sollen. Ich glaube mich mit dem Hinweise entschuldigen zu können und zu dürfen, daß es ihrer so wenige sind, daß die früher behandelten Ausdrücke zugleich auch den Namen oder den Verlauf des Spieles angaben, daß diese hier anzugebenden Fragen als einzelne Fragen, zum Teil scherzhafter und rätselartiger Natur, zu erkennen sind.

Zunächst einige allgemeine Hinweise auf das Vergnügen der Kinder und Erwachsenen, sich Rätsel aufzugeben. Solche Phrasen, die auf kein bestimmtes Rätsel hinweisen, sind:

Fi 211 «Lôß mir ein frag, die ich dir sag etc.».

Fi 354 «Raht was ist das?»

Fi 379 «Ich raht».

Fi 459 «Râters».

Die eigentlichen Rätsel und Scherzfragen sehen wir in den folgenden Ausdrücken:

Fi 104 «Warzu sind lang Nasen gut?»

Fi 144 «Was ist diß, fornen wie ein gabel, in der mitten wie ein Faß, das hinderst wie eim besen?»

Die Antwort gibt Fischart selber: «Ku». Rochholz, p. 199 ff., bespricht und nennt eine Menge derartiger Rätsel. In etwas variierter Form kommt dieses Rätsel auch in der Schweiz vor.

Fi 145 «Was geht auff dem kopff in bach?»

(Antwort: Das Spiegelbild eines jeden Wesens.)

Fi 237 «Ein Ey, zwey halb, unnd ein halb Ey, wie viel seinds?»

Dieses Rätsel habe ich vor Zeiten in anderer Form einen Straßenkehrer einem andern stellen hören: «Ein Ei und noch ein Ei, wievil sin dis?» Ich glaube, daß hierbei die Silbe «ei» gezählt wird. Im ersten Rätsel wären es dann fünf, im zweiten Fall vier «ei».

Fi 454 «Wa zu ist stro gut?»

Scherz- und Spielfragen sind:

Fi 467 «Welchs sind der Buler gröste thorheiten?»

Fi 468 «Wie heissen des Wirts kammern?»

Fi 469 «Was schenckst mir inn das hauß?»

Als Rätsel sind wieder anzusehen:

Fi 510 «Wann ich dirs nenn, und du so grosser Narr bist, und nicht weist was das ist».

Vergleiche damit Rochholz, p. 272, Nr. 205, das alte Rätsel von der Tenne, das schon im Reterbüchlein, durch Nic. Basse und S. Feyrabend, Frankfurt 1562 vorkommt: «tenn nenn is, tenn säg is. wann man es euch schon nennt, daß ihr es doch nicht kennt.» Die Schweizerische Rätselformel enthält sogar fast wörtlich einen Satz des Fischartischen Rätsels. In der Schweiz heißt es:

«Tenn' nenn i's, tenn säg i's,
denn du nit weißt, was tenn' i's,
Denn du en große Nar bis.»

Die Lösung des Fischartischen Vexier-Rätsels ist **«wann»**. Sie wird mit dem Rätsel gegeben.

Ein bekanntes Rätsel ist:

Fi 511 «Wickerlin, weckerlein, laufft ubers Aeckerlein, hat mehr bein, denn meiner Hund kein».

Lösung: Die Egge.

Fi 556 «Vier bein zwey bein».

Im Rätsel stellt gewöhnlich der Mensch das «Zweibein» vor und der Hund das «Vierbein».

Fischarts Angabe ist unvollkommen und ein Fragment. Fi 556 bedeutet ein gleiches Rätsel, wie dasjenige Rochholzens auf p. 257, Nr. 107.

In der Schweiz lautet das Rätsel:

«Zweübei sitzt ûf em Dreibei
und naget am ene Saübei.
Do chunt s'Vierbei
und nimmt dem Zweübei sis Saübei.
Do schlòht's Zweübei sìs Dreibei dem Vierbei nòh.
aß s'Vierbei sìs Saübei het lo falle lò.»

Bei uns:

«Zweibein saß auf einem Dreibein
und aß Einbein. Da kam Vierbein
und nahm Zweibein das Einbein weg.»

Fi 557 «Wa lauffen die Seck selbs herauß?»

Fi 558 «Hinden rauch, fornen kal».

Fi 559 «Wa thun all hůpsch Frawen hin?»

Scheint einen derberen Sinn zu haben, ähnlich der Frage im cap. 19, p. 232:

«Aber rhatet, was ist diß, einer geht hinein, die andern zwen bleiben herauß hencken?»

Fi 562 «Mein Vatter fieng ein Fisch, wie lang?»

Dieser Ausdruck kann sich auch auf das Spiel Fi 160 «Ich fisch in meines Herrn tåuch» beziehen. (Siehe oben unter den Kinderspielen, Teil c).

Wir können mit Sicherheit behaupten, daß alle diese 19 Phrasen das bedeuten, was wir soeben gezeigt haben.

7. Abschnitt.

Die Tänze.

Wir nähern uns dem Schluß unserer Arbeit, die sich die Aufgabe gestellt hat, Klarheit in dem Chaos von Sentenzen zu schaffen, aus denen das Verzeichnis besteht. Im folgenden, letzten Abschnitte stellen wir die Phrasen zusammen, die auf den Tanz im allgemeinen und auf bestimmte Volkstänze hinweisen. Dies sind die folgenden Ausdrücke:

Fi 17 «Hupf auff, dupff auf».

Fi 18 «Wintertrost».

Dies bedeutet das Tanzvergnügen, das den jungen Burschen und Mädchen ein Trost in der Winterszeit ist.

Fi 40 «Par mit dem Dantz».

Auf wirkliche Tänze sind die Ausdrücke zu beziehen

Fi 209 «Wechsseldantz».

Fi 210 «Allemant damour».

1578 erschien Fischarts «Philosophisches Ehezuchtbüchlein»; ein «künstlich und lehr-reich Tanz-Liedlin, das etwan eynem zu Hochzeitlichen fräuden durch S. F. G. M. gemacht worden — vnd ist inn dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet». (Wackernagel: «Joh. Fischart», p. 125.) Der Tanz war also Fischart wohl bekannt.

Fi 318 «Deß Todendantzes».

An die alten Totentänze erinnert heute noch das bei den Kindern übliche Fangspiel «der schwarze Mann».[1] (Siehe W. Wackernagel in Haupts Zeitschrift 9. 314, 338.)

Fi 448 «Moriscendantz».

Fi 251 «Kocherspergerdantz».

Diesen alten, im Kochersberg-Gebiet üblichen Volkstanz erwähnt Stöber in seinem Büchlein «Der Kochersberg».

Aus Rabelais hat Fischart zwei Tänze abgeschrieben

Fi 249 «Triori» = Ra 105 «au triori»,

Fi 250 «Des Zirckels» = Ra 106 «au cercle».

Der erste Ausdruck ist unverändert geblieben, während Fischart den zweiten übertragen hat.

Martin-Lienhart: E. W. II, 695 erwähnen eine große Zahl von Tänzen, von denen einige auch bei Fischart bereits genannt sind. So z. B. der Wechseltanz, der Morisgentanz, der Scharrer, der Zäuner. (Siehe Garg. cap. 6, p. 122 unten.)

Mit den neuen Fischartischen Tänzen bilden diese alten Volkstänze eine stattliche Anzahl, die wohl der Erklärung und genauen Beschreibung wert wären, umsomehr als sie mit der Zeit aussterben und bald ganz vergessen sein werden.

Von diesen zehn Ausdrücken sind also sieben wirkliche Volkstänze, wie Fischart nochmals an anderer Stelle deren eine Reihe anführt, deren Erklärung und Beschreibung fast unmöglich ist, da diese Tänze heute nicht mehr üblich sind.

Im cap. 6, p. 122 sind zu finden:

«Hie gilts den Scharrer; den Zåuner; den Kotzendantz; den Moriscen (im Verzeichnis); den schwartzen Knaben (Totentanz), der gern das braun Meidlin wolt haben» etc.

Es ist zu bedauern, daß diese alten Tänze immer mehr aussterben. An ihre Stelle treten überall die modernen Tänze, die in den Salons entstanden; und wenn man heute im Elsaß über die Jahrmärkte geht, so findet man wohl einen improvisierten Tanzboden, aber an Stelle der Lieder, die gewöhnlich diese oft wilden Volkstänze begleiteten, schallen uns mehr oder weniger falsche Töne einer schlechten Dorfkapelle schneidend in die Ohren: abgeschmackte Tanzweisen, die zu unsern modernen unschönen und unbequemen Schwindeltänzen heruntergeleiert werden. Die Lieder sind verklungen, die Beifalls-

---

[1] Rochholz, p. 376. Ist mir in Heiligenstein bekannt geworden.

rufe der Zuschauer sind verhallt, die einen besonders schön ausgeführten Tanz oder einen kraftvollen, kühnen Sprung eines strammen Burschen belohnten; kein wilder Schrei der stämmigen Burschen, kein Jauchzen der freuderfüllten Mädchenbrust, kein Flattern und Fliegen schneeweißer Spitzenröcke und bunter anmutiger Trachten ist mehr — alles ist grau — abgeschmackt — modern.

So gut es mir eben gelungen ist, habe ich in der vorliegenden Arbeit alle die vielen Phrasen, die das Spielverzeichnis des jungen absonderlichen Gargantua ausmachen, klassifiziert.

Ein toller, göttlicher Humor liegt über dem Ganzen, durchwebt mit teuflischer Satire Fischartischer Spottlust.

Die Schwierigkeit des Stoffes, die gesteigert wird durch die Ungenauigkeit der Fischartischen Angaben, mag Fehler entschuldigen.

Die Darstellung wird immer das Siegel der Individualität tragen, und der Darsteller wird nie den Anspruch für seine einzelnen Urteile erheben, als seien sie allgemeingültige Postulate. Was die Erschöpfung eines derartigen ausgedehnten Gebietes, wie das der Spiele ist, angeht, so ist es selbstverständlich, daß schon bei annähernder Gründlichkeit für die Behandlung einer einzigen Spielart, deren Fischart ja eine ganze Menge zusammengebracht hat, eine vielleicht jahrelange Forschungsarbeit notwendig ist, eine Zeit, die mir vorläufig nicht zur Verfügung steht.

Ueber jeden unserer Abschnitte könnte eine b e s o n d e r e Arbeit erst erschöpfend sein, wie überhaupt als kulturgeschichtliches Denkmal Fischarts Werke und insbesondere der «Gargantua» eine fast unerschöpfliche Quelle sind, ein Born, aus dem in unvergleichlicher Fülle und Anschaulichkeit die Sitten und Gebräuche vergangener Zeiten fließen.

Wenn es mir gelungen ist Licht in das Chaos von Phantasie und Realität gebracht zu haben, so hat meine Arbeit ihren Zweck erfüllt, noch mehr allerdings, wenn sie die Anregung sein wird zu neuen kulturgeschichtlichen Arbeiten, um deren Gegenstand man im «Gargantua» nicht verlegen sein wird, Arbeiten, welche unserm großen Landsmann zur vollen Würdigung und Verehrung verhelfen können.

IX.

Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg.

Von

Th. Renaud.

Erster Teil.

Vorwort.

Am Schlusse der Mitteilung dieses Tagebuches im Jahrbuche von 1906[1] steht der Satz: «Inzwischen haben sich noch weitere Hefte, die vorhergehenden, gefunden (bei Hrn. Pfarrer Bruns in Kronenburg).» Er hat sie auf seiner früheren Pfarrei Altweiler von einer Frau Witwe Wickersheim bekommen. Nur ein Heft fehlt und wird wohl ganz verloren sein. Die erhaltenen sind zum Teil, wenigstens die ersten Blätter, arg durchlöchert (Mäusezahn!); auch ist die Tinte öfters bis zur Unleserlichkeit verblaßt.

Herr Bruns hatte die Güte, sie mir zur nachträglichen Veröffentlichung zu überlassen.

Der zweite Teil hat zur Bewahrung des ersten beigetragen; so möge denn dieser aus Dankbarkeit dem zweiten folgen! Wer B gelesen hat, wird auch A lesen.

---

[1] Der dort S. 176 Zeile 1 genannte Ort heißt Haag, mundartlich Hoâg. (Gütige Mitteilung des Hrn. Reg.-Rats Reubold in Ansbach.)

Heft 1.

Das erste Blatt (Umschlag) ist nur ein Fetzen, auf dem noch lesbar ist:

«Weiß . . burg, Landau, Mannheim, Maynz . . . Eisenach, Gotha, Erfurt, Weimar . . . Leipzig, Halle.»

Merz, Aprill bis auf den Anfang des Mai.

Auch das zweite Blatt ist zum Teil durchlöchert. Ich lese noch (und klammere leicht Ersetzbares ein):

Mannheim.

Samstag 12 Merz 1774 des Morgens . . . halb neun (schrieb ich dieses Journal)

(Donnerstag) 10. um 8 Uhr precise rei(sete) . . . . mit schwerem Herzen (welches . . . durch (?) d(ie) Thränen sich aufs . . . rn suchet) von Straß(burg) . . . theils ich, theils meine . . . (we)lche mich zum Theil bis an . . . begleiteten: M. Redslob . . . Stein (?) Krug, Silberarbeiter, Schmid . . . (aus) Fridberg bei Frankfurt . . . Verwandte dem Schutze (des allmäch)tigen, weisesten und gü(tig)en (Got)tes, des Vaters Jesu Christi mich (emp)fohlen hatten. Die Gesellschaft in (der diligence) bestunde aus 1) Hr. Diebau, (Kau)fm(a)nn zu Straßburg aus der Schweitz 2) Hr. Leidecker Kaufmann von Neuchâtel 3) Hr. Kaldarini (auf d)eutsch Kessel von Mayland, Kaufmann 4) . . . Matzen, Italiäner, angehender (Kau)fmann. — Hr. Diebau ist ein großer honnête homme. Er begegnete mir besonders höflich und freundschaftlich; und ich lernte allerlei an seinen Reden. Von dem wahren Christenthum hat er aber leider gar keine Erfahrung. Hr. Leidecker war ein angenehmer, freundschaftlicher Mann, und gefiel mir wohl, (so la)ng er nicht auf seine Hauptbegierde, (fl)eischliche Wollust, kam; dann da wurde (dieser) Mann auf einmal schmutzig . . . Diebau enthielt sich davon ziemlich . . . Ich muß ihm aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er . . . (sel)ten von wollüstigen Begierden . . . . (sprach).. Hr. Kaldarini hatte beim Ein(steigen einen) starken schwarzen Bart . . . (wel)ches ihn dem Ansehn nach zu (einem gefähr)lichen Menschen verstellte . . . (er) saß, ohne ein Wort . . . oder doch . . . gar . . . zu reden; so war ich gegen (ihn miß)trauisch. Allein der abgeno(mmene) Bart machte auf einmal einen noch ziemlich artigen Mann aus ihm . . . (Er) redete kein Wort, bis ich gegen Abend erfuhr, daß er kein Wort teutsch, noch französisch sprach. Ich redete mit ihm lateinisch, welches er zwar fertig, doch nicht zierlich und mit öfterer Verwechslung der generum gesprochen hat. Er

verstunde auch griechisch. Meine Gesellschaft war mir angenehm in Vergleich mit der ordentlichen (= gewöhnlichen), welche man sonst anzutreffen pflegt auf (öffent)lichen Wagen. —

Freitag den 11. ej. Morgens nach halb sechs Uhr giengen wir von Weißenburg (m)it geöfneter Pforte, vor welcher wir aber, da (= so lange) sie geschlossen war, unsere Gedult zu üben Gelegenheit hatten. Ich sprach den Abend vorher mit Hr. Pfarrer

(Drittes Blatt, gleichfalls stellenweise durchlöchert.)

Gambs,[1] welcher mich sehr höflich empfangen, zum Nachtessen oder doch zum wenigsten zum caffee lude auf den folgenden Morgen, da ich das Nachtessen abgeschlagen hatte, und den caffee nah(m) i(ch) nicht an, wobei er bezeugte, daß (kei)n fremder und besonders kein Straßburger so trocken von ihm gegangen. Wann ich etwas christliches zu reden (Gele)genheit geben wolte, so sprung (er) bald ab, daß ich von seinem inneren (g)ar kein Urteil fällen kan. Hrn. Seniorem Mühlberger (?) in Landau habe ganz anders gefunden. Wir waren nach abgelegten complimenten auf einem erbaulichen discours. Allein da er, seinen Mantel und Kragen an und um sich, eben im Begrif war, mit einer Leiche zu gehen, so hatte ich dieses Vergnügen nur auf einige Augenblicke. Doch rufte er seiner Frau Liebsten, einer leutseeligen und gefälligen Frau, welche recht in Christo lebte und welche ich gerne länger genossen hätte, wann mich nicht die Furcht, die Diligence möchte abfahren, geheißen hätte, Abschied zu nehmen. Von Landau bis Neustatt war der Weg sehr schlimm, und deswegen bekamen wir in Landau eine andere Dil.; allein der liebe Gott hat uns sämtlich bewähret, da ich mehr als einmal meinte, umgeworfen zu werden. Zu Neustatt änderte man unsere dil. nochmahlen zu unserm sämtlichen Vergnügen, weil die von Landau aus gar schlecht beschaffen war. Und zugleich wurde unsere Gesellschaft vermehret mit einem, der . . . 6 Jahr bei den ehemaligen Jesuiten . . . Philosophie gelehret hatte, welches er durch seine immer gebrauchten distinctiones (phy)sica und metaphysica etc. bestätigte. Ich zog ihn ein wenig darüber auf, und seine distinctionen waren weg. Wir geriethen auf den discours von Pietisten. Sie wurden einstimmig verworfen, ohne daß sie jemand kennete. Nemlich man hielte bald die Herrnhuter, bald die Jansenisten, bald Heuchler für diejenigen, welche Pietisten genennet werden. Ich beschrieb ihnen die Kennzeichen eines echten Pietisten. Man billigte meine Beschreibung; allein

---

[1] Wahrscheinlich Joh. Mich. Gambs aus Straßburg, 1755 Pfarrer in Lembach (K. V. Blatt 165).

man wolte mir von allen Seiten behaupten, es gäbe keine solchen Menschen. Ich zeigte den großen Unterschied unter einem Menschen und einem guten Engel und sagte dabei: «Meine Herren, alle Heiligen von Anfang der Welt hatten noch manche Fehler an sich gehabt; die Ursache aber, warum diese Heiligen durchgehends so hoch geehret würden, wäre keine andere, als weil sie lange

(Viertes Blatt, auch noch etwas durchlöchert.)

vor uns gelebet, und wir mehr von ihrer Gottseeligkeit, als von ihren Fehlern aufgezeichnet fänden.» — Meine Gesellschaft wurde nicht ganz überzeugt; doch sahe ich hier abermahl, wie schön die echte Gottseeligkeit (selbst in) derer Augen ist, welche ihr im (Herzen) zuwider sind. Mit der größten Hochachtung und Ernsthaftigkeit versicherten die wollüstigen Leute, daß ein Mann, der Gott von Herzen liebt und darinnen immer weiter zu gehen suchet, ein recht edler und ehrwürdiger Mann wäre; allein, dann man bestund darauf, es gäbe dergleichen nicht. Uiber dem Nachtessen Freitag 11. fiel die Rede von dem indifferentismus. Er solte, sagte man, überall herrschen. Ich sagte und endigte hiermit den Streit, Einer, dem alle Religionen gleichgültig wären, könnte ohnmöglich selbsten Religion haben. Uibrigens wurde gar vieles in der dilig., über Tisch, bei Besuchen geredet und berühret, welches ich nicht gewußt und doch hätte wissen sollen. Mein Gott, verzeihe mir alle meine Sünden um Jesu Blutes willen. Wie vieles gute hätte ich mit Wissenschaft ausrichten können! —

(Mannheim) Samstag 12. Vormittags richtete ich meine Aufträge aus bei Hrn. Hofr. Lamey.[1] Da er in der academie war, so überreichte ich das mitgebrachte der Frau Hofräthin, welche mich gegen 2 Uhr wieder kommen hieß. Dem Hofbuchhändler Hrn. Schwan[2] überlieferte ich etwas weniges. Dem Hrn. Pfarrer Petton (vgl. 13. III) solte ein compliment bringen; allein wie ich hörte, daß er seine Predigt studierte, so wolte ich ihm nicht beschwerlich fallen, obgleich die Fr. Pfarrerin mich freundlich bate. Ich versprach, den Sonntag Nachmittag wieder zu kommen. Darauf besahe ich die ehmahlige Jes. Kirche, ein majestätisch Gebäude von ausen und innen. Das Churfürstliche Schloß ist groß und herrlich mit zweien Schloßkirchen an beiden Flügeln. Hinter dem Hauptgebäude

---

[1] Vgl. 30. IV. im Jahrb. 1906 und die Anmerkung zum zweiten Besuch.

[2] Der Verleger von Schillers Räubern. «Es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Hr. Schwan heiraten sollte.» (Scharffenstein in «Schillers Jugendfreunde» von Hartmann, S. 155.)

ist ein nicht fürstlicher Garten. Des Mittags über Tisch mußte ich ein collegium exegeticum von meinem Wirthe Hrn. Frölich anhören. Er sagte, Noah wäre ein Esel gewesen, daß er den Cham, seinen Sohn, verfluchet habe mit allen seinen Nachkommen; zugleich wäre es auch ein gottloses Verfahren gewesen. Seine Frau war ganz stille dazu (eine recht artige und gefällige junge Persohn). Ein katholischer doctorandus medicus wußte sich nicht zu vertheidigen, und meine Meinung, daß es prophetisch zu nehmen sei, verlachte er. Darauf erklärte er die Geschichte Jonä im Bauch eines Fisches also:

(Blatt 5)

Jonas wäre ein liederlicher Mann gewesen, welcher 3 Täge und 3 Nächte in einem Wirthshause sein Geld verzehrte mit Fressen und Saufen etc. und sich deswegen einige Zeit geschämet, unter die Leute zu gehen. Ich zeigte ihm, daß die Allmacht Gottes zu zeigen, nicht der Hauptzweck dieser Geschichte sei. Auch gab ich ihm zu, daß der Fisch kein Wallfisch gewesen, sondern der, die Liebe, Erbarmung, Langmuth Gottes zu bestätigen. Dis war nicht nach seinem Geschmack, sondern nur zu spotten und Zweifel zu erregen. z. E. der Fisch müßte doch zum mindesten 10 mahl so groß gewesen sein als ein Mensch; nun aber wie hat ein solcher an das Land kommen können? Ich suchte die Sache zu erklären mit der Fluth und Ebbe; allein ich that weder ihm, noch mir selber damit ein Genüge und gestunde meine Unwissenheit. Da er sich theils vorher, theils nach diesem öffentlich erklärte ohne Scheu, daß er die Bibel für kein göttliches, sondern zusammengetragenes blos menschliches Buch hielte, so sagte ich ihm, nach einiger Uiberwindung der Menschenfurcht: «Mein Herr, wenn sie wollen glücklich werden, so müssen sie ganz andere Begriffe von der Bibel bekommen. Suchen sie einmal gewissenhaft und redlich, nach diesem Buche zu leben, so werden sie eine Kraft aus demselben in ihr Herz bekommen, welche sie von der Göttlichkeit der Bibel deutlich genug überzeugen wird.» . . . Nach Tisch kam ein stummer, da wir eben aufstehen wolten, welcher durch Winken und schreiben mit den Fingern sich zu verstehen gab. Sein Vater zog ihn mehrere Jahre zum Kieferhandwerk auf; nach welches Tode er Freiheit bekam seiner von Jugend an geäußerten Neigung, ein Mahler zu werden. Mein Hr. Wirth redete mit ihm durch Bewegung der Lippen, winken und schreiben. Dieser Mensch heißt Meier. . . . Der Hr. Wirth sagte mir nachher, er wäre sehr verliebt und sehr geschickt im Mahlen und Schreiben. — In der nemlichen Stunde bekam einen Brief von Hr. Stein, Buchhr. in Strßb. durch den

Hr. Hofbuchhr. Schwan in Mannh., in welchem ein andrer an den Hr. Löffler Bchhr. ibidem eingeschlagen war. Ich trug ihn hin. Und darauf gienge zu Hr. Hofr. Lamey.[1] Er empfing mich leutseelig und besprach sich von allerlei. Er schenkte mir Etrennes Palatines 1774 in 12, und da ich ihn zugleich beim Weggehen um ein historisch Buch bate, so gab er mir Medicus,[2] Zustand der Bevölkerung in der Pfalz und Mannheim besonders, in 8 Frkf. u. Leipz. 1769. Ein Buch, welches gut und dreist geschrieben ist und die Aufhebung des Gassenbettels nach sich gezogen hat. (Dann Besuch des Naturalienkabinets und «im Gange vor» des «cabinets verschiedner Antiq.» — Für die Bibliothek war es zu spät.) Bis es dunkel wurde, besahe die Rheinbrücke und spatzierte auf dem Wall und lief hernach ein halbe Stunde irre in der Stadt herum.

Sonntag 13. März (Vorm. Besuch der luth. Kirche. Die Predigt des Pfarrers Pitton[3] «war meist Heu und Stroh». . . . Nachm. in der ref. Kirche. Die Predigt des cand. theol. Bieler «gefiel mir sehr wohl» . . .) Von Music weis man nichts in den hiesigen Kirchen. Das Singen wird schrecklich gedähnt, daß ich viele Secunden warten mußte, bis die folg. Zeile angefangen wurde. Die Prediger sind äuserlich sehr andächtig, wie auch die Gemeine, besonders die Weibsleute, welche großentheils für sich auf dem Stuhl liegend und knieend

---

[1] Joh. Sigism. Lorenz schrieb am 4. III. 1774 an Lamey: «Endlich, theuerster Freund, ergreife ich auch wieder die Gelegenheit, die mir die Reise eines sehr rechtschaffenen Candidaten an die Hand gibt. . . . Die hiesigen Neuigkeiten werden Sie von dem Ueberbringer Hr. M. Patrick selbst erfahren können» etc. Nachschrift: «Hr. M. Patrick ist ein sehr treuer, frommer, fleißiger Candidat». Und am 27. Juli 1775: «Mögen auch die lieben Ihrigen in lebendiger Gottesfurcht . . . aufwachsen! Ein treuer, vom Geiste Gottes belebter Informator dient dazu vortrefflich. Wo Sie nicht schon mit einem Hauslehrer versorgt wären, würde Ihnen Hr. M. Patrick, der nun wieder bei uns und voll Geist und Leben ist, treffliche Dienste thun». (Briefe an Lamey in Mannheim von Joh. Sigism. und Joh. Mich. Lorenz, Handschriftenverzeichnis der hiesigen Univers.-Bibliothek von Barack, S. 160, Nr. 120.) Auch von Prof. Jer. Jak. Oberlin überbrachte Patrick einen Brief (v. 7. III. 1774): «Monsieur! Le porteur de la présente, Mr. Patrick, cand. en theologie, partant pour Halle en Saxe, m'a temoigné avoir grand envie, comme de raison, de faire votre connaissance en passant par Manheim. Je vous connais trop galant homme, pour vous refuser à ses souhaits.» (Ebenda, S. 161, Nr. 136.)

[2] Fr. Casimir Medicus 1764—1809 Garnisonsphysikus etc. in Mannheim, Kollege Lameys als Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften.

[3] Joh. Heinr. Piton aus Straßburg, geb. 1716.

das jedesmalige Gebet verrichten. Die Stimme der Prediger verändert sich nicht viel; auch ist die Bewegung der Hand sehr einfach, welches bei mir Eckel erregete . . . Die Prediger gehen hier in Mantel und Kragen (Nach der Predigt in der ref. Kirche fand eine Taufe statt). Die Hebamme, eine sehr alte Frau, vor welcher man sich in Straßburg segnen würde, trug das Kind (Beschreibung des Taufaktes). Wie ich aus der ref. Kirche weg vor der Cathol. Pfarrkirche vorbei ging, so hörte ich predigen. Ich gieng hinein und hörte dem Hr. Decano (seinen Namen weiß ich nicht) eine 4tel Stunde zu. (Mitteilung über die Predigt.) Er hatte eine 4eckigte schwarze advocaten Kappe auf mit einem schwarzen Kragen um den Hals — ein Straßburger pellerinel — über dem weisen Hemde. (Besuch bei Pfarrer Pitton, der sehr «redsprächig» war . . .) Er sagte mir, die Catholischen wären hier die ärmsten, die Lutherischen mittelmäßig, die Reformirten die reichsten . . . Von ihm weg — es war 6 Uhr Abends — gienge zum Hr. Hofrath Lamey, woselbst ich den Hr. Baron Rudbeck und seinen Hofmeister Hrn. Pivernstahl, beide Schweden, antraf. Ich erzählte eine Begebenheit des Hr. Pivernstahl mit dem Hr. Prof. Scherer[1] in Straßburg, ohne zu wissen, daß dieser Herr gegenwärtig wäre, bis er sich endlich zu erkennen gab. Es ist ein artiger Mann, aber etwas hochgetragen und sehr geschickt in den Sprachen. Er arbeitet fleißig im Arabischen auf der Bibliothec in Mannheim und gab mir seinen Namen mit etwas Beigeschriebenem an den Hr. Prof. Thumann[2] in Halle. . . . Sonst redete man von dem Codex Lauresamensis,[3] dessen Geschichte Hr. Hofr. Lamey erzählete . . . von den Reisen, die Hr. Pivernstahl nun ins 7te Jahr thut . . . (Auf dem Heimweg) lief ich fast eine halbe Stunde im finstern herum und kam endlich ein wenig vor 8 Uhr nach Hauß. (Schreiben am «Journal» bis 3/4 12 U.)

Montag den 14. März. (Besuch der Bibliothek

---

[1] Joh. Fr. Scherer (vgl. 24. V. im Jahrbuch 1906). Professor Oberlin schreibt am 6. XII. 1773 und am 24. VI. 1774 an Lamey von einem Schweden Bjornstahl. Mitglied der Akademie von Upsala. Das wird der Pivernstahl Patricks sein. (Vgl. Barack, Handschriftenverzeichnis. S. 161, Nr. 136.)

[2] Thumann war Schwede (vgl. 30. I. und 21. II. im Jahrbuch 1906).

[3] Codex principis olim Laureshamensis Abbatiae diplomaticus ex aevo maxime Carolingico (3 Bd. 1768—77) von Lamey veröffentlicht. Laurisham = Lorsch (Hessen). Prof. Joh. Michael Lorenz schreibt am 4. X. 1771: «J'ai reçu par la diligence le code diplomatique de Laurisheim. Mr. Koch vous en remettra le prix». (Barack, S. 160, Nr. 120.)

und Beschreibung derselben: «ein Schatz für die Gelehrsamkeit und würdig der Stiftung eines Churfürsten»). Uiber dem Mittagessen wurde mir Lutherus in Kupfer nebst Vater und Muter geschenket von einem catholischen Tischgesellschafter, ein geb. Franzos, der aber gut teutsch sprach, Namens Chateau. Einige Tage vorher sagte er, Lutherus wäre ein Spitzbube gewesen en moral. Es war ein Mensch, der nicht viel zu reden wußte, wann von etwas anderm als spielen, essen, trinken, Mädchen gesprochen wurde, und dabei sehr eingenommen war für seine Religion, aber freilich ohne Gründe . . . Beim Nachtessen trafe nebst drei neuen unbekannten Fremden Hr. Ferius von Straßburg an, einen Weinhändler. Ich kannte den Mann auf einer liederlichen Seite und erstaunte fast, daß er mit großer Ehrerbietung von der Hl. Schrift redete . . .

Dienstag, 15. Merz reisete im Namen meines Gottes von Mannheim weg auf dem Kays. Poste in Gesellschaft eines, wie es schiene, schlechten Frauenzimmers. Ich war nicht ohne Lüsten bei ihr; doch dank seie meinem gnädigen Gott, der meine Seufzer erhörte, daß . . . ich die Lüsten unterdrücken konte . . . Zu Oppersheim,[1] eine Stunde von Mannheim, ein Dorf, ist das Sommerschloß der Churfürstin von der Pfalz (wie des Churfürsten zu Schwetzingen) . . . Zu Worms verlohr ich meine gefährliche Gesellschafterin . . . diese Stadt empfindet noch die Folgen des Krieges an Kirchen und andern Häusern und die Vorstädte sind gar nicht angebaut[2] . . . Das Kloster Maienmünster rechter Hand seie, nach einem Sprichwort, 3 Heller ärmer als die Stadt . . . Ich reisete ohne Gesellschaft weg ziemlich langweilig bis nach Oppenheim, allwo ein Peruquenmachers Gesell von Straßburg, ein Sohn des cath. kleinen Buchhändlers La roche für 4 Batzen, dem postillon gegeben, auch hereinsaß. Ein junger Mensch, der anfängt sich zu verderben. Er gieng von Mannheim nach Frankfurt, wo er in der Messe vieles zu verdienen hoffete. Er sagte, man könne es in dieser Zeit bei seiner profession bis auf 2 Louisd'or bringen. Oppenheim ist eine große Stadt, auf einem Berge angelegt. Unterhalb derselben fährt man auf einer fliegenden Brücke über den Rhein. Zu Worms habe ich die vornehmsten wie die geringsten Leute, selbst auf der Straße und Gassen, sehen tabac rauchen . . . Abends gegen 7 Uhr kam ich . . . in Maynz

---

[1] Oggersheim linksrheinisch. 1742 Aufenthalt Schillers nach der Flucht aus der Karlsschule.

[2] Worms ist am 31. Mai 1689 von den Franzosen niedergebrannt worden.

an und nahm meinen Aufenthalt im Elephanten, wo Hr. Diebaud von Straßburg auch war (vgl. 12. III) . . .

Mittw. den 16. Merz. Schriebe nach verrichtetem Gebet dieses journal . . . (Besuch der Messe, «die, wie man mir sagte, abnimmt»; der Kirche zur lieben Frauen, des «Platzes, wo die Schiffe liegen», des «Crans», des Kaufhauses, des Domes, und Nachm. des «Creutzganges bei den Carthäusern» mit den «schönen Gemälden und steinernen Bildnissen». Beschreibung derselben: «der Maler heißt Mölber».) Aus der Kirche (der Karthäuser) stiege ich auf die Bibliothec (Beschreibung) . . . Heurathen dürfen die Erzbischöfe nicht; aber ich glaube nicht, daß die vielen fast ganz nacketen steinernen Bilder im Garten von der Keuschheit hineingesetzet worden sind . . . Das Schloß und Garten und die Karthause liegen auser der Stadt an einander. Einer der Herren patrum Carth. that mir die Ehre an, etwas weniges und freundlich mit mir zu reden beim Ausgange . . . Es schien mir, daß diese Herren nicht so strenge lebten, als an anderen Orten, indem aus verschiedenen Cellen einen, zween, drei in Degen und ohne Degen habe sehen herausgehen, welche auf einen Besuch da gewesen waren . . . . (Der Domprobst von Eltz hat, «so viel ich mich erinnere», über 40000 fl. Einkünfte, ist aber sehr wohltätig. — Bei einem Buchbinder, «der rohe und gebundene Bücher, gleich einem kleinen Buchhändler verkauft», waren auch protest. Bücher anzutreffen . . .)

Donnerstag 17. Merz (Besuch und Beschreibung der «vor einem Jahr fertig gewordenen» Augustinerkirche.) Um 7 Uhr gienge, nach freundschaftlichem Abschied und Kuß von Hr. Diebaud, nach dem Marktschiffe (bunte Gesellschaft). Es ist lang und ziemlich räumlich mit kleinen Fenstern und hat eine dreifache Abtheilung. Ich blieb in der ersten grösesten. In dieser stund ein mäßiger gegossener Ofen mit einem Rohr, in welchem gefeuert wurde. Wir bekamen bald eine Frau zu uns, welche mürbes Brod, Wein und Brantenwein verkaufte. In der 2ten und 3ten (der) kleinen Abtheilungen war ein französisch gekleidet[1] liederliches teutsches Frauenzimmer mit etlichen Herren, welche spielten und andere sündliche Sachen und Scherze trieben. Auch waren dergleichen liederliche Weibsleute in meiner Abtheilung mit liederlichen Mannsleuten, unter welchen auch eine Jüdin war, so liederlich als die andern. Abends um halb 6 Uhr stiege ich . . . aus dem Marktschiffe ans Land in Frankfurt. Am Ufer standen

[1] In Straßburg erhielt sich in der Bürgerschaft die deutsche Frauentracht bis in die Tage der Schreckensherrschaft.

einige unterofficiers mit Spiesen, deren einer mich höflichst nach meinem Stande, Namen und logis fragte. Ich logirte mich in die weise Schlange und überreichte dem Hr. Hofrath Schmidt einen Brief von Hr. Oberlin[1] aus Straßburg. Dem Hr. Pfarrer Claus[2] wolte auch gleich das mitgebrachte überreichen, mein Hr. Wirth, Hr. Stritter, aber sagte, es würde mir zu späte werden . . . ich besahe . . . den Roßmarkt und den Spatziergang dabei, welcher dem Straßburger Broglio nicht unähnlich ist . . . den parade Platz, welcher gerade schmale Zeilen von Stein hat, nach welchen die Soldaten sich stellen müßen, den Markt mit dem Brunnen . . . die Metzig, den Anfang der Judengasse etc. Nämlich die Juden haben hier, wie auch in Mannheim, eine eigene Gasse . . . die Frankf. Juden tragen einen schwarzen Mantel und kurzen weisen Kragen. Ich gieng fast für keinem vorbei, der mich nicht beunruhigte. Die Gassen sind ziemlich breit, besonders die sogenannte Zeile; die Wirthshäuser zum rothen Hause, zum römischen Kayser etc. stehen als Paläste. Ueberhaupt sind die Häuser hoch, groß und schön, besonders die neuen, welche ohne Uiberhänge meist von Stein mit einem gröseren und kleineren Thurm darauf erbauet werden. Die Dächer sind mit Schiefer belegt. Da ich wieder nach Hause kam, setzte ich mich einige Zeit in die Gaststube und sahe die von sich eingenommene, sehr cärimonielle Röm. Kays. freie Reichsbürger trinken und spielen . . .

Freitag den 18. Merz . . . Um 11 Uhr gienge nach Sachsenhausen über die kostbare, veste, lange, steinerne Brücke nach der Wohnung des Hr. Pfarrers Claus, welchen aber nicht antrafe . . . Nach Tisch gienge zu Hr. Dr. Göthe und Hr. Dr. Dietz, traf aber niemand an. Die Frau Vogelin, die Schwester des Hr. Krug, Silberarb. in Straßburg, habe in kränklichen Umständen und übel hörend angetroffen. Noch vorher stieg ich auf den dicken Thurm der S. Bartholomai Kirch oder des Thums. Der Kunst nach kommt er in gar keine Vergleichung mit dem Straßburger, und ich weiß nicht, ob er wirklich so hoch ist, als der breite Platz (Plattform) des Straßb. Die Aussicht war schön und durch die mir gereichte perspective wurde sie noch schöner . . . (Um 4 Uhr Besuch der Abend-Betstunde «in der Ca-

---

[1] Jer. Jakob Oberlin (1778 außerord. Professor der Philosophie) K. V. Blatt 7. † 1806 (vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 1. Buch).

[2] Pfr. Claus scheint der Hauptleiter der Frankf. Pietisten gewesen zu sein. Frankfurt war durch Speners Wirksamkeit daselbst die Geburtsstadt des deutschen Pietismus geworden.

tharinen-Kirch»; Pfarrer Reichard; Schilderung des Gottesdienstes.) Aus der Kirche gieng ich . . . über den schönen Wall, Würzmühl . . . (die der Stadt gehört und für 100 Louisd'or jährlich verpachtet wird) . . . Mich vergnügte die Stiftung der Fräulein von Cronstätt, welche vor etwa 10 Jahren für 12 adeliche arme Fräulein geschehen ist. Sie wohnen beisammen in dem Hause der Stifterin und können heraus heurathen. (Um 6 Uhr trifft er Pfr. Claus an und überreicht ihm «das mitgebrachte von Hr. Dr. Lorenz in Straßburg»; geistliches Gespräch.) Um 7 Uhr führte er mich in ein christliches Haus i. e. zu dem Hr. Debus, Cattunplätter, so unter dem Namen Jacob bekannt ist. Er war nicht zu Hause . . . von da führte er mich in eine Gesellschaft von Kindern Gottes . . .

Samstag den 19. Merz . . . richtete bei Hr. Dr. Goethe das compliment von Hr. M. Leypold[1] von Straßburg aus, und in dem Hause des Hr. Dr. Dietz hinterließ ich das compl. von Hr. Prof. Stoeber[2] von Straßburg dem Bedienten, weil ich nach Offenbach zum Mittagessen gieng . . . Ich sahe die Cerimonieen der Beicht in der Barfüßer Kirche (Beschreibung). Das Bemahlen der Häuser und die Ueberhänge derselben nimmt nach und nach ab. Allemal das 2te Haus hat eine 4 eckigte etwas grose gläserne Laterne an einem eisernen Arme befestigt, welches des Nachts angezunden werden.[3] Sachsenhausen über der Brücke ist ein mäsig groser Ort, aber einem Dorfe ähnlicher, als einer Stadt in Ansehung der Unsauberkeit der Gassen. Oberrode,[4] ein Dorf eine halbe Stunde von Frankf. ist sauber und die Straße dadurch gepflastert. Noch schöner aber ist Offenbach, eine Stunde weit von Frcf. Die meisten Häuser sind von Stein und haben steinerne Staffen. Hr. Bernhard von Straßburg baut, und der Bau wird groß werden. Er hat einen

---

[1] «Jean Leypold, naquit à Strasbourg 1730» (bereiste, von Schöpflin begünstigt Italien, die Schweiz und Holland. 1760 ans Gymn. Selbst dichterisch veranlagt, il explicait les poëtes latins avec une grande sagacité. V. le progr. de 1792 par J. J. Oberlin» (Strobel, hist. du gymn. prot.). — Mag. Johannes Leypold, «Schullehrer bei allhiesigem Gymnasio» † 1792 (Straßburgische Zeitung, Nr. 232 von 1792). Er war Mitglied der «Uebungsgesellschaft» des Aktuars Salzmann, der bekanntlich auch Goethe angehörte (vgl. Alsatia 1853, S. 29 und 1862—67, S. 177).

[2] Elias Stöber (vgl. 24. Mai im Jahrbuch 1906).

[3] In Straßburg erst 1779: in jeder Straße zwei Laternen! (vgl. Wolff, Chronik von Dossenheim, S. 119). Noch um 1840 eine alle 100 Meter (Teutsch, Straßb. Bilder, S. 47).

[4] Oberrad.

schönen Garten und eine Tabacfabricke. Hr. Beck, der oncle der jungen Frau Baß Schatzin[1] in Straßburg, der mich zum Mittagessen lud, wurde vor meiner Ankunft nach Frankfurt berufen; ich speißte aber in Gesellschaft der Frau Beckin, welche ihrer Schwester, der Mutter erstgenannter Frau Sch., gar ähnlich sieht, und des Sohnes des jungen Hr. Becks von etwa 30 Jahren: ein artiger, freundschaftlicher, leutseeliger Mensch. (Spaziergang im Garten etc.) Zu Hause zeigte mir Hr. Beck verschiedene hübsche getriebene Arbeiten von Silber in Form kleiner Täfelein, auch künstlich durchgebrochene silberne verguldete Degengefäße nach pariser Art aus seiner Arbeit; auch silberne Schnallen, welche von 2 ihrer Gesellen auser dem Hause gemacht werden. Der Schwertfeger Geselle im Hause Namens Zittele ist von Straßburg aus den 3 Caminen vor dem Metzger Thor, ein Mensch schon bei Jahren und welcher schon allerlei gewesen und gar nicht ruhig ist; scheint wegen meiner des Morgens spatzieren gegangen zu sein, so daß ich ihn nicht zu sehen bekam. (Auf dem Rückweg Besuch der «Cattunfabricke» vor Offenbach, die, wie Offenbach selbst, «Ysenburgisch ist»; nach der Rückkehr «in aller Eile in eine Gesellschaft der Frommen». Wenn er sich «mit den lebendigen Frankfurter Christen» vergleicht, ist bei ihm «alles todt und kalt») . . .

Sontag, den 20. Merz . . . (Besuch zweier Predigten) die Frankfurter singen schrecklich lange, öfters über 20 Verse . . . die Mannsleute haben ihre Hüte auf, welche sie nicht oft abziehen. Nach der Predigt wird gebetet, die Absolution gesprochen nebst dem Bann, ohne vorhergehenden Spruch, wie in Straßburg . . . Die Kinder in Frankfurt sind durchgehends höflicher und besser erzogen als in Straßburg. (Beschreibung der Kirche in Sachsenhausen und einer Kinderlehre des Pfarrers Claus.) Ich ging von da, es war 5 Uhr, in die Gesellschaft der Heiligen bei Hr. Capl (Beschreibung dieses Konventikels) . . .

Montag den 21. Merz. (Lesen von Erbauungsschriften; darunter eine in Frankfurt gedruckte Predigt von Lorenz[2] in Straßburg: «die Herrlichkeit des großen Auferstehungstages» 1774. Dann mit Hr. Kraus «zum Gallen Thor hinaus und zum neuen Thor herein».) Ich sahe die angenehmsten Gärten und Lustgärten und Felder, welche gleich (den) Gärten in Straßburg gebauet werden. Unter vielen Dingen erzählte er mir, daß

[1] Tante Schatzin. 7. V. des Jahrbuches 1906, wo — Druckfehler — «Schetzer» steht.
[2] Lorenz Sigm. Vgl. 24. IV. u. a. des Jahrb. 1906.

keinem Juden erlaubt sei, in den Alleen zu gehen weder in der Stadt, noch auserhalb; noch auch tabac zu rauchen bei den Alleen. (Besuch der Betstunde des Pfarrers Lauer in der Peterskirche und Beschreibung der letzteren.) Die meisten Weibsleute, die nur ein wenig etwas vorstehen wollen, gehen französisch, ohne oft ein Wort franz. reden zu können. Die Sitten in Frankfurt scheinen mir nicht so verdorben zu sein, als zu Mannheim . . . (Besuch und Beschreibung einer Andachtsversammlung «in Hr. Capls Hause», wo ein «Hr. Actuarius Feuerbach[1] die Hauptrolle spielte, der ihm auch auf dem Heimweg allerlei über die «Gesellschaften» erzählte) . . .

Dienstag, 22. Merz . . . ein wenig vor 11 Uhr hatte ich das Glück, Hr. Dr. Mosche,[2] Senior, zu sprechen. Er ist ein riesenmäsiger starker Mann, gegen welchen ich wie ein Kind mir selbsten vorkam. Er war gegen mich sehr höflich und leutseelig und gesprächig und scherzhaft. Er fragte mich, wie es um Straßburg stünde und was ich für collegia gehört hätte etc. . . . er rieth mir besonders exegetica an und sagte, zu catecheticis wäre im Waysenhaus (zu Halle) gute Gelegenheit. Beim Fortgehen schenkte er mir sein Spec. Inaugur. de Theologia populari. Ob er gleich von der Kraft des Blutes Jesu an seinem Herzen noch keine Erfahrung zu haben scheint, so ist er mir doch rein in der Lehre vorgekommen und dafür wird er auch gehalten . . . (Besuch von Feuerbach, der ihm seinen Sohn nach Jena mitgeben will, und bei Pfr. Claus in Sachsenhausen; abends 1/2 7 Uhr «in die kleine ausgesuchte Gesellschaft bei Hr. Hahn», wo er durch «das Reden und Beten» dieser Frommen «beschämt» wird) . . .

Mittwoch den 23. Merz . . . (Besuch der «Rathsbibliothec»; bei Tisch im Gasthause neue Gäste, die «unehrerbietige Reden» führten.) Hr. Pfarrer Bechthold (in der Barfüßerkirche), den ich diesen Morgen gehört habe, kommt, meiner Meinung nach, ziemlich überein mit Hr. diac. Sen. Fritz[3] in Straßburg zum jungen S. Peter: Unordnungen, Wiederholungen, zum Theil niedrige Ausdrücke . . . . Die Wirthshäuser, welche keinen Schild haben, haben einen wachsenden Tannenbaum, welches in Maynz durchgängig, ja gar zwei dergleichen, gesehen wird. Die Schüler aus den

---

[1] Ein Bruder des berühmten Juristen Anselm Feuerbach? Dieser ließ sich 1776 in Frankfurt nieder. — Vgl. 2. u. 7. I. des Jahrbuches 1906.

[2] Mosche, Benjam. 1723—91. Seit 1773 Senior des geistlichen Ministeriums in Frankfurt.

[3] M. Carol. Maxim. Fritz Arg., zuvor Pfarrer zu Eckbolsheim, † 1793 (K. V. Bl. 50 u. 164).

G Klassen tragen blaue Mäntel und singen bisweilen vor den Häusern, ein- oder zweimal, wenn man es bezahlt. Sie stellen sich alsdann in einem halben Circul, die grösern in die Mitte und die kleinern an beiden Enden. Das Gesang ist musicalisch. Leichpredigten sind in Frankf. fast gänzlich abgekommen . . . (Um 4 Uhr Besuch der Betstunde des Pfr. Claus in Sachsenhausen, der ihn hernach «in seinem habit» nach Frankfurt zu begleitete.) Auf dem halben Weg auf dem Wall begegnete uns der in den Mendelsohnischen Streitigkeiten[1] berühmte Hr. Kölbele, in sehr elender und schwächlicher Gestalt . . . Er redete gar artig mit Hr. Pfr. Claus vom Sterben. Und es verdroß mich, daß ich erst nach dem Abschied hörte, wer der Mann wäre . . .

Donnerstag den 24. Merz. Gegen halb 12 Uhr mußte aus meinem besseren Zimmer nro 15 in ein schlechteres eine Stiege höher nro 9. Und kaum war ich eingerichtet, so hörte, daß Hr. Act. Feuerbach mich zum Mittageßen abholen wolle. (Hahn «ein Handelsmann» — vgl. 22. 3. — war auch geladen.) Die Frau Akt. ist eine sehr schwarze, gar nicht angenehme Persohn von Gesicht. Ihre Reden und Aufführung aber gefielen mir. Der junge Hr. Feuerbach, der mit mir reisen soll, ist leider ein elender Mensch an Seel und Leib. Gott erbarme sich seiner, daß er nicht zeitlich und ewig unglücklich werde . . . Uiber dem Nachtessen (im Gasthause) wurde von der Verschwendung, man nennte sie aber generosité, närrischen und unsinnigen Aufführung des bekannten Hauptmanns Oeri von Zürch geredet. Sein Vater hinterließ ihm einen sehr großen Reichthum, aber keine Auferziehung. Er hat etwa eine halbe Million Gulden durchgebracht, und jetzo ist er blind und lebt auf dem Lande bei Zürch von seinen noch übrigen 60 tausend Gulden . . .

Freitag den 25. Merz . . . Die Gossen werden nur zweimal gekehret mit Besen ohne Stiel Mittwoch und Samstag. Die große Glocke in der Barth. Kirche hat den Ton fast der Schlagglocke des Münsters zu Straßburg . . . Der Burger muß nach der Größe seines Hauses 2—10 fl. geben und auf diese Art die Laternen (vgl. 19. III.) erhalten; der inspector über diese Lampen, wie man sie nennet, hat jährlich 300 fl.

---

[1] Lavater hatte 1769 Mendelsohn seine Uebersetzung von Bonnets «Palingénésie philosophique» gewidmet mit der Aufforderung, die Beweise Bonnets für die Wahrheit des Christentums öffentlich zu widerlegen oder sich zum Christentum zu bekehren. — Joh. Balth. Kölbele, Dr. jur., bemühte sich, die Juden zu Christen zu machen. † 1778. Seine Schriften in Meusels Lex. VII, 180.

und jeder Lampenfüller 2 1/2 fl. wöchentlich .. (Besuch in Berum[1] und einer Predigt des Pfarrers Dörr) . . . (Um 2 Uhr «in dem Saal wo die examina discipulorum classicorum (?) gehalten werden publice». Die 3. Klasse war an der Reihe; Beschreibung der Prüfung) . . . (Beschreibung der Kirche in Berum, deren sich «keine Stadt schämen dürfte») . . .

Samstag 26. Merz . . . lase das Maynzische abcBuch und die Erläuterung darüber, beide in 8, Maynz 1772, so ich in Maynz gekauft . . . (Besuch und Beschreibung der Rathsbibliothek) . . . (Mittag bei Feuerbachs; dann Spaziergang mit ihm.) Beim Hereingehen am Thor hatte ich das sonderbare Vergnügen, zween alte Christen anzutreffen als Zöllner oder Anweiser, Namens Hr. Nicolai, ein besonders redlicher Mann bei 80 Jahren, welcher seinen collegen Hr. Diehl, auch zu Christo geführet hat . . . (Besuch der «Gesellschaft» bei Pfr. Claus.) Mein Gott, was haben die Christen in Frankfurt für grose Gnade! (Ein Bierbrauer Hartmann und ein Spengler Wilhelm sind besonders hervorragende Beter) . . .

Sonntag den 27. Merz . . . (Von 6-9 Uhr Schreiben des Tagebuchs) . . . (Besuch der Kath. Kirche, wo Stark predigte, «ein schöner Mann».) . . . (Mittag bei Claus; mehrere Gäste, die alle Lavater «verwarfen wegen einem noch nicht alten einzlen Hochzeitsgedicht, welches ganz läppisch und abgeschmackt sein soll».) . . . (Um 5 Uhr Besuch einer Gesellschaft «bei Hr. W.» = Wilhelm? vgl. 26. III. — wo «auf gegebene Veranlassung diejenigen anfingen, ihre gehabten Empfindungen und Gedanken und Seufzer zu sagen, die vormittag das H. Abendmahl genossen hatten») . . .

Montag den 28. Merz . . . (Umzug aus der weißen Schlange in den schwarzen Bock nach Sachsenhausen in der Nähe des Feuerbachischen Hauses) . . . (Nach 6 Uhr bei Hr. Debus in der «Gesellschaft der Frommen», der «dabei so recht kindlich ist und alle Augenblick die Worte braucht: Seht, Kinner!») . . .

Dienstag den 29. Merz . . . (allerlei Gelesenes).

Mittwoch den 30. Merz . . . (Stritter, der Wirt aus der weißen Schlange, besucht ihn) . . . (Mittagessen bei Hr. H. = Hartmann? vgl. 26. III.) Der Frau H. Schönheit, reitzende Gestalt und Größe erregten meine Lüsten. Ach, mein Jesu, welch Verderben wohnet nicht in meiner Brust! . . . (Beschreibung des Leichenbegängnisses einer «Christin», der Frau

[1] Bornheim, jetzt in Frankfurt eingemeindet.

Katz) . . . Die Soldaten haben (hier) verschiedene besondere Sachen mit trommeln, marchiren etc. Die officiers haben nebst den unterofficiers noch Spiese und Schnüre auf einer Schulter herabhängend und ziehen mitten im marchiren, in einer Hand den Spieß haltend, mit der andern den Hut ab, wenn sie theils selbst grüßen, theils gegrüßet werden. Der Thürmer auf der Cath. Kirche bläset eine Posaune, seine Magd und eine andere Weibspersohn eine jede eine Clarinette des Mittags und abends nach 8 Uhr; auch wenn er Hochzeiten erfährt oder eine Leiche vorübergeht . . . (Mittags bei Claus; er kommt aber zu spät, weil er «die Wache, die am Geleitstag nach Sachsenhausen an das Thor gestellet wird, erst abziehen sahe») . . . Nach 2 Uhr gienge nach Oberrod,[1] um das Nürnberger Geleit ankommen zu sehen, und dies dauerte bis nach halb 6 Uhr. Der Deputirte von Nürnberg zu Pferd dorfte nur bis an den am Ende des Dorfes befindlichen Schlagbaum reuten, innerhalb welches der Rathsherr Bauer von Frankfurt in einem violetten, über und über mit Gold besetzten Kleide und Federhut auf einem schönen und schön geschmückten Pferde saß. Der Nürnb. Dep. that eine Anrede, davon ich fast gar nichts verstanden, in aller Unterthänigkeit. Hr. Rathsherr B. antwortete mit Majestätischen Gebärden und Stimme — er sahe in allem meinem Hr. oncle Rathherren Dürninger[2] in Straßburg sehr ähnlich — wovon ich hin und wieder ein Wort verstanden. Den Schluß machte er mit diesen Worten: «Es ist mir angenehm, bei dieser Gelegenheit mit Ihro Hoheit bekannt zu werden.» Worauf auf beiden Seiten in große Kelche Wein geschenket und Gesundheiten getrunken wurden Ich glaube, daß jeder über eine halbe Maß geleeret hat. Es mußte aber der Nürnb. Dep. mit seinen 5 bis 6 Begleitern wieder umkehren. Und da kam die Nürnb. Kutsche, eine Art von Landkutschen mit 8 Pferden, davon die 4 hinteren weis waren, mit zwei vorausreutenden Geleitsreutern. Die Soldaten stunden überall in Linien und praesentirten das Gewehr, wogegen die Geleitsreuter und die in der Kutsche jedesmal ihre Hüte abnahmen nebst den Fuhrleuten . . .

Donnerstag, 31. Merz vollendete die Briefe an Hr. Oertel,[3] Hr. Birr oncle, und Mag. Redslob[4]

---

[1] Oberrad.

[2] Patricks Mutter war eine geb. Dürninger. — Ein Jakob Dürninger war der letzte Schöffe in der Zunft der Tucher (vgl. Patriot. Wochenblatt, Frühpost 13. VIII. 1789).

[3] Mag. Oertel (?) 1771 Abendprediger an St. Wilhelm und in Lingolsheim (K. V. Nr. 34).

[4] Redslob, der jüngere; vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

nach Straßburg und trug sie nach halb 8 Uhr auf die poste . . . (Lesen von «vita Franc. Junii[1] mit Vergnügen und Nutzen»). Nach dem Mittagessen war ein wenig bei meiner Wirthin, Frau Zippin, welche, nachdem sie mich nach meinem Namen fragte, mir mehr von meines Vaters Verwandtschaft sagte, als ich selbst wußte . . .

Freitag 1. Aprilis . . . Nach dem Mittagessen hatte mit dem packen zu thun. Und Hr. Goullet, condiscipulus, den in 6—7 Jahren nicht gesehen, empfahl mir eine junge Tochter von etwa zehn Jahren, welche Morgen in der nemlichen Kutsche mit mir fahren solle. Des Vormittags habe Hr. Geng, Bordenhändler, gesprochen in der Kirche und Hr. Lic. Spielmann auf der Gasse, beide von Straßburg. (Abschied von Claus u. a.) . . .

Samstag 2. Apr. trank noch caffee bei Hr. Akt. Feuerbach . . . und fuhr in Gottes Namen ab 1) mit dem jungen Hr. Feuerbach 2) Jgfr. La Lance v. Montbeliard 3) einem apotheker Gesellen in der Gegend von Alsfeld 4) einer jungen Catholischen Weibsperson. Wir schliefen den ersten Tag zu Hungen,[2] wo wir das Nachtessen theuer zahlen mußten . . .

Sonntag 3. Apr. aßen wir zu Mittag zu Emmerode[3] billig, und noch billiger zu Nacht zu Eif.[4]

(Montag) 4. Apr. gut zu Asbach[5] zu Mittag und schlecht zu Sten (?)[6] zu Nacht.

(Dienstag) 5. Apr. speißten wir gut und billig zu Mittag zu Eisenach und zu Nacht zu Gotha gut. Ich habe diese Tage über manche Sünden begangen mit Gedanken, Geberden und Worten, die mir Gott um Jesu Christi willen verzeihen wolle und (etc.). Am 3. Apr. gegen Abend hat uns der eingezogene feine, aber nur natürliche[7] Apoth. Gesell verlassen. Sein Name ist Jericho. An dessen Platz saß zu uns in die Kutsche die Catholische Weibspersohn von Mosbach in dem Odenwald in der Pfalz bei Mannheim, die bisher auf dem Bock war . . . Heute 5. Apr., sobald wir zu Gotha gegen den dunklen Abend angekommen waren, so

[1] Franciscus Junius (du Jon) franz. ref. Theolog 1545—1602. Seine Werke. 1607 und 1613 in Genf herausgegeben, beginnen mit der eigenen Lebensbeschreibung.
[2] Hungen, Kreis Gießen.
[3] Elpenrod, Kreis Alsfeld.
[4] Eifa desgl.
[5] Asbach, Kreis Hersfeld.
[6] Wohl See (Großensee) vor Eisenach.
[7] Natürlich = unberührt vom Geiste Gottes (der «natürliche Mensch»).

überreichte dem Hr. Hofr. Schläger[1] das mitgebrachte von Hr. Prof. Stoeber in Straßburg, welcher ihm schon in einem Briefe meine Ankunft gemeldet hatte. Es ist ein alter Mann, allein er war doch freundschaftlich und sehr redsprächig. Er fragte mich von Hr. Prof. Stoeber, Hr. Mag. Oberlin etc. in Straßburg. Er erzählete mir, daß man in 4 Wochen gut hebräisch lernen könnte, daß er selbsten als Prof. linguarum in Helmstätt das collegium hebraicum nicht länger als 6 Wochen zu lesen nöthig gehabt habe; daß die hebr. und die griech. Buchstaben einander völlig ähnlich wären; daß man in collegiis nichts nachschreiben und nichts dictiren solle; daß die Bibliothec aus 50000 Büchern und 100000 Stücken[2] bestehe . . . daß die Naturalienkammer noch erst die vorige Woche durch den Herzog mit etlichen Stücken für eine große Summe wäre vermehret worden; daß er unpaß wäre und der Bibliothecarius auch; daß ich also nicht viel würde sehen können, wenn ich auch gleich länger bleiben könnte. Ich gieng also heute,

(Mittwoch) 6. Apr. von Gotha weg, der schönen Stadt mit höflichen Inwohnern. Das Schloß habe ich dem Mannheimer gleich gefunden; es liegt auf einer Höhe und zeigt sich schön. Der größte Thurm ist auf dem Rathhaus . . . (Schläger hat auch angeboten, über ihn nach Straßburg zu schreiben; er schreibe wöchentlich dorthin an den Buchhändler Bauer.) (Auf der Fahrt nach Gotha hat ihm «über Hirschfeld» gegen Abend «der Silingswald»[3] Furcht und Angst und Seufzer erreget».) . . . (Nachtrag von Eisenach etc.: Gegen Mittag (am 5.) besuchte ich die Wartburg nahe bei mit sehr vielem Schweiß. Man wieß mir alte canonen, Flinten, Panzer, Turnierspiese etc., die Schloßkirche etc. Das Zimmer aber, wo Luther gesessen ist, konnte ich, da ich doch darum hinaufgestiegen war, nicht zu sehen bekommen, weil ein Gefangener drinnen saße. Zu Hirschfeld waren — 4. Apr. — die Thore verschlossen und der Schlagbaum zugemacht, weil eben Gottesdienst gehalten wurde.) — Weimar ist eine schöne Stadt und reinlich gehalten und Laternen vor den Häusern . . . Noch etwas zur Wartburg: man verehrete mir alda die Beschreibung der Wartburg auf zween Bogen in 4 mit rothem Papier überzogen.

---

[1] Jul. Karl Schläger, Numismatiker 1706—86.
[2] Stücke = Münzen etc.
[3] Das können nur die Hörselberge sein (Venusberg, Tannhäuser, wilde Jagd). Patricks «Seufzen» war so stark, daß er von einem Orte Hirschfeld schreibt, den es hier gar nicht gibt. Er meint wohl Schönau a. H. oder Kälberfeld.

Den 6. Apr. gegen Mittag kam ich zu Erfurt an. Die Stadt ist groß und artig mit einigen besonders schönen Häusern z. E. die Statthalterey; das Kaufhaus, genannt die Wage etc. Auch sind schöne Gärten in der Gegend herum. Da ich das Benediktiner Closter auf dem Petersberge vor der Stadt besehen wolte, so machte mir der Korporal der Wache allerlei Schwierigkeiten, welche ich mit Gelde nicht heben wolte und also wieder unverrichteter Sache zurückgieng . . . Von hier mußte ich den Weg über Jena nehmen wegen dem Herrn Feuerbach, der sich auf einmal entschlossen hatte, mit dieser Kutsche, in welcher wir von Frankf. bis hierher gewesen waren, nach Jena zu fahren. Wir blieben über Nacht zu Kötschau, einem Dorfe ohngefehr zwo Stunden von Jena. Es hatte unser Wirthshaus den Schild zum guldenen Creutze, und der Name des Wirthes ist Cramer. Bisher habe ich noch kein Bette so gut gehabt und keine so höfliche Leute angetroffen, als diese. Auch waren sie ganz billig in Ansehung der Rechnung. Heute

Donnerstag den 7. Apr. kamen wir um 7 Uhr nach Jena. Man sagte mir: es wäre zu früh, einen Besuch bei Professoribus zu machen. Ich sahe die Burschen in ihren zusammengedrückten kleinen Hüten, langen Röcken und Stiefeln und pommadirten über die halben Wangen herabhängenden einfachen Locken ohne Stock und Degen, allein ein oder auch zwei Bücher unter dem Arme, auf dem Markte besonders herumspatzieren. Dieser Markt ist viereckigt, mit schönen Häusern umgeben und reinlich. (Abschied von dem jungen Feuerbach und Ermahnung an ihn. Beschreibung der Michaeliskirche und einer Betstunde darin.) In Naumburg sind nur mäßige Häuser. Hier fangen die Pelzkappen an bei Manns- und Weibsleuten, und die verbundenen Köpfe und Mäntel der Weibsleute dauern hier noch immer fort. In der Dämmerung bin ich zu Weisenfels[1] angelangt . . . . (Die Tinte der folgenden 7 1/4 Seiten ist größtenteils völlig verblaßt. Was noch lesbar, wird unverkürzt wiedergegeben.)

Freitag 8. Apr. um den Mittag bin ich in Leipzig angelangt. Ich sprach nach dem Essen oder vielmehr gegen Abend erst Hr. Dr. Ernesti[2] und gab ihm . . . großen Pack in seine Hände von Hr. Dr. M. (Senior Mosche vgl. 22. III.) in Frkf. Er rühmete mir das eigne Nachdenken in

---

[1] Weißenfels, 32 Kil. von Halle.
[2] Ernesti vgl. 24. XII. u. a. O. im Jahrbuch von 1906.

allen Stücken und erzählete unter anderm, wie er durch Schenkung allerlei geometrischer Figuren von Holz einem Knaben die Geometrie beigebracht. Bei Erzählung eines Einfalles eines 6jährigen Knaben: «Du Dummer, ha, wie hast du denn glauben können, daß Aepfel klug machen! Ja, wenn Aepfel klug machten, so wollte ich deren genug essen!», erwähnete er seine Erklärung dieser Stelle (1. Mos. 3, 5—6), die ich aber nebst den meisten übrigen wieder vergessen, weil ich dieses erst heute Montag den 11. Apr. aufgeschrieben habe. Ueber das Catechesiren, worüber ich kein collegium halten (hören) solte. Ferner: die Vertheidigung der christl. Religion gehöre nicht auf die Canzel; der gemeine Mann zweifle nicht daran und werde dadurch nur irre gemacht, und für andere wären die Bücher besser. Item der «Bibelfreund» des Hr. Dr. M (Mosche) wäre in die holländische Sprache übersetzt worden, und dieses Uibersetzen geschehe heutiges Tages öfters, weil in Holland alle theologi nichts anderes dächten, als an die Vertheidigung der christlichen Religion. — Das was ich an den Hr. Baron von Hohenthal von Hr. D. L. (Lorenz) in Straßburg mitgebracht, habe im Intelligenz comtoir abgegeben, da Hr. von H. nicht in Leipzig war.

(Samstag) 9. Apr. Morgens hatte allerlei zu laufen und zu schreiben wegen einem coffre Zettul, welchen ich schrieb und welcher auf der Wage unterschrieben wurde. Sehr angenehm war mir der Besuch des Mag. Blessig aus Straßburg, der in der Nacht vorher von einer kleinen Reise nach Jena, Eisenach etc. wieder zurückgekommen war. Wenn nicht schon alles zum abfahren bestellet und gerüstet gehabt hätte, so wäre ich noch länger in Leipzig geblieben. Doch versprach ich (ihm?), in einigen Tagen wieder bei ihm zu sein. Denselbigen Morgen über dem Morgengebet und schon den vorherigen Abend war ich so sehr angegriffen über dem Abschiede (von demoiselle?) La Lance (vgl. 2. IV.), daß ich mich der Thränen (nicht) enthalten konnte, welche wirklich (= jetzt) wieder über meine Wangen rollen. Die Ursache ist, weil dieselbe eine junge, artige, unschuldige, edle, Vater- und Mutterlose Waise war. Ich überdachte die Gefahr und Verdruß, denen sie auf der Reise bis Dresden noch könnte ausgesetzt sein, und an das viele unschuldige Vergnügen, so ich in ihrer Gesellschaft (gehabt?) und an den geistlichen und leiblichen Rath, den ich ihr sonst schon, aber besonders den Tag vorher nach dem Abschiede des Hr. Feuerbach gegeben hatte, da ich ganz alleine (mit) zweien Frauenzimmern in der Kutsche war. Der Herr Jesus sei gelobet, daß er (mich) vor Sünden behütet hat! Die andere Weibspersohn

von Mosbach in Churpfalz (vgl. 2. u. 5. IV.) hatte nach ihrem Vorgeben das (in ihre) Rockfalten eingenähete Geld verloren und war (? . . .) niedergeschlagen dem Ansehen nach. Ich (schenkte ihr . . .?) sechs Livres Thaler und ließ sie mit mir zu Mittag essen, was (sie mit . . .?) Thränen und Bewegung annahm. Sie ist catholisch. Ich sagte ihr, wenn sie (in Schlesien? nach Jauer?) käme zu ihrem oncle und Tante und die Umstände so gut anträfe, wie sie mir vorher in der Kutsche gesagt hätte, so sollte sie mir es wieder schicken nach L. (Leipzig) an Hr. York,[1] den Kutscher und Gastgeber zu den drei Rosen neben dem hotel de Bavière. Ich hofte aber nichts etc. Sie versprach, es wieder zu schicken. Gegen den Mittag fuhr ich auf dem Halleschen Wagen ab nach Halle mit einer einzigen (schönen?) Weibspersohn aus Halle, mit welcher eben deswegen nicht viel sprechen durfte. Und (erfuhr ich?) den Beistand Gottes abermahlen. Das Eingeweide hätte einem auf diesem Wege vielemahle auf den langen gepflasterten Straßen abreisen mögen bei dem schrecklichen Erschüttern des Wagens. Gegen 8 Uhr kamen wir an das Thor in Halle: aufgemacht wurde ohne Entgeld. Auf Bitte wurde (mein großer?) Pack nach vorheriger nicht ganz scharfer Durchsuchung mir erlaubet mit nach Hause zu nehmen, den coffre und Mantelsack mußte auf der Wage lassen und konnte bei (. . . untern?) Garde nicht einmal meine Pantoffel erlangen, die doch nicht in dem (verschloßenen? Mantelsack?) waren. Ein soldat trug mir den Pack in den guldenen Löwen, welcher sich nachher meldete und zween Groschen erhielt. Den gestrigen

Sonntag, 10. Apr. habe ich in (Zerstreuung?) und eiteln Reden zugebracht und mit dem holen und auspacken des coffres (und wieder einpackens?) bis auf die mir zum wenigsten (erbauliche?) Predigt des M. Walters in der Nach(mittags)kirche und zwei zu Haus gesungene und etliche gelesene Gesänge aus dem Straßb. und (Woltersdorfischen?[2]) Ges. Büchern. Die Predigt, die Hr. Mag. W. hielte in der Lieben Frauenkirche (. . . Marktkirche?) [welche groß ist mit Creutzbogen und (hoch?) nebst einer schönen großen Orgel: auf dem Altar sahe es durch das kleine crucifix (zwei große?) Leuchter und einer Art von Blu(menkranz?) ganz catholisch aus. Nicht (gerecht?) in der Mitte der Kirche (ragt?) ein größeres crucifix, daran die Haare ganz natürlich (scheinen?)

---

[1] Bei York wohnte er im Winter 1774/75 (vgl. 10. I. u. a. im Jahrbuch 1905).

[2] Ernst Gottl. Woltersdorff, geb. 1725, † 1761 als Prediger in Bunzlau, dichtete «himmellange» geistliche Lieder. Eines von der Kirche hat 263 Strophen! Vgl. Ritschl, Gesch. des Piet. II, 483 ff.

herabzuhängen.] handelte von der Uiberwindung der Welt, welches er so auslegete, als hätte er etwas davon erfahren. Ich hörete heute, daß er ein collegium läse über die hebräischen Psalme. Des Vormittags — 10. Apr. — war bei Hr. Dr. Freilinghausen[1] und übergab ihm das in einem Brief (. . . in Leipzig . . . versiegelte) mitgebrachte Geld für die Mission in Ostindien. Er sagte, ich würde mich wohl auch (in . . .?) hier in Halle üben wollen. Worauf ich Antwort gab: «Wann ich es (nur schon?) hätte!» Hierauf übergab dem Hr. Dr. Noesselt[2] die Disput. von Hr. Dr. M. (Mosche) in Frankfurt. Es ist dieses ein sehr (. . .?) junger Mann und wirklicher (= derzeitiger) prorector. Ich brachte ihm auch ein compliment von Hr. Gnilius[3] in Straßburg und M. Bl. (Blessig) in Leipzig. Uiber dem Mittagessen ließ Hr. (Inspektor?) Witte[4] das abholen, was für ihn mitgebracht, (da?) er durch Hr. Prof. Fr. (Freilinghausen) davon Nachricht bekommen. Es war ein paquet von Hr. Dr. M. (Mosche) in Frkf. und ein Brief von eben (dem) Hr. M. Gn. (Gnilius) aus Straßburg. Item über (dem prandio?) besuchte mich Hr. Mayer aus schwäbisch Halle, der schon vor einem halben Jahr hier in Halle die Theologie (angefangen?) hat. Ich war zweimal vorher dort in seinem logis wegen einem Brief, so von (einem?) Handlungsbediensteten Horlacher bei Hr. cousin Birr in Straßburg mitgebracht, ohne (ihn) anzutreffen. Er bot mir seine Dienste an und lud (mich) auf diesen Morgen zum (caffee?), welches auch heute angenommen (und eine) Pfeife tabac dazu geraucht habe (um 9 Uhr?), nachdem ich gerade vorher (aus dem güldenen) Löwen in Herrn (Bimblings?), eines Kaufmanns Hause in der (Märten?) Straße, mich mit meinen Habseligkeiten (begeben hatte im dritten (Stocke?) auf die Gaße heraus. Nach dem caffee giengen wir (auf den?) Saal im Waysenhause, in welchem (das . . .?) halbjährigen examen bei vielen Zuschauern gehalten wurde. Wann ich das Waysenhaus, welches einer (großen . . .?) Stadt ähnlich siehet, näher (kennen werde?) so will ich es auch beschreiben. (Wir giengen um? halb 12 Uhr?) weg und nach Hause, (von wo mich?) Hr. M. (und . . .? vom Waysenhause) zum traiteur führten, (um dort?) zu speisen, welches ich für (. . .?) bezahlete. Das Essen ist gut und (genügt?), sich satt zu essen nebst einem großen

[1] Freylinghausen, Gottl. Anast., 1710—85 ord. Prof. der Theol. und Direktor der Waisenhausanstalten (vgl. 30. I. im Jahrb. 1906).
[2] Noesselt (vgl. 30. I. im Jahrb. 1906).
[3] Gnilius (vgl. 21. I. ebenda).
[4] Witte (vgl. 15. XII. ebenda).

(Kruge Bier?). Nach dem Essen bestellten (vgl. 12. IV.) wir die Hallische Kutsche (. . .?) oder für 12 Ggr. nebst (Mantelsäcken?). Zu Hause packte ich ein wenig aus, nachdem ich schon vor 12 Uhr der Wäscherin, die grade im Hause war, die schwarze Wasch gegeben hatte. Nachgehends gienge um 2 Uhr zu Hr. Dr. Semler,[1] welcher mich sehr freundschaftlich aufnahm, da ich ihm ein compliment von Hr. M. Bl. (Blessig) in Leipzig brachte. Ich hielte mich lange bei ihm auf und widersprach?) ihm ziemlich herzhaft, ohne daß er (zürnte?), da er vom canone zu reden anfing. Er redete ganz artig von dem (Gewissen?), von Gott, von Christo, von der Wahrheit und der Freiheit der Meinungen, von den Bewegungen, die das Wort Gottes machet, wenn es recht vorgetragen wird, von seiner guten Sache und Redlichkeit etc., so daß, wann seine Sätze nicht ganz offenbar alles, (was göttlich ist?), umschmissen, und ich nicht so sehr gar (dawider??) eingenommen gewesen (wäre?), und mir Gott nicht beigestanden wäre, ich (leichtlich?) seine Meinungen angenommen hätte. Aber Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi bewahre mich durch seinen H. Geist für diesem gefährlichen Manne, der sich so fein in einen Engel des Lichtes verstellen kan! Er ist übrigens (ein langer?), nicht dicker Mann und ist mir gleich beim ersten Anblick als ein (sehr sonderbarer?) Mann fürgekommen. Ich meine, daß es ihm was gekostet, so Meister über seine affecte zu werden, dem Aeusern nach zum wenigsten; (denn?) ohne affecten ist er doch sonst nicht. Beim Abschiede entschuldigte ich mich meines (Widerspruchs?) halber, wogegen er ganz freundlich sagte, das nehme er nicht übel, im Gegentheil, so solte es sein, und mich auf weiteren Besuch einlud, worüber ich mich aber (noch bedenken werde?) und vielleicht (so lange bedenken) werde, als ich in Halle bin. Du (. . . Gemeine?), o Gott, und errette sie vor (solchen Menschen?), wie dieser ist! Amen. (Von da weg?) gienge zu Hr. Prof. Schulze[2] und brachte ihm (ein compliment) von Hr. Prof. Stoeber in Straßb. und Hr. M. (Mosche) in Frkf. Er war höflich gegen mich und bot mir (seine Dienste?) an. Auch fragte er mich, ob ich (nicht) docendo mich üben wolte. Ich sagte, ich wolte eine Weile zusehen und zuerst die (docenten?) besser kennen lernen. Unter (anderm?) sagte er ebenfalls, da ich von dem (Theodoret), dessen 5. Theil unter völliger Arbeit ist, zu reden anfieng, daß Hr.

---

[1] Semler (vgl. 2. I. u. a. ebenda im Jahrb. 1906).

[2] J. L. Schulze gab mit Noesselt die Werke Theodorets (Exeget und Fortsetzer des Kirchenhist. Eusebius) neu heraus. Halle 1769—74. Sechs Bände.

Mag. Lobstein,[1] der (hier?) in Halle laudatur ab (his?), culpatur ab illis (. . . ihm?) von Paris aus einen codicem (. . . von) einem Franzosen (conferirt?) zugeschickt habe, welchen ein Teutscher (besser würde conferirt?) haben; der codex seie (sonsten?) gut. Hr. Pastor Schulze habe (nicht angetroffen?), so von Hr. Mag. Gnilius (in Straßburg mir empfohlen war??). Ich sagte der Magd, ich (würde mich wiedersehen lassen?? . . . ??) Schriebe zu Hause (um 4?) Uhr heute

Montag 11. Apr. dieses journal bis nach 6 Uhr abends, da (der junge Hr. Birgling?) von der dritten Klasse von (. . .? auf dem?) Paedagogio mich besuchte, (ich meine, im Namen seiner Eltern?), ein feiner junger Mensch. Ich habe es schon oben angemerkt, daß die Kinderzucht in Teutschland besser ist als in Straßburg. Nach halb 7 Uhr kam Hr. M., (mit welchem ich in den?) Speisesaal des Waysenhauses gieng, an seinem Arme geführt. Hier speißten nach meiner Rechnung 4 bis 5 hundert Studiosi und Schüler. Es wurde von einem Schüler auf (einem?) Catheder gebetet das ordentliche Tischgebet (und Vater Unser?) und hernach was erbauliches gelesen von dem innern rechtschaffenen Wesen, wovon aber gar vieles nicht verstanden wegen dem (Getöse?), ohngeachtet alles sehr stille sein solte und auch dem ohngeachtet war; denn laut durfte keiner reden. Ein Inspector gieng auf und ab und beobachtete alle. Ein Jurist wurde (wieder?) hinausgeführt, welcher sich eingeschlichen hatte. Dieses erregte einen großen Aufstand und spöttisches Gelächter. Ein jeder mußte Löffel und Messer mitbringen zu der Biersuppe, welche (mir so gar nicht?) schmeckte, daß ich kaum zween kleine (Löffel voll?) hinunterbrachte; und Brod, davon (ein jeder?) schneiden konnte, wie viel er wolte; (und eine mäßige?) portion Butter, wobei Salz auf dem Tische stunde. Nach dem Essen wurde (wieder gebetet?) von dem Schüler und gesungen, (hernach von einem?) Studioso gebetet ex tempore (und abermahlen?) gesungen. Jedesmal vor und nach dem Essen wird ein Zeichen mit einer Schelle gegeben zum Gebet. Ich betrübte (mich über?) diese Studiosos, davon kaum einer um mich herum die Hände faltete und das Gebet nachsprach. Die übrigen schwatzten, (schnitten Brod, strichen Butter?) langten Bier herum etc. Auf das (Lesen?) wurde auch nicht geachtet. (Ach Gott, denke an deine Gemeine?), die mit Jesu Blut erlöset ist, (welcher?) solche Leute alle sollen als Lehrer vorstehen (wenn

---

[1] **Lobstein, Joh. Mich.** (1775 **Prof. in Gießen, vgl. 12. VI. im Jahrb. 1906**).

sie am Leben bleiben?)! (. . .?) zu Hause um 8 Uhr schrieb dieses j. (Journal) bis (. . .?) da ich mich eben mit der (Zubereitung auf die morgige) Abreise nach L. (Leipzig) beschäftigen (mußte?), um Hr. M. Bl. (Blessig) zu besuchen. Ich erbaute mich singend, betete und gieng schlafen. (Von hier an wird das Tagebuch wieder leserlich.)

Dienstag 12. Apr. (Packerei; Abfahrt «auf dem hallischen Wagen» nach $^1/_2$9 Uhr «in Gesellschaft des Hr. M.» und eines 13 jährigen Kaufmannssohn aus Leipzig, namens Wapler, der 3 Monate im Waisenhaus gewesen war; Ankunft «gegen 6 Uhr Abend») . . .

Mittwoch 13. Apr. Morgens lase in den Danziger Theol. Berichten, deren 105—108 tes Stück ich gekauft habe (den Abend vorher bei Iunius, bis gegen 9 Uhr. Besuch bei Prof. Clodius[1]), dem «ich ein compliment von Hr. M. adj. Schweighäuser[2] in Straßb. nebst einer Frage brachte») Von ihm weg gienge zu M. Bl. (Blessig), welcher mich gegen 11 Uhr zu Hr. Prof. Ernesti führte, wo ich Hr. Sko aus Dänemark antraf. Und vorher bei M. Bl. den Hr. Himmli aus Straßburg, einen artigen Kaufmannsdiener, kennen lernte. Zwischen 3 und 4 Uhr trinkt in Leipzig jederman caffée. Weil aber dis noch nicht wußte, so mußte von Hr. Dr. Crusius[3] wieder fortgehen . . . Ich gieng darauf grades Wegs durch die schöne Maulbeeren- und andere Baumalleen um die ganze Stadt herum bis halb 7 Uhr, da ich in Danz. Theol. Ber. fortlase. Allein durch die angenehme Gegenwart des M. Bl. nach 7 Uhr wurde darin gestört. Heute

Donnerstag den 14. Apr. . . . um 8 Uhr gienge zu M. Bl., welcher mich in das collegium des Hr. Dr. Ernesti führte. Er lase über Neumann[4] compendium Dogmatic. und zwar über den art. de resurrectione mortuorum etc. Hr. Dr Ern. wurde von uns beiden in den collegien Saal begleitet, da wir ihn eben auf dem Wege antrafen. Im Saale saß er auf einer cathedra und die große Menge auditorum auf gefütterten Seßeln. Er trug viele mir ganz unverdauliche Sätze vor z. E. daß die Menschen nach der Auferstehung die partes genitales, ventriculorum intestini et partes corporis omnes haben werden; daß die Menschen noch die nämliche Stimme haben werden, die sie auf Erden hatten; daß σῶμα πνευματικόν nur einen vollkommeren Leib bedeutete; daß die Teufel keine größere weitere

---

[1] Clodius vgl. 17. III. im Jahrb. 1906.
[2] Joh. Schweighäuser Arg. 1778 prof. linguarum orient. † 1777.
[3] Crusius vgl. 15. XII. im Jahrb. 1906.
[4] Wohl Joh. Georg Neumann 1661—1709; Prof. in Wittenberg 1692, Hauptgegner Speners.

Strafe zu befürchten hätten, als sie jetzt schon empfänden etc. Nach dem collegio trunke caffee und rauchte tabac bei M. Blessig, wohin auch Hr. Hasselblatt aus Liefland ging. Auch kam auf die Stube Hr. Koerner, ein Sohn des Leipz. Dr. Theol.... Nach 10 Uhr führte mich M. Bl. zu Hr. Prof. Morus ... Hier muß ich gestehen, daß ich von den Besuchen der Herren Professoren in Gesellschaft des M. Bl. gar wenig Nutzen hatte, da ich doch gröseren hätte haben sollen, als wenn ich alleine gegangen wäre. Es wurde nur immer gespaßet und kein gelehrter oder sonst ernsthafter discours angefangen. (Besuch einer Vorlesung des Prof. Crusius über den 106. Psalm). Zu Mittag speiste ich bei Hr. Prof. Clodius durch die Vermittlung des M. Blessig (in größerer Gesellschaft; es wurde «nichts ernsthaftes und brauchbares besprochen»; nach Tisch besuchte man am Ranstädter Thor die beiden Comödiensäle»; der eine war noch nicht fertig, der andere dagegen «wohl eingerichtet»). Besonders hatte er einen Vorhang, auf welchem ein vortreffliches Gemählde von Oesern[1] hier in Leipzig war. Es waren droben Sophocles, Socrates, die nackete Säule der Wahrheit etc. Um drei Uhr giengen wir auseinander, und ich mit M. Blessig nach Hause, caffée zu trinken und tabac zu rauchen. (Besuch bei Lic. Thalemann,[2] dem er das «compl. des Hr. M. Weber[3] in Straßburg» überbringt, der «hier und überall, wo er sonsten gewesen, in bestem Andenken steht».) — (Von dem Blatt ist ein zwei Finger starkes Stück der Außenseite abgerissen.) — (Thalemann macht auf verschiedene Bücher aufmerksam; auch von dem «elenden Charakter des Wieland»[4] war die Rede.) Heute

Freitag den 15. Apr. ... Leipzig ist durchgehends mit hohen schönen Häusern, vielmehr Pallästen bebauet und wird des Nachts mit Laternen erleuchtet, fast gänzlich wie in Frankfurt ... (Wenig Staub; «alles sauber», die Professoren «sehr dienstfertig», die Studenten «ordentlich und manierlich»)... (Die folgenden 7½ Seiten sind wieder sehr verblaßt und stellenweise ganz unerleserlich) ... (Bis 10 Vorm. bei Blessig. — Beschreibung einer Vorlesung des Prof. Cru-

---

[1] Adam Fried. Oeser 1717—94 aus Preßburg, seit 1763 Dir. der Akademie in Leipzig (früher, in Dresden, Lehrer Winkelmanns). vgl. 18. IV. und Goethe «Dichtung und Wahrheit» 8. Buch.

[2] Thalemann vgl. 26. XII. im Jahrb. 1906.

[3] Weber vgl. 27. IV.

[4] Wieland war seit 1772 in Weimar. Dort gab er von 1773 bis 89 den «deutschen Merkur» heraus.

s i u s über Moral auf Grund seines Handbuches darüber. — Vier Briefe nach F r a n k f u r t.) Gegen 6 Uhr zu M. B l e s s i g, um mit ihm den Hr. Dr. R e i s k e[1] zu sprechen und ihm das compliment von Hr. M. W e b e r in Straßb. zu bringen. Bis hierher habe noch keinen so sonderbaren Mann gesehen, als diesen. Er ist mittelmäßiger Statur und hager. Er praesentirte sich den mit einer Schnur zusammengebundenen Haaren nach wie in S t r a ß b u r g ein schlechter Handwerksbursche. Er war ohne Kappe oder dergleichen etwas und hatte einen zerrißenen Nachtrock an, in dessen Busen er sein schlechtes Nastuch steckte. Nachdem er mich so ziemlich in der Ordnung empfangen hatte und ein und anderes mit M. B l e s s i g gesprochen, wozu ich sehr wenig redete, so redete er mich an und fragte, warum ich eben H a l l e gewählet und fieng an, allerlei zu sagen (wider das ?) Waysenhaus, wider den seel. (Aug. Herm.) F r a n c k e (= Franke) und auch (wider den seel.) B e n g e l etc. Er schalte diese (. . . ?) Leute Träumer, Heuchler etc. Er sagte (sprach) unter andern auch von sich selber und Hr. Hofr. M i c h a e l i s[2] in G ö t t i n g e n und schloß zugleich jeden anderen mit ein, daß alle diejenigen, welche in der Jugend (viel leisteten ?) und viel Religion hätten, nachgehends atheisten würden, wenn sie zu (. . . ?) Jahren kämen etc. . . . Seine Frau war von Anfang bis zu Ende in der Stube; sie ist ziemlich hübsche von Gesicht und munter im Umgange und (opfert sich ?) ihrem Manne ganz auf, dem zu Gefallen sie griechisch gelernt hat und es wohl versteht; auch schreibt sie arabisch. (Sie macht) ihrem Mann die Register zu seinen Büchern und ist mit einem Wort sein Gehilfe.

S a m s t a g d e n 16. A p r. . . . Gegen 10 Uhr zu M. B l e s s i g, welcher mir sagte, daß er einen Brief von M. H ä c k e l in S t r a ß b u r g durch Rauchhänder (Stehling ?) von Straßb. erhalten hätte. Er erzählte mir daraus, daß der ältere Sohn des Prof. ling. orient. S c h e r e r s doch (. . . ? wieder) zum Professore gemacht worden. Von ihm lief ich eine gute halbe Stunde müd und matt in der Irre herum, nach dem P a u l i n o auf die U n i v. B i b l. zu kommen, weil ich Tropf nicht alle Augenblicke fragen wolte. Endlich um halb 12 Uhr kame hinauf auf die u n i v e r s i t a e t s B i b l i o t h e c, deren Bücher mit eisernen Drathgittern eingeschlossen und nicht in der besten Ordnung (. . .) sind. Es

---

[1] Reiske Joh. Jak. Prof. des Arab. 1716 — Aug. 74. Er war 4 Jahre Zögling des Hallischen Waisenhauses gewesen. Seine Frau Ernestine Christiane war durch ihre Gelehrsamkeit berühmt.

[2] Michaelis vgl. 3. I. des Jahrb. 1906.

sind schöne Portraits von allerlei Gelehrten auf dieser Bibliothec nebst allerlei jüdischen Sachen in einem besonderen Zimmer; auch ein Bergwerk; ein Mönch in einem Eck etc. Durch die Uiberschriften an den jedesmaligen Thüren muß man sich nicht betrügen lassen, indem die (meisten?) Bücher versetzt worden sind. Unter (andern) portraits ist Melanchthon (und Jonas?) Luther; Gottsched macht ein (blühendes?) Gesicht, die Gottschedin ist zu entblößt (. . . ?) etc. Ich habe schöne Zeichnungen von römischen Gottheiten und Alterthümern und dgl. gesehen nebst (den . . . Winkelmann??) in ihnen. Vorzüglich (haben mir?) gefallen die Muscheln und (Schwämme?) in größtem Folio Teutsch und französisch, Coppenhagen 1758, von (Regenf. . . . ?) gemalet. Es sind (meisterstücke?). Ein Engländer hat vor einiger Zeit eine vortrefliche Ausgabe von Milton (doch?) in englischer Sprache hierher (verehret??), welche auch noch gesehen. — Nach dem Essen (habe?) Hr. M. ein wenig (gesprochen?); hernach suchte ich den (Ratsherrn? Strohl?) von Straßburg auf, welcher bei Hr. Reither?) im Brühl nicht weit vom (roten Stiefel?) logirte. Er gab mir einen Brief von Hr. M. Weber[1] in Straßburg, welchem ich verschiedene Sachen kauften mußte i. e. Bücher von Dr. Ernesti und Prof. Fischer,[2] welche zum Theil schon einige Tage hatte, zum Theil gleich kaufte. Auch der Beaumont[3] für junge Leute und Frauenzimmer und Janneway[4] Exempelbuch für (Rhrn Stu.?) mitnahm und gleich (hinterlassen?) wolte, aber mit nach Hause nehmen mußte, weil ihn nicht angetroffen. — Nach 3 Uhr (gienge?) auf die Raths Bibliothec auf der Wage. Diese stehet prächtig in einem sehr großen hellen weisen Saal mit den vortreflichsten Gemählden und Portraits geziert. Die Bücherzahl ist groß und recht wohl geordnet. Sie stehen auf beiden Seiten an der Wand herum, und in der Mitte des Saals stehen zwo (Zeilen?), doch so, daß man jedes Buch sehen kan und einander in den breiten Gängen da zwischen den Bücherschränken völlig ausweichen kan. Die Bücher sind auch hier mit Gittern verschlossen. In der (Mitte?) steht ein Tisch im Saale. Unter andern haben wir die Portraits

---

[1] Weber Georg Friedr. Prof. der Theol. seit 1784, † 1820. Er war der letzte Präsident des «Kirchenkonvents».

[2] Edm. Rud. Fischer Gen. Superint. zu Koburg 1687—1776.

[3] Magasin des adolescentes. Londres 1760. deutsch 3. Aufl. Leipzig 1766 und Instr. pour les jeunes dames Londres 1764, deutsch Leipzig 1768 von der Jugenschriftstellerin Marie de Beaumont 1711—80.

[4] Janneway ? —

— ich weiß nicht, von was sie gemacht sind, ob es (aus . . . Holz ist?) — gefallen von dem Kayser Ferdinand, Carolus Quintus, Albertus Dürer, Luther, Melanchthon, Erasmus Roterodamus etc., welche ganz klein und zierlich beisammen an der Wand, (ich meine?) in einem Glase hängen. Ich habe sehr viele Titul gelesen (von den) Büchern an den Wänden auf beiden Seiten und der halben (Zeile?) linker Hand, wenn man hineinkommt. Um 4 Uhr zu Hause händigte mir eine Frau, wohnend im Hofe des goldenen Strauses, einen Brief ein, so Herr Theuerdank von Straßburg, ein Rauchhändler, mitgebracht hatte. Es waren die Lebensachen und Rechnungen etc. nebst einem Schreiben des Herrn Assessors Patrick in Zweibrücken. Dieses Paquet war den 11ten Merz, gleich den Tag nach meiner Abreise von Strsb. in Straßb. angelangt. Die Frau Oertel hat ein Schreiben beigelegt, welches mir sehr angenehm war. Ich kaufte noch etwas für Hr. M. Weber in Straßburg und traf auf dem Wege den Hr. Prof. Morus[1] an, den artigsten Mann, welcher mich anredete und unter anderm mich höflich einlud, zu ihm zu kommen. — Nochmahlen zu Hause um (5?) Uhr, schrieb dieses journal bis nach 7 Uhr, da zu M. Blessig gieng und ihm unter anderm besonders sagte, auch lesen ließe, was Hr. M. Weber seinetwegen geschrieben hatte. Auch aß ich auf sein einladen mit ihm zu Nacht in Gesellschaft des Hr. (Tounefort?) und eines adelichen feinen jungen Herrn von Haugwitz.[2] Nach 10 Uhr (gienge nach) Hause und schrieb noch dieses journal bei einem Krug Bier und Pfeife tabac, weil ich nöthig hatte zu trinken, da das (Nachtessen aus Käß?) und Butter und Punsch (bestanden?), (wovon ich wegen?) der Süße nicht (viel trinken konnte?), bis gegen 11 Uhr, da ich noch anfieng, in Dr. Ernestis neusten Theol. Bibl. 3ten Bd. (ein Stück?) zu lesen bis gegen 1 Uhr, (welches dann?) leider die Ursache war, daß heute

Sonntag den 17. Apr. erst um halb 8 Uhr aufstunde. Auch (habe ich?) schändlich das Morgengebet (unterlassen?); doch sange ich das schöne Lied auswendig: «O Jesu, süses Licht» und 7 Verse aus dem Lied: «Lehre mich dein Blut betrachten» in dem mir schon so ofte gesegneten Woltersdorfschen Gesangbuch. Und so gienge nach 9 Uhr in die Pauliner Kirche. (Crusius predigte; Beschreibung

---

[1] Morus vgl. 22. XII. im Jahrb. 1906.
[2] Vielleicht der spätere preuß. Minister geb. 1752. Er hatte 1770 in Halle studiert.

des Gottesdienstes und der Kirche. «Er kommt so ziemlich ähnlich dem Dr. Luft[1] in Straßburg). . . . (Von hier an ist die Tinte wieder dunkel) . . . (Um 2 Uhr bei Zollikofer[2] in der «neugebauten Kirche der Reformirten oder vielmehr Saal» ; Beschreibung) . . . (Besuch bei Prof. Crusius; «er redete von den Neuerern der Lehre» und empfahl ihm u. a. Müllers[3] in Halle «Widerlegung des Semlerischen canons 1774»). Ich bat ihn um Erlaubnuß in sein coll. morale kommen zu dörfen, so lang ich noch hier wäre . . . er sagte: es würde eine große Ehre für ihn sein. («Zu Hause um 6 Uhr meine Zeit schlecht zugebracht.» Stoßseufzer) . . .

Montag 18. Apr. (Lesen in Ernestis theol. Bibl. etc. Nach 9 Uhr zu Blessig und mit ihm zum Ratsherrn Strohl[4] von Straßburg). Nach 10 Uhr gienge M. Bl., Hr. Tounefort und ich zu Hr. Prof. Oeser,[5] dem berühmten Mahler etc., bei welchem manches hörte und sahe, welches mich den Gang nicht gereut gethan zu haben. Er zeigte ein altes sehr verderbtes großenteils unkenntliches Gemählde, aber gewis ein Meisterstück auf Holz, für welches man bei allem dem 12hundert Thaler forderte; item wiese er ein Gemählde von Rubens etc., gar viele vortrefliche Stücke. Durch diesen einigen Gang hat mich M. Blessig ihme sehr verbunden. Hr. Prof. Oeser wohnt in der Pleißenburg, in welcher wir auch die Cartenfabrique beschaueten. Die Pleißenburg ist ein altes sehr vestes quadrat mit einem dergleichen Thurm und in der Mitte ein großer Hof, in welchem Kugeln lagen etc. Es ist eine Art von citadelle, ziemlich weitläufig. (Bes. des coll. morale von Crusius) . . . In Leipzig ist es mode, daß der Nachtwächter die Stunden ruft von 10 Uhr an mit diesen Gesange: Ihr, ihr Herren, lasset euch sagen, der Finger hat 10 etc. geschlagen; bewahret das Feuer und auch das Licht, das kein Schaden geschicht.» Früh und Nachm. zwischen 3 und 4 Uhr trinkt jedermann Kaffee. Die verbundenen Köpfe sind in Leipzig selbst bei niemand mode, auser des Nachts; L. scheint mir, und ich meine mit Recht, sehr wollüstig zu sein. Wer salade in der Stadt herum trägt zum Verkauf, der ruft 6, 8, auch 12 mal hintereinander salade und so auch mit den Aepfeln: Aeppel, Aeppel, Aeppel

---

[1] M. Joh. Pet. Lufft von Schillersdorf, Freiprediger, 1742 Prof. der Theol. (K. V. Bl. 28).
[2] Zollikofer vgl. 5. III im Jahrb. 1906.
[3] Der «adj.» Müller? vgl. 28. 29. und 30. III. im Jahrb. 1906.
[4] Strohl vgl. 30. IV. u. a. im Jahrb. 1906.
[5] Vgl. oben 14. IV.

etc. Das Fleisch, Würste, Füße etc. wird alle Markttage in Menge auf Wägen in die Stadt gebracht und unter freyem Himmel verkaufet. Noch nirgends habe eine solche Menge Schuhe für beide Geschlechter von allerlei Alter und auch recht schöne darunter feil gesehen, als hier an den Marktagen wöchentlich 3 mal. (Er bringt die für M. Weber gekauften Bücher zum Rathsherrn Strohl und erhält das Geld dafür) . . .

Dienstag 19. Apr. (Lesen in Ernestis theol. Bibl. u. a.) . . . Ich war willens, zu Hr. Dr. Koerner[1] zu gehen; wie ich aber im Vorbeigehen in der Nikolaikirche läuten hörte, so gienge hinein. (Ausführliche Beschreibung der Betstunde u. der Kirche) . . . (Gegen 5 Uhr Besuch bei Koerner). Er ist ein ziemlich dicker besetzter Mann, dem verstorbenen Pfr. Vasco[2] zu Ittenheim bei Straßburg ähnlich, dessen ganz guter Freund er auch gewesen ist. Er fragte von Straßburg, besonders auch von M. Weber, von welchem ich ihm ein compliment brachte; in der Woche quasimodogeniti seien ganz keine copulationen hier in L.; er (habe) manchmal von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends Beicht, so daß er nur eine Suppe äse des mittags, welches 3—4 Minuten daure; bei solcher Beicht gehe es die ersten 4, auch 5 Stunden noch so ziemlich an, daß man seinen Kopf brauchen könne, aber hernach werde man vom vielerlei denken und anstrengen wie verwirrt; doch helfe der liebe Gott, und man werde auch bisweilen sonsten erquickt durch ein herzliches Bekenntniß, Vorsatz etc. des Beichtenden. Die Meßgewande u. dgl. bei dem Gottesdienst käme noch vom interim her; die universitaet hätte in vorigen Zeiten besser gestanden als jetzo e. g. bei einem Hebenstreit,[3] Deyling[4] etc. — Um 6 Uhr ging für einige Augenblicke zu M. Blessig, welcher mir aus einem Briefe von M. Kolb[5] in Straßburg vorlas, daß M. Fuchs[6] auf gewiße Art Feldprediger worden seie unter dem Reg. Royal-Suedois an Hr. Eisen[7] Platz . . . .

Mittwoch 20. Apr. . . . Nach dem Mittagessen trafe

---

[1] Körner, Pfarrer vgl. 9. IV. u. 7. V. im Jahrb. 1906.

[2] «M. Joh. Sam. Fasco Argent.» in Ittenheim seit 1761, gest. im hiesigen Spital 1772 «als reicher Pfründner» (K. V. Bl. 105).

[3] Dr. Joh. Christ. Hebenstreit 1686—1756, nach Deylings Tod «erster Prof.» der Theol.

[4] Dr. Sal. Deyling 1677—1755 vgl. 7. III. im Jahrb. 1906.

[5] M. Joh. Fried. Kolb Abendprediger an St. Wilhelm, 1770 am Spital (K. V. Bl. 64).

[6] M. Joh. Mich. Fuchs ludim. Wilh., 1777 Pfr. zu Kaufenheim (K. V. Rückseite Bl. 166).

[7] «M. Georg Jak. Eisen, Feldprediger unter Schwed.» (K. V. Bl. 166).

endlich den Hr. Assessor Seeger[1] an. Er ist ein junger Mann, ausnehmend höflich, leutseelig, gesprächig, gelehrt. Beim Weggehen überschüttete er mich recht mit den tiefsten Verbeugungen, daß mich innerlich schämte, dergleichen von einem so berühmten Manne zu empfangen. Ich richtete den Auftrag von Prof. und Dr. Kugler[2] in Straßburg wegen einem Buch oder Disput. aus, ob es nämlich gedruckt seie oder nicht. Er sagte, es wäre nicht herausgekommen, es würde aber die a. 1760 gedruckte historia juris romani de tutelis et curatelis auf künftige Michaelis Messe in Form eines Buches herauskommen und in demselben auch von der tutela cessitia[3] — von dieser war eigentlich die Rede — handlen; er würde die Ehre haben, dem Hr. Prof. Kugler mit einem exemplare selbsten aufzuwarten, sobald die Schrift gedruckt seie; unterdeßen solte ich nur dem Hr. Prof. Kugler seine gehorsamste Empfehlung machen, wann ich schriebe. Er fragte nach den Umständen von Straßburg und beschämte mich durch die Frage, ob des Hr. Adjunct. M. Oberlin in Straßburg Gellius gedruckt seie, wovon ich leider gar nichts wußte; er hätte nach dem, was er von dem Werke gehört, ein gutes Vorurteil für dasselbe, und Hr. M. Oberlin hätte in Leipzig einzelne Schriften aufkaufen lassen zu seiner Arbeit, welche er in Straßburg nicht so leicht haben konnte. Er redete von Doktor Semlern, welcher mit seinen Schriften bei ihm in ziemlichem Ansehen steht und von ihm für einen ehrlichen Mann mit einem guten Herzen gehalten wird; auch erzählte er mir ganz ausführlich die Begebenheiten des Hr. Faber, filii Consulis, welcher catholisch worden und jetzo als Hofmeister unter dem Namen von Legations Secretaire bei dem französischen Gesandten Grafen von Neuberg in Frankfurt am Mayn stehet. — . . . Ich zog aus den 3 Rosen in der Petersstraße zu dem Traiteur Horn in das Gewandgäßchen 3 Treppen hoch in den Hof hinaus in ein ganz kleines Zimmer, doch theuer genug. (Abends zu Haus Lesen in theol. Büchern) . . .

Donnerstag 21. Apr. . . . gienge zu M. Blessig bis nach halb 10 Uhr . . . (Besuch bei Prof. Thalemann.[4] Gespräch. Empfehlung an M. Weber in Straßburg.) Ich gienge ein wenig in der Messe herum . . . und kaufte ge-

---

[1] Seeger? Ein Inspektor Seeger ist am 7. II erwähnt (Jahrb. 1906).
[2] Kugler vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.
[3] tutela Vormundschaft, curatio Pflegschaft; cessicius (Juristenlatein): zum Ueberlassen gehörig. Is, cui ceditur tutela, cessicius tutor vocatur.
[4] Thalemann vgl. 26. XII. im Jahrb. 1906.

bunden: Watts Tod und Himmel in 8 Halle 1727, Pomponius Mela[1] in 8 Lips. 1773, Justinii Martyris apologia Graece in 8 Lips. 1755, und roh: die Wichtigkeit des Ehestands von Salmon in 8 Leipzig 1738, der rechte Gebrauch und Mißbrauch des Ehebettes ib. 1740 . . . Es ist alles mögliche hier anzutieffen und allemal die Waaren etc. beisammen in der schönsten Ordnung . . . Ich habe nachzuholen, daß M. Blessig unter anderm mir diesen Morgen sagte von dem Tode des Professors Faber, des jungen und gelehrten und noch vieles versprechenden Mannes . . . . item, daß ich Hr. Bügling, meinen Hausherrn in Halle, in der Messe angetroffen habe . . . (Brief nach Straßburg an M. Weber; Besuch bei dem Straßburger Ratsherrn Strohl nach dem Abendessen) . . .

Freitag, 22. Apr. . . . fing an, Briefe zu schreiben den ganzen Tag, ohne mich anzukleiden bis etwa um 7 Uhr abends. Nach dem Nachtessen besuchte ich M. Blessig, bei welchem ich M. Wichmann antraf, der schon gar vielerlei geschrieben hat; wozu noch Hr. Kapp Dr. med. kam und endlich, aus der Comödie, der Hr. Tournefort. Unter den vielen lustigen und ernsten Reden prieße M. Blessig sehr an: «die Spaziergänge» von Blum[2] in Berlin, welches Buch er für sein Morgen- und Abendgebetbuch brauchte, und «die Gedanken über das Herz», deren auctor unbekannt ist. Beide sind ganz neu. Um 10 Uhr zu Hause redete ich allerlei mit Hr. M. Held von Regensburg in der Gaststube . . .

Samstag 23. Apr. . . . Gegen halb 12 Uhr mit M. Blessig nach dem auditorio philosophico und hörte noch ein Stück von der Rede des neuerwählten Rectoris magnifici Prof. Ernesti. Der Hr. Rektor war im Degen, wie die übrigen facultatis philosophicae und schwarz gekleidet ohne Uiberschlag und Mantel, und über diesem Kleide hatte der Hr. Rektor einen kurzen sammeten oder gar purpurnen kleinen gefütterten rothen Mantel, der bis an die Ehlenbogen reichte. Zween Pedellen hielten in rothen Kleidern mit schmalen goldenen Tressen und dergleichen Mantel zween zum wenigstens verguldete schöne Scepter. Aus dem auditorio philosophico giengen die Herren sämtlich in ein klein Häuschen, daran ein Garten war, und der Hr. Rektor kleidete sich da aus. Worauf einer nach dem andern nach Hause gieng. Unter anderm hatte Hr. Dr. Crusius eine kleine medaille vornen in einem Knopfloch hängen als canonicus von Meißen. . . . (Abends

---

[1] Mela Pomponius, Geograph um 50 n. Chr.
[2] Joach. Christ. Blum 1739–1790 aus Rathenow in der Mittelmark. («Spaziergänge», Stendal 1774.)

Besuch bei dem Hallischen Wirt Bügling) . . . Nach 10 Uhr, da ich schon im Bette lag, verfiele wieder in die abscheuliche Gewohnheitssünde (. . . Gebetsworte). Diese Sünde war Ursache, daß ich

Sonntag den 24. Apr. erst um 7 Uhr aufstunde und auch den ganzen übrigen Tag in der größten Zerstreuung und eitlen Reden zubrachte. (Besuch der Nikolaikirche: Dr. Eichler[1] liest «eine vortrefliche Predigt» über das Ev.: «Ueber ein Kleines» etc.) Man sagte mir, er hätte kein Gedächtniß mehr . . . (Beim Gebet um Sündenvergebung nach der Predigt hielten die Männer «die Hüte vors Gesicht», die Frauen «die Augen zu mit zween Fingern oder den Schlupfer vor das ganze Gesicht» . . .) Das h. Abendmahl wurde consecriret fast wie in einer catholischen Messe mit klingenden Schellen, wobei jedesmal die Chorknaben auf ihre Angesichte fielen. Derjenige, welcher consecrirte, war über dem weisen Chorhemde mit grünem, ich glaube, Sammet bedeckt, woran breite goldene Tressen, eine Kappe und eine Quast von Gold auf dem Rücken waren. Die Chorknaben waren ebenso gekleidet und hatten runde Kappen auf mit Pelz oder mit einem Blumenkranz umgeben. Es war mit einem Worte alles grün bedecket, was man sonst zu bedecken pflegt als nemlich Canzel, Altar, Pult am Gitter, die beiden Wände des Chors; auch lag ein grün Tuch oder gar Sammet, eben wie alles übrige, mit goldnen breiten Tressen auf den 4 Staflen des Altars, welches noch weit ins Chor hinein lag, auf dem Boden. Bei dem Gebet bei consecrirung des h. Abendmahls und nachdem dasselbige gänzlich ausgespendet war, knieete, ich glaube, zum wenigsten Hr. Dr. Eichler, welcher gepredigt hatte, nieder mit dem Gesichte gegen den Altar und ebenso hinter ihm die 4 Chorknaben. Und der Meßpriester, ich will ihn einmal so nennen, im grünen Kleide betete stehend nicht gar mitten am Altar aus dem Buche. Der Meßpriester stunde, da das h. Abendmahl ausgespendet wurde, an dem einen Ecke des Altars und reichte die Hostie, da dann der communicant hinten um den Altar herumgieng und von dem im Chorhemde und Krös den Kelch empfieng. Zu beiden Seiten dieser beiden Herren stunden bei jedem zween Chorknaben und hielten ein etwas langes, nicht gar breites grünes Tuch oder auch Sammet mit breiten goldenen Tressen und goldenen Quasten unter, damit allenfalls weder Hostie noch Wein auf den Boden fallen möchte. (Tracht der Kommunikanten) . . . (Um 1/2 10 Uhr in der Pauliner-

---

[1] Eichler Chr. Gottl. Dr. theol., Pfarrer † 1785.

kirche: Dr. Richter[1] predigt. auch über das Ev. . . .) Das lange Singen macht, daß gar viele Leute nicht zur Kirche kommen oder doch gar wenige bis zu Ende bleiben. («Viele monumenta sepulcralia im Chor» . . . Gesang und Tracht der Thomasschüler. «Die gewissen Familien eignen Begräbnisplätze auf dem Gottesacker an der Kirche»). Um 1 Uhr gienge in die Thomaskirche (Beschreibung derselben) . . . (Von 4 bis 6 Uhr bei Blessig). Ein wenig vor 9 Uhr auf meinem Zimmer sunge viele Gesänge mit lauter Stimme, fast eine ganze Stunde lang.

Montag den 25. Apr. . . . gieng zu M. Blessig (vergeblicher Besuch bei Rauchhändler Theuerkauf von Straßburg)[2] . . . (Besuch bei Ernesti, der ihm das hebr. Wörterbuch von Coccejus und das griech. zum N. T. von Schoettgen empfiehlt). Nach dem Essen lase den Meßcatalogum durch und verfiele leider . . . wiederum in die schreckliche Sünde . . . (Von 5 Uhr an eine Stunde bei Crusius). Er hätte mich bald abwendig gemacht, nach Halle zu gehen und sagte u. a.: . . . ich solle lieber wieder umkehren nach Straßburg; dann ich würde völlig meines Zwecks verfehlen und anstatt Theologie zu lernen, vielmehr das verlernen, was ich davon wußte; bei Dr. Semler, Prof. Griesbach,[3] Adj. Vogel, selbst bei Hr. Dr. Noesselt[4] solte ich keine collegia hören; er bedaure mich; ins Waysenhaus zu gehen, wolte er mir auch gar nicht rathen, ich könnte alles besser in Leipzig hören, wobei er mir eine Stube in seinem Hause zwo Treppen hoch auf die Gasse hinaus für 20 Thaler anbot etc. . . . Den Studenten zu Gefallen müsse man teutsch schreiben und lesen; denn das lateinische verstünden sie nicht . . . Er recommandirte mir besonders den Hr. Adjunctum Müller in Halle. — Gegen 6 Uhr besuchte ein wenig meine vorige Wirthin in den dreien Rosen, Frau Yorkin und gienge zu M. Blessig, welcher mir sagte, daß die Straßburger Rauchhändler alle schon gepackt hätten, worauf ich in Bestürzung in des Rathsherrn Strohl Wohnung gieng (er trifft ihn nicht und schrieb nun daheim die «addresses und versiegelte die Briefe»; er geht mit dem Packet wieder umsonst zu Strohl und dann bis 10 Uhr zu Blessig). . . .

---

[1] Richter vgl. 25. XII. u a. im Jahrb. 1906.

[2] Zwei Theuerkauf, Joh. Friedr. und Joh. Michael, wurden am 13. Aug. 1789 als (die letzten) Schöffen der Kürschnerzunft gewählt. (Patriot. Wochenblatt, Frühpost 13. VIII.)

[3] Griesbach Joh. Jak. aus Hessen-Darmstadt geb. 1745 † in Jena 1812; in Halle seit 1763, neutest. Kritiker und Exeget.

[4] Noesselt. vgl. Jahrb. 1906, 30. I.

Dienstag den 26. Apr. . . . noch vor 7 Uhr zu Rthsh. Strohl, der angekleidet an der Thür auf der Gasse stund. Er nahm das mitgebrachte gern und recht freundschaftlich an. (Abschied von Theuerkauf; Besuch bei Blessig; erst um 9 Uhr zu Hause «caffee»; nach Tisch noch einmal zu Strohl, der ihm «Danziger Goldwasser zu trinken gab». Abschied). Die Briefe en paquet nach Straßburg waren: 1. an Hr. M. Weber. 2. Hr. Oertel. 3. Birr oncle. 4. M. Redslob. 5. Hr. Prof. Stoeber. 6. Hr. Dr. Lorenz. 7. Hr. Dr. Kugler. 8. Hr. Prof. Lorenz. u. einige Zeilen an Hr. Horlacher Handlungsbedienten von schwäbisch Halle bei Hr. Birr cousin in Straßb. . . . (Besuch bei Prof. Morus; Gespräch über die Straßburger: M. Weber und Engel,[1] «die Lebensart der Stud. auf univers.» und Theologisches) . . . (Zwei Besuche bei Blessig: «ich erzählte ihm von Straßb. und besonders vom letzten Magisterio») . . .

Mittwoch den 27. Apr. . . . besorgte meinen Mantelsack und gienge zu M. Blessig. Er gab mir einen unversiegelten Brief an Dr. Semler, welchen ich versieglen solte in Halle. Er sagte: wenn er was in Halle zu bestellen hätte, so wolte er sich an mich wenden, und es würde ihm sehr angenehm sein, wenn ich und andere in Straßburg, welche mit ihme nicht einstimmig dächten, mit einander correspondiren und einer gegen den andern sich erklären würde; dann sonst, wo es so fort gienge in Straßburg, wie es jetzo geht, daß man so verschiedene Denkungsart hätte im predigen etc., so könnte an keine, doch so nothwendige Verbesserung gedacht werden. Er küßte mich beim Abschied und begleitete mich bis an die Thür, und ich sagte ihm, auser den Wünschen, herzlichen und schuldigen Dank für das, was er mir erwiesen. (Die Kutsche fuhr mit einer Stunde Verspätung ab um 10 Uhr; er hatte «den Platz auf dem Bock gedungen»; Ankunft in Halle Abends nach 7 Uhr). Ich mußte eine ziemlich scharfe Durchsuchung meines Mantelsacks, ja selbst meines Rocklors[2] und Rocksäcke ausstehen. Hr. Büchling,[3] eine nièce von ihm und sein Sohn kamen auf meine Stube und bewillkommten mich. Ich aß zu Nacht im blauen Hechten. (Dann noch «eine Pfeife Tabak» auf Büchlings Stube mit «Hr. von der Heide, einem armen Studioso aus der Pfalz», der auch hier wohnte und dem er

---

[1] Phil. Jak. Engel. Abendprediger an St. Wilhelm, «Diakonus zu Eckbolsheim und Scharrachbergen» (K. V. Bl. 166 Rückseite).
[2] Rocklor = Roquelaure, Reisemantel vgl. 15. VI. im Jahrb. 1906.
[3] Büchling = Bügling; vgl. 21. IV.; auch 28. I. im Jahrb. 1906.

seine «Gesinnung in Ansehung» Semlers «ziemlich deutlich entdeckt».)

Donnerstag den 28. Apr. («Auspacken und Einrichten»; nach Tisch mit Blessigs Brief zu Semler)... Er lase ihn und wolte verschiedene Mahle allerlei Gelegenheit geben zu reden; ich ließ mich aber gar nicht ein mit diesem Manne. (Prof. Griesbach wohnt in Semlers Hause, war aber nicht daheim). Dem Hr. Prof. Thunmann überreichte die Charte, welche Hr. Pivernstahl in Mannheim geschrieben hatte nebst dem Hr. Baron Rudbeck (vgl. 13. III.). Er ist ein junger, sehr artiger Mann ... Es war bei ihm Hr. M. Graffmann und Hr. Humbla, welchen ich ein compl. von M. Blessig ausrichtete. Es that mir wehe, daß ich diese Herrn gar nicht nutzen konnte, da sie alle drei eben im Begrif waren auf das reformirte Gymnasium zu gehen, um die dasigen Redeübungen anzuhören. Am schwarzen Brett lase ich das angeschlagen; es betraf theils die collegia, theils die Aufführung der Studiosorum mit den Hetzpeitschen, hazardspielen, Landsmannschaften etc. .. («An der Thüre der Wage gleich neben dem schwarzen Brett» waren viele gebundene Bücher angezeigt; er kauft einige ungebundene «bei Frau Hendelin, der Muter des universit. Buchdruckers», darunter für sich und Blessig «Dr. Semlers Leben und seiner ersten Frau» in 8, 1772 ...

Freitag den 29. Apr. .. (Der Stud. v. d. Heide besuchte ihn und erzählte von «seinen dürftigen Umständen»; er war ein Pfarrerssohn aus Sinsheim und bisher nur von seinem Vater unterrichtet worden. Neuer Bücherkauf bei der Hendel; Spaziergang «zum Steinthor hinaus» in die blühenden Bäume ...

Samstag den 30. Apr. (Gegenbesuch bei v. d. Heide, dem er «einen zinnernen Löffel schenkt» und dritter Einkauf bei der Hendel; hier lernt er einen Hr. Helck «aus dem seminario» kennen, dessen Vater ein Straßburger war ...) Wir redeten u. a. auch von Hr. Diemer, so als missionarius aus dem Waysenhaus gegangen ist und in collegio Wilhelm. zu Straßb. gewesen war.[1] ...

Sonntag den 1. May (Um 8 Uhr in die Ulrichskirche: Liturgie; man sang 40—50 Verse, «welches nur schrecklich viel ist»; der Prediger Pastor Gincke «that sehr

[1] Joh. Sigism. Lorenz an Lamey (Mannheim) am 15. II. 1773: «Einer meiner Auditores, namens Diemer geht nun zu der neugepflanzten ev. luth. Gemeine in Amerika als ordentlich berufener Pfarrer» (Barack. Handschriftenverzeichnis S. 160, Nr. 120).

andächtig, wie es so hierum durchgehends eingeführet ist» (Beschreibung des Gottesdienstes und der Abendmahlsfeier) . . . (Nachm. in der Moritzkirche: Bötticher «gewesener Insp. auf dem Waysenhaus» predigte).

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Das folgende, zweite Heft fehlt: = Seite 100—225; das dritte beginnt mit dem 27. Juli und trägt die stellenweise ausgerissene Ueberschrift: «Diarium M.... Henrici Patrick... theol. Arg. 1774, Julius versus finem. Halle in Magdeb. item Wernigerode, Halberstadt, Magdeburg, Barby, Leipzig, Doelitsch, Döbernitz etc.» — Hier beginnen auch die aus der Mitteilung im Jahre 1906 bekannten Inhaltsangaben am Rande).

Ich nahm das Anerbieten (mit der Frau Hofrat Becker, der Schwiegermutter des Dr. Noesselt, zu fahren) ohne vieles Bedenken an. (Die untere kleinere Hälfte dieses ersten Blattes ist abgerissen) . . . Mittwoch Julius 27. continuatus. Antrag wegen einer Reise nach Wernigerode.

. . . (Besuch bei Noesselt, der ihm «compl. nach Halberstadt, Wernigerode und Magdeburg» mitgab und mit ihm «auf dem Platz vor den Stuben — Hausehren[1] — auf und nieder» ging.) Hr. Noesselt fuhr (um 9 Uhr) mit eine Stunde weit bis nach Drode[2] . . . es wurde allerlei von Reisen geredet, von dem Blocksberge und den Abentheuern davon . . . (N. geht zu Fuß zurück). Nun war ich allein mit der Fr. Hofräthin (ihr gehörte die Kutsche; «die Pferde aber waren extra poste»; das Gespräch war «theils von göttlichen Dingen», besonders nachdem er aus Bogatzkys[3] «goldenem Schatzkästlein» vorgelesen hatte; die Gegend «ganz offen und angenehm»; (über Nacht «zu Aschersleben in der Vorstadt»; zur freien Fahrt kam freies Quartier) . . . Donnerstag, 28. Juli Reise nach W. Dorf Drode. Freies Essen.

. . . (Weiterreise; «schlimmer Weg von vielem Regen»; in Halberstadt «trunken wir caffée anstatt des Mittagessens; gegen 5 Uhr in Wernigerode; die Verwandten der Frau Hofrat mit ihrem Schwiegersohn, Secretarius Tympe, und ihre 80jährige Mutter waren «derselben vor dem Thore entgegengekommen und setzten sich zum Theil in die Kutsche) Der Hr. Hofrat Becker . . . war so gütig, mich in sein Haus aufzunehmen . . . Die Mutter der Frau Hofrätin . . . noch bei guten Kräften des Leibes erquickte Freitag, 29. Juli. Halberstadt. Wernigerode.

---

[1] Aehre (mundartlich) = Flur (Hausäre) vom lat. area; franz. aire.
[2] Trotha.
[3] Bogatzky vgl. 21. I. im Jahrb. 1906.

mich insonderheit durch ihr großes geistliches Leben und Munterkeit. (Er saß beim Nachtessen neben ihr.) Ihr Mann ist Oberbergmeister Harzig . . . (eine zweite Tochter, «Frau Räthin Oppermann», speiste auch mit) . . .

Samstag, 30. Juli

. . . (Hofrat B., «ein redlicher und lebendiger Christ», gibt ihm theol. Bücher zum Lesen) . . . darauf kleidete ich mich an und besuchte den Hr. Consistorialrath Hildebrand und brachte ihm zwei complimente von Hr. Insp. Fabricius und Witte[1] in Halle (Mitteilung des Gesprächs) . . . (Nach Tisch mit Hofrat B. aufs Schloß in die

Die Bibliothek.

Bibliothek). Diese gräfl. Stollbergische, von dem vorigen seeligen Grafen Christian Ernst etwa zwischen 1730 und 1740 angelegte Bibliothek ist größer und vorzüglicher als die churfürstl. in Mannheim. (Beschreibung; Bibliothekar ist «Hr. Rassmann», Prof. am Gymnasium) . . .

Sonntag, 31. Juli.

. . . da ich über dem Gebet war, so rufte mir Hr. Hofrath Becker zum caffée, nach welchem ich im Gebet fortfuhr . . . (Besuch der Schloßkirche; Hofprediger Schmidt; Kirche und Gottesdienst werden beschrieben; ebenso das Schloß; Gespräch mit dem Hofprediger) . . . (Nachmittag

S. Johanniskirche.

mit Hofr. Becker in die Johanniskirche, wo M. Propst predigte; kurze Beschreibung) . . . (Nachmittagskaffee im Familienkreis bei Frau Harzig) . . . Nach dem Nachtessen war wie bisher Hr. Hofr. B. mein Gesellschafter, der mir . . . wichtige Dinge sagte, besonders in Ansehung eines Königl. preuß. edicts wegen den Huren . . .

Montag, 1. Augustus. Sylvester-Kirche s. Oberpfarre.

. . . war in der Betstunde in der dem Hause gegenüber stehenden Sylvester- oder Oberpfarrkirche (Pastor Plessink . . .) besuchte um 9 Uhr Hr. Pastor Hermes. Er ist ein kleiner Mann zwischen 50 und 60, aber ein Gelehrter . . . (Mittag beim Hofrat Fritsch auf dem Schloß, wo «von erbaulichen und guten Dingen gesprochen» wurde; dann mit Hofprediger Schmidt «in die Conferenz der hiesigen redlichen Knechte Gottes», diesmal in Cons. Rats Hildebrand Haus; Anwesend die Pastoren: Kalisch, Breithaupt, Pleschink, Schmidt, Hermes, also kein Konventikel, sondern ein pietistisches Pfarrerkränzchen.) . . . (Wandelgespräch mit Hofrat Becker «von den Ehegesetzen Mosis») . . .

Dienstag, 2. Aug.

. . . (Pastor Breithaupt, an 70 Jahre alt, ein «weitloser Anverwandter des seligen Hr. Abtes Breithaupt»; Betstunde im Waisenhaus; Pastor Kalisch, Superintendent Ziegler, «der redliche Schulmeister» Hotopp von Schwarzau; gemeinsames Gebet mit Hofrat Becker) . . .

---

[1] Insp. Witte vgl. 15. XII. im Jahrb. 1906.

. . . rüstete mich auf die Reise . . . Hr. Hofr. B. schenkte mir einen dänischen Dukaten von 1666 . . . (Abschied) Die Poste hatte Hr. Hofr. B. ebenfalls noch gestern Abend bestellen und bezahlen lassen . . . (Abfahrt 8 Uhr; Ankunft in Halberstadt halb 11 Uhr; Mittag bei Pastor Streithorst; Besuch bei Consistorialrat Struensee und der Domkirche). Sie ist dem h. Stephano gewidmet und inwendig größtenteils wie das Münster in Straßburg . . . Ich sahe zwischen 30 und 40 theils wirkliche Domherren, theils vicarios im Chor. Sie hatten ihre gewöhnlichen Kleider an und, wie sie sonst giengen, mit perruques, Haarbeuteln, rundem Haar, Zöpfen. Ueber diesem ihrem Kleide hatten sie einen schwarzen Uiberrock und über diesem ein weises Chorhemd, welches bei den adelichen mit rothem Sammet und bei den andern mit schwarzem eingefaßet war um den Hals herum. Bei manchen hieng noch eine Art von dergleichen Kappe hinten herunter. Sie stunden größtentheils auf beiden Seiten in ihren Stülen. Die übrigen stunden je drei auf beiden Seiten an einem Pulte, worauf das Breviarium Romanum in folio lag. Noch einer war allein an einem ganz großen Pulte. Es wurde gelesen, gesungen und so immerfort mit darzwischen spielender Orgel und allerlei Abwechselungen, da sie bald sasen, bald stunden etc. Ein jeder hatte anstatt des Hutes ein kleines schwarzes Baretlein, rothgefüttert. Gegen 3 Uhr hatte dieses ein Ende, da dann ein jeder im Creutzgange seinen besondern kleinen Schrank hatte, in welchen er seine ausgezogene gottesdienstliche Kleider legte. (Besuch beim Generalsup. Jacobi, «welcher mir nicht richtig zu denken scheint») . . . Ich logierte mich in den König von Pohlen zu Hr. Himmel . . . wolte mich auf die Poste einschreiben lassen für morgen früh nach Magdeburg. Weil aber die 6 ₰ Stücke nicht angenommen wurden von dem Secretaire, so entschloß ich mich zu Fuß zu gehen, indem es mich däuchte, gar viel Geld zu sein: 1 Thaler 12 Groschen, ohngeachtet ich wirklich (= zur Zeit) schon 2 Groschenstücke eingewechselt hatte. (Abendessen bei Struensee; dann in einem Nebenzimmer eine Andachtsversammlung von etwa «12 Bürgern». Es wurde gelesen, betrachtet und gesungen). Plötzlich stand er auf und sagte: «Herr Patrick, sie beten mit uns und für uns!» Alle anwesende wurfen sich auf ihre Knie und ich desgleichen und betete laut. Ich kann nicht sagen, wie große Gnade mir Gott geschenket hat in diesem ganz unvermutheten Fall . . . (einer der Teilnehmer, Kaufmann Spielke, gab ihm einen Brief an seinen

Mittwoch, 3. Aug.

Halberstadt.

Die Domkirche.

Die Domherren.

«Tochtermann», den Pastor W e r n e r in B u c k a u) Die Magd (des Spielke), die mich nach meinem Wirtshause führte, hat mich durch ihr erbauliches Gespräch vergnüget und ermuntert . . .

Donnerstag, 4. Aug.

. . . stund auf vor 4 Uhr . . . und ging gegen halb 6 Uhr fort. Unterwegens lase ich in Bog. Schatzk. (1 1/2 Stunden Rast in H a d m e r s l e b e n; «das Gasthaus ist Anhalt-Dessauisch») . . . Etwa um halb 12 Uhr gieng ich weiter und kehrte ein in W a n s l e b e n im Rathskeller. (Am Rand: «Wansleben, ein Städtchen. Der Ratskeller ist das einzige Gebäude in demselben, das man ein Haus nennen kann») . . . In G r o s - O l t e r s l e b e n[1] trunke ich das erste bittere Magdeburger Bier . . . (nach 8 Uhr Ankunft in B u c k a u bei Magdeburg, übernacht bei Pfarrer W e r n e r, wo er sich «mit dem Ausziehen seiner Stiefel sehr ermüdet») . . .

Gros Oltersleben ein Dorf.

Buckau bei Magdeburg.

Freitag, 1. Aug. Das Closter Bergen.

. . . Nach dem MEssen führte mich Hr. Pastor W. nach dem Closter B e r g e n[2] (Besichtigung der Bibliothek und des Gartens, der «fast ganz Natur ist», und des Naturalienkabinetts) . . .

Samstag, 6. Aug. Magdeburg.

. . . gieng nach der Stadt M a g d e b u r g und spatzierte herum. Sie ist ziemlich groß und regelmäßig gebauet, die Häuser durchgehends groß und dauerhaft. Der breite Weg ist die breiteste Gasse und gehet mitten durch von einem Thor zum andern . . . Die Stadt wird durch 3 Vestungen beschützt, welche aber kein Fremder ohne Paß zu sehen bekömmt. Der Dom von beinahe 900 Jahren ist sehr solid; hat vornher 2 große Thürme und hinten einen ganz kleinen. Uebrigens ist er wie dergleichen Gebäude von Gothischer Bauart. Die Kunst des S t r a ß b u r g e r M ü n s t e r s muß man nicht an ihm suchen. (Mittag im «weisen Schwanen»; Besuch bei dem «christlichen» Handelsmann F r i t z e und im Kloster bei den Lehrern Z e r e n n e r und S p i e l k e.) Es wurde mir da f a s t w e h e, und ich meinte, ich müßte mich ergeben. Und hier will ich zu meiner künftigen Warnung und desto größerer Vorsicht, wenn mir anders Gott Leben und Gesundheit wiederschenken und noch länger verleihen wird, die Ursachen hersetzen von dieser Schwäche und Wehe. Es können folgende sein: 1) die Erhitzung im Gehen von Halberstadt bis Magdeburg 2) ein Gurkensalad am Freitag

Der Dom.

[1] Groß Ottersleben.

[2] Benediktinerkloster, gest. 937 von Kaiser Otto dem Großen, 1565 protestantisch und Erziehungsanstalt.

nachts, davon ich ziemlich gegessen 3) einige ringlots,[1] grüne Pflaumen, etwa eine Stunde nach dem caffée heut morgens 4) ein Theil des Mittagessens im weisen Schwanen, da ich u. a. ase gerösteten Speck mit Eiern und eine Eierbretzel 5) nahe beim Closter Bergen kaufte saure Kirschen s. amarelles und ase einige davon 6) im Closter selbst rauchte ich tabac und trunke bei 3 Kelche weisen mit rothem vermengten Wein 7) und endlich rauchte ich noch eine Pfeife tabac eben im Kloster, worüber es mir anfieng, wehe zu werden. Auf dem Wege nach Hause so spührte ich abwechselnd Frost und Hitze . . . gieng mit Thee zu Bette. Die Frost wurde stärker, wie auch die Hitze, und ich schlief sehr unruhig.

Des Morgens war ich sehr durstig und schwach; ich trunke Thee und konnte den ganzen Tag kaum einige Augenblicke auser dem Bette sein. Um 9 Uhr mußte ich mich ergeben zum erstenmal, nach Mittag zum zweitenmal, ob ich gleich nur ein wenig Habergrütze gegessen hatte, so aber freilich nach hiesiger Zubereitung säuerlich war; und etwa um 6 Uhr zum dritten Mahle, ohngeachtet ich vorher Nußbranntwein getrunken hatte . . . (einige Zeit im Sessel, dann wieder ins Bett, noch einmal Nußbranntwein, trockene Hitze, ziemlich ruhiger Schlaf, gegen Tag «einiger Schweiß».) Sonntag, 7. Aug.

Heute stunde auf etwa um 7 Uhr, stärker als gestern . . . doch wird mir das Reden sehr sauer; auch hört der Durchbruch bis jetzo noch nicht auf . . . (Schreiben «dieses journals» und Lesen) . . . (Abendspaziergang mit Werners) zur hintern Gartenthür hinaus, wo wir einen schönen Wald, das Dorf Farmersleben,[2] den Fluß Sülze,[3] eine schöne Wiese, Felder etc. im Gesichte hatten . . . Montag, 8. Aug.

(Trotz plötzlichen Schweißes und noch vorhandener Mattigkeit Weiterreise gegen halb 11 Uhr.) Die Frau Pastor ließ mir noch Habergrütze kochen und packte mir Butterbrod und Fleisch in Papier . . . Ich hatte Thränen in den Augen, und das Herz war mir schwer. Sie beide selbst waren auch ziemlich gerührt . . . Und so gieng ich ganz schwach und Schritt vor Schritt bis in das Dorf Westerriede[4] 1½ Stunden etwa von Buckau. Daselbst speißte ich zu Mittag gebratene Bratwurst, ein klein wenig Salade, ein Bißgen Brod und nicht ganz einen Straßburger Schoppen Brihan[5] und zum Schluß ein wenig Brantwein, weil ich gar keinen Dienstag, 9. Aug. Dorf Westerriede.

[1] reine-claudes.
[2] Farsleben.
[3] Links in die Elbe.
[4] Westerhüsen.
[5] Breihahn, Weizenbier.

appetit hatte. Nach dem Essen war ich schwächer als vorher, daß ich mich bald in den Schatten der Weidenbäume niedersetzen mußte. Wie ich mich ein wenig erholet hatte, so lase ich etwas in Bog. Schtzk. Uiberdem kam ein Schornsteinfeger herzu mit seinem Bündel auf dem Buckel, welcher schon einige Wochen herumlauft, gebürtig aus Regensburg und catholisch; doch schien er nicht dumm zu sein. Er setzte sich ein wenig zu mir, und wir giengen hernach miteinander ganz angenehm bis Schönenbeck, wo er sein Geschenk holte.[1] (Großer Durst; Milch; «dieser aber ranne im Magen zusammen», große Schmerzen; Erbrechen; endlich nach mehrfachem «Niedersitzen» Ankunft in Gnadau.) Da ich einen Brunnen sahe, so trunke ich Wasser daraus. Sobald ich im Gasthofe war, ließ ich mir Wasser und 2 mal Brantwein geben. (Unruhige Nacht) . . . Ueber dem caffee gab ich mich gegen den Wirth und einen andern Bruder (Herrnhuter) als einen neveu der 3 Herrn Dürninger (vgl. 30. III) zu erkennen. Des Bruders seine Frau bezeugte mir viel Liebe und gab mir Magentropfen (gute Wirkung) . . . (Besuch des Ordinarius Pastors Hasset; Gespräch über die Brüdergemeinde und ihre Missionen; Besichtigung des Gemeindesaales. Weiterreise nach Tisch; aber immer noch «Schritt vor Schritt». Doch kam er «gestärkt und ohne Mattigkeit in Barby an.) Ich hielte mich beim Buchbinder Herke auf und sahe mich in den vor mir liegenden Büchern der Brüdergemeinde um. (Er findet «nichts Irriges» darin und kauft «Kurzgef. Nachricht von der Bd. Gem. 1774 von Spangenberg»[2], den er hernach auf dem Schloß besuchte.) Wir wurden bald vertraut . . . er ist ein ganz aufrichtiger Liebhaber Jesu und dabei sehr leutseelig und gelehrt. U. a. recommandirte er mir in Absicht auf das jus canonicum Briefe, welche Hr. Hofrath Carl Bretschneider mit dem Hr. Geheimdenrath von Moser[3] gewechselt hat. (Auf dem Weg zum Gasthause Nasenbluten, das am nächsten Morgen wiederkehrt) . . .

Schornsteinfeger.

Die Stadt Schönenbeck.

Gnadau, ein vor etwa 7 Jahren von einer Brüdergemeinde angelegtes Dorf von 15—20 Häusern und einem Wirthshaus.

Mittwoch, 10. Aug.

Hr. Ordinarius Hasset.

Die Stadt Barby.

Spangenberg, Bischof der Brüdergemeinde.

Donnerstag, 11. Aug.

. . . (Frühstück bei Spangenberg und Frau, die «eine ganz artige Persohn») . . . er gab mir ganz angenehme und unbekannte Nachrichten von meinen

---

[1] Von der Zunft.

[2] Spangenberg Aug. Gottl., Bischof der Brüdergem. 1704 bis 1792, Biograph Zinzendorfs (8 Bände).

[3] Joh. Jak. v. Moser aus Stuttgart 1701—1785, der bekannte «Landschaftsconsulent».

verstorbenen dreien Hr. oncles Dürninger. Sie wären alle drei recht redliche Leute gewesen, besonders aber Abraham, der auch sonst weit und breit wegen dieser seiner Redlichkeit und großen Einsichten bekannt und im Ansehen war und noch ist. In Absicht auf seine Handlung besonders hatte er diesen Grundsatz: ich suche dadurch meinem Heiland und meinem Nächsten zu dienen. Wem es also kein wirklicher Dienst wäre, der solle nicht bei ihm kaufen . . . Sein Stiefsohn Obermüller . . . ist sehr schwächlich und noch auf dem Comtoir; denn nicht nur seine Handlung geht fort, sondern noch immer unter dem alten Namen, als wenn er noch lebete . . . (Spangenberg hat die Zeche im Gasthof bezahlt. Weitermarsch bei Regenwetter über Kalbe,[1] «eine ganz artige Stadt» nach Niemburg;[2] vor der Stadt im Schwanen Nachtquartier). Meine Herren Oncles Dürninger. Die Stadt Kalbe. Die Stadt Niemburg.

... 1/4 nach 6 Uhr verließ ich meine Herberge. Ich wurde gewarnet, durch die Stadt zu gehen wegen der schlechten Steigen über das Wasser. Doch schiene mir die Stadt ziemlich gut gebauet; nur siehet man hin und wieder, daß der grausame Mars auch ein mal da gewesen. Bernburg liegt eine kleine Meile von Niemburg und sieht ganz gut aus. (Fürstliche Schlösser und Gärten; schöne Brücke über die Saale; eine große Kirche mit gemalten Fenstern.) In dem Dessauischen Flecken Breichlitz oder Greibzig[3] speißte ich zu Mittag, so wie ichs haben konnte. Es war da eine Weibspersohn in ganz elenden Umständen, die aber ausnehmend schwatzen konnte. Sie erzählte, daß sie von Prag herkäme und beim Kaiser in Wien eine Supplique eingegeben hätte etc. . . . gienge alle Augenblicke irre und hatte sehr schlimmen Weg, so daß ich um 8 Uhr ganz ermüdet im Dorfe Oppin einkehrte zur grünen Tanne. Der Wirth fragte mich ganz genau, wo ich herkäme, wo ich hin wolte, ob ich meinen Paß hätte etc., daß ich endlich ganz ungeduldig und böse wurde und etwas hitzig fragte: «Kann ich endlich hier zu Nacht bleiben?» Nun ja, sagte er darauf, und war alles ganz gut (der Wirt erzählt «von seinen Taten im letzten Kriege», und daß das oben erwähnte Weib auch bei ihm «sich hochmüthig bezeuget hätte», obgleich sie sich die Zeche erst im Dorf habe «erbetteln müssen»). Freitag, 12. Aug. Die Stadt Bernburg. Das Dorf Oppin.

[1] Calbe.
[2] Nienburg.
[3] Gröbzig.

Samstag, 13. Aug.

(Um 6 Uhr Aufbruch, Wiederankunft in Halle 8 Uhr Dankgebet); Den Hr. von der Heiden (vgl. 27. IV. ff.) ließ ich mit mir caffee trinken und suchte mich durch Wasser etc. zu erholen . . . schrieb dieses journal . . . und die Ausgaben aus der Schreibtafel ins Buch . . .

Sonntag, 14. Aug. Halle.

. . . trödelte herum so lang, daß ich erst um 1/2 11 Uhr angekleidet war . . . sagte dem traiteur auf dem Waysenhause, daß ich wieder zu Tisch kommen würde . . . (Erst Nachm. in der Kirche: «Glauchischen Kirche»; Diakon Niemeyer[1] predigte; Kirchenschlaf) . . . legte mich zu Bett etwa um halb 11 Uhr ohne Gebet.

Montag, 15. Aug.

. . . von 6—8 in collegiis, doch ohne etwas nachzuschreiben (desgl. von 9—10 Uhr) . . . lase politische franz. Zeitungen 4 und gelehrte Jenaische zwo bis 4 Uhr. (Nach dem Abendessen Spaziergang «im Feldgarten») . . .

Dienstag, 16. Aug.

. . . jetzo werde ich anfangen, Briefe zu schreiben . . . (Lesen in Botins[2] Geschichte von Schweden, bis ich zwo gelehrte und eine polit. franz. Zeitung bekam . . . (das Abendgebet «auf dem Bette ganz kalt und ohne Empfindung eines Betenden»).

Mittwoch, 17. Aug.

. . . weckte Hr. von der Heide und Oehlschläger: nahm poudre d'A. ein nach vorhergegangenem demüthigen Gebet (!), und Gott segnete es auch nach seiner großen Gnade gegen mir . . . der Peruquenmacher schnitte mir die Haare . . . (Lesen in Botin noch nach dem Abendessen bei Licht.)

Donnerstag, 18. Aug. Botin, Gesch. der schwed. Nation im Grundriß.

. . . (6—8 Kolleg; dann Lesen in Botin bis zu Ende) das Buch ist unparteiisch und gründlich geschrieben mit vielem Verstande und kurz . . . Sodann nahm ich vor mich: Kritische Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit 1. Bd. 1. Stück in 8 Bützow und Wismar 1774 (Hauptmitarbeiter ist Kons. Rat Reinhardt in Bützow. Dieses «journal» ist gut) . . .

Freitag, 19. Aug. Aufsagung des logis.

(Vorm. im Kolleg; Nachm. bei Seeger . . . hatte mit meinem Branntenwein und rasiren zu thun und besuchte Hr. M. Müller . . . gienge zu Hr. Büchling . . . dem ich sagte, daß ich nicht wüßte, ob ich noch nach Michaelis in Halle sein würde und, wenn ich noch hier wäre, so wäre mir das logis zu theuer. Darauf that er mir den Antrag: das Zimmer, Aufwartung und Holz frei zu geben, wann

---

[1] Niemeyer Gotth. Ant. 1757—1809 aus und in Glaucha (ehem. besondere Stadt. jetzt mit Halle vereinigt).

[2] Andreas von Botin † 1790 in Stockholm. Seine schwedische Geschichte erschien 1767 deutsch (von Backmeister) in Riga und Leipzig, 2 Bände.

ich seinen Sohn täglich eine Stunde unterrichten würde, welches ich in so fern annahm . . .

. . . (Am Rand: Drei Schriften nach Wernigerode nebst einem offenen Brief an Hr. Superintendent Ziegler) nemlich: 1. ein exemplar von Semlers Leben an den Hr. Superint. selbst. 2. Das zweite (davon) an Hr. Hofr. Becker oder an jemand anders 3. Silberschlag («Gedächtnismahl des Herrn Jesu») an Frau Obergmeisterin Harzigin . . . (Nachm.) suchte bei der Frau Krebsin einige Disputationen für Hr. Prof. Stoeber (in Straßburg) . . . Samstag, 20. Aug.

Ich stunde auf gegen 8 Uhr und trödelte leider, wie gewöhnlich, herum, daß ich erst gegen 10 Uhr angekleidet war und in die Garnisonskirche gieng, wo ich den neuen Feldprediger Hr. Matusson hörte. (Er hat) geringe Gaben und auch einen schwachen Cörper, doch ist sein Vortrag orthodoxe, da der vorige, Tiede, nur Moral vorgetragen . . . Zu Hause nach halb 11 Uhr sunge ich einige Lieder mit lauter Stimme, darüber sich eine Stube voll Studenten gegen mir über aufhielte . . . (Um 2 Uhr in der Ulrichskirche; Prediger: M. Schulz) . . . Hr. Müller machte mich mit Hr. Bickelhaub, Weinhändler, bekannt, einem geborenen Straßburger . . . (Mit Müller in «Wagenführers Garten») . . . Sonntag, 21. Aug. Hr. Feldprediger Matusson.

. . . Nach dem Nachtessen lase bei Buchbinder Hofmann im 3. Theil der «Leitungen des Höchsten nach seinem Rath» von M. Stephan Schulze, besonders die Nachricht von Straßburg, welche ganz seichte und fälschlich ist, fast so viele Unrichtigkeiten, als Zeilen. (Am Rand: Brief an Hr. Pastor Werner in Buckau, so ich am 23. Aug. fortschickte.) . . . Montag, 22. Aug.

. . . (Lesen im 4. St. des 3. Bd. von Ernestis neuester Theol. Bibl.) . . . lase die franz. pol. Zeitung, flickte Strümpfe . . . betete und legte mich um 11 Uhr. Dienstag, 23. Aug.

. . . lase einige Briefe von Zweibrücken, so ich schon d. 16. april in Leipzig empfieng und schrieb die Antwort darauf. (an Assessor Patrick vgl. 16. IV.) Nach dem Mittagessen . . . wiese mir Hr. Münch den großen Bettsaal von 120 Bettstellen etwa und den kleinen von 42 . . . (Mit v. d. Heide Spaziergang im Wfh. Feldgarten) . . . Mittwoch, 24. Aug. Der große u. kleine Bettsaal des Waysenhauses.

. . . (Lesen in Trinius[1] «Schrift- und vernunft- Donnerstag, 25. Aug.

[1] Trinius Joh. Ant. ev. Pfarrer 1722—84. Die erwähnte Schrift war 1750 in Leipzig erschienen und richtete sich besonders gegen den Mißbrauch der Sprüchwörter zur Beschönigung von Fehlern etc.

mäßige Betrachtung über einige Sprüchwörter» und in der «Wichtigkeit des Ehestandes») Schreibung und Sieglung der addresses zu Briefen 1. nach Gotha (an Hofr. Schläger (vgl. 6. IV.), 2. nach Straßburg (an Stoeber und Onkel Birr), 4. nach Zweibrücken (an Assessor Patrick), so ich am 26. Aug. fortschickte . . .

Freitag 26.Aug

. . . (Bes. bei Inspektor Fleischmann:[1] «der Mann hat mich vergnüget») . . . (Besuch bei Diakonus Niemeyer:) er gab mir Bier und darauf caffée ohne Milch. Die Rede betraf Wernigerode, meine collegia, Straßburg etc. Unter anderm mußte ich ihm meine Bekehrung erzählen. Der Mann ist aufrichtig und freundlich, scheint aber nicht viele Lebensart und keine großen Gaben zu haben. Von da weg gieng ich zu Hr. Gray, um ihm Seilers[2] Dogmatic zu bringen . . . 5 bis 6 andere Studiosi kamen dazu . . . es wurde gesprochen von den Colonien in Preußischen Landen, von den Werbungen, von den Münzjuden etc. . . . gieng die Dreyhauptische[3] Chronik 2ten Theil durch in folio . . .

Die Dreyhauptische Chronik.

Samstag, 27. Aug.

. . . Nach 1 Uhr auf die Waysenhausbibliothek und lase etwas in Origenes Philocalia[4] in 4to Lut. Paris. 1624 und in Chrysostomus (in epistolas Pauli commentarius) über Kor. 1, 7 in folio apud Comenium 1506. (Dann bei v. d. Heide in Alexandri Rosei Christiades Virgiliana in 12 Lips. 173(?)) Das Buch ist wirklich lesenswürdig neben dem schönen virgilianischen latein besonders wegen der Religion so darinnen herrschet. . .

Sonntag, 28. Aug.

. . . lase in Statius[5] Schatzkammer in 12 Lüneburg 1687 . . . (In der Garnisonkirche predigt M. Walter zu niemands Zufriedenheit; nach der Kirche mit Müller «auf dem Markt auf und ab und ein wenig auf den Paradeplatz») . . . (Besuch bei Insp. Fabricius). Unter anderm that er mir den Antrag, ob ich nicht wolte als Missionarius nach Indien[6] gehen . . .. Ich antwortete, — mein Herz war mir schwer —

Antrag, als missionarius nach Indien zu gehen.

---

[1] Fleischmann vgl. 2. I. und 7. II. im Jahrb. 1906.
[2] Seiler Prof. in Erlangen vgl. 3. I. u. a. im Jahrb. 1906.
[3] Joh. Christoph von Dreyhaupt geb. 1699 in Halle, gelehrter Rechtsanwalt, der Schöpflin seiner Heimat, † 1768.
[4] Philocalia, a Basilio et Gregorio ex variis Origenis commentariis excerpta griech. herausgeg. von Jo. Turinus, Paris 1618.
[5] Statius vgl. 14. XII. im Jahrb. 1906.
[6] Nach Trankebar, damals dänisch (seit 1845 englisch) König Friedr. IV. hatte von Franke schon 1705 Missionäre erbeten. Von Halle ging darauf der erste prot. deutsche Missionar, Ziegenbalg, nach Ostindien.

wann ich überzeugt wäre, daß der Ruf von Gott seie . . . so würde ich sagen: «Wie Gott mich führt, so will ich geh'n» . . . Wie ich vom Nachtessen nach Hause wolte, so lief mir Hr. Seeger in die Hände, dem ich mein Anliegen entdeckte. Er schenkte mir einige Birnen und sagte, die Studiosi hätten schon lange unter sich davon gesprochen, daß ich missionarius würde . . .

. . . (Dr. Noesselt liest nicht wegen Krankheit). Montag,29.Aug. Zu Haus beschnitte ich einen Nagel des großen Zehes und flickte einen Strumpf . . . (Nachm. kommt Gray, vgl. 26. VIII.). Wir redeten von einer Reise, von Hr. Prof. Schoepflin, von Hr. Insp. Diemer etc. . . . (Das Buch: «Die Wichtigkeit des Ehestandes Leipzig 1738» wird beendet) Besonders haben mir die angehängten Hochzeitsgebräuche älterer und neuerer Völker wohl gefallen. Das aber hat mich befremdet, daß in dem Anhang die Polygamie und die Ehescheidung wegen der Unfruchtbarkeit des Weibes vertheidiget worden von dem gelehrten Bischof Burnet[1] . . Die Wichtigkeit des Ehestandes aus dem engländischen des Salmon.

. . . besuchte Hr. Oelschläger . . . wir redeten diesesmal von der schlechten Bestellung der meisten Gymnasiorum in den Preußischen Landen; darunter rühmte er aber Züllichau als ein gutes gymnasium; dabei gab es dann Gelegenheit, von Straßburg zu reden. Darauf lase ich in dem «Gebrauche und Mißbrauch des Ehebettes» aus dem engländischen in 8. Leipzig 1740 . . . (Besuch bei Direktor Freylinghausen. Am Rande «Förmlicher und zweiter Antrag als Missionarius nach Indien». Antwort wie beim ersten Antrag) . . . (Spaziergang mit Freunden zum Ranstädter Tor hinaus. Man sprach von dem vorigen Könige in Preußen[2] besonders in Ansehung seiner Briefe an Joachim Lange[3])... Dienstag, 30. Aug.

. . . (Nach dem Morgengebet wurde er gewiß, daß ihn Gott nicht zum Missionär berufe) . . . (Lesen in der Bibliothek des Waisenhauses: u. a. Melanchthon, Erasmus). Mittwoch 31. Aug.

. . . (Endgültige Absage bei Freylinghausen) . . . Nach dem Nachtessen gieng ich zu Hr. Büchling, weil die unter mir wohnenden Studiosi mit ihrem Hofmeister geigten und tanzten, daß ich . . . mich ärgerte . . . Donnerstag, 1. Sept.

. . . endete «den rechten Gebrauch» etc. (s. o. 30. VIII.). Freitag, 2. Sept.

---

[1] Burnet Gilbert, Bischof v. Salisbury 1643—1715.
[2] Fr. Wilhelm I.
[3] Joachim Lange 1670—1744, Prof. der Theol. in Halle, Verteidiger des Pietismus gegen den Philosophen Wolff. Eigne Lebensbeschreibung: Leipzig 1744.

Der unbekannte Verfasser ist nicht ganz ordentlich im Vortrag, bezeugt aber große Ehrerbietung gegen Gottes Wort nebst großer Keuschheit. Ich wünschte, daß das Buch mehr bekannt wäre, noch mehr aber, daß die darin ernstlich bestraften Greuel nach und nach unbekannt werden möchten unter einem christlichen Volke . . . Von 3—4 Uhr habe ich getändelt mit einer Pfeife, die ich ausbrennen wolte, mit welcher ich halb glücklich war . . . (Beschreibung eines Feuerwerks vor dem Steintor) . . .

Samstag, 3. Sept. . . . (Lesen von Mascho[1] «Unterricht von der bibl. Tropen und Figuren», Halle 1773 und auf der Waisenhausbibl. in Olearius[2] de stylo N. T. 1668) . . .

Sonntag, 4. Sept. . . . (Lesen «des herrlichen Büchleins»: «Einige Bewegungsgründe zu einer frühzeitigen Bekehrung der Jugend» von «Flessa[3] prof. theol. zu Altona, Baireuth 1742) . . . Der Zeitungsträger gab mir das 67. Stück der gel. Jen. Zeitung, in welchem der Tod des Hr. Prof. Reiske (Hr. Prof. Reiske stirbt.), † den 14. Aug. an einer Auszehrung, gemeldet wurde (vgl. 15. IV.) . . . (Lesen von Gruners[4] prakt. Einleitung in die Religion der Hl. Schrift in gr. 8 Halle 1773 . . .) Für mich ist das kein Buch. (Hr. Seeger «proponirt», im kleinen Saal des Waisenhauses über das Thema: die Befreiung von allem Uebel; 8 Knaben- und ebensoviel Mädchenklassen waren zugegen. Am Rand: Die Schulkinder aus der Stadt müssen auch am Sonntag auf das Waysenhaus) . . .

Montag, 5. Sept. Hr. Prof. Griesbach. . . . v. 10—11 Uhr hörte ich Hr. Prof. Griesbach als hospes über die Einleitung in das N. T. (Inhaltsangabe dieses Kollegs). Er hat eine vorzügliche Gabe, zu lehren . . .

Dienstag, 6. Sept. . . . (Lesen verschiedener Bücher) . . .

Mittwoch, 7. Sept. . . . (Bücher bei Buchbinder Hofmann eingesehen und Lesen auf der Waisenhausbibliothek; später: Schmidt, Methodus catechizandi in gr. 8. Bambergae et Wirceburgi

---

[1] Mascho Fried. Wilh; Schulmann † 1784 in Hamburg.

[2] Joh. Olearius (Oehlschläger) Prof. in Leipzig (geb. 1639 in Halle) † 1713. «Diss. de stylo N. T. pro Licentia 1668».

[3] Flessa Joh. Adam aus Goldkronach 1694, vom Gymn. in Baireuth 1741 nach Altona berufen als Dir. des Gymn. mit dem «Charakter» eines Prof. der Theol. Der volle Titel der Schrift lautet: Einige etc. absonderlich aber der studirenden. 1. Aufl. Baireuth 1732.

[4] Gruner, Joh. Fr. aus Coburg 1723—78 von Semler nach Halle empfohlen. «Rationalist», «die prakt. Einl.» etc. war dem Minister von Zedlitz gewidmet (vgl. Schrader Gesch. der Univ. Halle I. 303 u. 472).

1769.) . . . (Büchling erzählt eine lange Geschichte «als Exempel der strafenden Gerechtigkeit Gottes» von einer heruntergekommenen «Familie Büschel aus Dölitsch bei Leipzig») . . .

. . : (Verschiedene Besuche) . . . Donnerstag, 8. Sept.

. . . rüstete mich zur Reise nach Döbernitz[1]. . . Freitag, 9. Sept. Wie ich etwa eine gute Stunde gegangen war, so war ich nicht weit vom Moritzthor und also förmlich im Circul herum gegangen, und dis geschah mir zum zweiten mahle, sodaß ich erst um halb 2 Uhr nach Sintsch[2] kam . . . Etwa um 6 Uhr war ich in Döbernitz (am Rand: Dorf D.; sächsisch). Nachdem ich mich durch einen Bedienten bei dem Hr. Baron von Hohenthal[3] hatte melden lassen, so wurde ich hereingerufen (und zunächst von dem älteren Sohn empfangen). Er mag zwischen 20 und 30 Jahr alt sein und ist Justizrat in Carlsruh (Gespräch mit dem artigen Herrn; um 7 Uhr zum Vater; lange Mitteilung über die Unterredung mit ihm. Auf die Frage, ob er bald von Halle fortgehen wolle, erwidert er, dort habe er für einige Stunden «freien Tisch und logis»; für Leipzig fehle es ihm an den Mitteln; doch möchte er gerne dorthin, besonders um bei Crusius zu hören. Er wurde zum Essen eingeladen. Der Baron fragte ihn, ob er mit Abraham Dürninger verwandt sei — vgl. 11. VIII. — und sagte, als das bejaht wurde: «O, da hab ich Sie noch einmal so lieb!» D. sei ein «grundehrlicher und kluger Mann» gewesen und dabei so demüthig. Noch 1772, im Jahr vor seinem Tode, sei er bei ihm hier in Döbernitz gewesen etc.) . . .

Das Dorf Sintsch; sächsisch.

Hr. Vicepräsident Baron von Hohenthal.

Ich stand auf vor 6 Uhr, betete und lase in den mitgebrachten Pensées de M. Pascal sur la religion in 12. Amsterdam 1688 (Der junge Baron besucht ihn; dann Gegenbesuch; Mitteilung des Gespräches; der Baron gestattet, daß sein Diener ihn pudere; Patrick speist dann mit der Familie zu Mittag; die Frau «Vicepräsident» und die Töchter sind freundlich gegen ihn. Geredet wurde u. A. von der «Realschule in Berlin»,[4] nach deren Muster die Schulen auf den Hohenthalischen Gütern eingerichtet seien, von Abt Felbiger,[5] vom «Catechismns des Hr. Schmidt in Samstag, 10. Sept.

[1] Döbernitz, Pfarrdorf, Kreis Delitsch.
[2] Sietzsch.
[3] von Hohenthal vgl. 6. I. u. a. im Jahrb. 1906.
[4] Gemeint ist die «Oekonomisch-Mathematische Realschule» (heute: Kaiser Wilhelm-Realgymnasium), von Joh. Jul. Hecker 1745 gegründet. Sie gilt als die Stammutter unserer Realschulen.
[5] Felbiger vgl. 1. V. im Jahrb. 1906.

Würzburg» vgl. 7. 9.) . . . (Auf dem Heimweg nach Halle verirrt sich Patrick wieder einmal, bis er von den Türmen 9 Uhr schlagen hörte.) Ich richtete mich nach dem Klang der Glocken und hielte mich deswegen immer links. Da hatte ich zur Rechten einen Garten mit einer Wand von Erde. Auf einmal erblickte ich etwas nur einige Schritte weit von mir weg auf einer kleinen Anhöhe. Ich sahe dahin, schon erschrocken, und wurde es noch mehr, da das schwarze, was ich sah, sich bewegte und zum Theil aufrichtete. Ich weis nicht mehr, ob ich gefragt: was ist das? oder ob man mir so was gesagt. Kurz, eh ich mich versah, so war ich von etwa 20 Männern mit Flinten, Prügeln etc. umgeben, die auf mich zufuhren, wie die hungrigen Hunde, mir starr unter das Gesicht schaueten, mich ganz leise fragten, wo ich herkäme, ob ich was bei mir hätte. Darauf (mußte?) der visitator (namens) Bürger visitiren, welches er that in aller Eile und Eifer. Dieser visitator hatte seine haarichte schwarze Mütze auf, wie auch zum Theil die übrigen; andere hatten Hüte und darunter einige silberne Borden darum. Ihre Kleider waren blau, und die meisten hatten blaue Uiberröcke an; einer darunter einen weisen Rock und keinen Uiberrock. Wie nun der visitator meine Schuhe, mein Hemd, meine Strümpfe, meine Mützen etc. aus dem Sack gezogen i. e. gerissen hatte, so hörte ich von einem, ich bleibe (bliebe) die Nacht bei ihnen. Als ich hierauf noch mehr erschrack und so ganz furchtsam fragte: «Ich werde doch unter ehrlichen Leuten sein?» so mußte ich von einem andern vernehmen, der mir zur linken stund: «Hund s. Nur, wenn du ein Wort redst — kein Wort geredt — oder wir schlagen dich todt!» Bald darauf bekam ich meine Sachen wieder in den Sack, mußte aber von Zeit zu Zeit hören: «Weil sie (Sie) sich verdächtig gemacht haben und daher gekommen sind, so haben sie die plaisir, daß sie mit uns wachen!» Wie einer und andere anfiengen, ein wenig gut mit mir zu reden, und mein Herz um etwas leichter wurde, so wurde ich auf Neue geängstiget, daß ich wiederum nicht wußte, unter was für Volk ich wäre. Nemlich: es wurde mir befohlen, meinen Hirschfänger abzulegen. Da dieses geschehen war, so mußte ich auch meinen Uiberrock ausziehen. Unterdessen hatten sich immer, bald hier, bald da, einige berathschlaget, bis ich wieder hören mußte, daß ich die Nacht über da bliebe. Hierauf antwortete ich: «Ich schwitze so sehr, daß ich durch und durch naß bin; wann ich nun so auf dem Felde sein solte, so würde es mir schaden.» Auf dieses antwortete einer ganz hart: «Das gilt

Anfall von etwa zwanzig Männern von der Accise nahe bei Halle.

uns gleich.» Nun war ich vollends stille, ohne daß ich Antwort gab auf die vielen und bisweilen verfänglichen Fragen. Endlich sagte der kleine, der auch Silber um seinen innern Hut herum hatte, man solte mir meinen Hirschfänger und Uiberrock geben, und der visit. Birger solte mit gehen; wenn ich in B ü c h l i n g s Haus wohnte, so seie es gut; wo nicht, so solte Birger den Hirschfänger und Uiberrock zurückbringen, und wer weis, wo i c h geblieben wäre! Wie ich fortgieng, machte ich meinen...[1] ein höflich compliment, da doch einige so höflich waren und dankten mündlich mit Bücken, andere nahmen auch den Hut ab. Eine Zeitlang giengen wir beide, Visitator und ich, ohne zu reden; nach und nach redete er, da ich ihm dann antwortete. Ja, er sagte sogar, wie wir in der Stadt waren: «Ich glaube wohl, daß sie (Sie) erschrocken sind.» Zu Haus ließ ich durch die Magd in der Küche den Hr. B ü c h l i n g herausrufen. Sobald Hr. Büchling sagte, daß er mich kenne und daß ich bei ihm wohne, so war der visitator ganz höflich und gieng weiter. Hr. Büchling gieng noch mit ihm und redete noch etwas mit ihm vor der Hausthür. Ich fragte Hr. Büchling gleich und in einiger Zeit nochmals, ob er dem visitator etwas gegeben hätte; er sagte aber beidemale: nein. Da ich nun einige Augenblicke in Hr. Büchlings Stube sase, so kam ich nach und nach wieder beßer zu mir und hiermit fieng ich an zu weinen. Hr. Büchling war so sorgfältig, mir rothes Waysenhäuser Pulver zu geben in Wasser, das Geblüt niederzuschlagen . . . Im Bett lobte ich und dankte ich Gott mit lauter Stimme und schlief bald ein.

. . . (In der Glauchischen Kirche predigt Pastor W e i s) . . . (Besuche bei Insp. W i t t e, der ihn «ermuntert», doch nach L e i p z i g zu gehen, und bei Mag. M ü l l e r, mit dem er den Diakonus R i t t e m a y e r in der U l r i c h s-k i r c h e hört) Darauf spazierten wir vors Thor, um meinen Angstplatz zu suchen, aber ohne ihn völlig zu finden . . . Sonntag, 11. Sept.

. . . (Am Rand: «Hr. S t o e p h a s i u s zeigt die Naturalien-Kammer des Waysenhauses». Ausführliche Beschreibung) . . . (Zu Hr. Richter in Begleitung seines Landsmannes Vogel.) Es kam auch Hr. Schütz, ein schlechter Mensch, der den folgenden Tag ein D u e l haben wird. Da er nun kein Geld hat, so mußte ihm Hr. Vogel seine hebräische Bibel in zwei Theilen in 8 geben, um dieselbe zu versetzen und so 4 Groschen zu bekommen. Denn so viel Montag, 12. Sept. Ein Duel.

[1] Die Punkte stehen im Text und verdecken einen jedenfalls nicht sehr «christlichen» Ausdruck.

bezahlt man dem Schwerdfeger, wenn man einen Degen borgt, und hernach wieder so viel, wenn man die etwaigen Scharten herausschleifen läßt. Dieses duelliren ist hier sehr stark mode, da in der vorigen Woche 5 duelle gewesen sind. Und doch verfährt der Hr. Doctor Gruner, Prorector, (vgl. 4. IX.) sehr scharf mit ihnen, wann ers erfährt ... (Abends bei Büchling; sie sprechen u. a. über die Katechismuspredigten in Halle und in Straßburg) ...

Dienstag, 13. Sept. ... schrieb den ganzen Vormittag an diesem journal ...

Mittwoch, 14. Sept. ... es regnete gar sehr ... Ich frore und fand mich ganz untüchtig zum Gebet, so daß ichs unterliese.

Donnerstag, 15. Sept. ... sagte Herrn Büchling, daß ich vest entschlossen wäre, nach Leipzig zu gehen, welche Entdeckung ihm Mühe machte ...

Freitag, 16. Sept. ... (Lesen und Kollegien) ...

... (Bei Oehlschläger «zum caffée» Morgens.) Ein großer Theil der Zeit wurde hingebracht mit Vorlesung aus der französischen und Kayserhistorie (von Niemeyer?[1]) ... (Nachm. zu Seeger «auf caffée und tabac», wo mehrere Gäste waren.) Diese Menge hinderte, daß wir auf keinen rechten discours kamen, weil sie von ungleicher Gesinnung waren. Es wurde hauptsächlich geredet von der schlechten Aufführung der mehresten Reichsländer,[2] und ich erzählete etwas von Sleidano, Jacob Sturm und sonst verschiedenes von Straßburg ... Ein orphanus (im Waisenhaus) hat einen catholischen Vater in Perleberg ... (Am Rand: «Ein römisch Catholischer Vater läßt seinen Sohn lutherisch auferziehen, welches in Preußen erlaubet ist».) ...

Samstag, 17. Sept. ... Als ich um 1/2 8 Uhr erwachet war, so hatte ich Thränen in den Augen, und mein Herz war ganz weich. (Ursache: ein Traum.) Es dünkele mich, die Frau Prof. Kuglerin in Straßburg ganz in ihrem negligée sehr bestürzt vor mir zu sehen. «Ich wolte nicht gleich nach der Ursache fragen, sondern sagte nur: «Wie befinden sie sich?» Ganz nach ihrer Gewohnheit antwortete sie mir sehr leise: o so! Und sahe mich zugleich sehr wehmütig an, sagend: «Gott hat mein Madlenel zu sich geholt.» Augenblicklich fieng sie an zu weinen und ich auch,

[1] Ein Niemeier Joh. Ant. war Aufseher des K Pädagogiums in Halle und Historiker † 1765.
[2] Wohl die nichtpreußischen Studenten «aus dem Reich».

welches mich vollends aufweckte . . . (Am Rand: Ein mir zum wenigsten merkwürdiger Traum. Im folgenden Monate, Dienstag, 11. Oktober, erfuhr ich aus einem Briefe meines Hr. cousin Birr den mir schmerzlichen Tod meiner Wohlthäterin Frau tante Birr, so eben um die Zeit meines Traumes in Straßburg gestorben ist. (vgl. 11. 10.) . . . (Pastor Senf predigt in der Moritzkirche) . . . Nach dem MEssen holte ich einen Brief aus Straßburg beim Briefträger, der mirs vorher auf der Straße gesagt hatte. Er war von meinem cousin Hr. Birr, der mir darinnen den Tod des Hr. Lobsteins, seines Schwiegervaters, und die elenden Umstände meines Hr. oncle Birr[1] meldete. Sonst lag darinnen ein Wechselbrief von 6 Louis d'or . . . und ein kleinerer Brief von Hr. M. Weber . . . (Bei Mag. Müller mit drei andern Streit über seinen Traum.) Ich schriebe der Seele des Menschen das Vermögen zu, auf eine Zeitlang gleichsam ihren Leib zu verlassen und an einen andern Ort zu gehen, welches er mit den übrigen bestritte; es könne dieses nicht geschehen, sondern hier wären die bösen Geister geschäftig etc. Dieses dauerte von etwa 5 Uhr an bis nach halb 7 Uhr . . . (Abends erzählt er dem Hausherrn Büchling den Traum, der ihm dann «verschiedene Exempel der gleichen Art aus seiner Erfahrung» mitteilt.) . . .

Zwei Briefe, welche mein Vorhaben, nach Leipzig zu gehen, billigen.

Ein Streit wegen den Wirkungen der Seele, dabei etwas aus Dr. Crusius Abhandlung vom Aberglauben vorgelesen wurde.

Montag, 19. Sept.

Ich erwachte um 7 Uhr, eben da man einen Studiosum als einen Dieb vorbeiführte. (Am Rand: «Er hat bei Hr. Insp. Stoppelberg einbrechen wollen. Sein Name ist Nascovius, eines Predigers Sohn aus Schlesien») . . . rüstete mich auf die Reise nach Leipzig . . . Es regnet zwar, aber ich kann diese Reise nicht länger mehr aufschieben. Lieber Gott und Vater, gib du Segen zu dieser Reise, amen! Zu Schkeuditz[2] trunke ich caffee und aße ein wenig Brod. Ich trafe da einen Goldschmidts Gesellen von Halle an, der schon in das 6te Jahr herumreiset und seiner Aussage nach schon schöne Reisen gethan hat. Er ist nach Bresslau beschrieben, wohin er von Leipzig, wo er jetzto in condition ist, auf Michaeli gehen wird. Ein ganz artiger Mensch, der auch in Straßburg 2 Jahre lang bei Hr. Böhm gearbeitet hat. Mit der Glocke

Goldschmidtsgeselle.

Leipzig.

---

[1] vgl. 7. II. und 1. V. im Jahrb. 1906. — «Birr, Kaufmann unter der großen Gewerbslaube» (1794), wohl der «cousin Birr» (vgl. Sammlung authentischer Belegschriften zur Rev. Gesch. von Straßburg II 191; auf der Univ.-Bibl.)

[2] Schkeuditz, noch Landkreis Halle.

4 kam ich unter das Thor in Leipzig. Daselbst logierte ich mich in mein alt logis zu den 3 Rosen in der Petersstraße . . .

Dienstag, 20. Sept.

. . . wäre gerne zum Besuch gegangen, wenn ich gepoudert gewesen wäre. Weil ich nun keine Quaste bekommen konnte, so kaufte ich mir endlich einen poudre Beutel . . . Nach langem Suchen fand ich endlich den Hr. Barth, Banquier in der Peterstraße, bei dem ich meinen Wechsel holte von 6 louisd'or. Ich glaube aber zu wenig bekommen zu haben. Eine Carolin gilt ordentlich 6 Thaler 4 Groschen. Also hätte ich bekommen sollen 38 Thaler. Und doch bekam ich nur 35 Thaler 18 Groschen. Zu Haus hielt ich mich mit dem Geldzählen ziemlich auf . . .

Mittwoch, 21. Sept. Hr. Dr. Crusius.

. . . (Um 9 Uhr Kolleg bei Crusius «über sein Buch vom Plan des Reiches Gottes». Er besucht den Professor.) Ich entdeckte ihm aufs Neue meine Umstände. Er wiese mich an den Hr. Vicepraesidenten Baron von Hohenthal nach Doebernitz (vgl. 9. IX.) und versprach, sich meiner anzunehmen durch Fürsprache. Meinen Aufenthalt in Leipzig zu erleichtern, schenkte er mir zween Gulden. Um 11 Uhr war ich wieder im collegio bei Hr. Dr. Crusius über die Erläuterung der Religion aus der Geschichte, darinnen u. a. Hess[1] mit seiner Geschichte der 3 letzten Lebensjahre Jesu sehr heruntergesetzt wurde . . . (Besuch bei Mag. Hempel,[2] wo man u. a. von Prof. Lorenz in Straßburg sprach, und bei Prof. Pezold;[3] Angabe des Gespräches) . . .

Présent von 2 Gulden.

Hr. Prof. Pezold.

Donnerstag, 22. Sept.

(Reise nach Doebernitz zu Hr. v. Hohenthal)...

Freitag, 23 Sept.

. . . «Audienz» bei ihm gegen 1 Uhr; Patrick teilt ihm seinen Entschluß mit, nicht in Leipzig zu bleiben, sondern gleich heimzureisen, was der Baron mißbilligte. Dessen Sohn, der Justizrat, nimmt ihn mit zu seinem wöchentlichen Besuch der Dorfschule, die «nach der Berliner Realschule eingerichtet ist». (vgl. 9. und 10. X.) «oder eigentlich nach der neuen sächsischen Schulordnung, so voriges Jahr herausgekommen».) . . .

---

[1] Joh. Jak. Heß, Antistes in Zürich 1741 – 1828. Zwei bissige orthodoxe Streitschriften gegen ihn waren: «Gedanken eines sächs. Predigers über die Gesch. der drei letzten Lebensjahre Jesu, so in diesem Jahr 1774 zum drittenmal in Zürich herausgekommen» und «Nötige Erinnerungen über Hr. J. J. Heß Gesch. etc.» Leipzig und Frankf 1774. — Crusius war wohl der Verfasser oder Inspirator einer derselben, wenn nicht beider.

[2] Hempel vgl. 18. XII. u. a. im Jahrb. 1906.

[3] Pezold desgl. 14. XII. u. a.

(Die Tinte des letzten Blattes ist wieder sehr verblaßt.) Ich gienge (um 9 Uhr) nach Halle, ohne unterwegs etwas zu essen, langte nach 3 Uhr an . . . Samstag, 24. Sept. Halle.

(Hier endet Heft 3. Das 4. Heft trägt die Ueberschrift: Diarium M. Philippi Henrici Patrick cand. theol. Aug. 1774. September versus finem usque ad medium Decembris. Halle im Magdeb. und Leipzig.)

. . . trödelte abermals mit dem Anziehen herum, daß ich nach halb 10 Uhr erst fertig wurde und in die Garnisonkirche mußte (Insp. Winckler predigt . .) So eine trockene Moral habe ich bald noch nie gehört . . . (Der Hausherr Büchling sagte auf Befragen, daß er noch über Michaelis in der Wohnung bleiben könne) . . . Sonntag, 25. Sept.

. . . (Allerlei Lesen und Schreiben ins «journal».) Montag.26.Sept.

. . . (Pascals Pensées geendigt; Lob des Buches) . . . (viel Regen und Kühle) . . . Dienstag, 27. Sept.

. . . Versuchungen zur Unreinigkeit waren an diesem Morgen stark, dabei ich nicht unüberwunden blieb . . . (Reisegedanken; . . . Müllers «Einfalt und Bosheit der Religionsspötter» in 8 Frkf. a. M. 1748» zu lesen begonnen) . . . Mittwoch, 28. Sept.

. . . (Besuche. — Abends sind v. d. Heyden und der Diener bei Büchling d. h. sein «Commis», auf Patricks Zimmer) da wir dann teils tabac rauchten, teils von der besten Welt disputirten, teils allerlei lustige Schwenke erzählten. Donnerstag, 29. Sept.

. . . bei Hr. Schwarz in der Cansteinischen Bibelanstalt.[1] Hier hörte ich u. A., daß Hr. Missionarius Diemer (vgl. oben 30. IV.) unter dem 8. April von St. Jago aus geschrieben habe, daß er ganz freudig und gutes Muthes wäre . . . (Mag. Müller und Thulon, «gewesener Missionarius beim jüdischen instituto»[2] reden ihm zu, doch nach Leipzig zu gehen.). . . (Mit diesen und den Waiseninspektoren Stoephasius und Münch in Flörikens Garten zur Sternwarte des Barons Wolf) . . . Freitag.30.Sept. Die Sternwarte des Hr. Baron v. Wolf.

---

[1] Seit 1728 in einem eigenen Gebäude und vom Waisenhause verwaltet. Ihr Gründer, der Freiherr von Canstein, ein Freund Speners und A. H. Frankes 1667—1719. («Gesch. der Canst. Bibelanstalt» von Dr. A. H. Niemeyer. Halle 1827).

[2] Das «Jüdische Institut» in Halle, gegründet 1728 von Callenberg, Prof. der Theol, 1694 — 1760 (jüdisch-deutsche Druckerei) das erste deutsche Missionsseminar für Judenbekehrung.

Samstag, 1. Oktober. . . . rüstete mich mit Gesang und Gebet zur Beichte in der Glauchischen Kirche . . . (nach dem Gesang) gieng einer nach dem andern, Mleute und Wleute durcheinander, in die Beichtstube. Ich wartete so lang, bis ich der zweite vom letzten hineingieng. Hr. Pastor Weis saß an einem Tische, auf welchem Feder, Dinten und Papier vor ihm stunden. Er empfieng mich sehr freundlich und hieß mich sitzen auf einem Stuhl am nemlichen Tische. Ich that ein Gebet, darauf betete er auch, aber viel kräftiger und inniger als ich; ertheilte mir, die Hand auf meinen Kopf haltend. die Absolution und Segen . . . Zu Haus überdachte ich, indem ich in der Stube auf und abgieng, meine Umstände auf das ernstlichste und entschloß mich, neuerdings nach Leipzig zu gehen und da zu bleiben etwa 3 oder 4 Monate, so lange nemlich mein dazu bestimmtes Geld von etwa 10 Louisd'or dauern würde . . .

Sonntag, 2. Okt. . . . (Erndtefest; Weis predigt; Communion)... Zu Hauß nach 11 Uhr hab ich mit singen zugebracht bis Mittag. Wie ich das Gesangbuch wirklich (= eben) weggelegt, . . . so rief ein Studiosus vermuthlich, ich weiß nicht aus welchem Hause: «Herr Cantor, halts Maul!» Wobei ich mich darüber billig freuete, daß ihn der alles regierende Gott nicht eher hat reden lassen, bis ich wirklich fertig war, ohne also seinetwegen aufzuhören . . . (Nachm. in der Moritzkirche; Diak. Bötticher predigt). . .

Vorsehung Gottes.

Montag, 3. Okt. . . . fienge an, meine Sachen in eine Kiste zu packen . . . habe einige Zeit verderbet über einer Pfeife, die sich verstopfet hatte . . .

Dienstag, 4. Okt. . . . (Abschied bei Prof. Thumann und Pastor Weis) welcher mir einen Brief, von Hr. Dr. Spener eigenhändig geschrieben, zeigte, da derselbe von Frkf. am Mayn nach Dresden gehen solte a. 1686 . . . Endlich gab er mir verschiedene complimenten mit nach Straßburg (das Gleiche tat Prof. Freilinghausen, welcher bedauerte, daß Patrick das Erlebnis mit den Zöllnern vom 10. IX. nicht dem Prorektor angezeigt habe. Die Professoren suchten schon lange «Ursache und Gelegenheit, an sie zu kommen;» eine Anzeige dieses Vorfalles hätte «besonders gute Wirkung gehabt, da seit 14 Tage gar viele Klagen nach Berlin umgeloffen» seien . . . Andere Abschiedsbesuche) . . .

Mittwoch, 5. Okt. . . . Endlich war ich ganz reisefertig und sehr schweren Herzens, so daß ich weinte bei Hr. Oelschläger und der Aufwärterin und dem Zeitungsträger und dem Perruquier. Mit thränenden Augen gieng ich zu Hr. Büchling, welcher mir noch einen Kelch Mallaga-

Wein nebst Brod gab . . . und sagte, er würde an mich denken, so lange ihm die Augen offen stünden, und ich möchte doch an ihn schreiben auch noch von Straßburg aus, wann ich schon etablirt wäre . . . (P. konnte nur «gebrochen und mit Seufzern» antworten ; ebenso beim Abschied von v. d. Heyden, der ihn noch «eine Strecke vors Thor» begleitet hatte). Uiber eine Stunde zerfloß ich fast in Thränen, daß mein Schnupftuch ganz naß wurde und ich ganz langsam gehen mußte. Zu Schkeuditz kehrte ich ein und langte etwa um halb 6 Uhr in den drei Rosen in Leipzig an. Ich wolte gleich Hr. Rathsherrn Strohl von Straßburg sprechen ; allein ich hörte, er wäre einige Meilen von Straßburg auf der Reise krank geworden, und das Gerüchte wäre gegangen, daß er gestorben sei . . . kaufte den messkatalogus . . . Leipzig.

. . . (Besuch bei den Prof. Crusius und Pezold; Einmiethung in den drei Rosen) . . . Donnerstag, 6. Okt.

. . . schlug meine Kiste auf und stellte die Bücher auf den Schrank in einer schlechten Kammer, in welcher ich sein muß bis nach der Mitte der folgenden Woche . . . Freitag, 7. Okt.

. . . kaufte Pfeifen auf der Messe . . . (Lesen). Samstag, 8. Okt.

. . . (Crusius predigt in der Paulinerkirche) . . . Nachm. spatzierte in den schönen Baumgängen von Linden und Maulbeerbäumen um die Stadt herum (Abends bei Mag. Hempel am Familientisch. Man sprach u. A. von einem Mann, namens Schrepfer, der sich, angeblich ein franz. Oberst, gestern im Rosenthal erschossen habe (vgl. 31. X., sowie 6. I. im Jahrb. 1906). Sonntag, 9. Okt.

. . . schrieb in aller Eile nach Straßburg 1. an Hr. M. Weber nebst dem teutschen lect. catalogo, 2. an Hr. Cousin Birr, 3. inwendig auf das Couvert an Hr. Oertel, und trug das paquet auf die poste . . . (Bei Pezold mit M. Müller aus Halle und M. Hempel; man sprach u. A. über Klopstocks gelehrte Republic[1]) . . . Montag, 10. Okt.

. . . lase (im Colleg bei Pezold) die höchst traurige Nachricht vom Tode meiner werthesten Tante Birr, so den 18. Sept. morgens erfolgt ist und welche mir Hr. cousin Birr, ihr betrübter Sohn, berichtet hat nach Halle, von da der Brief nach Leipzig an Hr. Prof. Pezold geschickt worden ist . . . (Briefe nach Halle an Büchling, v. d. Heyden, Oelschläger, Weis) . . . Dienstag, 11. Okt.

---

[1] «Die deutsche Gelehrtenrepublik» 1774 auf Subskription gedruckt (Prosa). Vgl. Goethe «Dichtung und Wahrheit», 3. Teil, 12. Buch.

Mittwoch, 12. Okt. ... (Besuch bei Pezold). Es wurde gesprochen

Hr. Prof. Hofmann. von Hofmann, dem Lehrer des Hr. Dr. Crusius in der Philosophie, daß er sich mit einer schlechten Weibspersohn eingelassen und durch dieselbe höchst unglücklich worden seie, da er sie hat müssen heurathen, so daß er in dem 30sten Jahr seines Alters und in den elendesten Umständen an der Schwindsucht gestorben ist. Er hätte übrigens einen sehr guten Kopf und weit ausgebreitete Kenntniße gehabt. Auch ist er einmal auf den Sprung gewesen, Professor in Halle zu werden, um wider die Wolfische Philosophie zu arbeiten. Da er aber unterdessen durch ein collegium (?) über eines Professoris disputation zu Leipzig hat in den carcer wandern müßen, so wurde nichts daraus. Im carcer hat er ein Buch wider Wolf geschrieben in 12 etc. ... Angenehm war es mir, daß ich (hier) auch den

Hr. Lektor Seelig. Hr. Lektor Seelig,[1] so sich als Jude in seinem 16. Jahr hat taufen lassen, kennen lernte ... er redete von den abbreviaturis Hebraicis, deren er zwischen 4000 und 5000 herausgeben wolte (Breitkopf habe den Verlag versprochen, mache jetzt aber Schwierigkeiten) ... Nach dem MEssen hatte ich allerlei zu reden und zu laufen mit einem

Ein Abbé aus der Provence. französischen Abbé aus der Provence, so sich einige Tage hier aufgehalten hat und nun nach Berlin gereiset ist, um von da nach Pohlen, ich meine Warschau, zu gehen ...

Donnerstag, 13. Okt. ... (Mag. Müller geht nach Halle zurück; P. begleitet ihn bis Wahren) ...

Freitag, 14. Okt. ... nahm pourdre d'A ... Abends überfiel Frau Yorkin eine Ohnmacht über dem Spielen, das man meinte, sie wäre todt ...

Samstag, 15. Okt. ... nahm wieder poudre d'A ... lase in Gellerts Comödie von dem Loos in der Lotterie[2].

Sonntag, 16. Okt. ... (Prof. Dr. Richter predigt in der Paulinerkirche) ... Nach dem Messen gab ich Hrn. Meyer, Hofzahnarzt zu Bayreuth, das Buch vom Gebrauch etc. des Ehebettes ... (Nachm. in der Peterskirche. Beschreibung derselben) ...

Montag, 17. Okt. ... hatte die ganze Nacht unruhig geschlafen wegen einem Bal grade gegenüber, welcher ... bis heute morgens um 7 Uhr gedauert hat mit heftigem Lermen ... (Am Rand: die Cärimonien der Rektorwahl:) Der ab-

---

[1] Seelig, vgl. 18. und 20. XII. im Jahrb. 1906.

[2] «Das Los in der Lotterie» (Gellerts Lustspiele, Leipzig 3. Aufl. 1774).

gehende Rektor Hr. Prof. E r n e s t i hielt eine Rede, nach deren Endigung die Thüren geschlossen wurden. (Am Rand: In dieser Rede forderte er am Ende ein Urteil über seine Verwaltung von den 4 Senioribus d e r 4 N a t i o n e n . . . Er redet sehr schön latein und gesetzt). Noch vorher aber geschahe, was folgt: An dem Hauße, worinnen das philosophische Auditorium war und die Wahl geschahe, ist eine Treppe, auf welche man aus dem Hofe gleich hinaufsteigt. An dem Ende der Treppe ist eine Art von Erker, an welchem ein blaues Tuch von Taffet herabhieng. In diesem Erker stand Hr. Prof. E r n e s t i in seinem Rektorhabit, so churfürstlich aussiehet. Neben ihm stund Hr. (eine Lücke), welcher etwas lateinisches herlas von Gesetzen etc., so ich aber größtentheils nicht verstanden habe nebst noch einigen anderen Herren. Unten an der Treppe stunden die zween Pedellen mit ihren rothen Uiberröcken, mit Gold besetzt, und gläsernen, verguldeten, schön gezierten Sceptern. Nach langer Weile kam Hr. Dr. E r n e s t i mit Hr. Prof. C l o d i u s etc. auf diesen Erker und kündete an, daß in der dritten Wahl zur Rektorswahl erwählet worden, 1. für die polnische Nation Hr. Dr. B ü s c h e r[1] und Hr. Prof. (eine Lücke), 2. für die meißnische Hr. (eine Lücke,) 3. für die sächsische er, Hr. Dr. E r n e s t i selbst und 4. für die bayrische Hr. Hofrath Bel.[2] Mit welcher Wahl die Studiosi, so in Menge unten im Hofe stunden, zufrieden zu sein gebeten wurden. Wiederum nach langem Warten erschien Hr. Dr. E r n e s t i zum zweitenmale, den ich aber diesmal weder selbst noch seine Hr. Collegen sehen konnte. Er verkündigte, das Hr. Prof. M o r u s[3] zum Rektor erwählet worden. Er ermahnte die Studiosos zum Gehorsam etc., worauf bald der, bald jener aus dem auditorio durch den Hof die Treppe hinauf und wieder so zurückgieng, bis endlich die Thüren wieder geöfnet wurden. Der neue Hr. Rektor hielt eine Rede in schönem latein und mit ganz bescheidener Stimme etc. Uibrigens muß ich mich freuen, daß die sämtlichen Hr. Professores so viele Religion in ihren Reden zeigen. Bald darauf giengen sie heraus über den Hof in die Gartenhäuslein und so hatte alles ein Ende . . .

Hr. Prof. Morus wird Rektor.

Dienstag, 18. Okt.

. . . nach dem collegio begegnete mir Hr. Inspektor W i t t e in der Waysenhäuser Buchhandlung in H a l l e, mit welchem ich in sein logis gieng. Er gab mir zween ein-

---

[1] Burscher vgl. 27. X.
[2] Bel Karl Andr. Dr. jur. ord. Prof der Poesie 1717—82, (hatte auch in Straßb. studiert, wo ihn Schöpflin förderte.)
[3] Morus vgl. 22. XII. u. a. im Jahrb. 1906.

zelne Briefe von 1. Hr. Dr. und 2. Hr. Prof. Lorenz nebst einem Paquet. Darinnen waren Briefe 3. von der Fr. Oertelin, 4. M. Redslob, 5. Hr. M. Oberlin, nebst zwo Dissertationen, alle von Straßburg. Auch befand sich darinnen 6. ein Brief von Hr. Frölich nach Berlin, welchen ich Mittw. den 9. Morgens auf die Poste trug, ohne zu franquiren, 7. ein Brief an Hr. Dr. Reiske, so unterdessen gestorben (vgl. 4. IX.). Diese Briefe und Paquets sind lange unterwegens gewesen und an Hr. Insp. Witte hierher gesendet worden von Frankfurt am Mayn aus . . . Sie waren alle (noch) nach Halle addressirt . . . (Spaziergang mit Witte in den Garten des Fürsten Jablonowsky) . . . brachte der verwitweten Fr. Dr. Reiske den Brief von Straßburg, so von Hr. Schneider geschrieben worden . . . Gleich anfangs sagte sie mir, daß Hr. M. Blessig, jetzo in Göttingen seie. Die Frau scheint übrigens noch Lust zu einer andern Heurath zu haben. Sie ist liebreicher in Geberden und auch etwas freier gekleidet, als da ihr Mann noch lebete . . . (Briefe nach Halle) . . . Nachtrag zum 17: Uiber dem Beten, so ich gewöhnlich laut zu verrichten pflege, klopfte jemand an eine Thür und suchte sie aufzumachen. Ich, erschrocken, hielte innen im Gebet und das zu verschiedenen Mahlen, bis ich eine deutliche Stimme dreimal rufen hörte: «Nur fortgebetet, nur fortgebetet, nur fortgebetet!» Hierauf achtete ich nicht gleich, meinend, es spottete jemand über mich. Wie ich aber schon zu Bette lag, so gab mir dieses einen tiefen Eindruck, und ich wurde, ich weiß nicht wie, vollkommen überzeugt, daß es Gottes oder eines Engels Stimme gewesen, da ich dann mit sehr gerührtem Herzen aufs Neue betete.

Mittwoch, 19. Okt. . . . (Collegien) . . . Nach dem MEssen gieng ich zu dem Hr. Rektor Morus, (am Rande: hier habe ich vielerlei Fehler begangen) um mich in die Matriculam[1] einzuschreiben . . . speißte zu Nacht Butterbrod mit Wasser und Branntenwein, lase in Crusii logic . . .

Donnerstag, 20. Okt. . . . betete sehr kaltsinnig . . . (Besuch bei Baron von Brown aus Werningerode, der «ein gemeiner Herr und wahrhaft christlich ist». Bei ihm lernt er den Advokaten Duschewsky kennen, der vor 10 Jahren in Leipzig protestantisch wurde, nachdem er vorher «ein Dominikanermönch in Pohlen» gewesen. Desgleichen einen

[1] Die «jüngere Matrikel» der Univ. Leipzig 1559—1809 ist noch nicht herausgegeben.

studiosum aus Berlin,» Namens Jaenike[1], der «fertig böhmisch sprach» und «schon als böhmischer Catechet in Dresden gestanden.») . . .

Freitag, 21. Okt. Executio capitalis an einer Weibsperson.

. . . gieng bald nach 8 Uhr weg und bald da, bald dorthin, weil ich die Mißethäterin und die Caerimonien dabei sehen wolte, soviel möglich war. Endlich gieng ich vor das Thor. Nach 10 Uhr kam die Mißethäterin. Wie ich gegen 9 Uhr auf dem Markte war, so war der Gatter am Rathause zugeschlossen; auf der Treppe stunden einige Stadtsoldaten; ausen auf dem Markte die Schaar in zwo Reihen mit langen Spießen und mit Degen. Der Zug selbst war lange. 1. kamen Stadtsoldaten, 2. drei geharnischte Knechte zu Pferd, 3. die Schaar, 4. die Thomas- und andere Schüler mit Gesang, 4. geharnischte Knechte zu Fuß, 5. die Mißethäterin mit zwei Priestern und zwei anderen Geistlichen, 6. Jäger, Förster etc., 7. einige Kutschen vom Magistrat. Die Mißethäterin war weis gekleidet mit einem schwarzen Kopfzeuge und gieng zu Fuß. Sie war herzhaft, soviel ich sehen konnte. (Am Rand: Vor dem Thore hatten die Stadtsoldaten um den Gerichtsplatz einen großen Kreis geschlossen. Innerhalb desselben war ein Gerüste aufgeschlagen für einige obrigkeitliche Personen). Auf den Gerichtsplatz stieg sie ganz frisch und sahe sich um, kniete nieder, worauf sie die beiden Priester einer nach dem anderen einsegneten; darnach setzte sie sich auf den Stuhl, nachdem sie vorher von allen auf dem Platze Abschied genommen hatte, den Scharfrichter nicht ausgenommen. Sie hat sich selbst noch am Halse entblösen helfen. Der Kopf wurde gut abgeschlagen, ohne daß er gehalten wurde. Der Scharfrichter hatte einen Treßenhut auf, einen grünen Rock, rothes Camisol und weise, seidene Strümpfe an nebst einem Degen, und so richtete er. Das Verbrechen der Persohn war ein Mord an einem fremden Kinde schon 1773, welchen sie selbst am Rathhause gleich nach der That angegeben hatte. Dafür wurde sie heute geköpft und auf ein Rad geflochten und der Kopf angenagelt. Sie soll schon im 15ten Jahre das Hurenleben angefangen haben, von welchem sie die gewöhnliche, schändliche Krankheit davongetragen hat, an

---

[1] Joh. Jänicke 1748–1827 Prediger an der böhmischen Kirche in Berlin; war dort in Heckers «Realschule» und ging 67 als Weber auf die Wanderschaft; 1774 von Dresden, wo er «böhm. Schulmeister» gewesen, auf die Univ. nach Leipzig. 18'4 Gründer der preuß. Bibelgesellschaft und früher einer Missionsschule. (Vgl. 23. X. u. 7. XI.)

welcher sie während der Gefangenschaft im Lazareth hat müßen curiret werden. Sie soll im Anfange ganz roh und unwissend gewesen sein. Es wird aber besonders Hr. Schirnau, Lazarethprediger, gerühmet wegen der Mühe, die er sich um sie gegeben hat, wodurch er es soweit brachte, daß sie doch lesen lernte und einige Kenntnisse in der Religion bekam. Diesen Hr. Schirnau hat sie nach gesprochenem Todesurtheil auch gleich begehret, welchem Hr. Matthesius zugesellet wurde. Gegen halb 12 Uhr zu Haus ganz voll Koth . . . (Gewohnheitssünde, Gebet; am Rand: «schändliches Laster»).

Samstag, 22. Okt. . . . (Kollegien) . . . lase in Crusii logic, über welcher ich in schändliche Werke ausbrach . . .

Sonntag, 23. Okt. Heute stunde ich auf gleich nach 7 Uhr, machte mir aber mit Sauberung der Schnallen, des Degens und des Stockes etc. so viele Arbeit, daß erst um 10 Uhr in die Paulinerkirche kam, da schon das Thema vorbei war. (Pezold predigt; «Steuer für das abgebrannte Städtchen Zedlitz an der böhmischen Grenze[1] . . . Von 1—2 Uhr gieng ich um die Stadt herum. Einige Zeit vor 2 Uhr habe ich sündlich zugebracht. Von 2—3 Uhr hörte ich Hr. M. Einsiedel (predigen; hernach noch in der Paulinerk. «einen vermutlichen Canditaten» Schmieder) . . . (Mit Hr. von Brown zu Frau Löwin, bei der mit Jaenike, Lehrer Lehmann, dem «christlichen Arzt» Dr. Lehmann und Frau «erbaulich» gesprochen und gesungen wurde, wozu «die Uhr die Melodien vorspielte»)... Hrn. Jaenike habe ich nun völlig als einen bekehrten Studiosum Theologiae kennen lernen, der recht in Jesu lebet . . . (Lesen, Singen geistlicher Lieder vor dem Schlafengehen gegen 12 Uhr).

Hr. Lehmann ein Schulmeister, so (seit Sept.) hier an einer Armenschule auf Kosten des Hr. v. Hohenthal.

Montag, 24. Okt. . . . brachte Hr. Baron von Brown des Hr. Dr. Lorenz Predigt: «Die Herrlichkeit des großen Auferstehungstages» . . . Nach dem MEssen lase ich den Brief von Hr. M. Weber in Straßburg, die collegia und Stip. Otton.[2] betreffend, so ganz freimüthig geschrieben ist . . . endigte nach dem Nachtessen Kipping[3] (de cruce und cruciariis, Bremen 1671), daraus verschiedenes nützliche kan gelernet werden, die Art der Kreuzigung betreffend . . .

Ein Brief von Straßburg.

[1] Zedtlitz bei Borna, Kreis Leipzig, ist der einzige Ort dieses Namens in Sachsen.

[2] Otto vgl. 21. L im Jahrb. 1906.

[3] Kipping Heinr. aus Rostock † 1678 als Rektor des Gymn. in Bremen. Cruciarius: der Gekreuzigte.

. . . speißte in dem Schlosse zu Mittag Suppe, Fleisch und Brod an dem Tische, so Hr. Baron v. Hohenthal hier hält für 90 arme Studiosos in allen Wissenschaften. (Am Rand: Ordentlich hat man an demselben nur Suppe und Gemüße) Die Gelegenheit war: weil Hr. Inspektor Deydrich mich gerne sprechen wolte (Am Rand: Er hat eine besondere Liebe zu Straßburgern, weil er bei Hrn. Rathsh. Weyher, Hrn. Dr. Corvinus etc. viele Wohltaten genossen). Er ist ein mediciner, so in 5 Wochen etwa den Gradum doctoris nehmen und gleich nach Baruth als Stadtphysikus abgehen wird. Vor 5 Jahren ist er von Straßburg hierher gereiset, nachdem er 2 Jahre daselbst die chirurgie studiret hatte. Er war so gütig gegen mich, daß er mir auch morgen erlaubte, zu Tische zu kommen. Uibrigens ist er arm und seine Gesinnung scheint schlecht (d. h. «unchristlich») zu sein. Von Persohn ist er klein. Nach dem MEssen gieng ich mit demselben um die Stadt herum und hernach in sein logis in dem Hohenthalischen Hauße, 5 nicht kleine Treppen hoch . . . Dienstag, 25. Okt. Hr. Insp. Deydrich

. . . («Aufschreiben der empfangenen und abgelassenen Briefe) . . . (Besuche etc.). Mittwoch, 26. Okt.

. . . hörte bei Hr. Dr. Burscher die Universalhistorie. Er handelte von den Kaysern Claudius und Nero. Der Vortrag an sich ist gut. Allein die Art ist etwas sonderbar, mit großem Geschrei wie ein Charlatan . . . Donnerstag, 27. Okt.

. . . lase einen Brief von Hr. Prof. Thunmann in Halle, der sehr zärtlich und freundschaftlich war. Uibrigens betraf er Hr. M. Adj. Oberlin in Straßburg . . . Freitag, 28. Okt.

. . . (Kolleg bei Prof. Bosseck[1] über alttest. Sprüche im N. T.). Der Mann sieht dem verstorbenen Hr. Prof. Heus[2] in Straßburg in manchem ähnlich. . . Samstag, 29. Okt.

. . . (M. Anton[3] predigt in der Paulinerkirche) . . . Nachm. war ich abermals ein Sklave meiner Lust (längere Betrachtung seiner Schwachheit und Gebet) . . . Sonntag, 30. Okt.

. . . (Superint. Bahrdt[4] predigt in der Thomaskirche über Joh. 12, 36 «ganz freimüthig über die Greuel des Papstthums und die Wohlthaten der Reformation.») . . . (In der Paulinerkirche; M. Hempel predigt) . . . (Be- Montag, 31. Okt. Reformationsfest.

---

[1] Bosseck Joh. Gottl. 1718—98 a. o. Prof. des Hebräischen. Sein Bruder H. Otto war prakt. Arzt, vgl. 10. V. im Jahrb. 1906.

[2] Heus Joh. Matthias Arg. Prof. Log. et Metaph. † 1768 (K. V. Bl. 6 Rückseite).

[3] Vgl. 1. I. im Jahrb. 1906.

[4] Bahrdt Joh. Fried. vgl. 13. III. im Jahrb. 1906.

schreibung der «Prozession» der Professoren zur Reformationsfeier aus der Nikolai- in die Paulinerkirche am Nachm. M. Wolf hält eine lat. Rede) . . . («Katechisation» in der Peterskirche) . . . (Bei Pezold langes Gespräch über «Schrepfers[1] Zauberei» und Geisterbeschwörungen in Dresden, «so sich am 8. Okt. erschossen hat» vgl. 8. X.). Den Seligen Gellert konnte er nie citieren . . . Es sollen solche Zauberer mehrere sein in Dresden . . . ase bei der Yorkin Grundbirnen in der monture[2] . . .

Dienstag. 1. Nov. . . . (Schreiben ins Tagebuch) . . . (bei Frau York) bis eine Frau dazu kam wegen einem Pferd von Seiten des Hr. von Linden, so auch im Hauße wohnt. Dieser ist ein so durchtriebener Schelm als irgend einer (im Pferdehandel?) . . . schriebe an Hr. M. Weber (in Straßburg) bis nach 12 Uhr.

Ein schelmischer Edelmann.

Mittwoch, 2. Nov. . . . schriebe an Hr. Dr. Lorenz (Nach Tisch an Prof. Thumann in Halle und Abends an andere dortige Freunde) . . .

Donnerstag, 3. Nov. . . . endigte den Brief an Hr. Dr. Lorenz . . . Jetzt (Abends) werde ich noch an Hr. cousin Birr schreiben. Dies dauerte bis nach 12 Uhr. Ich betete im Bette.

Freitag, 4. Nov. . . . schriebe an M. Redslob (in Straßburg) . . . an Hr. Oertel . . . und Hr. M. Oberlin (beide ebenda) . . .

Samstag, 5. Nov. . . . kaufte ein hiesiges Gesangbuch (von 4—5 im Kolleg «halb schlafend und halb wachend») . . . (Briefe an . . . Dr. Beykert,[3] erst in der Gaststube, dann «auf meiner kalten Stube») . . .

Sonntag, 6. Nov. . . . frühstückte, sunge die zwei Lieder: 1. Hilf uns, Herr, in allen Dingen, 2. Gedult ist euch vonnöthen etc. Darüber und bei dem ferneren rüsten vergieng die Zeit, daß ich in keine Kirche konnte; ich betete und gieng im Schloß zum Mittagessen. Nach demselben habe ich meinen allerliebsten Gott wiederum beleidigt mit meiner Gewohnheitssünde (Gebet) . . . Nach dieser verabscheuungswürdigen That schrieb ich dieses Journal . . . (Besuch bei Pezold). Er sprach (u. A.) von seinem Vorsatz, eine Art von Erbauungsstunde zu halten mit den 7 Studiosis des Hohenthalischen Tisches, die auser demselben monatlich noch

Versäumniß der Kirche.

---

[1] Vgl. 6. I. ebenda.
[2] = Kartoffeln in der Schale.
[3] Beyckert Joh. Phil. Arg. 1772 Prof. theol. (1761 Gymnasiarch) † 1787 (K. V. Bl. 8 Rücks.) Er war Blessigs Schwiegervater.

einen Thaler bekommen, dafür sie aber allemal was ausarbeiten müßten . . . (Um 3 Uhr mit Pezold in die Paulinerkirche) . . . Wie ich (aus der Gaststube) vor meiner Thür war, löschte der Wind mein Licht. (Deshalb gleich zu Bett und «langes Gebet»).

. . . lase zween erfreuliche Briefe 1) von Hr. Pfarrer Claus in Frcf. am Mayn, so erst nach Halle geloffen war 2) von Hr. Insp. Fabricius in Halle . . . fienge an, eine Supplique aufzusetzen für das Otton: Stip. in Straßburg (Am Rand: Um 12 Uhr, wie ich aus dem collegio gieng, sagte mir Hr. Jaenike, der zum Inspektor[1] verordnet ist, daß der gnädige Hr. Vicepräsident — von Hohenthal — mir seinen Tisch hätte antragen lassen) ... endigte und besserte die Supplique aus bis etwa halb 12 Uhr (Abends; Pezold hatte ihm gesagt, «es könnte verschiedenes latinius ausgedrückt sein».) . . . Montag, 7. Nov.

. . . (Pezold sieht eine «Supplique» durch) welche ich (dann) zu Hause corrigirte . . . Von 5 bis 6 Uhr und auch hernach versäumte ich (die Zeit) mit dem rauchenden Ofen, so ich nun zum erstenmahle gesetzt bekam . . . Nach dem NEssen schriebe ich zwo Suppliques ab für das Otton. und Schenkbecherische Stipendia.[2] Darauf einen Brief an Hr. Fiscal Cappaun, alsdann adresses und siegelte Briefe nach Straßburg bis nach 1 Uhr und betete im Bette. Dienstag. 8. Nov. Feuer das erstemahl oder besser Rauch.

. . . schrieb noch einen Zettel, darinnen ich meldete, daß ich den Datum vergessen hätte und bat, denselben selbst hinzusetzen und legte (ihn) in das couvert, welches ich aufbrach und neu siegelte (!) . . . (Jaenike teilt ihm mit, daß er «künftigen Sonntag als membrum ordinarium an den Hohenthalischen Tisch kommen könnte») . . . trug (Nachm.) das paquet nach Straßburg auf die Poste, welches mit 25 Groschen oder 4 Livres weniger 8 deniers bezahlen mußte. (Es waren außer den 2 «suppliques» Briefe darinnen: an Dr. und Prof. Lorenz,[3] an «cousin Birr», M. Redslob; Hr. Oertel, M. Oberlin, Dr. Rencklin,[4] Dr. Beykert, Prof. Brackenhoffer[5] und «Lct. Fiscal» Cappaun) . . . Mittwoch, 9. Nov. TheuresPaquet.

. . . gieng spatzieren um die Stadt herum mit einem Donnerstag, 10. Nov.

---

[1] vgl. 15. XII. u. a. im Jahrb. 1906.
[2] Beide heute noch vom Thomasstift verwaltet.
[3] Ueber die zwei Lorenz vgl. 21. u. 24. XII. im Jahrb. 1906.
[4] Wohl: Reuchlin Fr. Jak. Präpositus der theol. Facult. † 1788. (K. V. Bl. 8 Rücks.)
[5] Brackenhoffer Joh. Jerem. prof. mathem. † 1789. (K. V. Bl. 16.)

jungen Hunde . . . (Hr. H a ß aus Hof) rühmte mir als einen vortrefflichen Christen den Hrn. Superintendent W e i ß zu H o f im Bayreuthischen . . .

Freitag, 11. Nov. Bußtag.

. . . (Dr. B u r s c h e r predigt in der Paulinerkirche) . . . das Vater Unser wurde von allen knieend gebetet . . . Noch nie habe ich so viele Leute in der hiesigen Kirche gesehen. (Zu Mittag ißt man am Bußtag Fische) . . . (Nachmittag in der Thomaskirche, wo Dr. K o e r n e r predigt und in der Nikolaikirche) Die Weiber haben doppelte Sitze in ihren Stühlen (vor der Predigt saßen sie «gegen den Altar», dann «kehren sie sich gegen die Canzel».) Es predigte Hr. Lic. T h a l e m a n n . . . Nach 4 Uhr gieng ich noch in die neue Kirche (Beschreibung derselben und nochmaliger Besuch der Thomaskirche) . . . auf meinem Zimmer lase ich: Joh. Georg W a l c h s[1] «vom Glauben der Kinder im Mutterleibe» in 8 aus dem latein. ed. rda. Jena 1733...

Umwenden der Weibsleute.

Samstag. 12. Nov.

. . . Hr. Insp. Deytrich im Intelligenzcomtoir (am Rande: «ein Bruder des p. 390» = 25. Okt.) gab mir einen Zettel, dadurch ich an den Hohenthalischen Tisch komme, schenkte mir ein Intelligenzblatt auf ordre des Hr. Vicepräsidenten; darinnen die Anstalten im S t e i n t h a l gedruckt stehen, so weit es mit denselben gekommen unter dem Hr. Diaconus S t u b e r[2] an der Thomaskirche in S t r a ß b u r g bis 1767 . . . brachte dem Hr. Prof. P e z o l d Crusii logic wiederum und borgte dagegen desselben i. e. C r u s i i Metaphysic ed. 3. in 8. (vgl. 30. XI. und 6. XII.) . . . endigte W a l c h «vom Glauben der Kinder im Mutterleibe». (Uebersetzer dieses «gelehrt, deutlich und sanft geschriebenen» Buches ist M. Adam Lebrecht Müller) . . .

Crusii Metaphysica Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten.

Sonntag, 13. Nov.

. . . (Feuer mit Rauch!) . . . (In der Paulinerkirche predigt M. L o h d i u s «ganz gut». Mittags zum ersten Mal am Hohenthalischen Tisch.) . . . Hr. J a e n i c k e wohnet vor dem Ranstädter Thor in Hr. Teichs Hauße, eines Wachsbleichers, mit dem Schulmeister, Hr. L e h m a n n, (vgl. 23. X.) auf einer Stube. Hr. Vicepräsident v o n H o h e n t h a l hat da eine F r e i s c h u l e errichtet; derselbe bezahlet für die Stube des Schulmeisters und die Schulstube 47 Thaler. Die Bänke in der Schulstube, deren immer einer höher ist, als der andere, kosten 24 Thaler. Der Schulmeister hat monatlich 6 Thaler. Gegen-

Freischule.

[1] J. G. Walch aus Meiningen 1693—1775, seit 1716 Prof. in Jena (Dogm.- u. Kirchengesch.) Herausgeber von Luthers Werken in 24 Bänden (1740—1752).

[2] «Joh. Georg Stuber Arg. zuvor Pfr. in Waltersbach im Steinthal † 1797» (K. V. Bl. 40). Er war Oberlins Vorgänger.

wärtig sind 80 Kinder in dieser Schule, wozu sich schon wieder 23 gemeldet haben. Die Kinder bekommen Unterricht und Bücher frei. Bei Hrn. Jaenicke lernte ich kennen die Hr. Nader und Weinel . . . (Nachmittag predigt in der Paul. Kirche M. Hund[1]) . . .

(Nichts von Bedeutung.) Montag. 14. Nov.

(Desgleichen.) Dienstag, 15. Nov.

. . . schrieb dieses journal . . . Hr. Prof. Pezold gab mir die 8 Groschen Holzgeld (fürs Kolleg ?) wieder, so ich um 5 Uhr seinem famulo gegeben hatte (Gespräch mit ihm). Beim Weggehen gab er mir zum Durchlesen 1) Schreiber, den Besuch Hr. Dr. Semlers bei der Brüdergemeinde in Barby betreffend, nebst einem bei dieser Gelegenheit geschriebenen Briefe des berühmten Hr. Dr. Stauzius[2] in 8 Frcf. und Leipzig 1774, ein Bogen. Diese Schrift ist spitz genug geschrieben und beißend; aber noch viel witziger, schärfer und zugleich mit Ehrfurcht und Vertheidigung der christlichen Religion ist verfertiget: 2) Sendschreiben an den Verfasser des Lebens und der Meinungen des Hr. Magister Sebaldus Nothanker[3] von dessen weiland untergebenen Schulmeister. Zur Bestellung abgegeben in der Michaelis Messe 1774 in 8 drei Bögen[4]... Mittwoch, 16. Nov.

. . . lase (nach dem Abendessen) in dem Brief Pauli an die Galater, welches leider, so viel ich mich erinnere, das erste Bibellesen in Leipzig ist. Gnädiger Gott, räche nicht die schreckliche Verachtung deines Wortes, um Jesu Christi willen; amen . . . Donnerstag, 17. Nov. Bibellesen.

. . . (Nach dem Abendessen machte er «zur Erholung eine Stunde lang klein Holz») . . . Freitag. 18. Nov.

. . . (Lesen in der Metaphysik von Crusius und im N. T.) . . . Samstag, 19. Nov.

. . . (In der Paul. Kirche predigt M. Bock.) Weil er auf ein Dorf als Pastor kommt, so that er seine Abschiedspredigt. (Er war 9 Jahre in Leipzig gewesen.) . . . (In der Nik. Kirche predigt am Nachmittag: ein Studiosus Richter mit «vielen Gaben». Schluß des Kirchenjahrs mit «schöner Vocalmusic» der Thomasschüler; dann «Catachesis vor der Kanzel auf einem grünen Seßel» an «etwa 8 Knaben».) Sonntag, 20. Nov.

---

[1] Hund vgl. 19. II. im Jahrb. 1906.
[2] Stauzius ?
[3] Das Leben und die Meinungen des Hrn. Magister Sebaldus Nothanker von Nicolai mit Titelkupfer von Chodowieki (Berlin 1773 ff.), ein rationalistischer Roman gegen heuchlerische Orthodoxie, der großes Aufsehen erregte.
[4] = 48 Seiten vgl. Goedeke IV, 170.

. . . (Am Rande: Uiber dem NEssen — in der Gaststube — wurde ich, wie schon mehrmahlen, spöttisch beschimpft von Hr. Kraus, einem mediciner) . . .

Montag, 21. Nov. . . . hospes bei Hr. Prof. Clodius über die ep. Ciceronis ad Atticum von 3—4 Uhr . . . legte mich nach halb 12 Uhr. In dieser Nacht und schon den Nachmittag

Schlitten. sahe und hörte ich Schlitten fahren. Sie sind gemacht wie die in Straßburg. Es darf aber niemand mit Fackeln fahren. Die Stunde wird mit einem Thaler bezahlet.

Dienstag, 22. Nov. . . . Nach dem MEssen trunke ich in der Gaststube. Hier erzählte mir ein Kutscher aus Frankfurt am Mayn, Hr. Schärr, daß die Contrebande[1] in Frankreich abgeschaft sein soll nach Briefen, welche Kaufleute in Frankfurt a. M. sollen erhalten haben . . . Diesen Nachmittag und besonders diesen Abend wird ganz rasend mit Schlitten gefahren, meistens von Studenten (am Rand: mit wildem Knallen) . . .

Mittwoch, 23. Nov. . . . (Besuch bei Prof. Bosseck:) Wir redeten von Hr. Prof. Stoeber (in Straßburg), mit welchem Hr. Prof. B. hier in Leipzig studiret hat; von der zu hoffenden gewißen Bekehrung Israels, die u. a. besonders aus dem Ezechiel bewiesen werden kann; von der versione Alexandrina,[2] die im N. T. nie citirt würde, und daß wir nicht einmal wüßten, was eigentlich diese version seie, da es Origenes schon nicht gewußt hat etc. . . . (Nachm. Spaziergang um die Stadt «bei sehr heftiger Kälte» . . . Von 4–5 Uhr war im coll. und saß zum erstenmal ordentlich auf einem Seßel, den mir der famulus des Hrn. Prof. Pezold, Hr. Ludovici, so zu reden, aufgedrungen hat, und umsonst . . . (Bei Pezold im Hause wurde auch von der LXX geredet). Man könne nicht einmal beweisen, daß diese versio in Königs Ptolemaei Zeit verfertigt worden, sondern nur dis seie gewis, daß die ebräische Bibel V. T. damalen mit griechischen Buchstaben seie geschrieben worden mit Aenderungen an 13 Stellen. (Ferner wurde ge-

[1] Gemeint ist wohl (in = nach Frankreich) die Verlegung der französischen Zollgrenze an den Rhein, die aber erst in der Revolutionszeit (Okt. 1790) erfolgte (Aufhebung aller Binnenzölle v. 1. I. 91 an). Dadurch wurden die bisherigen freien Handelsbeziehungen zwischen Elsaß und Deutschland unterbunden.

[2] oder «Septuaginta», die nach der Sage auf Befehl des Königs Ptolemaeus Philadelphos (285–47 v. Chr.) von 70 jüdischen Gelehrten in Alexandria besorgte Uebersetzung des alten Testamentes ins Griechische. Origenes lernte hebräisch, um den Urtext mit der Uebersetzung zu vergleichen und diese berichtigen zu können.

sprochen) von . . . Prof. Lingg in Wittenberg und seiner Geschicklichkeit, von Hr. Lic. Thalemanns Berufung (dorthin) als Gen. Superintendet (Dr. Koerner hatte sie ausgeschlagen); daß ein Prof. extraord. in Leipzig gar keine Besoldung habe, daß ein Prof. ordinarius 3 bis 400 Thaler habe, noch auf dem alten Fuß, wo dieses eine große Summe war; denn es stehet in der Verordnung: ut professores possint laute vivere; von den hiesigen collegiis, so nicht vom Hof dependiren I. die der Universitaet gehören 1) Paulinum 2) das Fürstencollegium, aus welchem die Hrn. Professores mit besoldet werden II. die für sich sind 1) das große Fürstencollegium, 2) das kleine Fürstencollegium 3) das rothe collegium. In diesen sind mehrentheils 8 Glieder entweder Professores oder Magistri habilitati entweder von allen vier Nationen oder nur von einer allein e. g. gebohrne Preußen und Pohlen. Die Glieder leben von dem, was die Güter und Häußer, so zu jedem collegio gehören, eintragen . . . (Am Rand: Hr. Prof. Pezold hätte gerne die Disp. des Hr. Dr. Lorenz in Straßburg de induratione Israelis) . . .

. . . schlug lange Feuer . . . (Besuch bei Hrn. Prof. s. Lic. Thalemann»; das Gespräch mit ihm) . . . schrieb an diesem journal . . . (Abends um 9 Uhr unerwarteter Besuch von 5 Bekannten aus Halle), welche zu Fuß hierher gekommen waren in groser Kälte. (Sie wohnten «im rothen Löwen auf dem Brihl») . . . Donnerstag, 24. Nov. Heut ward es noch kälter als gestern.

. . . (Mittag mit ihnen «für mein Geld» in ihrem Gasthof.) Die Aufwartung ist ohngefähr ebenso oder ebenso schlecht, wie bei mir in 3 Rosen . . . Freitag, 25 Nov.

. . . Nach dem MEssen war ich im rothen Löwen bei tabac; nach halb 3 Uhr führte ich 4 Hällische Studiosos auf die Rathsbibliothec und wieder in den rothen Löwen . . . (mit Pezold Besuch bei M. Hempel; das Gespräch u. A. vom jüngsten Tag) . . . Samstag, 26. Nov.

. . . (In der Paul. Kirche predigt Crusius über das Evangelium; «schöne Music mit Pauken, Trompeten, Geigen, Clarinetten» und Gesang der «Thomas Schüler, Choralisten») . . . (Nach 2 Uhr in die reform. Kirche zu Zollikofer[1]. Als Redner verdient er vielen Beifall und Lob; als Prediger kann ich ihn nicht hochschätzen, indem er mir sehr naturalistisch vorkommt . . . (Abendessen im roten Löwen) Die übrigen aus Halle hatten schon gegessen und waren betrunken; besonders Sonntag, 27. Nov. Trunkenheit.

---

[1] Zollikofer vgl 5. III. und 1. V. im Jahrb. 1906.

wußte sich Hr. Schlingmann und Hr. Richter nicht zu halten, sondern machten allerlei Aufsehen und Lermen. Nach dem NEssen rauchte ich 3 oder 4 Pfeifen tabac, dabei dann von der besten Welt, von der hl. Schrift etc. geredet und gestritten wurde. Um halb 10 Uhr nahm ich Abschied und wünschte ihnen sämtlich die Begleitung Gottes . . .

Montag. 28. Nov. . . . lase weiter von 5 bis nach 7 Uhr in Crusii Metaph. (Das «Capitel von der Bewegung»). Ich weiß nicht, ob mir nicht wohl gewesen, oder ob dieses Capitel schwer vorgetragen wird, oder ob es nur mir schwer seie; ich habe wenig daraus verstanden vor dem NEssen und in beiden Stunden vorher; nach dem NEssen gieng es etwas besser . . .

Dienstag, 29. Nov. . . . (Am Rand: «Neuer Schnee in groser Menge») . . .

Mittwoch, 30. Nov. . . . Von 9—10 Uhr wurde nicht gelesen wegen der Rede vor dem oder von dem Rectore Magnifico, davon ich nichts wußte. Vor 9 Uhr ließ ich mir die Haare schneiden . . . Nach dem MEssen hatte ich mit einem halben Klafter Fließholz zu schaffen, das ich in die Stube tragen ließ auf Zureden meiner Wirthin und hernach legte; dabei machte ich auch klein Holz. Von 4—5 Uhr war im coll. Von da an bis halb 6 Uhr hatte ich mit meinen Haaren zu thun; dann lase ich in Cr. Met., auch nach dem NEssen, und endigte dieselbe um 11 Uhr. Doch habe ich vorher manche Zeit mit Ausbrennung 6 kleiner tabacspfeifen zugebracht. Aus dieser Metaphysic habe ich viele richtige Begriffe bekommen. Manches war mir zu schwer zu begreifen und manches will mir nicht gefallen. Uibrigens ist es die beste Metaphysic, die mir bekannt ist . . .

(Randnotiz: Holz in der Stube.)

Donnerstag, 1. Dez. . . . half meiner Thüre, sie leichter auf und zuzumachen . . . Nach dem MEssen half ich der Thüre weiter und lase fort in Roos[1] (Einleitung in die bibl. Gesch.) Uiber dem MEssen verehrte mir Hr. Deytrich, Insp. des Hohenth. Tisches, seine Disputation pro gradu Doctoris medicinae, so morgen soll gehalten werden: de morbis mentis delicta excusantibus, 31 Seiten ohne die Dedicationen und Titel nebst dem beigedruckten Diplomate von 16 Seiten . . . speißte zu Nacht und machte klein Holz bis nach 8 Uhr . . . schrieb Briefe bis gegen 12 Uhr; lase einige Capitel in der Apocalypsis, betete und legte mich nach halb 1 Uhr.

---

[1] Roos vgl. 8. und 11. VI. im Jahrb. 1906. Die «Einleitung in die bibl. Geschichten», erste Aufl. 1774, ist 1876 von Steudel neu herausgegeben worden.

. . . von 9—11 Uhr in einer m e d i c. D i s p u t a t i o n. Hr. Dr. B o s e[1] war in gefärbtem Kleid und Degen; der Respondens Hr. D e y t r i c h ebenfalls so, wie auch die opponenten. Die Disp. gieng ganz ruhig von Statten. (Am Rand: Uiber dieser Disp. versäumte ich zum erstenmale ein hiesiges collegium) Der Präses gieng vom catheder und Hr. Prof. P o h l[2] als Procancellarius in rothem sammetem Mäntelchen, mit Pelz gefüttert, und schwarzem taffetem Mantel oder Rock trat hinauf, legte einen rothen, sammeten Hut, gleich einem Churhute, neben sich und lase eine Rede de institutis criticorum in medicina imitandis und den Lebenslauf des Candidaten. Darauf trat der Pedell neben den Candidaten und lase ihm diejenigen puncte vor, die derselbe mit aufgehobenem Finger beschwörete. Und so giengen sie fort in das Auditorium Philosophicum, wo dem Candidaten noch gratuliret wurde von einem nach dem anderen aus der medicinischen Fakultaet. Uiber dem MEssen bekam ich 2 exemplare des carminis, so der Freitisch des Hrn. v. H o h e n t h a l hatte machen lassen, davon ich doch vorher nichts gewußt hatte (Am Rand: Carmen teutsch. Der Verf. ist Hr. R o c k s t r o m[3] am Hohenth. Tisch, ein Mediciner.) Ein anderes Carmen haben des Candidaten Freunde machen lassen . . . Freitag, 2. Dez.

. . . Nach dem MEssen ase ich Käß und trunke in der Gaststube bis gegen 2 Uhr; gieng um die Stadt herum zur Bewegung bis gegen 3 Uhr . . . Samstag, 3. Dez.

. . . (H e m p e l predigt in der Paul. Kirche über das Ev.) Nach der Kirche wolte ich Hr. Prof. P e z o l d besuchen; er gab mir aber zu verstehen, daß es ihm jetzt nicht angenehm wäre, da er sich ankleiden müßte, um zu Gast zu essen; ich möchte nach Tisch wieder kommen. Das MEssen hatte heute Hr. Doctor. D e y t r i c h, bisheriger Insp., gegeben: 1) Suppe, 2) gebratene Gans, 3) Merseburger Bier. Dis machte dann, daß wir bis nach halb ein Uhr beisammen waren, da wir sonst am Sonntage schon vor 12 Uhr fertig sind. (Nach dem Essen hielt Deytrich «eine kleine Anrede» und stellte (vgl. 7. XI.) J a e n i c k e «als künftigen Inspektor vor) . . . Sonntag, 4. Dez.

. . . nahm Abschied von Hr. Dr. D e y t r i c h im Hohenthalischen Hauße am Markte . . . v. 10—11 Uhr hatte Montag, 5. Dez.

---

[1] Bose vgl. 20. XII. u. a. im Jahrb. 1906.
[2] Pohl ebenda 22. XII.
[3] Rockstrom bzw. Rockstroh ebenda 11. 23. und 26. II. sowie 1. und 2. III.

ich viel mit dem Rauch zu schaffen . . . (Lesen dreier bei Pezold entlehnter Schriften, darunter: Lectio publica, in qua illustratur locus 1. Sam. VI 19 de Bethsemitis[1] . . .)

Dienstag, 6. Dez. . . . (Bücher zurück an Pezold; neu entlehnt: «Crusius Naturlehre, Anleitung über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig nachzudrucken» ed. 2da vermehrt in 8. Leipzig 1774; 708 Seiten ohne die starke Vorrede zur ersten Auflage[2]). Es wurde geredet von der Jgfr. Weyherin, die 1773 vom Platz des Münsters in Straßburg heruntergefallen;[3] von den Wirkungen der Bekehrung, besonders im Anfang; von Hr. Dr. Bose, Prof. anatomiae, welche Stelle allemal der 3te Prof. in der medic. Facultät hat; dieser seie kein tiefdenkender Mann und besonders im Sommer pflege er in seinen Vorlesungen nach Tische bisweilen einzuschlafen; von Hr. Prof. Pohl; derselbe seie zwar ein ehrlicher Mann, aber in seiner Wissenschaft schlecht bewandert, so daß er keine Disputation, Rede etc. aus Mangel des lateins selbst machen kan, sondern solche allemal durch andere machen läßt. Eine Probe seines lateins e. g. ist: quo modo sonant musculi i. e. wie heißen die Musceln? Da er noch Prof. anatomiae war, so mußte ein anderer allemal die Theile vorlegen und erklären, weil er sie nicht erkannte. Da geschahe es nun bisweilen, daß er sich vergriffe und einen Theil für den andern nahm, und wann er vollends sein concept nicht bei sich hatte, so konnte er nicht lesen, sondern mußte erst nach Hauße laufen; von dem Buchhändler König in Straßburg (am Rand: ein Landsmann von Hr. Prof. Pezold)[4] etc. . . .

Mittwoch, 7. Dez. . . . Nach dem MEssen hielte mich auf mit Oefnung eines sehr hart eingefrorenen Fensters . . . wir (Jaenicke und zwei andere) disputirten zusammen lateinisch de divinitate Script. sac . . .

---

[1] Vgl. Reuss «Das alte Test.» I, S. 182, Anm. 5.

[2] Vgl. 14. XII. im Jahrb. 1906.

[3] «Die hiesige Burgers Tochter, Namens Weiherin, eine Kaufmannstochter, gieng mit etlichen guten Freunden, die nicht von hier waren, aufs Münster. Um ihnen etwas zu zeigen, lag sie etwas zu weit über das Geländer hinaus und stürzte Nachm. zwischen der Abendpredigt ein viertel vor 4 Uhr herunter vor der großen Thür, so daß die Schenkelbeiner an den Hüften oben herausgestanden. Hätte sich der Wind nicht unter den Kleidern gesteckt, so hätte man sie müssen zusammenfegen. Dis ist geschehen anno 1773 am Charfreytag». (Catalogus des Straßb. Ministerii, S 401. Auf der Univ. Bibl.).

[4] Pezold war aus Wiedemar bei Delitzsch.

. . . Nach dem MEssen öfnete ich mit Mühe ein eingefrorenes Fenster . . . Donnerstag, 8. Dez.

. . . lase in Crusii Physic . . . nach dem colleg gab mir Hr. Prof. Pezold zum Durchlesen eine gründliche Antwort die Schröpferische Zauberei betr. (vgl. 31. X.) von Hr. Dr. Crusius . . . Weil ich (Abends) kein Bier heraufbekommen hatte, so gieng ich in die Gaststube, wo ich mich über eine Stunde aufhielte, weil von Seeschiffen, Wallfischfang, Seehundefang etc. geredet wurde . . . Freitag, 9. Dez.

. . . (Briefe nach Halle «en paquet auf die poste»)... Insp. Deytrich (auf dem Int. Comptoir, wo P. einen Brief an den Vizepräs. von Hohenthal abgegeben hatte) bot mir einen Tragkorb voll Holz an, welches ich aber ausschlug . . . Samstag, 10. Dez. Gütigkeit des Hr. Insp. Deytrich gegen mich.

. . . (Burscher predigt in der Paul. Kirche) . . . Nach dem MEssen brachte ich liederlich zwo ganze Stunden zu in der Gaststube . . . (Nachm. in der Peterskirche). Um 4 Uhr holte ich Hr. Prof. Pezold ab zu Hr. M. Frisch am Zuchthause auf caffee und tabac (Gespräch) . . . Sonntag, 11. Dez. Verschwendung der Zeit.

. . . Mach dem MEssen fand ich Briefe zu Hauß: 1) von M. Redslob, 2) von Hr. Dr. Lorenz, 3) von Hr. Caselmann, 4) von Hr. Schweighäusser, 5) von dem Oertel Grethel von Straßburg. Alle waren voll von Liebe, Freundschaft, christlicher Gesinnung und Neuigkeiten. Darunter aber ist besonders eine Proposition an mich wegen einer Informator-Stelle nach Mühlheim am Rhein bei Cölln zu einem Commissionsrath, wo Hr. Burgmann jetzo Evangel. Pfarrer ist, der zuvor zu London stunde an der Savoy[1] . . . (Besuch bei Prof. Crusius) . . . Das übrige Gespräche betraf eine fortgesetzte Erzählung von dem Selbstmorde des jungen Jerusalems — ich meine — in Weimar um einer Frau willen, die er schon als Braut geliebet hatte, und zu welcher ihm nun der Ehemann den Zutritt versagte. Es verursachte diese Begebenheit eine gottlose Schrift: «Die Leiden des jungen Wärters»,[2] in welcher, wann ich nicht irre, der Selbstmord unter andern damit vertheidigt wird: Gott könne den Selbstmörder nicht anders ansehen, als wann ein Sohn etwa acht Tage früher nach Hauße kommt Montag, 12. Dez. 5 Briefe von Straßburg. Die Leiden des jungen Wärters

[1] Ein Stadtteil Londons, so genannt nach einem Prinzen Peter von Savoyen, Oheim der Königin Eleonore, der sich in England angesiedelt.

[2] «Die Leiden des jungen W.» 1. und 2. Teil, Leipzig in der Weygandschen Buchh. 1774. Vgl. das verständige Urteil des Wandsbecker Boten über das Buch (Claudius I. 51).

von der Reise, als ihn der Vater erwartete . . . Zwei Exempel von der Vorsehung Gottes (in diesem Gespräch) waren mir besonders merkwürdig. (Sie sind so abgeschmackt, daß ich sie weglasse.)

Dienstag, 13. Dez. . . . machte zwo Commissionen aus Straßburg für Hr. Dr. Lorenz bei dem Buchhändler Sommer und für M. Redslob s. Frau Weberin bei der Buchh. Georgi . . . schrieb vor und nach dem NEssen bis halb 3 Uhr zwo lange Briefe: 1) an Hr. Dr. Lorenz mit Intell. Blatt und 1 Bogen aus Cr. Cosmologie, 2) an M. Redslob, 3) an das Oertel Grethel nach Straßburg . . . legte mich gegen 3 Uhr.

Mittwoch, 14. Dez. . . . brachte zu bis 11 Uhr noch mit schreiben und siegeln, darüber ich also 2 coll. versäumt. Vor 10 Uhr war Hr. Georgi bei mir (am Rand: Hr. Georgi der Sohn, so in Straßburg war bei Lincker und Stein, Buchhändler) und versprach, der Frau Weberin in Straßburg auf künftige Neuj. Meße entweder den verlangten defect oder das Geld zu schicken. Von 11—12 war im coll. Nach dem MEssen trug ich das Paquet nach Straßburg auf die Poste und lase zum (Hier bricht dieses Heft ab und beginnt das 5te bezw. das im vorigen Jahr mitgeteilte Tagebuch.) —

* * *

Nachwort.

Im Besitze des Hrn. Pfarrers Bruns in Kronenburg befand sich auch (und ist von ihm, wie das Tagebuch selbst, der Univ. und Landesbibliothek geschenkt worden) ein dickes gebundenes Quartheft mit dem Eintrag auf der ersten Seite: Patrick 16. Mai 1767. Dann folgt ein Bücherverzeichnis: «Libri, quos possidet Philippus Henricus Patrick Ph. Stud. 1767 sq.», vielfach mit Preisangabe oder Namhaftmachung einiger Schenker. Es ist eine ganz stattliche Bibliothek von fast ausschließlich theol. und religiösen Werken.[1] «Heinr. Müllers Erquickstunden 8 Tübingen 1750» sind bezeichnet als «Présent de Mdm. Oertel, mon hotesse». Die mehrmals im Tagebuch vorkommende Frau Oertel[2] war also

---

[1] Als Saul unter den Propheten: Poesies du Philosophe de Sans-souci 6. fr.

[2] Auch ein Herr Oertel kommt im Tagebuch vor. Ein Joh. Heinr. Oertel, Silberarbeiter, war neben dem Buchhändler Friedr. Rud. Saltzmann der letzte Schöffe der Zunft, «zum Stelz» (Patr. Wochenbl. Frühpost 13. VIII. 1789).

seine Straßburger Hauswirtin und «das Oertel Grethel» wohl deren Tochter. An das Bücherverzeichnis schließt sich von anderer, anscheinend weiblicher Hand eine Reihe von Gedichten an und daran wieder, meist in lat. Schrift von dritter und vierter Hand, eine Sammlung haus- und landwirtschaftlicher Rezepte. Diese Einträge sind offenbar später gemacht worden auf den Seiten, welche Patrick für die Fortsetzung seines Bücherverzeichnisses leer gelassen hatte. Denn mitten unter den Rezepten steht wieder von seiner Hand ein Verzeichnis: «Land-Charten, jede zu 8 S.» und auf die dann folgenden weiteren Rezepte kommen viele unbeschriebene Blätter, bis wir wieder auf einen Eintrag von ihm stoßen mit der Ueberschrift: Sachen, so die Freundschaft (= Verwandtschaft) angehen 1769. Dieser Abschnitt sei hier mitgeteilt:

1769.

28. Febr. Hr. Hummel mit Jgfr. Birrin Hochzeit.
7. Aug. Brief vom Vater in Amerika in Süd-Carolina. Das ist der zweite, da den ersten 1768 auch um diese Zeit bekommen.
14. Aug. Ankunft meines Bruders von Basel nach Straßburg.
29. ej. Abreise ej. (des Bruders) über Paris nach London mit der Pariser Land-Kutsche vor 12 L.
1. Nov. — — — von London nach Charles Town in Süd-Carolina.
18. Decembris angekommen in America.

1770.

3. Julii Brief patris et fratris cum diversis aliis 9 L.

1766.

13. Martii Hochzeit Hr. Birr mit Jgfr. Lobsteinin.

1772.

In der Nacht vom 5 auf den 6 ten Mai gegen Morgen um 2 Uhr starb dem Hr. Birr, Sohn, sein 3 tes Kind Louise, ein Mägdlein ohngefehr von 7 vierthel-Jahren, das in seinem Leben fast keine gesunde Stunde hatte.

1774.

d (= ditto) 18 September Sonntag Morgens nach 7 Uhr starb Frau Tante Birr auf gewiße Weise plötzlich, welche ich als Mutter zu ehren habe. Ich war in Halle Magd. (Magdeburg); der Abschied derselben aber ist mir erst d. 11. Okt. in Leipzig bekannt worden, wo ich um Sie trauerte.

1774.

Im Julius oder August starb Hr. Lobstein, der Vater der Frau Cousine Birr.

1774.

Um die nämliche Zeit wurde dem Hr. Cousin Birr ein Mägdlein geboren Namens Louise.

1773.

Ist die Frau Cousine Hummel (vgl. o. 1769) mit der Caroline niedergekommen.

1775.

Den 4. oder 5. Mai ist mein Theurer Hr. Oncle und Vormund Birr gestorben. Seinen Tod habe ich erst nach Pfingsten in Tübingen erfahren. Den 17. Julius habe ich die Trauerkleider angelegt, welche ich so lange tragen werde, als wie wenn ich sein Kind gewesen wäre.

1774.

Etwa um Weihnachten hat Jungfer Riedlinin Hrn. Grün, Knopfmacher, geheurathet.

1775.

In einem Brief, im December 1774 geschrieben, so ich zu Ende Aprils oder Anfang des Mai in Leipzig von Straßburg aus erhalten, berichtet mir mein Bruder, daß er sich verheurathet a. 1773 mit Jungfer Cobin, eines Metzgers Tochter aus Landau, daß er wegen großen Verdrießlichkeiten sich von dem Vater getrennet und nun seine Haushaltung in Charles-Town führe.

* * * *

Nach einer Reihe leerer Blätter folgt nun das «Verzeichnis des Getüchs, so mir von meiner verstorbenen Mutter zugefallen», worin aber gegen das Ende auch zinnene Schüsseln, Teller u. dgl. aufgezählt sind.

Zum Schluß stehen 92 Seiten : «Varia notatu non indigna», eine Sammlung von Lesefrüchten aller Art, darunter eine Menge von Nachrichten, wie man sie heute, besonders zur Zeit der sauern Gurken, unter «Vermischtes» in den Zeitungen liest. S. 54 wird Ausführlicheres über die im Tagebuch erwähnte Berliner «Realschule» des Oberkonsistorialrats Hecker etc. mitgeteilt.

Bei Hr. Pfarrer Bruns lag auch der «Lehr Brieff vor Johann Heinrich Patrick gebürthig von Trarbach

an der Mosel». Darin bescheinigt am 4. April 1741 (es ist eine hübsche Urkunde) «Nicolaus Wilhelm Schürmann, Burger und Handelsmann» in Heidelberg, daß «Vorzeiger dieses, der Ehrbare und bescheidene Johann Heinrich Patrick, des Wohl Edlen Hochgelahrten und Großachtbaren Herrn Johann Daniel Patrick, geweßner Hertzoglich-Bircken-feldischen und Margräfflich Baaden-Baadischen gemeinschaftlichen Fiscals und stifftsschaffners zu Wolff von Trarbach an der Moßel Ehe-Leiblicher Sohn» von der Frankfurter Ostermesse 1737 bis dahin 1741 bei ihm die Tuchhandlung «aufrichtig erlernet» habe (folgt ein großes Lob über das Betragen des Lehrlings und warme Empfehlung desselben «an alle und jede, weß standes, Condition und Würden sie seyn»). — Dieser Tuchhändler Joh. Heinrich Patrick ist der Vater unsers Magisters. Er hatte sich in Straßburg niedergelassen, das Bürgerrecht erworben und eine Straßburgerin[1] geheiratet. Noch zu Lebzeiten seiner Frau wanderte er, infolge schlechter Geschäfte mit ihr zerfallen, als bankerotter Mann nach Amerika aus (1753),[2] wohin ihm (die Mutter scheint noch in den fünfziger Jahren gestorben zu sein) 1769 der ältere Sohn Casimir, seines Zeichens Schneider, nachfolgte, während Philipp Heinrich unter der Vormundschaft des «oncle Birr» in der Heimat blieb.[3]

Im Oktober 1780 hat sich «der Pfarrer Patrick von Romansweiler» verheiratet mit «Catharina Magdalena Ehemännin, Herrn Johann Peter Ehemann, des Barchethändlers und Burgers dahier» ehelicher Tochter. Als Morgengabe erhielt sie von ihrem Manne 150 fl. und brachte «als Ehesteuer auser verschiedenen hausrätlichen Mobilien und Effekten 1000 Gulden hiesig courrent» ins Pfarrhaus. So zu lesen im Ehevertrag vom 4. Okt. 1780 vor Notar Zimmer in Straßburg.

Ueber die weiteren Schicksale Patricks habe ich nichts Näheres ermitteln können. Jedenfalls war er in der Schreckenszeit noch in Romansweiler. Denn im Verzeichnisse der im hiesigen Seminar Eingesperrten («Gefängnißgeschichten und Aktenstücke zur Robespierr'schen Tyrannei», auf der Univ.-Bibl.) steht S. 55:

---

[1] Maria Dürninger. Vgl. den Taufakt der Neuen Kirche von Diakonus Valentin Holtzberger (Stadtarchiv N 229 S. 261): «Dienstag den 27 Juni (1747) nachts gegen 12 Uhr ist Hr. Johann Heinrich Patricks, Handelsmann und Bürger allhier, Ehel. Haußfrau Anna Maria Dürningerin, eines Söhnleins genesen, so Donnerstag darauff getaufft und Philipp Heinrich genannt worden».

[2] Brief an seinen Bruder in Annweiler vom 23. Juli 1753 aus Rotterdam.

[3] Immatrikuliert wurde er am 6. April 1763 als stud. phil., am 18. Mai 1768 als cand. magisterii, am 18. April 1767 (mit Blessig) als stud. theol. (Knod, die alten Straßb. Matrikeln).

Ph. Heinr. Patrick, prot. Pfarrer von Romansweiler. Außer ihm von ebendort: der Lehrer Moßbach und drei Israeliten, sämtlich im Thermidor 1794 gefangen gesetzt.

Patricks Vater hatte sich in Amerika (Südcarolina) noch einmal verheiratet und zu Wohlstand emporgearbeitet. Er wurde sogar kurz vor dem Unabhängigkeitskrieg mit England Mitglied der dortigen Regierung. Während des Krieges erlitt er große Verluste und mußte wieder von vorne anfangen. Er hatte aus der zweiten Ehe sieben Kinder und heiratete, als er 1780 wieder Witwer geworden, zum dritten Mal. Er starb am 12. April 1785, nachdem er die Kinder zweiter Ehe zu Erben eingesetzt hatte. Casimir (der auch ein wohlhabender Kaufmann geworden) und Philipp Heinrich bekamen nur jeder 5 Pfund englisch und 4 — Sklaven. Was der Pfarrer von Romansweiler mit dieser schwarzen lebendigen Erbschaft angefangen hat, ist unbekannt!

Der Lehrbrief des Vaters, der Ehevertrag unseres Patrick und 12 Familienbriefe an ihn, darunter 4 des Vaters und einer des Bruders Casimir aus Amerika, denen ich die vorstehenden Mitteilungen entnahm, sind von Hr. Pfarrer Bruns auch der Universitäts-Bibliothek übergeben worden.

X.

Gedichte für

A. M. Baron Zorn von Blobsheim

Kaiserl. Feldmarschallieutenant.

Mitgeteilt von

E. Martin.

Durch die Güte S. Exzellenz des Herrn Unterstaatssekretärs Baron Zorn von Bulach erhielt ich, von Herrn Dr. Kiener vermittelt, Einsicht in zehn poetische Huldigungen, welche dem Kaiserl. Oberst, später General Feldwachtmeister und General-Feldmarschalleutnant, Maximilian August Baron Zorn von Blobsheim (geb. 1714 zu Nürtingen, gest. 1774 in Galizien, wohin er 1772 kam), besonders zu Neujahr oder zum Namenstag von seinen militärischen Untergebenen dargebracht worden waren. Als Verfasser nennen sich Christian Gottfried Federlin, Gemeiner von der LeibCompag., Mathäus Schönleben, Gottfried Meischner, ein Wienner, Carl Wilhelm Dornbeck, Fuselier v. des Hhptm. Kuntz Compag., dieser auch im Namen der Comischen Gesellschaft, endlich Johannes Fronneck, Bedienter, dieser mit dem Datum Schlos Shinava etc. 12. 8bris. 1773. Eine besondere Stelle nimmt ein die

Abschieds-Ode
Bey
der Reiße nach Galliczien,
Deß
K. K. HErrn General-Feld-Marschaln-
Lieutenants Baron Zorn von Blopsheim
Ihres geliebtesten HErrn Bruders

Von
Sophia Louisa von Reischach,
Einer verwittibten Obristin von
dem löbl. Schwäb. Creyß.
Rieth
In dem Herzogthum Würtemberg
den 29ten Jun. 1773.

Wie die verlaßne Turteltaube
Den ungewißen Auffenthalt
Bald in dem nächsten besten Wald,
Bald in der längst durchlauschten Laube
Mit ängsten sucht, mit schmertzen findet,
Und da sie immer fremde ist,
Mit beyden Fittichen gerüst
Den Wechßel mit der Noth verbindet,

So wählt das Schicksal mich zum Bilde;
Der Glantz von jenem frohen Hayn
Ist nun ein dunckler, matter Schein.
Beynahe fallen Helm und Schilde
Selbst in den Grauß der Glücksruinen.
Mir, Himmel! solle hier und dort
Bald dieser und bald jener Ort
Zum Denkmal neuen Kummers dienen.

Jedoch ist gleich mein Kahn verlaßen
Und ietzo nur der Wellen Spiel,
Mein Hertze weißt bey dem Gefühl
Deß bangen Unglücks sich zu faßen
Und mit Gedult den Weeg zu bahnen,
Wo biß zu meinem Wittwen-Grab
Ich dieße frohe Ancker hab:
Gott und die Ehre meiner Ahnen.

Mein Bruder steigt bey meinem Fallen
Auf Stützen des Verdienstes fort.
Ihm jauchzet jeder Landesort,
Ihm bringet der Carthaunen Knallen
So, wie der Gattin Kuß, den Segen:
Den Ruhm, ehmals aus Daunens Mund,
Macht nun ein großer Joseph kund,
Und schreibet ihn auf Seinen Degen.

Ein Werck der Vorsicht solt es bleiben
Um den still abgefaßten Plan
Schon von dem neunten Jahre an
Stets in das Größere zu treiben:
Ihr Liebling folgt durch alle Scenen
Im Glück und Unglück einerley,
Gott und der Fahne stets getreu
Als Muster ächter Martis-Söhnen.

Geprüft an Weißheit, Muth und Treue,
Genug, von Joseph Selbst gewählt,
Auch nur allein für Ihn beseelt,
Rufft ihm die Vorsicht auf das neue
An Sieg gewohnte Heeres-Spitzen,
Gallicziens Entferntes Land
Und bey solch anvertrautem Pfand
Die Adler Oesterreichs zu schützen.

Heil der Bestimmung! Heil dem Pfade
Deß besten Bruders. Wo er geht
Und in des Himmels Segen steht,
Da folge deß Monarchen Gnade,
Da folge auch die Abschieds-Thräne,
Die Eine treue Schwester weint,
Biß uns einst jener Tag vereint,
Nach welchem ich mich hertzlich sehne.

Hier schaut ein ehmals wohl bekannter
Auf meinen Schwesterlichen Sinn
Sowie auf diese Reime hin;
Doch bleibt er nicht ein ungenannter,
Vielmehr aus seinen Ehrfurchts-Rechten
Zählt er sich, wird's vergönnet seyn,
Als ein Devoter Scharffenstein
Zu meinen und des Bruders Knechten.

Der Name Scharffenstein ist aus Schillers Jugend wohlbekannt; natürlich kann der Dichter nur ein Verwandter von Schillers Freund sein.

Die übrigen Dichter halten sich meist an den Alexandriner und dessen steiferen Stil. Dafür zieren sie zum Teil ihre Carmina mit Bildern, welche besonders kriegerische Embleme, auch das Wappen des gefeierten musenfreundlichen Vorgesetzten darstellen. Selbst ein Akrostichon in Distichen mit dessen Namen fehlt nicht.

XI.

Meßti und Kirwe im Elsaß.

Von

Dr. **Kassel** in Hochfelden.

(Schluß.)

Der Fangti-Ôwe zu Hördt.

In eigenartiger Weise wird noch heute der Sonntagabend vor dem Meßti in Hördt begangen. Es ist der sogenannte Fangtiôwe, Fangtagabend. Die Burschen suchen ihre Geliebten oder solche, die es werden sollen, zu fangen. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit finden sich die Maiden in den Höfen, unter den Toren und Türen der Gehöfte ein. Sie verstecken sich anscheinend vor den Nachstellungen der Burschen, doch diese haben sie bald auf die Straße herausgelockt. Und nun beginnt ein Singen und ein Springen, ein Schreien und Lachen, daß das ganze Dorf davon widerhallt. Oft meint man, es sei ein Regiment Soldaten da. Dieses Durcheinander dauert bis in die Nacht hinein, und schließlich geht die ganze Gesellschaft friedlich vereint, Arm in Arm ins Tanzwirtshaus, wo noch ein kleines Tänzchen gemacht wird. Dann werden die Maiden nach Hause begleitet. Der Tanz ist übrigens in den letzten Jahren in Wegfall gekommen.

Es handelt sich hier um die altertümliche Sitte des Mädchenraubs. Aehnliches findet in *Malbach* (Kr. *Saarlouis*) statt, wo jeder Bursche am Kirchweihfeste, nachmittags nach der Vesper dasjenige Mädchen raubt, das er an diesem Abend und das ganze Jahr zum Tanze führen will.[1] Die Sitte des Mädchen-

[1] Zeitschrift für deutsche Mythologie. I, 89, 3.

raubs stammt aus den Frühlingsgebräuchen und kommt als Mailehen in weiter Verbreitung durch Mitteleuropa vor. Wie sie sich aus den altgermanischen Anschauungen über die Vegetationsgeister und das Mai-Brautpaar erklären läßt und dann als Anfang des Brautstandes aufgefaßt wurde, ist bei Mannhardt[1] nachzulesen. Im Elsaß tritt sie nur ganz vereinzelt auf.

Der Meßtimaien. Der Kirwestrauß.

Soweit die mündliche Ueberlieferung zurückreicht, finden wir in unserem ganzen Gebiete die Verwendung des Maiens bei den Kirchweihfestlichkeiten. Es ist das, ganz abgesehen von seiner ursprünglichen Bedeutung als altgermanischer Maibaum, nicht zu verwundern. Wird doch der Maien, worunter man gewöhnlich einen frisch grünenden Baum oder größeren Baumast versteht, weit und breit als Wahrzeichen der Freude, der Ehrung bei den verschiedensten Gelegenheiten benutzt. Und so auch beim Kirchweihfest.

Am Nachmittag vor dem Feste versammeln sich die Burschen im Tanzwirtshaus. Zu einem gemeinsamen Trunk auf Kosten des Meßtiburschen langt es gewöhnlich noch, so viel ist vom «Vertrinken» des Meßti noch übrig geblieben. Dann geht es in den Wald, wo ein solcher vorhanden ist, und es wird ein Birken- oder ein Tannenstämmchen geholt. In der Regel hat man sich mit dem Besitzer verständigt und den Baum gekauft. Nicht selten wählt der Förster selbst den Baum aus. Zu *Melsheim* und *Hördt* geschieht das Abholen bei gutem Wetter in feierlicher Weise. Im Gebiete des Meßti wird aber vielfach nach altem Brauch der Meßtimaien im Nachbarbann nächtlicher Weise gestohlen und alsdaun auch mit einer Pappel oder Akazie vorlieb genommen. Wenn der Besitzer des Baumes sich meldet und auf seinem Eigentumsrechte besteht, wird er bezahlt. Klage erfolgt gewöhnlich nicht. Bisweilen übt jedoch der Bestohlene Erpressung und läßt sich sein Stillschweigen mit schwerem Geld bezahlen.

In *Quatzenheim*, wo weit und breit kein Wald ist, geht das Holen des Meßtibaums besonders umständlich vor sich. Die Burschen haben sich im Tanzwirtshaus versammelt, wo jeder einen Liter Wein erhält. Nach Feierabend setzen sie sich auf bereitgehaltene Wagen und fahren oft weite Strecken in einen

---

[1] Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin, 1875. S. 422 ff., besonders S. 454 f.

fremden Bann, bis sie den Baum erreichen, den ein Bursche schon im voraus als geeignet ausgesucht hat. Der Meßtihüter hat sich der Gesellschaft angeschlossen und sein Gewehr «zur Verteidigung» mitgenommen. Ein Bursche hat eine Laterne, ein anderer eine Harmonika, ein dritter eine Axt oder eine Säge. Lautlos geht es an die Arbeit des Fällens, und der zur Strecke gebrachte Baum wird mit den Klängen der Harmonika begrüßt. Dann wird er aufgeladen, und in flottem Trabe geht es nach Hause zurück, wo im Tanzwirtshaus weiter gezecht wird.

Im Kirwegebiet nördlich des Hagenauer Forstes nimmt man ein etwa mannshohes Tännchen. In *Steinselz* nennt man den Vorgang das «Holen der Kirwe». Zu *Lembach* wird dabei ein Fäßchen Bier getrunken. Auf die Ausschmückung des Tännchens legt man besondere Sorgfalt. Der Stamm wird ganz oder spiralförmig geschält und mit vielen Bändern, Papierflittern und künstlichen Blumen behangen. Vor 1870 waren vielfach Bänder in französischen Farben dabei, z. B. in *Hölschloch*. Auch nach dem Kriege wurden noch mehrere Jahre lang blau-weiß-rote Bänder in *Lobsann* verwendet, bis sie durch die Gendarmerie entfernt und verboten wurden.

Die Herrichtung des Tännchens oder, wie es im Volksmunde heißt, des Straußes (in *Nehweiler* bei Wörth, *Fröschweiler* und *Jägertal* ist es ein «Maien», in *Stundweiler* ein «Tännel») geschieht in mehr oder weniger idealer Weise am Samstag Abend oder Nachmittag. In *Langensulzbach* putzen die Maiden den Strauß, in *Görsdorf* haben die beiden Meßtimaiden das Vorrecht. Die *Drachenbronner* und *Steinselzer* Maiden sind so liebenswürdig, die nötigen Bänder zu schenken, während die Burschen den Strauß selber schmücken, um sich einen Freitrunk zu sichern. Dasselbe geschah (bis 1862) in *Memmelshofen* und *Meisental*. Zu *Hohweiler* ziert ihn der Wirt. Meistens besorgen das die Burschen im Wirtshaus oder in einem Privathaus, zu *Wingen* beim Bürgermeister. Vereinzelter Weise ist es in *Weitersweiler* und *Sparsbach*, also weitab vom Kirwegebiet, ebenfalls gebräuchlich, daß die Maiden am Meßtisamstag im Tanzsaal einen Maien schmücken. Wie dieser Brauch gerade nach *Weitersweiler* und *Sparsbach* kam, ließ sich nicht ermitteln. Lothringer Sitte ist es nicht.

Der Strauß wird in der Vornacht zur Kirwe gewöhnlich im Kirwewirtshaus aufbewahrt, so in *Langensulzbach*, oder in der Scheune eines Conscrits (*Niedersteinbach*), oder am Ende des Dorfs (*Lembach*), auch wohl im Keller des Bürgermeisters (*Oberhofen*, *Wingen*).

Er dient dazu, an der Wirtschaft ausgesteckt zu werden, worin getanzt wird. Die Gesamtheit der Dorfburschen gibt da-

durch zu erkennen, daß sie es ist, die die Kirwe veranstaltet, sie kennzeichnet die von ihr ausgewählte und gewürdigte Wirtschaft und ehrt sie zugleich. Der Strauß bleibt aber nicht allein während der Kirwe, sondern solange wie er überhaupt hält. Die Blumen verblassen, die Bänder zerfetzen sich, die Nadeln verlieren ihr Grün und fallen ab, aber der Strauß bleibt, bis ihn ein Windstoß mitnimmt, nicht selten bis zur nächsten Kirwe. Schön sieht das nicht gerade aus. Bis vor wenigen Jahren gab es noch viele Wirtschaften, die kein Schild hatten, und der Strauß diente alsdann dazu, die Dorfwirtschaft als solche überhaupt kenntlich zu machen. Dies ist wohl der Grund, weshalb in den größeren Dörfern, wo mehr als eine Wirtschaft bestand, alle Wirte sich einen Strauß aufstecken ließen. So in *Kleeburg* und *Lobsann* (bis 1885). Seitdem das Gesetz für jede Wirtschaft ein Namensschild vorschreibt, hat der Strauß seine praktische Bedeutung eingebüßt. Seit einigen Jahren wird er denn auch immer kleiner und formloser und dürfte bald zu einem wirklichen Strauß zusammengeschrumpft sein. Seine volkstümliche Bedeutung wird aber um so größer, je mehr der Brauch des Aufsteckens in Abgang kommt, namentlich weil im Gebiet der Kirwe die Verwendung von gepflanzten Maien nicht bekannt zu sein scheint. Nur in *Preuschdorf* fand sich die Spur eines gepflanzten Maibaums. Er wurde zuletzt 1832 beim Vortanz und zum Stangenklettern der Buben benutzt.

Das Aufstecken des Straußes erfolgt zum Teil bereits am Samstagabend ohne alle Feierlichkeit. Der Kirwebursche besteigt eine Leiter und befestigt ihn in einem bereits vorhandenen Gestell, nachdem er den Strauß des Vorjahrs entfernt hat. Oder er nagelt ihn einfach an den Eckbalken an, so daß er mit der Spitze weit hinaus auf die Straße ragt. Diesem Aufstecken folgt eine Trinkerei, die entweder der Kirwebursche seinen getreuen Mitsteigerern spendet oder die der Wirt zum besten gibt. Manchmal, so in *Kleeburg* (bis etwa 1870), ist ein Essen auf Kosten des Wirts damit verbunden. In *Ingolsheim* wird am Samstagabend der Kirwekuchen versucht. Dieses Trinkgelage ist allmählich zur Hauptsache geworden, so daß in vielen Ortschaften das Aufstecken des Straußes nicht mehr als Sitte und leider oft als eins der spärlichsten Ueberbleibsel der alten Kirwe, sondern als Mittel zur Erlangung eines Freitrunks angesehen wird. So in *Keffenach* und *Reimersweiler*. Zu *Birlenbach* sind die Burschen schon zufrieden mit einem Glas Bier, während früher (bis 1877) auf jeden Tisch eine Flasche Wein kam. In *Neeweiler* a. d. Lauter, *Schaffhausen*, *Ober-* und *Niederrödern*, *Hofen*, *Hatten* (1878), *Rittershofen*, *Köttweiler* (1883) und *Stundweiler* ist die früher blühende Sitte abgekommen.

In einigen Dörfern, z. B. *Hunspach*, *Niederlauterbach*, *Weiler*, *Scheibenhard* war ein Strauß seit Menschengedenken nicht im Gebrauch.

Wesentlich andere Formen hat der Maibaum im Meßtigebiet angenommen. Dort wird gewöhnlich eine schlank gewachsene Birke als «Meßtimaien» oder «Meßtibaum» gewählt. Da, wo noch die Sitte des Kletterbaums üblich ist, gibt man der Pappel den Vorzug. Ist der Maien eingebracht, so schmücken ihn die Burschen mit frischen Blumen, Bändern und Goldflittern, manchmal mit einer Fahne. In *Dunzenheim* bammeln regelmäßig einige Rettige daran, in *Melsheim* Gurken oder Kürbisse. Der Melsheimer Meßti wird daher spottweise der «Melsner Gagummermeßti» genannt. Der Meßtimaien als Kletterbaum wird geschält und mit allerlei Gaben (Gôwe) für die schulpflichtigen Jungen behangen: Hosenträger, Strümpfe, Taschentücher, ein Portemonnaie, eine Mütze, ferner Eßwaren, Knackwürste, ein Kranz «Servila» (Cervelatwürste), eine ganze Lionerwurst, Wecken, Kuchen und Bretzeln. In manchen Gemeinden sieht man auch das zum Heraustanzen bestimmte Halstuch daran, z. B. in *Bläsheim* 1886. Nicht selten wird der Maien mit Eiern behangen, und groß ist nachher die Enttäuschung des klettergewandten Buben, wenn er die Entdeckung macht, daß sie ausgeblasen sind. In *Kolbsheim* fanden die Buben 1906 leere Sodafläschchen, statt der erhofften Limonade. Oft ist der Preis die Mühe des Hinaufkletterns nicht wert; aber manchmal hängen auch schöne Gaben dran, so in *Schiltigheim* in den letzten Jahren regelmäßig ein stattlicher Schinken.

Der Meßtimaien wird ohne weitere Feierlichkeit auf der Tanzwiese oder auf einem freien Platz im Dorfe oder mitten auf der Straße gesetzt, wo regelmäßig auch nachher der Vortanz stattfindet und an den sich die schönsten Erinnerungen der Alten knüpfen. Oft ist es der Platz vor dem Gemeindehause, so in *Lampertheim*, *Dunzenheim*, *Ringendorf*. In *Schweighausen* findet der Maien seinen Platz im Hofe der Tanzwirtschaft. In *Melsheim*, wo die Kirche gegenüber dem Gemeindehaus steht, erhob der Pfarrer mehrmals Widerspruch wegen des unpassenden Platzes. Nach einigem Widerstand wurde der Maien schließlich ans Dorfende verpflanzt. In *Winzenheim* werden unter dem Maien einige Flaschen Wein vergraben und nachher beim Entfernen des Baums ausgetrunken.

Nachdem der Maien gesetzt ist, begeben sich die Burschen unter Jauchzen und Freudengeschrei nochmals ins Tanzwirtshaus zurück, wo sie den Abend mit einem Trunk beschließen.

Aber während der Nacht muß der Meßtibaum von einer

zuverlässigen Person bewacht werden, sonst klettern die Buben hinauf und plündern ihn ohne weiteres. Die Sitte des Maiensetzens ist in der letzten Zeit schon ganz erheblich in Abgang gekommen. Manchmal haben die Wegemeister sich in kleinlicher Weise wegen Beschädigung der Straße beschwert, so 1899 in *Hangenbieten*. Bei der Errichtung eines Kletterbaumes denkt man gewöhnlich überhaupt nicht mehr an die alte Sitte des Meßtibaums.

Unabhängig vom Meßtimaien hat der Tanzwirt, oft auch die andern Wirte, einen mächtigen Maien vor dem Hause aufgepflanzt.

Beim Aufziehen des Meßti wird im Meßtigebiet ein Maien im allgemeinen nicht mitgeführt. Vereinzelt geschieht dies in *Bläsheim*, ferner in *Buchsweiler*, wo der Zug durch zwei Maienträger rechts und links von der Musik eröffnet und durch einen Maienträger geschlossen wird, außerdem in *Weitersweiler* und *Sparsbach*, wo man ihn nachher auf dem Dach des Tanzhauses aufsteckt.

Gleich nach Beendigung des Festes wird der Meßtibaum von den Angehörigen des Meßtiburschen oder dem Tanzwirt oder irgend einem armen Mann, dem er geschenkt wurde, entfernt und der Boden wieder eingeebnet.

Andern Festschmuck als den Maien zeigen die Dorfstraßen am Meßti nicht. Was sonst noch etwa in dieser Hinsicht geschieht, ist neuzeitliche Zutat, gewöhnlich Wirtsreklame, und hat keinen Wert für die Sitte.

Das Fest in der Familie.

Die Gastfreundschaft war von jeher einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Elsässers. Der elsässische Landbewohner bewirtet gern, aber nicht oft, und der Meßti ist bei vielen das einzige Freuden- und Erholungsfest, das Verwandten und Bekannten von nah und fern die Gelegenheit bietet, sich den seltenen Tafelgenüssen hinzugeben. Wenn nach außen der Meßti schon ganz verschwunden ist, sind die Tischfreuden noch das einzige Ueberbleibsel aus früherer Zeit. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Sitte, sich am Meßti-Sonntag zu festlichem Familienessen zu versammeln, schon erheblich zurückgegangen ist. Einzelne Striche unseres Gebiets sind dafür bekannt, daß dort noch viel Auswärtige am Familientisch erscheinen, so insbesondere die lothringischen Gebirgsdörfer, die althanauischen Dörfer zwischen Buchsweiler und Niederbronn,

die Gegend um Ingolsheim und Oberseebach, sowie der gebirgige Teil des Kreises Molsheim, wo auch immer Gäste aus Frankreich geladen sind. Sonst pflegt man einen Meßti nicht regelmäßig zu «geben», sondern bloß von Zeit zu Zeit und namentlich wenn heiratsfähige junge Leute in der Familie sind.

Vom Volk werden alle auswärtigen Gäste, selbst wenn es nahe Verwandte sind, als «Fremde» bezeichnet. Fremde sind wohl am Meßti stets da, schon die Hanauische Kirchenordnung von 1659 erwähnt (S. 92) die Freunde und Gäste. Aber die großen üppigen Essen gehen im allgemeinen zurück. Die Anschauung, daß es eine Schande ist, am Meßti keine Gäste zu habeu, ist allmählich Erwägungen materieller Art gewichen. Die Zeiten sind vorbei, wo die Fremden in solcher Menge erschienen, daß sie in den Stuben auf dem Fußboden schlafen mußten. Während man sich früher eine Ehre daraus machte, die Verwandten aus der näheren Nachbarschaft am Sonntag vor dem Meßti persönlich einzuladen, geschieht dies heute durch eine Postkarte. Eine besondere Art von Gästen sind für die Wirte die Lieferanten, der Biersieder und der Metzger. Es sind gewöhnlich trinkfeste Herren, die die Gesellschaft erheitern und natürlich die Gelegenheit benützen, um recht viel zu verzehren. Um sie scharen sich in der Regel alle die, die ihren eigenen Geldbeutel nicht gern öffnen, aber um so lieber trinken und lachen, und sie kommen dabei reichlich auf ihre Rechnung.

Wenn eine Familie einen Meßti «gibt», so geschieht dies am Meßti-Sonntag, der überhaupt der Tag der «Fremden» ist. Das Mittagmahl ist dann ein großartiges, ja ein verschwenderisches Essen, wie bei einer großen Hochzeit. Die Bewirtung der Gäste geschieht im Uebermaß und kennt keine Grenzen. Es wird aufgetragen, daß die Tische beinahe brechen. Die hanauischen Presbyterialprotokolle des 18. Jahrhunderts wimmeln von den beiden geläufigen Ausdrücken «Fressen und Saufen», und schon die Hanauische Kirchenordnung von 1659 erwähnt bei den Meßtagen (S. 91) «das üppige fressen und sauffen» und (S. 96) die «immodicae commessationes et ingurgitationes in tabernis». An diesem Tage werden alle Lieblingsspeisen des Landbewohners aufgetragen. Suppe und Rindfleisch mit Meerrettig, Bratwurst mit Kohl, Kalbs- und Schweinekeule fehlen wohl nie. Im Kreis Weißenburg werden nach dem Rindfleisch die unvermeidlichen Fleischknöpfle mit weißer Sauce gegessen, im Hanauischen gibt es meistens Markknöpfle in der Suppe. Früher öfters als jetzt wurden alle Genüsse des Schlachtfestes mit dem Meßti verbunden. Es haben aber noch die althanauischen Dörfer den Ruf des außergewöhnlich fetten Essens

und der vielen Gänge. Beliebte Gänge sind außer den bereits aufgezählten: Fricassé, Cotelettes, in der Jagdzeit Hasenpfeffer, in Lothringen Geflügel, und besonders häufig in der letzten Zeit Kaninchen. Und schon dringt die «Herrenmode» in die bäuerlichen Küchen ein, so daß «Suppenpastetchen» und Filet à la jardinière nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Bei diesen allgemeinen Andeutungen mag es sein Bewenden haben. Ueber das Gebäck war schon die Rede.

In manchen Dörfern wird der den Taglöhnern zukommende Erntebraten, der auch vielfach Erntegans genannt wird, mit dem Meßti verbunden. Die Taglöhner erhöhen dann ihre Festesfreude durch ein gutes Essen, das ihnen sonst versagt geblieben wäre, und bei der Dienstherrschaft geht es «in einem hin». So sind beide Teile zufrieden. Im Unterland kommen die «Wingertsleute», die Leute, die in andern und oft entfernten Gemeindebännen die Reben bauen, am Kirwe-Sonntag, um ihren Reblohn in Empfang zu nehmen. Sie werden regelmäßig zum Essen zugezogen, auch ohne vorhergegangene Einladung.

Ist das Essen vorbei — oft war es eine lange Sitzung —, so gehen die Frauen spazieren, sie besuchen Bekannte im Dorf oder sie plaudern im Hause selbst oder im Garten. Die Männer besichtigen die Ställe und die Scheunen, dann gehen sie ins Wirtshaus, wohin ihnen die tanzlustige Jugend schon vorausgeeilt ist. Dort wird Bier getrunken, eine Zigarre geraucht und über Landwirtschaft geplaudert. Selten bleiben heutzutage «Fremde» über Nacht, denn am nächsten Tage müssen sie wieder im Feld arbeiten. Noch ein kurzer Imbiß in der Familie, und man fährt oder geht wieder ins Heimatsdorf zurück. Jede auswärtige Familie erhält als Geschenk einen Kugelhopf oder einen Kuchen, manchmal auch eine Torte, die in eine «Salfete» gebunden oder in ein «Säckel» gesteckt werden.

Die Gastfreundschaft erstreckt sich auch auf Ortsarme und zufällig oder absichtlich des Wegs ziehende Bettler. Man gibt ihnen Kuchen, Fleisch und Wein in der Küche oder in der «Hausère», dem Hausgang. Sogar die verhaßten Zigeuner, die in den letzten Jahren den Bauer so sehr belästigen, werden am Meßti nicht abgewiesen und ebenfalls beschenkt, aber vorsichtigerweise mit dem Essen sogleich höflich aus dem Hofe gewiesen.

Zu *Hördt* werden die fremden Gäste im Wirtshaus bewirtet.

In Lothringen, so besonders in *St. Johann-Kurzerode*, laden sich die Familien desselben Dorfes gegenseitig zum Essen ein, und die Schmausereien dauern oft die ganze Woche hindurch bis zum Nachmeßti-Sonntag.

Gottesdienst für die Verstorbenen.

Im katholischen Sundgau und in Lothringen herrscht vielfach der Brauch, daß am ersten oder zweiten Festtage vor Beginn der weltlichen Freuden eine kirchliche Totenfeier, ähnlich wie an Allerheiligen und Allerseelen, abgehalten wird. Die Feier wird durch Trauergeläute am Vorabend eingeleitet und mit dem Besuch der frisch geschmückten Gräber beschlossen. Möglicherweise handelt es sich hier vorzugsweise um das von Pius VII. angeordnete allgemeine Kirchweihfest (anniversarium dedicationis templorum). Nähere Nachforschungen würden die Grenzen dieser Arbeit überschreiten. Nur in *Niederrödern* besteht die Sitte, am zweiten Kirwetag morgens ein feierliches Seelenamt für alle Abgestorbenen der Pfarrei abzuhalten.

Das Holen der Kirwe. Das Aufziehen. Der Meßtihammel. Der Geschenklebkuchen. Der Vortanz. Der Kletterbaum. Das Aufstecken des Straußes.

Der Verlauf des «Aufziehens» ist im ganzen 19. Jahrhundert und noch heute kurz der : Vom Tanzhaus zum Bürgermeister, hierauf Vortanz, dann zum Tanzhaus zurück. Innerhalb dieses Rahmens haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Sitten verschmolzen, die sich innerlich nicht trennen lassen und die auch vielfach vom Volke unter dem Gesamtbegriff «Aufziehen», nach Stöber[1] 1857 «Umgang», vereinigt werden. Das Aufziehen ist zuerst nachgewiesen in *Zabern*,[2] und zwar lange vor 1651, auf dem Lande erstmalig 1737 zu *Alteckendorf*.[3]

Im Gebiet der Kirwe, ferner in den Meßtidörfern *Weitersweiler* (bis 1876), *Sparsbach* und *Berlingen* wird bereits am Vorabend die Kirwe «versteckt» oder «vergraben». Ein Bursche vergräbt heimlich auf einer Wiese oder in einem Garten eine mit Wein gefüllte Flasche, früher einen Krug. Am Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst versammeln sich die Burschen im Tanzhaus. Nach kurzem Trunk ziehen sie mit dem Strauß und der Musik aus, die Schulkinder hinten drein, um die «Kirwe

---

[1] Stöber, Der Kochersberg, Mülhausen, Risler, 1857. S. 57. — [2] Adam, Der Zaberner Meßtag, Zabern, Gilliot, 1901, S. 35. — [3] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv.

zu holen». Am Strauß sind die Gegenstände befestigt, die am zweiten Kirwetag ausgetanzt werden sollen, in der Regel ein Halstuch und ein Hut, so in *Hatten* bis 1853, *Schwabweiler* bis 1862. *Hölschloch* vor 1870, *Trimbach* bis 1882, *Kühlendorf* bis 1899, *Mitschdorf* bis 1900, in *Görsdorf* noch heute. In *Oberseebach* (bis 1840) und in *Surburg* (bis 1853) hing außer dem seidenen Halstuch noch die damals modische kostbare Pelzkappe am Strauß. Die Burschen springen und schwenken ihre Hüte. Einer von ihnen hat eine Hacke. In *Lembach* wird außerdem ein Kuchenbrett[1] mitgeführt, woran ein Zimmtkuchen genagelt ist, ferner ein Backofenbesen und ein Kugelhopf. Gewöhnlich haben die Burschen weingefüllte Flaschen, und alle Gegenstände sind mit roten Bändern geschmückt.

Die Flasche wird rasch ausgegraben. Nicht selten gibt es aber eine Enttäuschung, wenn nämlich von pfiffigen Jungen die Begräbnisstelle vorher erspäht, ihres Inhalts beraubt und wieder sorgfältig zugedeckt war. Mit der Flasche geht der Zug zum Bürgermeister, wo wir ihm später wieder begegnen werden, und macht ihm Meldung, daß die Kirwe «geholt» ist. Das Ausgraben der Kirwe ist auch in der Pfalz und in Lothringen gebräuchlich.

In einzelnen Kirwedörfern, so in *Niederlauterbach* und *Klimbach*, ist das Holen der Kirwe in Abgang geraten. Im Meßtigebiet ist der Brauch überhaupt unbekannt, und dort wird gleich nach der Kirche der Meßti vom Tanzhause aus «aufgezogen». Das ist das erste Haupt- und Schaustück des Festes, das in unserem ganzen Gebiet üblich ist. Der Zug nimmt vor dem Tanzhause Aufstellung. An die Spitze tritt der Meßtihüter. Er geht in Hemdärmeln und in weißer Schürze (Wandfürtüchel oder Meßtischürzel), trägt ein Gewehr und hat im Knopfloch einen Löffel. Gewehr und Löffel sind mit einem roten Band oder einem Blumensträußchen geschmückt. Seltener hat er einen reichverzierten Tambourmajorstock, so in *Büsweiler* Hinter ihm kommt ein Bursche mit einer zinnernen Platte und dem Geschenklebkuchen oder dem statt dessen üblichen Geschenk für den Bürgermeister. In manchen Dörfern trägt er das zum Heraustanzen bestimmte Halstuch und den Hut voraus.

Früher allgemeiner als jetzt wurde der Meßtihammel an der Spitze des Zuges geführt. Er ist mit Blumen und Bändern bekränzt und gleichfalls zum Heraustanzen oder zum Ausspielen

---

[1] So auch in *Mühlhausen* bei Wiesloch in Baden (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg, Trübner, 1898. S. 232).

bestimmt. In diesem Zusammenhange werden wir ihm später wieder begegnen. Der Hammel war wohl früher ein heidnisches Opfertier, dient aber in der neueren Zeit einfach zur Schaustellung im Hinblick auf das Heraustanzen. Heute wird er wohl bloß noch in *Winzenheim* und in *Buchsweiler* mitgeführt, früher auch u. a. in *Vendenheim*, *Wolfisheim*, *Lampertheim*, *Schiltigheim*, *Bischheim*, *Grafenstaden* und *Biberkirch*. In *Buchsweiler* ist der Gedanke an die Verspeisung des Hammels noch weiter entwickelt, indem er durch vier Burschen mit Metzgergeräten geführt wird. Zu *Kolbsheim* fand einmal der Meßtihammel keinen Geschmack am Lärm und an der Musik. Er riß sich los und lief weg. Seitdem ist die Sitte dort abgekommen.

Nun kommt die Musik, ebenfalls mit Löffeln im Knopfloch und mit bändergeschmückten Instrumenten. Es folgt der Meßtibursch[1] mit einem großen künstlichen Strauß am Hut, weißer Schürze und Löffel im Knopfloch. Er führt am Arm das Meßtimaide in weißer Schürze, das durch Bänder oder durch einen auf der Brust weithin leuchtenden Stern von grün und rot gesträußeltem Sammet, nicht selten 5 Ellen, kenntlich ist. Alle Anschaffungen hat der Meßtibursch gemacht, nur der Strauß ist ein Geschenk des Meßtimaide. Auch die Löffel sind sein. Die Musikanten nehmen aber gewöhnlich die ihrigen mit nach Hause. Die Bedeutung der Löffel ist dunkel. Hinten drein kommen die Burschen in breiten Reihen, dann die Maiden ebenso, Arm in Arm.

Ein Schuß des Meßtihüters, und unter den Klängen eines flotten Marsches, mit Jauchzen und Jubelgeschrei setzt sich der fröhliche Zug in Bewegung. In manchen Gemeinden, so in *Balbronn* und *Enzheim*, marschieren die Gestellungspflichtigen der Jahresklasse geschlossen und in weißen Hosen an der Spitze des Zuges, in *Kaltenhausen* hatten sie früher das alleinige Vorrecht des Aufziehens. In *Niederbronn* und *Brumath* und wohl noch in anderen Gemeinden beteiligte sich in den 1830er und 1840er Jahren die Garde nationale am Aufziehen. Zu *Klingenthal*, wo früher eine staatliche Waffenfabrik bestand, trugen alle Burschen schwarzen Rock und Zylinder, und eine Abteilung mit Gewehr gab während des Zuges Freudenschüsse ab. Jeder Bursche hat eine mit Wein gefüllte Flasche oder Karafe mit rotem Bändchen und darüber gestülptem Trinkglas. Früher waren

[1] Nachträglich sei hier darauf hingewiesen, daß in *Ensklösterle* in Schwaben, ähnlich wie im Elsaß, die Stelle eines «Kirbebua» versteigert wird (Birlinger. Aus Schwaben. Wiesbaden, Killinger, 1874. II, S. 127 f.).

es Zinnkannen, heute sind es schon Wirtsflaschen. Die Burschen binden manchmal ihr Taschentuch um den Flaschenhals und schwingen die Flasche im Kreise herum, und sie gelten als besonders geschickt, wenn kein Tropfen herausfließt. Während des Marsches wird dem Wein tüchtig zugesprochen, denn über dem Jauchzen bekommt man Durst, und nach einem gutem Schluck kann man auch wieder besser jauchzen. Und im Vorübergehen bieten die Burschen dem oder jenem einen flüchtigen Trunk an, und geizige Zuschauer bekommen nicht selten unter maßlosem Gelächter der ganzen Burschenschaft Wasser oder Essig zu trinken.

Und weiter geht der Zug, die Schuljugend singend und jauchzend hinten drein. Die Fenster fliegen auf, hie und da fällt wohl ein Blumentopf heraus und geht unter unbändiger Heiterkeit in tausend Scherben. Ueberall sieht man fröhliche Gesichter, hört man Lachen und Scherzen und freudige Zurufe. Am Alltage pflegt jeder Dorfbewohner für sich zu gehn, jeder hat seine Arbeit, und man kann sagen, daß unsere elsässischen Bauern ihre Pflicht tun. Die Straßen hallen von Peitschenknall und den Rufen der Arbeit wieder, welche fleißige Menschen an ihren Geräten und Gespannen ausstoßen, und sogar der ländliche Gruß atmet nichts als Arbeit und Fleiß. Heute ist es anders! Rauschende Musik schlägt an das Ohr. Freude und Lust überall! Die Jugend ist einträchtig, Arm in Arm, und selbst um die bedächtigen Alten schlingt sich heute ein gemeinsames Band, das Band der Freude, des Frohsinns, der Lust. Saure Wochen, frohe Feste!

Jetzt biegt der fröhliche Zug in den Hof des Bürgermeisters ein. Ein Schuß des Meßtihüters, und die Musik spielt draußen im Hof eine «Serenade»[1], während der Meßtibursch und das Meßtimaide, Burschen und Maiden in die Wohnstube des würdigen Dorfoberhauptes eintreten. Bei schlechtem Wetter geht die Musik mit hinein. Der Bürgermeister hat sein Gesicht schon zu freudigem Lächeln verklärt, und alsbald überreicht ihm der Meßtibursch mit einer artigen Ansprache eine zinnerne Platte mit eingravierten Anfangsbuchstaben, darauf einen großen Lebkuchen, das Meßtiangebinde der Dorfburschenschaft. Manchmal, so in *Ingenheim*, erhält auch die Frau des Bürgermeisters einen Kuchen. Dann schenken die Burschen aus ihren Flaschen ein und trinken mit dem Bürgermeister Gesundheit. Dieser dankt und gibt dem Meßtiburschen ein Trinkgeld, z. B. 3—5 Mark. Wiederum setzt die Musik ein,

[1] Vgl. Kassel, Die Serenade, in der Els. Lothr. Gesang- u. Musikzeitung 1908, S. 205ff, mit Musikproben.

und der Bürgermeister tanzt mit dem Meßtimaide «drei allein». Nun gibt er die offizielle Erlaubnis zum Abhalten des Meßti, der dadurch eröffnet ist. Frägt ihn der Meßtibursch nach der Feierabendstunde, so erwidert er nicht selten in wohlwollender Weise, die jungen Leute mögen nur tanzen, solange sie wollen, aber keine «Sauerei» machen. Darunter versteht er Streit und übermäßigen Lärm. Nachdem noch die Flaschen aufs Neue gefüllt sind, zieht man mit vielem Dank von dannen zum Beigeordneten, wo sich das nämliche Spiel wiederholt. In *Balbronn* (1900) rücken die Burschen mit leeren Weinkannen an. Sie lassen sie sich zuerst füllen und nehmen einen Trunk in die Runde, ehe die Serenade beginnt.

Früher bekam auch der Ortspfarrer eine Serenade, die sich in etwas einfacherer Form auf der Straße hielt, so bis 1836 in *Uhlweiler*, bis 1853 in *Weyersheim*, bis 1859 in *Dunzenheim*, bis 1882 in *Obermodern* und bis in die allerletzten Jahre in *Hördt*, *Lichtenberg* und *Mietesheim*. Der Meßtibursch erhielt dafür das übliche Trinkgeld. Der *Dunzenheimer* Pfarrer, mein verstorbener Großvater († 1859), pflegte dann herauszutreten, den jungen Leuten einen fröhlichen Tag und viel Vergnügen zu wünschen und sie in väterlicher Weise vor Ausschreitungen zu warnen. Uebrigens wurde 1905 die Serenade in *Dunzenheim* wieder eingeführt und angenommen. Auch der Lehrer bekommt manchmal eine Serenade, in *Görsdorf* regelmäßig der Förster.

Wir verweilen hier bei dem Lebkuchen, der südlich der Breusch als Geschenklebkuchen, seltener Geschenkkuchen bezeichnet wird. Er war früher nebst der Zinnplatte das allgemein übliche Geschenk in unserem Gebiet. Der Brauch besteht seit Menschengedenken, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir ihn als ein Ueberbleibsel der Abgabe ansehen, die die Herrschaft für die Verleihung des Kirchweihschutzes zu beanspruchen hatte. Die feierliche Ueberreichung an den Bürgermeister als den Vertreter der Herrschaft ist dann im Laufe der Zeit dem Volksbewußtsein in ihrer Bedeutung verloren gegangen und als Mittel zum Zwecke des Gelderwerbs umgedeutet worden. Auf diese Weise trat das Trinkgeld der Besckenkten in den Vordergrund und ließ die Sitte verblassen oder entarten. So bringen die Meßtiburschen von *Birkenwald* und von *Fröschweiler* dem Bürgermeister und dem Beigeordneten in aller Stille den Lebkuchen. In *Allenweiler* tun dies mehrere Burschen und bringen überdies noch ihre leeren Flaschen zum Füllen mit. Zu *Mittelbergheim* überreicht ihn der Gemeindediener unter Vorantritt der Musik. Fast allenthalben ist die Zinnplatte in Wegfall gekommen. Auf einem

gewöhnlichen Teller wird der Lebkuchen in *Morsbronn* (bis 1882) überreicht, und in *Olwisheim* bekommt der Bürgermeister zwar noch seine Serenade, aber kein Geschenk mehr.

Andererseits ist im südlichen Teil unseres Gebietes die Ueberreichung von Lebkuchen vervielfältigt worden und mancher Orten geradezu in einen Unfug ausgeartet. Jeder, der ein Trinkgeld gibt, bekommt einen Lebkuchen, dessen sinnige Bedeutung somit ganz verwischt wurde, und so sank auch der begleitende Meßtizug zu einem bloßen Musikständchen ohne andere Sitte herab. Einen besonders großen Betrieb im Absetzen solcher Lebkuchen zeigen *Dorlisheim* und *Grendelbruch*, ferner *Hangenbieten* (noch 1899), *Bläsheim*, *Kolbsheim*, *Klingenthal*, *Mühlbach* und *Lingolsheim*. Da bekommen die sämtlichen Ratsmitglieder, der Pfarrer, der Lehrer, die Beamten und wohlhabenden Bürger und die Wirte Lebkuchen, die in mehreren großen Waschkörben im Festzuge mitgeführt werden. In *Lingolsheim*, wo die Namen der zu Beschenkenden in Zuckerbuchstaben auf dem Lebkuchen prangten, setzte 1897—1903 der Meßtisteigerer 150—200 Stück ab und erhielt durchschnittlich 3 M. Trinkgeld. 1904 wurde der Unfug abgeschafft. In *Klingenthal* gab es gar 6—15 M. Trinkgeld. Zu *Winzenheim* erhält der Bürgermeister einen Lebkuchen, der den halben Tisch bedeckt.

Immer mehr aber kommt, da es sich ja bloß um ein Trinkgeld handelt, der Brauch auf, ein beliebiges Geschenk zu machen. Man läßt den Lebkuchen, der nicht in jedem Dorf gebacken werden kann, im Stich und schenkt eine Biskuittorte, in *Buchsweiler* einen Kugelhopf, im Ackerland ganz allgemein Geschirr, so in *Quatzenheim* Teller oder ein Krügel, in *Berstett* ein Bier-, Wein-, Kaffee- oder Liqueurservice.

Und nun geht der Zug, nachdem die Lebkuchen überreicht sind, in ungebrochener Fröhlichkeit nach dem Meßtibaum, wo bereits eine große Zuschauermenge versammelt ist. Nicht selten steht der Baum auf einer Wiese, so noch heute in *Alteckendorf* und *Schwindratzheim*. Die Musik schwenkt ein, der Kreis schließt sich, die Burschen stärken sich. Ein Schuß des Meßtihüters, es beginnt der Vortanz. Darunter ist der erste Tanz zu verstehen. Zunächst tanzt der Meßtibursch mit dem Meßtimaide «drei allein», dann erfolgen drei allgemeine Tänze, oft auch noch mehr. Die Burschen holen ihre Tänzerinnen nicht selbst, sondern lassen sie sich durch den Meßtihüter aus der Reihe zuführen. Er bekommt dafür ein Trinkgeld. Kein Maide darf ihm absagen, auch wenn es nicht ahnen mag, mit wem es tanzen soll. Unter den Maiden ist die Spannung, wem sie zum Tanze zugeführt werden, oft sehr

groß, denn es ist eine Ehre, «in den Vortanz tanzen» zu dürfen. Holt der Meßtihüter das Meßtimaide, so gibt er einen Freudenschuß ab, wofür ihm ein besonderes Trinkgeld zusteht. Manchmal macht er auch seine Späßchen, nimmt eine ganze Anzahl von Maiden heraus, läßt die Musik einsetzen und läßt dann die Maiden mit einer entsetzlich dummen Gebärde wieder laufen. Allgemeines Gelächter! Aber niemand nimmt es ihm übel, am allerwenigsten die Maiden selber. Manchmal erscheint auch ein berittener Bursche und läßt sein Pferd im Takte der Musik «mittanzen», was vielen Anklang findet.

Der Vortanz ist ein sehr malerischer Vorgang, hauptsächlich durch die Tracht, die überhaupt beim Meßti eine wichtige Rolle spielt. Die Maiden haben oft nagelneue Kleider an, und da wo mehrere Röcke in verschiedenen Farben Mode sind, verabreden sie sich in der Regel, einheitlich zu gehen, z. B. alle in blau oder alle in grün. Wie armselig nehmen sich demgegenüber die Maiden ohne Tracht aus! Unter den Burschen war in den 1830er bis 1850er Jahren die weiße Zipfelkappe beim Vortanz Mode, stellenweise auch die ebenso bequemen Rundkäppchen statt des unbequemen breitkrämpigen Hutes.

Der Vortanz ist möglicherweise als eine Einweihung des Tanzplatzes anzusehen, und der Tanzplatz ist vielleicht als ein Ueberbleibsel des Opferplatzes in der heidnischen Gemeinde aufzufassen. Aehnliche Vorgänge in andern Gegenden Deutschlands[1] lassen diese Vermutungen zu. Jedoch ist hervorzuheben, daß wir den Brauch im alten Elsaß nicht nachzuweisen vermögen. Die erste Kunde vom Vortanz wird uns im Pfarrarchiv von *Alteckendorf*.[2]

Ist der Vortanz beendet, so wird der mit Gaben behangene Meßtibaum durch die Schulbuben geleert. Es macht immer wieder Vergnügen, wenn die Jungen hinaufklettern und wenn die Kräfte sie verlassen im Augenblick, wo sie die Gabe zu erhaschen glauben. An Zurufen der Ermunterung und der Verhöhnung, manchmal auch an Versprechungen fehlt es nicht. Natürlich wurde der Baum vorher sorgfältig geglättet und mit Seife bestrichen, wozu sich besonders eine geschälte Pappel eignet. Aber die Jungen wissen sich zu helfen, indem sie Holzasche oder Sägemehl in den Taschen oder in einem Säckchen um den Hals mitführen. So gelingt es schließlich, die Gaben herabzuholen. Aber mancher Kletterer holt sich dabei auch zerschundene Hände und verdorbene Kleider, nicht selten ist er der Erschöpfung nahe. Das Stangenklettern, das

---

[1] Pfannenschmid, Germanische Erntefeste. Hannover. Hahn, 1878. S. 287. — [2] Presbyterialprotokoll vom 5. November 1737.

übrigens nicht ganz ungefährlich ist, ist wohl größtenteils abgekommen. 1900 war es zum letzten Male in *Hangenbieten* im Gebrauch. Noch heute besteht es u. a. in *Schiltigheim*, *Hördt*, *Eckwersheim*, *Kolbsheim* und *Winzenheim*.

Wiederum ordnet sich der Zug und bewegt sich durch die Dorfstraßen nach dem Tanzhause. Jetzt haben die Burschen ihre Maiden am Arm, außerdem aber ziehen noch Reihen von jüngeren Burschen und Maiden getrennt hinter her. Ausgelassener denn je ist die fröhliche Gesellschaft, und wahrlich bei schönem Wetter ist es ein unvergleichlich schönes Schauspiel, die Blüte der ländlichen Jugend in ihrem Freudengenusse daherschreiten zu sehen. Ist es heiß, so geht alles hemdärmlich. Die Burschen schwenken ihre Hüte und leeren unterwegs die Flaschen, die Maiden hüpfen leichtfüßig mit weißen Strümpfen und niedlichen Tanzschuhen im Takte der Musik einher, — ein prächtiges, zum Malen schönes Bild. Aber wehe, wenn sich ein Maide auf der Straße blicken läßt, das dem Meßltitreiben fernblieb, es sei denn, daß es durch besondere Umstände abgehalten wurde, z. B. durch Trauer. Ohne weiteres wird es durch einen Burschen am Arm herbeigezogen, und wäre es in Stallkleidern und Holzschuhen, und mit Gewalt in dem Strudel des Zuges mitgeschleppt unter dem Gelächter der ehrlichen Meßtijugend und als warnendes Beispiel für geizige Meßtiverächter.

Mit dem Einzug in das Tanzhaus schließt das eigentliche Aufziehen.

Im Kirwegebiet wird aber vor dem jetzt beginnenden Tanzvergnügen noch «der Strauß aufgesteckt». In manchen Dörfern geschah dies, wie wir gesehen haben, bereits am Vorabend. Häufiger ist jedoch das Aufstecken am Kirwe-Sonntag. Der Kirwebursch besteigt eine Leiter, und unter den Klängen der Musik und Abschießen von Freudenschüssen wird der Strauß befestigt. Vorher sind Halstuch und Hut vom Strauß entfernt und in das Tanzhaus gebracht worden, in *Preuschdorf* wurden sie (bis 1882) am Wirtsschildöffentlich ausgehängt.

Im Verlauf und in der Anordnung der einzelnen Teile des Aufziehens kommen eine Reihe örtlicher Eigentümlichkeiten vor. So bringt in *Klingenthal* die Musik bereits am Meßti-Samstag dem Bürgermeister und den Gemeinderatsmitgliedern eine Serenade, und «Katzenköpfe» (Mörser) verkünden vom Berge her den Beginn des Festes. In *Dettweiler* bildete früher das Abholen der Jugend aus dem freundnachbarlichen *Gottesheim* einen wesentlichen Teil des Festes. Dieser Vorgang wurde vom Gottesheimer Dorfende aus in das Aufziehen einbezogen, und noch bis in die 1860er Jahre trugen die Dettweiler Bur-

schen dabei weiße Zipfelmützen. Auch in *Pfaffenhofen* ließen früher die Wirte die jungen Leute aus den Nachbardörfern mit Musik abholen.

Hie und da wird beim Aufziehen geritten, so in *Balbronn* und auch in *Wolfisheim*, wo der Meßtibursch hoch zu Roß den Zug eröffnet und den herauszutanzenden Hut auf einer langen, hellebardenartig gehaltenen Stange zur Schau trägt.

Sehr oft kommt es vor, daß zwei oder drei Dorfparteien einen getrennten Meßti abhalten. Der Bürgermeister erhält dann auch 2 oder 3 Lebkuchen und Platten. Zu *Gumbrechtshofen* findet das Gegenteil statt, indem dort die einige Dorfburschenschaft den Meßti bei zwei Bürgermeistern aufziehen muß. Es kommt dies daher, daß *Gumbrechtshofen-Niederbronn* früher zu Hanau-Lichtenberg, *Gumbrechtshofen-Oberbronn* zu Leiningen-Westerburg gehörte. Die beiden Dörfer, die bloß durch die Zinzel getrennt sind, feiern ihren Meßti gemeinsam.

In *Mietesheim* genießt das Meßtimaide das Vorrecht, dem Bürgermeister den Lebkuchen überreichen zu dürfen. 1902 wußte der Meßtibursche kein Meßtimaide zu finden. Da verkleidete sich ein Bursche als Maide, und er machte seine Sache so gut, daß der Bürgermeister nichts gemerkt haben soll.

Zu *Kaltenhausen* war früher der erste Tanz um den Maien allein für die Gestellungspflichtigen der Jahresklasse, die dort «die Meßtiburschen» heißen. Der 2. Tanz galt der «Nachklasse», d. h. den Burschen, die erst im nächsten Jahr in die Musterung kamen.

In den 1850er Jahren schlossen sich zu *Boofzheim* nach Empfang des Geschenklebkuchens der Pfarrer und die Pfarrfrau dem Meßtiaufzuge an. Beide tanzten in der Tanzhütte zuerst «drei allein» und tranken den Ehrenwein. Dann übergab der Pfarrer den Burschen den Meßti mit einer kleinen Ansprache und wünschte ihnen Vergnügen in Ehren. Dessen Nachfolger fügte sich ein Mal der Sitte, aber der zweite Nachfolger wies das Ansinnen der Burschen, den Meßti zu eröffnen, schroff ab.

In manchen Gemeinden ist der Weg, den der Aufzug nimmt, verschieden. Vielfach wird vom Tanzhause aus zuerst das Meßtimaide abgeholt. Häufig begegnet man der Sitte, zunächst das Meßtimaide und dann — was meistens erst am zweiten Tage üblich ist — die übrigen Maiden feierlich mit Musik abzuholen. Nach Stöber[1] war dieser Verlauf 1857 im Kochersberg gebräuchlich, bis 1870 galt er in *Vendenheim*, und 1901 finden wir ihn noch in *Weitbruch*. Es wird dabei in jedem Haus getrunken, und das Abholen zieht sich oft so in

[1] Stöber, Der Kochersberg. Mülhausen, Risler, 1857. S. 57.

die Länge, daß man erst am Abend zum Vortanz kommt. In *Ittenheim* findet das Aufziehen erst am Meßti-Montag statt.

Der Brauch, den Meßti durch einen feierlichen Umzug ohne jede andere Sitte einzuleiten, muß besonders erwähnt werden. Aus *Zabern*[1] ist uns die älteste Kunde von einem Umzug im Jahre 1651 überliefert mit dem Vermerk, daß er «von Alters her bräuchlich gewesen» Er verlief in Zabern bis tief ins 19. Jahrhundert hinein mit großer Feierlichkeit. Daran beteiligten sich vor der Revolution die Vertreter des Bistums, die Vorgesetzten und der Rat der Stadt, Trommler und Musikanten, die Meßtagshüter und Bürger mit Gewehren und Fahnen, wahrscheinlich den Zunftfahnen. Noch aus dem Jahre 1848 erfahren wir[2] von einem großen Umzug, an dem die Garde nationale mit Musik, der Unterpräfekt, 2 Beigeordnete und die Beamten vom Stadthause aus teilnahmen. Gendarmen und Polizeidiener schritten an der Spitze. Der Zug ging zum Schluß in die «Madamenhütte», wo die höhere Gesellschaft bereits versammelt war. Die Beamten, auch die höchsten, tanzten «drei allein». Dann begab man sich nach der «Bauernhütte», wo derselbe Vorgang sich wiederholte, und damit war der Meßti eröffnet. In ähnlicher Weise wurde der Meßti zu *Oberbronn* (vor 1870) durch einen Umzug der beiden Musikgesellschaften «Fanfare» und «Chorale» eingeleitet.

Eine weitere Gattung von Umzügen sind diejenigen Züge, die anläßlich des Meßti stattfinden, die sich aber im Laufe der Zeit immer mehr vom eigentlichen Meßtigeiste losgelöst haben. *Schilligheim* ist für sie vorbildlich geworden, und es wird in einem besonderen Kapitel von ihnen die Rede sein müssen.

Ueberhaupt weicht das sittengemäße Eröffnen des Meßti immer mehr einem marktschreierischen Lärmen durch die Dorfstraßen von einem Wirtshaus zum anderen. Die rauschende Musik soll dem jungen Volk Beine machen und die Bevölkerung zu den Stätten locken, wo Genuß und Frohsinn ihrer harren. Der Niedergang des Meßti zeigt sich hauptsächlich in der Verkümmerung des Aufziehens im Ganzen und in seinen einzelnen, sinnigen und kulturgeschichtlich bedeutsamen Abschnitten.

Bei Regenwetter ist ohnedies kein rechter Trieb zum Umzug vorhanden. Man will die Stube des Bürgermeisters nicht beschmutzen, und zur Schonung der Kleider wird der Vortanz im Freien abgekürzt, oft auch ganz unterlassen. In vielen Gemeinden findet der Vortanz überhaupt stets beim Bürgermeister statt, sei es im Hof — so meistens im Kirwe-

---

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1891. S. 35 ff. — [2] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849. p. 216.

gebiet — sei es in der Stube, und es ist merkwürdig anzusehen, wie sich die tanzenden Paare auch auf engem Raum und in wirbelndem Walzer gegenseitig nicht zusammenrennen. In anderen Dörfern fällt der Vortanz aus, wenn der Meßtisteigerer verheiratet ist, es sei denn, daß er die Vortanzrechte einem ledigen Burschen abtritt, was aber aus Mangel an Liebe zur Sitte nicht immer möglich ist. In *Lingolsheim* beschränkt man sich gar darauf, dem Bürgermeister und Beigeordneten ein Ständchen bringen zu lassen, und damit ein einigermaßen sinniger Rahmen hergestellt wird, schickt man ihm die Militärmusik auf festlich bekränztem Wagen.

Bedenklich sind schon gewisse Mittel, deren man sich hie und da bedienen muß, um den geschwundenen Reiz des Aufziehens künstlich wieder zu beleben. So kommt es oft vor, daß der Wirt in Ermangelung von Teilnehmern und sogar eines Meßtiburschen seine Söhne oder Verwandten und die Aufwärter mitziehen heißt und daß diese alle möglichen Sprünge und Possen machen. So hatte 1904 in *Hohfrankenheim* ein Aufwärter einen breitkrämpigen Frauenhut auf. Ein anderer hatte einen Kaninchenpelz an einem Besen angebunden, den er beim Aufziehen wie einen Tambourmajorstock schwang. Beim Vortanz schlug er den Pelz der Reihe nach allen Umstehenden ins Gesicht und rief dabei: «Er härt sich!» Dieser Ausruf wurde den ganzen Meßti hindurch als geflügeltes Wort gebraucht und viel belacht. In *Büsweiler* hatte man 1904 dem Meßtihüter eine lange graue Bluse angezogen und einen Zylinderhut aufgesetzt. Den Gänsehirten wußte man zu bewegen, sich ein Plakat mit der Aufschrift «Der Mann für alle» auf dem Rücken befestigen zu lassen. Er tat, als ob er nichts davon wüßte, machte ein möglichst dummes Gesicht, und so war der Spaß ein ganz ungeheurer, und es zogen in der Tat viele Burschen mit. In *Zutzendorf* führten 1903 drei Burschen auf eigene Faust einen Privatzug zu Pferde auf. Einer von ihnen ritt in Soldatenkleidern mit einer großen Brille als Herold voraus und stimmte den Bürgermeister günstig. Dieser ging auf den Scherz ein, und da die Burschen einen Lebkuchen mitbrachten, erhielten sie das ersehnte Krügel Wein.

Und so wie die Teilnehmer, so haben auch die Zuschauer wenig Achtung mehr vor dem alten Brauch. Während in den Wirtschaften getanzt wird, leeren halbwüchsige Burschen und Schuljungen die Weingläser der Tänzer. Kaum ist aber die Meßtigesellschaft von dannen gezogen, so fallen sie über die Reste in Gläsern und Flaschen her, als ob es ein verdienstvolles Werk wäre, sich möglichst schnell zu betrinken.

Solche und ähnliche Zeichen der Verhöhnung des alten

Brauches sind in der Regel der Anfang vom Ende. Sie stoßen die wenigen jungen Leute, die noch mitmachen, vollends ab und verbannen die ehrbare Meßtisitte in die unteren Schichten, wo sie alsbald der Verachtung und dem Untergange verfällt.

So ging in *Vendenheim*, einem Bollwerk des alten Meßti, 1903 das Aufziehen des Meßti ein. Die Burschen wurden der Sache überdrüssig, nachdem sie sich schon seit mehreren Jahren auf einen bloßen Umzug mit Musik beschränkt hatten. Im Kirwegebiet hat die Freude am Aufziehen schon längst nachgelassen. Von den wenigen Ortschaften, wo die Kirwe noch geholt wird, sind hauptsächlich zu nennen *Oberhofen* (Kanton Weißenburg), *Rott*, *Lembach* und *Görsdorf*. Im großen und ganzen übt auch das Trinkgeld der Dorfgrößen eine geringere Anziehungskraft aus.

In Lothringen herrschte, soweit sich übersehen läßt, die Sitte des Aufziehens und des Geschenkkuchens überhaupt nie.

Die Stätte des Tanzes.

Heutzutage haben die meisten Wirte, die auf den Meßti Ansprüche machen, eigens dafür eingerichtete Tanzsäle, die den baupolizeilichen Bestimmungen entsprechen. Auch das Meßtivolk bevorzugt geräumige, gut gelüftete, zugfreie Säle, die zugleich einige Bequemlichkeit und auch etwas für das Auge bieten.

Früher war man in dieser Hinsicht nicht wählerisch. Bei gutem Wetter wurde bis tief in die Nacht auf der Wiese getanzt, so in *Uhlweiler* bis 1837, in *Erberbach* bei Wörth bis 1840. Zu *Wickersheim* bildete 1847 ein schattiger Obstgarten die Tanzstätte und in *Gunstett* vor 1870 gar die offene Dorfstraße. Die Scheunen waren wegen ihrer Kühle und Luftigkeit, ferner wegen des nahezu geräuschlosen Tanzens und beim jungen Tanzvolk außerdem noch wegen ihrer geheimen Winkel besonders beliebt. In alten Zeiten, wo die Wirtschaften auf dem Dorfe wenig einträglich waren, tanzte man auch oft in Privathäusern. Da gab es, häufiger als jetzt, über den Ställen oder sonstwo große Kammern, die sonst zur Aufbewahrung von gedroschenem Getreide, Holz und Wellen, zum Aufhängen und Trocknen der Wäsche und zu andern Zwecken dienten. Noch heute zeigt man solche Räumlichkeiten in *Ettendorf*, *Minversheim*, *Zöbersdorf* und *Scherlenheim*, wo in den 1820er und 1830er Jahren getanzt wurde. Der Volksmund nennt sie, wie auch anderwärts in Deutschland, so 1396 in Augsburg und Heidelberg,[1] Tanzhäuser und hat diese Bezeichnung auch auf

---

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. I, S. 82.

die neuzeitlichen Tanzstätten übertragen. In *Dunzenheim* diente eine Zeitlang eine ausgeräumte Wagnerwerkstatt als Tanzsaal, und zu *Hohfrankenheim* wird der Tanzsaal nach seiner Benützung wieder durch einen Bretterverschlag in einen Spezereiladen und eine Schreinerwerkstätte geteilt.

Die wirklichen Tanzsäle der Wirte waren ehedem nichts weniger als zweckmäßig. Aus Sparsamkeitsrücksichten wurden sie von vornherein schon niedrig gebaut, wie früher alle Räume im ländlichen Hause. Im Sommer staute sich da bei großem Menschenandrange eine abscheuliche, schwüle Luft an, die bei Nacht durch den Geruch der Oelfunzeln geradezu erstickend wirkte. Und doch waren diese Tanzsäle ehrwürdig und an Erinnerungen reich, und mit Stolz erzählen noch die Alten, wie sie dort manchmal «einen geschwitzt» haben.

So ist in mancher Hinsicht eine Tanzhütte, die nach dem Feste wieder entfernt wird, von Vorteil. Und wenn sie den Unbilden der Witterung einigermaßen widersteht, ist sie trotz der hohen Unkosten wohl der beste Ersatz für den fehlenden Tanzsaal. Es scheint, daß sie in älteren Zeiten die Regel bildete. Sie wird von einem Wirt im Einvernehmen mit dem Meßtiburschen oder von diesem auf eigene Faust aufgeschlagen, und wohl dem, der im eigenen Hof oder Garten oder auf einer Wiese Platz genug hat! Ist dies nicht der Fall, so ist die Abhilfe nicht schwer. Man baut die Tanzhütte einfach auf die Straße. Dies geschieht noch in unseren Tagen in unzähligen Dörfern. Sogar in der alten Residenzstadt *Buchsweiler* gab es bis 1882 nur einen einzigen Tanzsaal, in der «Linde». Die Wirte zur «Sonne», zum «Rindsfuß» und zum «Bären» ließen Tanzhütten auf der Straße aufschlagen, die den Verkehr stark behinderten, ohne daß jedoch Klage geführt wurde. Glückliche Zeiten und glückliche Menschen! Noch heute erhält der dortige Meßtisteigerer, falls er keinen Tanzsaal besitzt, die Erlaubnis, eine Tanzhütte auf dem geräumigen Schloßplatz aufzuschlagen, worin er auch die Schenke unterbringen muß, während bis vor wenigen Jahren die Schulsäle in Trinkhallen umgewandelt waren. Besonders wirkungsvoll nahm sich bis in 1880er Jahre die Tanzhütte in *Blüsheim* aus, die regelmäßig unter den drei ehrwürdigen Freiheitslinden von 1848 stand.

Aber nicht alle Tanzhütten gewährten hinreichenden Schutz, wie etwa die geschichtliche Madamenhütte und die Bauernhütte zu *Zabern* oder ihre Nachfolgerin im Hofe der Fruchthalle. Es gab auch elende Hütten, die mit Stroh gedeckt und nach außen notdürftig durch Baumzweige abgeschlossen waren, so noch 1869 in *Hochfelden*.

Das Tanzgeld.

Von alters her gehörte das Tanzgeld vollständig der Musik. Das war die Löhnung der Musikanten, die außerdem zehr- und zechfrei waren. Sie hatten dadurch eine glänzende Einnahme, und mancher Musikant ist durch das Tanzgeld zum wohlhabenden Manne geworden. Es betrug für jeden männlichen Tänzer in den 1840er bis 1870er Jahren 15—20 Su, früher 4—10 Su, später 1—2 M. und so noch heute, und zwar für jeden Tag. Seltener wird für den ganzen Meßti hindurch ein fester Betrag gezahlt, so in *Winzenheim* 2 M. Die Maiden hatten in älterer Zeit 2 Su zu entrichten, und diese Sitte hat sich bis zum heutigen Tage auf dem *Buchsweiler* Maimarkt erhalten. Sonst bezahlen sie jetzt allgemein 50 Pf. für den Tag.

Die Erhebung des Tanzgeldes geschah früher auf drei verschiedene Arten. Auf kleineren Meßtitänzen, die einen sicheren Ueberblick gestatteten, verzichtete man auf einen Türsteher. Die Musikanten hatten zwar ein wachsames Auge, aber die einheimischen Burschen zahlten unaufgefordert. Hatte ein Fremder nur ein Mal getanzt, so kam unfehlbar ein Musikant mit der zu diesem Zweck sehr geeigneten Zinnkanne, in späteren Zeiten mit einem Teller. Sich um das Tanzgeld zu drücken, galt als eine Schande und hatte schlimme Folgen für die Fremden. Von ihnen erwarteten es die Musikanten als selbstverständlich, daß sie mehr als üblich bezahlten, und sie bekamen dann «drei allein» gespielt.

Am häufigsten wurde das Tanzgeld durch einen Türsteher eingezogen, den die Musikanten aus ihrer Mitte bestellten und der wenigstens bei Beginn des Tanzes am Eingang des Saales stand, später aber auch vom Musikantentisch aus scharf aufpaßte. Natürlich war es nicht gerade der beste Musiker, den seine Kollegen zu diesem Amte auswählten. Aber es war doch manchem Musikstümper, wie man sich erzählt, nicht unwillkommen, der in weitherziger Auslegung der ländlichen Moral seine eigene Hosentasche mit der ihm anvertrauten Zinnkanne verwechselte. Solche Privatgriffe zu erschweren, war ein Vorteil der tiefen, für eine Männerfaust kaum durchlässigen Zinnkannen. Ein Musikant, dessen ganze Meßtitätigkeit vorwiegend im Geldeinsammeln bestand, lebte in den 1830er Jahren zu *Uhlweiler* unter dem Namen «Der Vier-Su-Michel».

Die dritte Art der Erhebung von Tanzgebühren bestand im «Aufstecken» am Ende eines jeden Tanztages. Von dieser

Sitte, die ein besonders altväterliches und kameradschaftliches Verhältnis der Burschen zu den Musikanten voraussetzt, wird ein späteres Kapitel handeln.

Es war üblich, daß der Meßtibursch ein größeres Tanzgeld als die Burschen entrichtete, und ein stolzer Meßtibursch hätte sich diesen Vorzug nicht nehmen lassen.

Außer dem Tanzgeld hatte jeder, der sich mit einem Maide am Arm auf dem Tanzboden aufhielt, selbst wenn er nicht tanzte, dem Meßtiburschen 1 fr., später 1 M. zu geben. Dafür händigte dieser unaufgefordert dem Maide ein Dutzend Lebkuchen ein, und so an jedem Tag. Notorische Nichttänzer, z. B. Krüppel, wurden als Zuschauer gegen ein geringes Trinkgeld zugelassen.

Als mit der Zeit die Wirte einsehen lernten, daß gewaltige Summen in die Taschen der Musikanten flossen, während sie selbst ungleich größere Lasten und mehr Arbeit hatten, zogen sie das Tanzgeld selber an sich und entlohnten die Musikanten mit 8—10—12 M. auf den Kopf und Tag. Diese Aenderung geschah in den 1860er und 1870er Jahren. Doch gab es bis in die neueste Zeit einzelne Dörfer, in welchen die Musikanten im Besitze ihres alten Rechtes belassen wurden, so in *Weiler* bei Weißenburg (noch 1905). In *Mietesheim* werden sie am ersten Tag von den fremden, am zweiten Tag von den einheimischen Burschen bezahlt. In vielen Dörfern hat man den Musikanten nicht gleich alles Tanzgeld entzogen, sondern sie behielten noch die Einnahme eines Tages, gewöhnlich des letzten, bisweilen auch des ersten. Doch auch dieser Brauch dürfte heute selten sein. Häufiger war es schon, daß in der guten alten Zeit der Wirt sich das Tanzgeld der Maiden sicherte unter dem Vorwand, daß er damit die 6 fr. für die Gemeinde decken müsse, und die Musikanten erhoben wegen des geringfügigen Betrags keinen Einspruch. Welche Summe ein Meßti manchmal einbrachte, erhellt aus dem Beispiel von *Vendenheim*, wo der Rappenwirt 1869 an den zwei ersten Tagen über 400 fr. einnahm, nachdem er einen neuen Tanzsaal gebaut hatte.

Heute werden vielfach schon Eintrittskarten verabfolgt, gewöhnlich mit dem Stempel des Wirts. Findige Wirte drucken, um einem Mißbrauch vorzubeugen, ihren Stempel auf das Taschentuch der Tänzer oder, um ganz sicher zu sein, auf ihren Handrücken, vorausgesetzt, daß sie es sich gefallen lassen. In der Tanzhütte des *Zaberner* Meßti wird ein Einzeltanzgeld von 10 Pf. für das Paar, welches mit Hilfe einer Schnur abgefangen wird, erhoben. Dieses Verfahren ist ja bei dem nicht sittengemäßen Volkstanz in der Stadt bekannt.

Allgemeines über den Tanz früher und jetzt. Das Leben auf dem Tanzboden. Das Volkslied.

Der Meßti ist nun aufgezogen, die Kirwe geholt, der Zug kommt beim Tanzhause an. Manchmal werden vor dem Hause noch drei Tänze getanzt, so früher in *Dossenheim*, dann strömt alles hinein in den Tanzsaal. Es beginnt das zweite Hauptstück des Meßti, der Tanz.

Zunächst einige Worte über die Geschichte des Tanzes. Das ganze Mittelalter hindurch wurde im Elsaß, wie auch sonst in Deutschland und in Frankreich, viel häufiger und viel maßloser getanzt als heute. Sebastian Brant[1] stellt fest:

Viel warten auff den Tantz lang zeit,
Die doch der Tantz ersettiget neit.

Und die Kirchenarchive des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sind voller Klagen über das unmäßige Tanzen. Daß man insbesondere in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg gerade an hohen Feiertagen am unbändigsten und am ausgelassensten tanzte, und daß die geistlichen und weltlichen Behörden vergeblich durch Verordnungen und Strafen Wandel zu schaffen suchten, wurde bereits oben ausgeführt. Nur wenige bezeichnende Belege erscheinen hier angebracht.

Aus den Statuten und Ordnungen von *Hochfelden* 1512:[2] «Vom Danntzen. — Item wann man zu Vesper leuth am viertag so soll man vff hören zu danzen bei 10 β ₰ vnd sol auch Keiner Kein[3] mehr an dem Danz herumb werffen bey der genanten Pen Als dieckh[4] das geschicht ohne Alle gnad so man das niemants faren lassen . . .» Bei der 1. Kirchenvisitation in *Dettweiler* (1535) wurde Klage geführt, daß die Jugend dem Tanze sehr huldige.[5] In *Börsch*[6] wurde 1616 bestimmt, daß vor dem Tanz die Kinderlehre und die Vesper besucht werden soll, woraus hervorgeht, daß man dies sonst nicht zu tun für nötig fand. Ein Dekret der hanauischen Regierung vom 24. April 1717[7] ermahnt «zu ernster Abstellung des an vielen Orthen so wohl in der H. Advents als Passions Zeit

---

[1] Narrenschiff, in Scheibles Kloster. Stuttgart 1845. I, S. 553. — [2] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, E 959 (Abschrift). — [3] = keine Tänzerin. — [4] = so oft. — [5] Wolff, Chronik der Gebirgsgemeinde *Dossenheim* Straßburg, Druckerei der «Heimat». 1896, S. 29. — [6] Ratsprotokoll vom 4. Juni 1616 im dortigen Gemeindearchiv. — [7] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*.

bißher von den jungen Leutten verübten uppigen Tantzens». Erst im 19. Jahrhundert wird das Tanzbedürfnis auf besondere Gelegenheiten, namentlich auf den Meßti, aufgespeichert.

Hand in Hand mit dem maßlosen Tanzen geht in älterer Zeit das unordentliche und anstößige Tanzen. Das Emporschwingen der Tänzerin, das noch heute geübt wird und als ein Zeichen besonderer Geschicklichkeit und Kraft gilt, hatte in jener Zeit der kurzen Gewandung eine geradezu schamlose Wirkung. So lesen wir bei Sebastian Brant:[1]

Auff Kirchweih . . .
Da tantzen Pfaffen, Mönch vnd Leien
Die Kut muß sich dahinden reien,
Da laufft man vnd wirfft vmbher ein
Das man hoch sicht die blossen bein.

Geiler von Kaysersberg berichtet,[2] daß die Männer die Weiber «aufschwencken» und ferner:[3] «Darnach findt man Klötz, die tanzen also säuisch und unflätig, daß sie die Weiber und Jungfrauen dermassen herumschwenken und in die Höhe werfen, daß man ihnen hinten und vornen hinaufsiehet bis in die weich». Und Spangenberg[4] ruft entrüstet aus: «Denn was ist da anders, dann ein wildes ungehewr viechisches rennen, lauffen und durch einander zwirbeln, da siehet man ein solch unzüchtig auffwerfen und entblößen der mägdlein usw.»

Eine bischöflich Straßburgische Polizeiordnung, die 1562 für Dambach[5] erlassen wurde, aber jedenfalls auch für andere bischöfliche Orte güllig war, besagt uns folgendes: «Vom Dantzen. — Demnach seyther allenthalben under gemeiner Danntz lauben und Plätzen, unzüchtige Däntzt, mit schendtlichenn greiffen, springen und umb schweyffen auch nach tag Zeit, von Knaben und Döchtern gehalten, Jhe zwey für das ander geloffen, und on ein Rockh oder mantel dantzt haben usw.» Auch im Stadtbuch von *Benfeld* (1557) ist des Tanzens ohne Rock Erwähnung getan. Vielleicht läßt sich mit dieser übeln Gewohnheit die Sitte zusammenbringen, die bis vor kurzem auf dem *Hochfelder* Meßti üblich war. Gegen Abend zogen die Maiden ihre Röcke aus und tanzten im trachtmäßigen Flanell-Unterrock, der mit großen roten, grünen und schwarzen

---

[1] Narrenschiff in Scheibles Kloster. I. S. 552. — [2] Brosamlin Dr. Kaiserspergs, nachgeschrieben vom Frater Paulin. Straßburg 1517. S. 53. — [3] Predigten in Scheibles Schaltjahr. Stuttgart, 1846. I, S. 544. — [4] Cyriacus Spangenberg, Ehespiegel. Straßburg, 1570. S. 285. — [5] Gemeindearchiv von *Dambach*, Kanton Barr.

Schnörkeln und Sternen verziert war, was sich nicht unschön ausnahm.

Aus *Zabern* erfahren wir,[1] daß der dortige Stadtrat 1634 beschloß, daß die jungen Gesellen «furthien die bishero ungewöhnliche argerliche Dentz vermiten und underlassen sollen, sonder in aller Zucht und Ehrbarkeit und also dantzen sollten, damit Niemand daran ein Aergernuß nemmen». Und von *Altckendorf*[2] wird uns gemeldet, daß beim Meßtagstanz 1743 die jungen Leute «auff ein gantz entsezliche Weise gejehlet und geschrien, auch sonsten allerley Unordnungen getrieben».

Das 19. Jahrhundert brachte auch in dieser Hinsicht ordentlichere Sitten.

Ueber die Berechtigung und den Wert des Tanzes sind die Meinungen geteilt. Die mittelalterliche Ansicht, daß der Tanz vom Teufel erfunden sei, um die Seelen zu verderben, gilt zwar heute nicht mehr. Trotzdem wird von vielen ernsthaften Leuten nichts gutes am Tanze gelassen. Es ist ja richtig, daß durch den Tanz, auch ohne Alkohol, die Sinnlichkeit erregt und die Sittlichkeit gefährdet wird. Das kann aber schließlich durch jedes Beisammensein der beiden Geschlechter geschehen. Der Tanz ist vor allem ein bemerkenswerter Teil der Kunst und hat sich als solcher im Elsaß das ganze 19. Jahrhundert hindurch bewährt. Zugleich ist der Tanz für die bäuerliche Jugend der Gipfel der Lust, und hierbei kommen die natürliche Anziehung der beiden Geschlechter und der Genuß der so selten genossenen Klänge der Musik in erster Linie in Betracht. Erst durch den Tanz bekommen Meßti und Kirwe den rechten Festesinhalt und werden zur anziehendsten Sitte des ganzen Jahres. Darum setzen ihre Gegner auch immer den Hebel am Tanze an. Der Tanz ist außerdem eine gleichmäßige und gesunde Körperbewegung. Er stimmt fröhlich und vermittelt oft Bekanntschaften und eheliche Verbindungen. Dazu ist er auf dem Dorfe leicht und billig zu erlernen.

Eine eigentliche Tanzstunde gibt und gab es im ländlichen Elsaß nicht. Der Tanz liegt so in der Lebenslust des Bauern begründet, daß er ihn sozusagen von selbst erlernt. So wie das Kind aus Freude hüpft, so hebt die Dorfjugend von selbst die Füße und setzt sie unter Gesang- oder Harmonikabegleitung ungekünstelt in die richtige Bewegung. Das geschieht beim sonntäglichen Abendmarkt draußen vor dem Dorf, in der Kunkelstube und auf dem Meßti selber, Gelegenheiten, wo beide Geschlechter unter dem starken Schirm alter Sitte un-

---

[1] Adam. der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot. 1901. S. 40. — [2] Presbyterialprotokoll vom 15. Aug. 1743 im dortigen Pfarrarchiv.

gezwungen miteinander verkehren. Die natürliche Gewandheit und die Anmut, mit der namentlich junge Mädchen tanzen, sind ja für das Elsaß bekannt.

Mit dem Verfall des Meßti ist auch das Tanzbedürfnis zurückgegangen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die jungen Leute da, wo Tanz und Meßti hauptsächlich von der Geistlichkeit niedergehalten werden, immer und immer wieder von selbst tanzen lernen, während sie in denjenigen Ortschaften, wo auch die Volksmeinung den Tanz als eine Sünde ansieht, überhaupt nicht mehr tanzen können und sich dessen auch gar nicht schämen. So sind auch die flotten Tänzer und Tänzerinnen, die gar oft einen gewaltigen Zug in den Dorfmeßti brachten, im ganzen seltener geworden als früher.

Das Engagieren geschieht auf dem Lande einfach und natürlich. Der Bursche ergreift mit der ganzen Hand fest die Hand des Maide und zieht dieses an sich. Er sagt auch wohl dazu: «Gehst du mit mir?» — «Tanz'st du mit mir?» oder: «Alle hop! Wölle mer eine trete?» Und wenn das Maide nicht will, so antwortet es eben so ungekünstelt: «Ich will aber nicht!» oder: «Loß mich mit Friede!», ohne daß es aber darum böse ist. Beim Walzer wurde, so lange er als Ringeltanz getanzt wurde, anders engagiert. Der Bursche hob seinen langen Flügelmutzen beiderseits leicht in die Höhe und tanzte vor dem Maide. Dieses stand auf und tanzte ebenfalls, indem es den Rock beiderseits hob. Dann gab man sich die Hand und tanzte gleich weiter.

Ergeht sich ein Paar auf dem Tanzboden, so umfaßt der Bursche das Maide weit um die Taille herum, und dieses tut nicht selten dasselbe. Oder der Bursche legt ihr den rechten Arm auf ihre rechte Schulter, bis tief hinab, während die beiden linken Hände ineinandergeschlungen sind. Oder das Maide legt seinen Vorderarm auf die Schulter des Burschen. Häufig ist auch das Einhaken der beiderseitigen Kleinfinger und das Schlenkern der ungleichen Arme während des Gehens. Erst in der letzten Zeit gibt auch die ländliche Tänzerin, wie ihre städtische Kollegin, dem Burschen den Arm.

Ist der Tanz vorbei, so läßt der Bursche seine Tänzerin mit oder ohne Dankesworte wieder gehn, oder sie reißt sich von ihm los und läuft von dannen. Hat er aber ein festes Verhältnis oder bahnt sich ein solches an, so tanzt er in der Regel den ganzen Meßti hindurch nur mit seiner Liebsten.

Am Meßtitanz beteiligen sich in unserer Zeit fast ausschließlich ledige junge Leute, allenfalls junge Ehepaare. Früher gingen Verheiratete regelmäßig auf den Tanz, wenn sie nur jemand fanden, der die Kinder zu Hause hütete. Selbst ältere

Leute schämten sich nicht zu tanzen, während dies heutzutage nur noch vereinzelt und in scherzhafter Laune geschieht. Niemals gingen Eltern oder Mütter auf den Tanzboden, um ihre Kinder zu überwachen, sondern nur um zu tanzen, während die Kinder sonst sich selber überlassen blieben.

Der erste Tanz gebührt dem Meßtiburschen und dem Meßtimaide, es sind «drei allein».

Unterdessen haben die Maiden an einer Wand in langer Reihe Aufstellung genommen, neben und hinter ihnen die Burschen. Oft sind an den Wänden Bänke angebracht, die alsbald von den Maiden eingenommen werden. Auch junge Frauen setzen sich «auf das Bänkel». Im Kreise Weißenburg, so in *Hunspach*, *Hofen* und *Oberseebach* ist es Sitte, daß sich aus Mangel an Bänken die Burschen gleich vom Anfang des Tanzes an den Maiden auf den Schoß setzen oder umgekehrt. Klopfenden Herzens stehn in einer Ecke die jüngeren Maiden, die zum ersten Mal auf öffentlichem Tanz erscheinen. Die meisten haben schon mehrere Nächte nicht schlafen können. Mit glühenden Wangen und freudestrahlenden Augen, sorgfältig gestrichen und herausgeputzt und mit «Lauf-mir-nach» parfümiert, harren sie der Burschen, oft schon des Liebsten. Auf dem Lande beginnt ja der Verkehr zwischen den Geschlechtern sehr frühe. Kaum der Schule entwachsen tanzen die Mädchen schon öffentlich, trotz der polizeilichen Vorschrift, die das 16. Lebensjahr als untere Grenze vorschreibt. Die Eltern dulden's, denn sie haben's in ihrer Jugend selber so gehalten.

Bald ist der Tanz in vollem Gang, und es bietet sich dem Auge ein malerisches, farbenreiches Bild. Wir wollen uns nicht in weitläufige Trachtenbeschreibungen einlassen, sondern bloß einige auffällige Einzelheiten aus alter Zeit festhalten. Noch bis in die 1830er Jahre kam Alt und Jung in Holzschuhen auf den Tanz. Auf der Straße oder auf der Wiese ging das noch an, aber in einer gedielten Tanzstube gab es ein fürchterliches Geklapper, und der Vorteil, daß man in Holzschuhen den Walzer nach ländlicher Art besser tanzen — schleifen — lernte, wog den entsetzlichen Lärm gewiß nicht auf. Von etwa 1820 bis in die 1850er Jahre gehörte die weiße gezwickelte Zipfelkappe zu der Tanztracht. Sie wuchs sich aus und wurde bis 1 Meter lang, so daß man den Zipfel in den umgeschlagenen Rand stecken mußte. Auf jeden Fall war sie zum Tanze wie geschaffen und dem alten breitkrämpigen Hut bei weitem vorzuziehen. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch und vereinzelt noch heute, z. B. in *Mietesheim*, tragen die Burschen die spitzenbesetzte kurze Schürze, das Wandfürtüchel. Mit dem roten Brusttuch nahm es sich früher sehr

malerisch aus. Jetzt kommen die Burschen in ihrem gewöhnlichen Sonntagsanzuge, sie behalten dabei den Hut auf, und die Maiden tragen außer der weißen Schürze, die übrigens auch am Abgang ist, nichts besonderes. Natürlich tanzt bei heißer Witterung alles hemdärmlig.

Auch dem Psychologen und Volksfreund bietet der Meßtitanz genug des Anziehenden, nämlich ein vielverschlungenes Bild von Freude und Lust, von Falschheit, Treulosigkeit, Bosheit, Neid, Rachsucht und Schadenfreude, die mit dem Fortschreiten des Festes immer mehr offenbar werden. Der Alkohol tut das seinige zur Belebung der Stimmung. In alter Zeit wurde bei dieser Gelegenheit kein Tropfen Bier verzapft. Ein Bursche hätte sich geschämt, überhaupt Bier zu verlangen. Der Wein beherrschte damals den Tanzboden ausschließlich, und nach dem billigen Wein für 6 und 8 Su den Liter ging man gar bald zum «Stöpferle» über. Heute sind die Wirte froh, wenn sie ihr Bier los werden. Höchstenfalls wagt es hie und da ein Wirt, gegen Abend bekannt zu machen, daß das Faß jetzt leer ist und daher bloß noch Wein ausgeschenkt werde. Denn der Wein ist heutzutage eine große Ausgabe.

Immer lauter wird die Unterhaltung. Das unersättliche Tanzvolk wogt hin und her, bald in zierlichen Drehungen anmutsvoll schwebend, bald lustwandelnd, kosend und lachend. Lust und Jubel beflügeln die leichtbeschuhten Füße, und Scherzworte fliegen von Mund zu Mund im sorglosen Kreise der liebedurstigen, freudeseligen Jugend, bis die berückenden Klänge der Musik aufs Neue zum fröhlichen Reigen mahnen. Da ist alles Natur und Einfachheit. Die Meßtigemeinde wird weder durch Tanzordnung noch durch Anstandsregeln belästigt, kaum daß da und dort der Meßtibursch mit seinem grell leuchtenden Strauß erscheint, um die Streitsüchtigen dieser ausgelassenen Gesellschaft zu überwachen. Die Burschen jauchzen und schreien vor überschäumender Lebenslust. Während des Tanzes stampfen sie öfters mit den Füßen, genau so wie zu Zeiten Neidharts.[1] Das nennt man «einen treten». Und wenn auch der Saal so vollgepfropft ist, daß die Paare sich «lüpfen» oder «tragen», so bewegt sich doch jeder einzelne kunstvoll, und kein Paar rennt das andere zusammen. In der Mitte des Kreises tanzen in der Regel die jugendlichen Paare. Man läßt sich allmählich gehn. Der Bursche schämt sich nicht, während des Walzers seinem Maide einen herzhaften Kuß zu geben, und dieses wehrt nicht allzusehr ab, wenn das Verhältnis ernst werden soll.

Und während die jüngeren Leute sich so in angeregtester

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. I, S. 36.

Unterhaltung und in fröhlicher Ausgelassenheit dem Vergnügen hingeben, tanzen auch draußen auf der Straße, im Hof, auf den Gängen oder in irgend einer abgelegenen Ecke sogar die schulpflichtigen Mädchen paarweise. Sie lernens früh und mit erstaunlicher Leichtigkeit. Auch die Buben hopsen da herum, ihr Aussehen ist weniger vorteilhaft. Die Neugierde trieb sie an die geheiligte Tür des Tanzsaales, doch die unreifen Bürschchen sind gewöhnlich sehr bald betrunken. Die Zigarette, die natürlich nicht fehlen darf, macht sie noch vollends krank. Die Alten aber bringen den Tag mit ihren Gästen in der Wirtsstube zu. Sie unterhalten sich laut über die stets notleidende Landwirtschaft, über die gute alte Zeit, auch wohl über Politik. Dabei trinken und rauchen sie übermäßig, oder sie spielen Karten. Das ist ihr Meßti.

Und so wie die Tänze gewissenhaft durchgetanzt werden, so ist das fröhliche Meßtivolk auch darauf bedacht, die Tanzpausen auszufüllen. Das geschieht durch das Volkslied. Die Paare stellen sich in der Mitte des Saales im Kreise auf, Arm in Arm. Die Burschen sorgen für Wein, jeder hat der Reihe nach einen Liter zu bezahlen. Dann ertönen zweistimmig die getragenen, oft wehmütigen Weisen. Noch setzt die Jugend einen Stolz darein, recht viele Texte auswendig zu kennen. Meßti und Kirwe sind ja die Pflegestätte und oft genug die Geburtsstätte des Volksliedes. Vor 1870 hörte man hie und da auch französische Gesänge, namentlich die Marseillaise und den «Parlewa». So hieß im Volksmunde der «Choeur des Girondins» wegen seines Anfangs : «Par la voix du canon d'alarme». Wenn ein oder zwei Lieder gesungen sind, wird wieder getanzt, dann wieder gesungen, und so fort. In einigen Dörfern werden während des Tanzes die Gläser und Flaschen auf ein erhöhtes, eigens zu diesem Zweck an der Wand angebrachtes Gestell gesetzt. Zu *Steinselz, Oberhofen, Oberseebach, Kleeburg* und Umgegend schleudern die Burschen sehr geschickt die leeren Flaschen mit der Kante auf den Boden, so daß sie nicht zerbrechen. Es ist dies ein Zeichen, daß sie wieder gefüllt werden sollen. Und je weiter die Stunde vorrückt, desto heiterer werden die Lieder, desto kleiner die Anzahl der Strophen. Man sagt sich dann beschönigend, daß die Zigeuner und Spengler die Lieder aussingen, und begnügt sich mit einer Strophe. Während anfangs ernste Sachen, «Arien» erklingen, werden schließlich scherzhafte, ja schlüpferige Verse in der Mundart vorgetragen, von einzelnen und von ganzen Gruppen.

Mit dem Niedergang jeglichen Brauches ist auch das Volkslied verstummt. Man hört kaum noch neuere Soldatenlieder auf dem Tanzboden. Gewöhnlich laufen aber die Bur-

schen in den Pausen fort, um zu trinken. Ein bekannter Scherz besteht darin, daß sie sich von hinten an die Maiden heranschleichen und ihnen die Schürze oder den Rock mit Bindfaden zusammenbinden.

Gegen Abend tritt eine größere Unterbrechung ein, damit die Musikanten essen können. Die Einheimischen gehen auch nach Hause, um zu essen und das Vieh zu füttern. Die Auswärtigen, soweit sie nicht «auf den Meßti geladen» sind, speisen im Wirtshaus oder überhaupt nicht. Das Meßtivergnügen hält die Sinne der Tänzer nicht selten dermaßen umfangen, daß sie an eine Nahrungsaufnahme gar nicht denken.

Es ist nun dunkel geworden. Allmählich füllt sich der Saal wieder, die Musikanten spielen einen wirbelnden Walzer, und mit erneuter Kraft ergibt man sich dem berauschenden Tanze. Bei Nacht zu tanzen, war früher gar traurig. An einem Balken hingen einfache Oellampen, später Petroleumlampen, denen höchtenfalls ein blank geputztes Stück Blech als Reflektor diente. Noch heute gibt es solche schlecht erleuchtete Stuben, aber auch schon solche mit bestem Azetylenlicht.

Nach weiteren 2 oder 3 Stunden wird die Stimmung schon etwas gedrückter. Die Buben und Mädchen haben das Feld längst geräumt. Die Alten in der Wirtsstube wenden sich ebenfalls mit schweren Köpfen und schwankenden Beinen ihrer Schlafstätte zu. Ein kleiner Schwips ist am Meßti erlaubt oder auch — ein gehöriger Rausch. Die jungen Leute aber brauchen jetzt Abwechselung, die ihnen auch auf dem Tanzboden und in den Kammern in reichlichem Maße zuteil wird, bis sich endlich die Tür hinter dem letzten Tanzburschen geschlossen hat.

Die große Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes nötigt uns, in den folgenden Kapiteln die wichtigen Teilerscheinungen und besonderen Veranstaltungen des ersten Meßtitages bis zu seinem sittenmäßigen Schluß getrennt zu betrachten. Darunter finden sich wesentliche Bestandteile des alten schönen Meßti, die jedenfalls vor den öden Kneipereien und den sinnlosen Gassenhauern der Neuzeit den Vorzug verdienen.

Die Pfeiferbrüder.
Der Pfeifertag in Bischweiler.

Schon in alter Zeit waren die Spielleute des Elsaß zu einer Art Zunft vereinigt. In einer Urkunde Schmaßmanns I. von Rappoltstein aus dem Jahre 1400[1] werden sie als «varende

---

[1] Abgedruckt in Barre, Ueber die Bruderschaft der Pfeifer. Colmar, Barth, 1873. S. 47 ff; sowie in Nr. 9 vom 1. 6. 1908 der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung.

lüte» bezeichnet, und wir erfahren darin außerdem, daß die Rappoltsteiner «als lange, das nieman verdeucket» das Königreich fahrender Leute zwischen Hagenauer Forst und der Birs, dem Rhein und der First des Wasgaus vom Reiche als Erbleben besaßen. In einer Urkunde Schmaßmanns von 1434[1] heißen sie «pfifer und farende lüte», und in einem Lehnsbrief Kaiser Friedrichs III. von 1481[2] Spielleute. Später bürgerte sich der Name «Pfeifer» allgemein ein. Es sind darunter nicht nur eigentliche Pfeifer, also Flötenbläser zu verstehen, sondern, wie aus einer Urkunde Eberharts von Rappoltstein von 1606[3] hervorgeht, überhaupt alle Musikmacher. Ob in früheren Zeiten, wie man wohl aus der Benennung «fahrende Leute» schließen muß, auch Schauspieler und Gaukler unter den Pfeifern waren, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist es, denn in jenen fernen Zeiten war die Kunst des Musizierens mit der des Gesanges und der schauspielerischen Gebärden sicherlich eng verschmolzen. Noch bis in unsere Tage sind ja die Dorfmusikanten noch vielfach Liedersänger und beliebte Possenreißer. Jedenfalls vertraten die Pfeifer die niedere Kunst im Gegensatz zu den vornehmeren Meistersängern.

Die Vereinigung der Pfeifer, die 1400 Königreich[4] und 1458 erstmalig Bruderschaft[5] heißt, hat die letztere Bezeichnung behalten. An ihrer Spitze standen der Pfeiferkönig oder Schultheiß und das Pfeifergericht. Sie hatten besondere Statuten, die beispielsweise 1606 erneuert wurden, und gewährten ihren Mitgliedern das Vorrecht, ihre Kunst im Elsaß auszuüben, während dies den außenstehenden Pfeifern verboten war. Außerdem besaß die Pfeiferbruderschaft eine eigene Gerichtsbarkeit. Die Pflichten der Pfeifer bestanden in der Entrichtung von Beiträgen und im alljährlichen Besuche des Pfeifertages.

Die Blütezeit der Bruderschaft ist in das 15. und 16. Jahrhundert zu setzen. Schon frühe trennte sie sich in drei Kreise, die obere, die mittlere und die untere Bruderschaft, die ihre Pfeifertage in Altthann, Rappoltsweiler und Rosheim oder Mutzig abhielten. Jedoch war diese Scheidung rein äußerlich, nur zur Erleichterung des Besuches der Pfeifertage. Die Oberhoheit über die gesamte Bruderschaft[6] hatten die Herren von Rappoltstein und nach ihrem Aussterben 1673

---

[1] Abgedruckt in **Barre**, S. 54. — [2] A. a. O., S. 49. — [3] A. a. O., S. 12. — [4] A. a. a. O, S. 47. — [5] A. a. O., S. 10, Anm. — [6] Näheres über die gesamte Pfeiferbruderschaft findet sich bei **Barre**, a. a. O., 54 Seiten. — **Lobstein**, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß. Straßburg, Dannbach, 1840. S. 18—23. — **Heitz** in Stöbers Alsatia, 1856—57, S. 5—33. In diesen Abhandlungen sind noch weitere Quellen angegeben.

die Pfalzgrafen von Birkenfeld.* Sie ernannten den Pfeiferkönig, werden nicht selten auch selbst als Pfeiferkönige bezeichnet. Durch den Westfälischen Frieden war die Lehensherrschaft über die Bruderschaft an die Krone Frankreichs übergegangen, und Ludwig XIV. nennt sich selbst einmal[1] «Roi des violons». Auf Ansuchen des Pfalzgrafen Christian II. verlegte er 1687 den Pfeifertag der unteren Bruderschaft, die von Epfig bis zum Hagenauer Forst reichte und für unser Gebiet allein in Betracht kommt, nach *Bischweiler* und verband ihn mit einem Jahrmarkt.[2] Pfalz-Birkenfeld hatte damals die Pfandherrschaft über Bischweiler, das 1734 in ihren Besitz überging.

Bei einem Pfeifertage ordneten sich die Pfeifer auf dem Bischweiler Marktplatz zum Festzuge, der sich, oft 300 Köpfe stark, mit einer wüsten Musik — jeder spielte sein Instrument nach Belieben — die Oberen an der Spitze, in die Kirche des benachbarten *Hanhofen* begab. Dort las der Priester die Messe, dann zog man nach dem gräflichen Schloß, wo altertümliche Spiele und Festgebräuche, wie Fahnenschwenken und Eierwerfen, stattfanden. Es wurde aus einem besonderen Becher auf das Wohl des Pfalzgrafen getrunken, dann ging es mit wilder Musik zurück nach dem Marktplatz, in das Zunfthaus, wo das Pfeifergericht tagte, und nachher in andere Wirtshäuser. Die Pfeiferbrüder hielten einen festlichen Schmaus und eilten dann zum Tanz. Noch 1786 wurde mit großer Pracht das Jahrhundertfest des ersten Bischweiler Pfeifertags gefeiert. In der Revolution ging das Fest zu Grunde. In den 1860er Jahren kam es wieder auf und besteht noch heute unter obiger Bezeichnung. Es wird am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag nach Maria Himmelfahrt gefeiert und hat die Gestalt eines neuzeitlichen Meßti angenommen.[3] Ein «Pfeifertag» besteht bekanntlich auch zu *Rappoltsweiler* unter dem Bild einer gewöhnlichen Kilbe.

Die untere Bruderschaft scheint mit einer ähnlichen Vereinigung in Verbindung gestanden zu haben, die zu Straßburg unter dem Namen der Bruderschaft «der Cronen» bestand und schon in einem Ratsprotokoll von 1511[4] als «mit vil gutter

---

[1] Barre, S. 20, Anm. — [2] Ordonnances d'Alsace. T. I. p. 160. — [3] Ausführlicheres über den Bischweiler Pfeifertag findet sich im Straßburger «Bürgerfreund» von 1776, S. 617—623. — Culmann, Geschichte von Bischweiler. Straßburg, Heitz, 1826. S. 64 ff. — Dr. Bourguignon, Bischwiller depuis cent ans. Bischwiller, Posth, 1875, p. 75. — Auszüge aus den Archiven der Stadt Bischweiler. Bischweiler, Posth; O. Verf. u. Dat. — Uhlhorn im «Bischweiler Wochenblatt» 1891, Nr. 28 ff. — [4] Heitz, in der Alsatia 1856—57, S. 29.

ordnunge vnnd artickelen verbriefft versigelt vnnd ebenlang harbrocht» bezeichnet wird. Einige Male und namentlich 1697 fand nämlich der Pfeifertag der unteren Bruderschaft zu Straßburg statt.[1] 1745 bestand sie aus 400 Pfeifern,[2] während die obere Bruderschaft deren bloß 161 und die mittlere nur 190 hatte. Diese starke Mitgliederzahl ist nur durch die Einrechnung der Straßburger Pfeiferbrüder erklärlich. Als letzten Straßburger Pfeiferbruder erwähnt Lobstein[3] den Geiger Franz Lorenz Chappuy, der, 87 Jahre alt, 1838 starb.[4]

Die Musikanten.

Die Ursprünglichkeit und die Genügsamkeit der bäuerlichen Bevölkerung treten im ländlichen Musikwesen besonders klar zutage, und manches herzerfrischende und belustigende Vorkommnis steht mit den Landmusikanten im Zusammenhang. Wenn darüber hier etwas ausführlicher berichtet wird, so geschieht es deshalb, weil das entworfene Bild nicht nur für das 19. Jahrhundert bis in die 1860er Jahre zutrifft, sondern im allgemeinen auch für die letzten Jahrzehnte des Bestehens der unteren Pfeiferbruderschaft gilt. Die Absicht einer Verspottung unserer ehrbaren Dorfmusikleute, dieser wertvollen Stützen alter Meßtisitte, liegt uns völlig fern.

Die Musik fand früher im ländlichen Elsaß eine viel ausgedehntere Verwendung als heute. Kindtaufen, Verschreibungen (Verlobungen) und Hochzeiten verliefen bei einigermaßen wohlhabenden Bauern nie ohne Musik. Und wo Musik und junges Volk versammelt waren, da fehlte auch nie der Tanz, der sich oft über mehrere Tage ausdehnte. Sogar beim Kirchgang und in der Kirche wirkte die Musik nicht selten mit, denn es ist noch nicht viel über ein halbes Jahrhundert her, daß die überwiegende Mehrzahl der Dörfer keine Orgel hatte. Die Hauptgelegenheit, bei der die Musik in Tätigkeit tritt, ist der Meßti, die Kirwe.

Die Musikanten sind einfache Dorfbewohner, biedere Bauern oder Handwerker, die das Musizieren nicht als eine Kunst, sondern als Handwerk betreiben, um Geld zu verdienen. Im Volksmund heißt der Musikant am Gebirge entlang auch Spielmann, abgeschliffen Spielme, in der Mehrzahl Spielmänner. Er erlernt sein Instrument in einfacher Weise

---

[1] A. a. O., S. 25. — [2] A. a. O., S. 27. — [3] Lobstein, a. a. O., S. 20. — [4] Weiteres über die Straßburger Musikverhältnisse: Ludwig, Straßburg vor 100 Jahren. Stuttgart, Frommann, 1888. S. 151 f. und S. 315 f. — «Straßburger Post» 1906, Nr. 1002.

in seinem Heimats- oder in einem Nachbarsdorf bei einem älteren Musikanten. Es gibt Ortschaften, wo ganze Familien seit Jahrzehnten das Musikantenhandwerk betreiben, so in *Bläsheim* die Rieb, in *Dettweiler* die Glass, die Stricker und die Schlupp, in *Büsweiler* die Mathis, in *Pfaffenhofen* die Schwing, in *Mühlhausen* die Schnepp, in *Buchsweiler* die Müller und Hönig, in *Geudertheim* die Roser, in *Weyersheim* die Jung, in *Eckwersheim* die Möbs und die Jundt, in *Langensulzbach* die Haller, in *Hunspach* die Weingärtner, in *Kleeburg* die Wüst. *Mühlhausen*, *Geudertheim* und *Eckwersheim* sind als musikalische Dörfer besonders berühmt.

Unter solchen Verhältnissen genoß natürlich der Nachwuchs früher eine gute Ausbildung, während vereinzelte Musiker, an denen es in keinem Dorfe fehlte, gewöhnlich nur das allernotdürftigste spielen konnten. Viele vermochten kaum Noten zu lesen und überhaupt keine zu schreiben. Sie spielten alles aus dem Gedächtnis. Noch heute sehen viele Bauern einen Vorzug darin, daß ihre Musikanten keine Noten brauchen und doch besser spielen als die Stadtmusiker. So wird von einem *Dettweiler* Musikanten berichtet, der eine einzige Polka spielen konnte und von einem aus *Imbsheim*, dessen ganze Kunst sich auf zwei Walzer und zwei Hoppler erstreckte. Viele Musikanten spielten nur in den einfachen Tonarten: C, G, F, allenfalls D; B, A, oder gar Es war schon etwas außerordentliches. Gar oft kamen sie über den Umfang der Quint oder der Sext nicht hinaus. Von verschiedener Tonfärbung war natürlich keine Rede. Die Saiteninstrumente wurden häufig um das Transponieren zu ersparen, auf die Klarinetten und Blechinstrumente gestimmt.

In alter Zeit wurden die Musikanten vom Tanzwirt entweder einzeln bestellt, oder ein Musikant bekam den Auftrag und besorgte dann das Weitere. Das war mitunter nicht leicht, wenn nämlich mehrere Meßti auf denselben Tag fielen. So kam es, daß die Musikanten bisweilen 30 Kilometer von ihrem Wohnort spielten. Sie rückten einzeln zu Fuß an, oder sie wurden, als die Chars-à-bancs aufkamen, vom Wirte geholt, und wie sie gekommen, zogen sie auch wieder weg. Als Bekannte des Wirts und als Seinesgleichen aßen sie bei ihm am Familientisch. Da aber der Wirt alle seine Räumlichkeiten brauchte, fanden sie keine Schlafstätte bei ihm, sondern gingen ins Nachbars Haus, oder sie schliefen in der Scheune, auf einer Bank oder gar draußen im Freien. Man nahm das früher nicht so genau. Da sah man in der Regel eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Der eine hatte z. B. ein kurzes schwarzes Kamisol und eine Dächelskappe, der andere einen braunen Angläßrock

mit hohem steifem Filzhütchen, der dritte eine lange graue Bluse bis auf den Boden und eine blauwollene Zipfelskappe mit weißem Zipfel, der vierte einen breitkrämpigen Hut und langen Flügelmutzen nebst gewaltigem Vatermörder.

Man konnte auch und kann noch heute merkwürdige Blechinstrumente sehen, die schon vielfach in den Museen aufbewahrt oder in ländliche Rumpelkammern verbannt sind: das Bombardon, ein scharftönendes Baßinstrument mit drei Zylindern, ohne Klappen, schon 1639 als Holzinstrument mit Baßton erwähnt;[1] das Ophikleïd, ein deutsches Baßinstrument mit 6 Tonlöchern und 4 Klappen, das um 1820 in den französischen Militärkapellen Eingang fand; das Waldhorn; das Bugle oder Bügelhorn mit oder ohne Klappen, mit starkem Ton, aber schlechtem Klang, das viele Umgestaltungen erlebte. Auch Trompeten mit Löchern und Posthörner, die mit der Faust gestopft wurden und nur wenige Töne hervorbrachten, gehörten früher nicht zu den Seltenheiten.

Die Geige galt immer als etwas feines. Sehr beliebt war die Baßgeige, die auch beim Aufziehen mitgetragen wurde. Das volkstümlichste Instrument ist bis heute die Klarinette wegen ihres klaren, vollen, durchdringenden und doch weichen Tones und wegen ihrer Fähigkeit, schnelle Tonläufe zu erzeugen und die Melodien zu verschnörkeln. Der Bauer hat sie denn auch mit Scherznamen belegt, z. B. Krautstorzen, Windhebel, ja sogar Zwetschgenbaum. Bemerkenswert ist, daß noch bis in die 1860er Jahre deutsche Bezeichnungen gebraucht wurden, also B- und Dis-Clarinette statt Si-bémol- und Mi-bémol-Klarinette, wie sie noch heute heißen.

Unter den Musikanten, die wir durchschnittlich als ehrliche, brave Handwerksmusiker ansehen müssen, gab es früher auch minderwertige Elemente, denen eine große Einnahme über alles andere ging, die sich untereinander mit geschäftsneidischen Blicken maßen und im Rausche nicht selten grob wurden. Doch waren dies Ausnahmen. Häufiger begegnen wir in ihren Reihen einer gewissen Aristokratie, die es auch sonst im Leben zu Ansehen und Ehren brachte. So war der jetzige Bürgermeister Schnepp von *Mühlhausen* 20 Jahre lang ausübender Musiker. Dessen Vater, der auch durch eine vielbemerkte Streitschrift[2] bekannt wurde, spielte noch als Maire in den 1860er Jahren Geige. Mehr als einer fand den Weg zur Kunst und machte als Militärkapellmeister eine glänzende

---

[1] Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß, Straßburg, Dannbach, 1840. S. 145. — [2] Johann Schnepp. Ist auch alles wahr, was die Alt-Lutheraner schreiben? Bischweiler. Posth, 1885.

Laufbahn, so Georg Groß aus *Schwindratzheim*, Kapellmeister des 11. Artillerie-Regiments zu Poitiers und des 125. Linienregiments zu Paris und Rennes, Ritter der Ehrenlegion, gestorben in Pension 1905, und Johann Wüst aus *Kleeburg*, Kapellmeister des 97. Linienregiments in Chambéry, Direktor des Musikkonservatoriums zu Chambéry, Ritter der Ehrenlegion und Officier d'Académie, gestorben im April 1908.

Was nun die Besetzung betrifft, so spielten auf einem großen Meßti gewöhnlich 5 Mann: 2 Klarinetten, Geige, Schello und Posaune oder: Klarinette, Flöte, Geige, Horn, Baß. Aber nicht immer war es so gut mit der Musik bestellt, zumal aus den fünfen oft ein Mann als Geldsammler abgegeben wurde. Die Musikanten selbst liebten die großen Besetzungen nicht. Bekam einer von einem Wirt einen Auftrag, so suchte er möglichst viel für sich herauszuschlagen. In der alten Zeit gehörte ja die ganze Einnahme den Musikanten, und da machte allerdings ein Mann weniger schon viel aus. Auf die Art der Instrumente kam es da weniger an. Gut war z. B. die Besetzung: Klarinette, Violine und Baßgeige. Aber der bäuerliche Tänzer begnügte sich auch mit wunderlichen Besetzungen, z. B. Klarinette, Geige und Flöte, ohne Baß. Und ebenso ließ er sich zwei Instrumente gefallen. So spielten einmal in den 1830er Jahren eine Klarinette und eine Baßgeige den ganzen Meßti zu *Ohlungen*, dazu konnte der Klarinettist bloß Walzer spielen.

Ja selbst ein einziges Instrument vermochte noch die Tänzer in Bewegung zu setzen. Schon aus älteren Zeiten ist wiederholt von «einem» Spielmann berichtet, so aus *Obermodern*[1] 1738. In den 1850er Jahren spielten einmal zu *Ingenheim* ein Klarinettist und ein Pistonist. Die Tanzstube hatte keine Fenster, und es herrschte eine außergewöhnliche Kälte, so daß immer der eine Musikant sich die Hände wärmte, während der andere spielte. Und es ging auch. Auf dem *Alteckendörfer* Meßti sollte einmal in den 1840er Jahren der Naz von *Dauendorf* mit noch einem Kameraden, einem Posaunenbläser, spielen. Der Naz erschien allein. Man bestürmte ihn mit Fragen, wie es denn komme, daß sein Kamerad nicht da sei. Er fand allerlei Ausreden, sah selbst nach, kam wieder achselzuckend zurück usw. Schließlich sagte er: «Wir können einmal essen!» Als er gegessen hatte, meinte er: «Wir können einmal anfangen!» Der Meßti wurde aufgezogen, der Naz mit seiner Geige an der Spitze. Als dann die Burschen ihre Maiden hatten, fragte niemand mehr nach der Musik. Der Tanz ging

---

[1] Presbyterialprotokolle vom 14. Jan. 1738 und vom 6. Mai 1738 im dortigen Pfarrarchiv.

prächtig, der Naz spielte den ganzen Meßti allein, strich jeden Tag schmunzelnd seine 60 Fr. ein und befestigte aufs Neue seinen Ruhm als hervorragender Geiger.

Daß man auch ohne Musik tanzen kann, erscheint vielleicht unglaublich. Und doch geschah dies einmal am Anfang des 18. Jahrhunderts zu *Eckartsweiler*, wo damals zwei Wirtschaften einander gegenüber lagen. Die beiden Wirte hielten sich gemeinsam einen Klarinettisten. Zuerst spielte er in der einen Wirtschaft einige Takte, die sogleich von dem Getrampel der Holzschuhe übertönt wurden. Als dann der Tanz im Gange war, sprang er schnell in die andere Wirtschaft, um dasselbe Spiel zu wiederholen und nachher wieder auf den ersten Tanzboden zurückzukehren und so fort.

Die Musikanten hatten auf den ländlichen Tanzsälen vielfach einen schlechten Stand. Gewöhnlich gab man ihnen einen Tisch, weniger für die Noten als für Flaschen und Gläser. Es war das Musikantentischchen oder «s' Spielmetischl». Aber nur gar zu oft mußten sie in einer Ecke auf Bierfäßern, leeren Kisten oder Wellen oder auf dem Kreuzstock eines Fensters sitzen und wurden nicht selten von den Tänzern zusammengerannt. Gläser und Flaschen stellten sie einfach auf den Boden. Bisweilen war der Saal so niedrig, daß die Baßgeige überhaupt nicht gestellt, sondern mit einem Strick festgebunden werden mußte, um nicht auszugleiten. Und wenn in einer Scheune getanzt wurde, war es für sie lebensgefährlich, auf der Gerüstleiter zum Heustock hinauf und wieder herabzuklettern.

Einen Dirigenten gab es bei ländlichen Musiken nicht. Waren sie unter sich einig, so sagte der Klarinettist oder der Geiger: «Alle hop!» Er sah sich in der Runde um und machte mit dem Instrument einige taktmäßige Bewegungen, indem er zugleich die ersten Takte spielte. Die andern fielen dann ein. Waren aber mehrere führende Instrumente da, so gab es oft Streit, denn jeder wollte die Ehre des Vorspiels haben.

Auch mit dem richtigen Spiel und Zusammenspiel haperte es manchmal. Oft waren die Blechinstrumente falsch gestimmt, und am Anfang der Meßtizeit hatten die Bläser wunde und blutige Lippen und spielten falsch. Nicht selten war die Baßnote den ganzen Meßti über falsch. In *Wickersheim* wurde einmal so entsetzlich falsch gespielt, daß der Pistonist den Augenblick herankommen sah, wo er mit seinen Kollegen würde hinausgeworfen werden. In der Tat erschien plötzlich der Wirt. Aber er lächelte, drückte jedem Musikanten freundlich die Hand und sagte: «Man meint, daß ihr alle Tage spielt, so exakt gehts!» Und er holte zur Belohnung eine gute Flasche Wein.

Auf alle diese Ungehörigkeiten achtete der Bauer wenig. Die Tanzmusik auf dem Dorfe soll ja keine musikalische Leistung sein, und auf ländlichen Tanzböden kann man weder Harmonielehre lernen noch die Meisterwerke der Tonkunst hören. Wenn nur der Takt beobachtet und einigermaßen laut gespielt wurde, alles andere war nebensächlich.

Früher tranken die Musikanten bloß Wein, gewöhnlich Zehner, d. h. den Liter für 10 Su, später 16 er, eine bessere Marke, in der Regel Roten. Der Zwanziger war schon guter Wolxheimer. Diese Sorte und den Oberländer «Stöpferle» (Flaschenwein) lieferte nicht der Wirt, sondern die Tanzburschen. Und die Musikanten wußten sie sich zu verschaffen, indem sie einfach so lange streikten, bis man ihnen willfährig war. Die stolzen Dorfburschen der guten alten Zeit ließen sich aber nie lange bitten. Und so konnte es nicht fehlen, daß die Musikanten bald in die angeregteste Stimmung gerieten, obwohl sie als trinkfest bekannt sind. Dann erschienen sie als eine malerische Ecke in dem heiteren Bilde der allgemeinen Weinseligkeit, und ihr Benehmen war eben so ungezwungen und natürlich, wie das der gesamten Meßtigemeinde. Sie setzten sich hemdärmelig hin, entfernten das Halstuch und öffneten den Kragen. Nicht selten stülpten sie die Hemdärmel hinauf und öffneten den ganzen Busen. Ländlich, sittlich! Das harmonische Zusammenspiel war bald erschwert, die einzelnen Musikanten spielten falsch, legten auch wohl ihr Instrument beiseite, wenn der Tanz im Gang war. Der eine oder der andere sang, statt zu spielen oder mischte sich unter die Tänzer. Die Augen wurden blöde, der Blick stumpfsinnig, und in den Tanzpausen neigte der oder jener seinen schweren Kopf und nickte sanft ein. Manchmal wurde stundenlang nichts als Walzer gespielt, oft zwei oder drei Mal hintereinander dieselbe Melodie. Niemals wäre es einem Tänzer eingefallen, einem Musikanten den geringsten Vorwurf zu machen, und wenn der Takt zu verklingen drohte, halfen die Burschen durch Stampfen nach. Und alles verlief in ungetrübter Eintracht. Die Musikanten und die Burschen, vorab der Meßtibursch, hielten doch immer wieder treu zusammen, denn sie waren aufeinander angewiesen, und sie besiegelten das kameradschaftliche Einvernehmen durch unzählige Flaschen. Gern ließen sich darum die Musikanten gewisse Spitznamen gefallen. So hießen zwei bekannte Spielleute der Lauterbacher und der Herr Stöpperle und ein Klarinettist der Weidenhebel.

Und eben so willig gaben sie sich in vorgerückter Stunde für allerhand Spaß her, zu allgemeiner Ergötzlichkeit, aber auch wieder zu ihrem eigenen Geldvorteil. So kam es oft

vor, daß Wein oder Bier in ein Blechinstrument gegossen wurde. Blies dann der Musikant hinein, so spritzte es nach allen Richtungen, und das Tanzvolk brach in ein unbändiges Gelächter aus. Schon harmloser war es, wenn man ein Stück Kuchen oder ein Küchel in ein Instrument steckte. Der Musikannt stellte sich natürlich so, als wenn er den Spaß vorher nicht gemerkt hätte. Allgemein bekannt ist der Witz mit dem Bogen der Posaune. Doch machte es jedesmal wieder Vergnügen, wenn ein besonders scherzhaft angelegter Bursche an den Posaunenbläser herantrat und sich mit möglichst dummem Gesicht anbot, ihm beim Herausziehen des Bogens behilflich sein zu dürfen.

War einmal die Haupteinnahme des Tages verteilt, was bei der Anwesenheit eines weniger gewissenhaften Musikanten nicht ohne Streit vor sich ging, so fühlte sich das Musikvolk etwas freier. Einzelne Musikanten verschwanden dann unter allerlei Vorwänden oder auch sang- und klanglos. In den 1840er Jahren ging es einmal zu *Imbsheim* folgendermaßen zu. Der unfähige Bassist nahm das Geld ein. Der eine Klarinettist spielte noch ein wenig, dann machte er einen Rundgang ins Dorf, wurde überall gut bewirtet und kam abends völlig betrunken und zum Spielen unfähig zurück. Der Geiger war bald bezecht, taumelte zur Hintertür hinaus und legte sich in eine Ackerfurche schlafen. Dort fand ihn am andern Morgen ein heimkehrender, fremder Bursche halb erfroren vor. Es blieben noch ein spiel- und trinkfester Pistonist und der zweite Klarinettist, der aber nur eine Polka spielen konnte. Diese beiden wackeren Bläser hielten die ganze Nacht aus und besorgten auch das «Aufstecken». Beschwert hat sich niemand, weder der Wirt noch die Tänzer. Die Musikanten waren sogar noch kameradschaftlich genug, andern Tags die Mehreinnahme mit ihren beiden ungetreuen Kollegen zu teilen.

War der Beruf der Musikanten schon während des Tanzes kein leichter, so war ihr Leben nachher noch schwerer. Nur zu oft — wir müssen hier schon etwas vorgreifen — gelang es ihnen nicht, ihr ersehntes Ruhelager aufzusuchen. Vom Tanzhause weg wurden sie von den Burschen mitgeschleppt, und diese ließen sie bis zum frühen Morgen im Dorfe herum vor den Häusern der verschiedenen Angebeteten nächtliche Serenaden spielen, bis dann eine andere Partei Burschen kam, die bereits geschlafen hatten, und die Rundreise im Dorf und in die Wirtshäuser fortsetzte. So kamen die Musikanten oft mehrere Tage aus dem Trinken nicht heraus und in den Schlaf nicht hinein, und die Vorsichtigen unter ihnen wußten wohl, weshalb sie ihre Schlafstätten geheim hielten.

Eine hübsche Leistung vollführte auch der unter dem Namen «der Martin von *Geudertheim*» bekannte Weber, Hänfer, Musikant und Zeichenkünstler[1] Martin Lorentz, der zugleich Lehrer in Bietlenheim war. In den 1850er Jahren spielte er auf dem *Alteckendörfer* Meßti den Sonntag und die ganze Nacht hindurch. Am Montag ging er zu Fuß nach dem 18 km entfernten Bietlenheim, um bei einer Beerdigung zu singen, kam dann wieder zurück, spielte am Montag die ganze Nacht und noch Dienstag Tag und Nacht durch, ohne ein Bett zu sehen.

Zu was sich die Musikanten manchmal hergeben mußten, beweist ein Vorkommnis auf dem *Hochfelder* Meßti aus den 1850er Jahren. Die Burschen verkleideten sie teils als Dudelsackpfeifer, teils als Bären, und so zog die Gesellschaft den ganzen Meßti-Dienstag von Wirtschaft zu Wirtschaft. Die Bären mußten brüllen und bekamen aus Krippen zu fressen und zu saufen, und das Meßtivolk tanzte beim Klang einer gedämpften Geige und einer Oboe.

Endlich noch ein Beispiel, das uns lehrt, wie die Musikanten ihren Vorteil wahrzunehmen wußten. In *Dunzenheim* lebte in den 1860er Jahren ein alter Soldat, der 14 Jahre bei den Carabiniers gedient hatte. Als nun die Musikanten am zweiten Meßtitage den Rundgang durchs Dorf machten, bließ der Pistonist «zum Satteln». Jener Alte kam sofort begeistert heraus und nahm die Musikanten zu sich. Alle Militärsignale wurden durchgeblasen, manches Erlebnis aus der Soldatenzeit aufgefrischt und dabei manches Krügel Wein geleert. Und am Abend kam der alte Carabinier auf den Tanz und tanzte unter allgemeinem Jubel «drei allein».

Das Musikantenhandwerk war besonders unter Napoleon III. sehr einträglich. Jene Zeit war ja für den elsässischen Bauern eine Zeit des Wohlstandes, wo viel Geld unter den Leuten war, und an die noch mancher Musikant mit Wehmut zurückdenkt, der durch sein Instrument zum wohlhabenden Manne wurde. War der Meßti gut besucht, so lebten die Musikanten nicht nur wie die Vögel im Hanfsamen, sondern sie kamen mit gefüllten Taschen nach Hause, 50—70—100 fr. auf den Mann. Naturgemäß wurden die Wirte ihrer allmählich überdrüssig, denn die Zehrkosten der Musikanten pflegten nicht gering zu sein.

Der Volkswitz drückt die Stimmung des Wirtes sehr zutreffend wie folgt aus. Der Wirt empfängt die ankommenden Musikanten: «Sin ihr do, ihr Herre? Mer han schon lang uf

---

[1] Vgl. Kassel in Band XXI dieses Jahrbuchs, S. 278f.

i (euch) gewart. Jetz komme numme, sitzen an, mer han i e guets Esse gerüst». Am zweiten Tag sagt der Wirt zu seiner Frau: «Frau, gib dene Müsikante ze-n-esse, daß se-n-uf d'Tanzstub komme». Am dritten Tag waren es «die Männer do», das Essen mußten sie schon verlangen. Am vierten Tag fuhr sie der Wirt an: «Was dürmeln ihr als noch do herum? Mache, daß ihr fortkomme, ihr Lumpe, mit euerem Gedudels. Ich hab e Kopf wie e Sester so dick!» Zu essen bekamen sie überhaupt nichts mehr. Doch tat dieser unglimpfliche Abschluß der Freundschaft keinen Abbruch, im nächsten Jahre waren beide Parteien froh, wenn sie wieder zusammenkamen.

Bei schlechtem Wetter machten aber die Musikanten schlechte Geschäfte. Sie gingen mit leeren Taschen von dannen und trösteten sich oft einen ganzen Tag lang in anderen Dörfern, so daß sie schließlich noch von ihrem Geld zusetzen mußten.

Noch sind diese biederen, der Poesie nicht entbehrenden Dorfmusikanten nicht ausgestorben, und mancher Wirt sähe es als eine Schande an, sie zu verstoßen. Doch immer mehr wird ihnen eine tötliche Konkurrenz durch die Militärmusiker gemacht, die der Wirt einfach durch Postkarte bestellt, und die allerdings eine tadellose Musik liefern. Bei einem kleinen und verkümmerten Meßti genügt aber ein Spengler mit einer Ziehharmonika oder — ein Zigeuner mit seiner Geige. Der Zigeuner ist zwar billiger und hat auch den Vorzug der Nüchternheit, dafür füllen aber seine im Meßtigewoge auftauchenden zahlreichen Stammesgenossen ihre Taschen um so gründlicher.

Die Musikweisen. Besonderes über die Tänze.

Das Landvolk legte früher kein großes Gewicht auf ausgewählte Melodien. Die Musik war ihm auch in ihrer einfachsten Art anziehend und willkommen. Natürlich hing es besonders an seinen Lieblingsweisen und verlangte von den Musikanten, daß diese vorzugsweise «aufgemacht» oder «heruntergemeißelt» wurden.

Wir haben schon öfters die Serenade erwähnt. Unter einer Serenade, in der Mundart «Sernåd», versteht man ein Ständchen, das zur Ehrung bei verschiedenen Gelegenheiten gespielt wird. Im Kreise Weißenburg nennt man es Leibstückel, in Lothringen Ambard (vom frz. aubade, Morgenständchen, nicht von frz. à part und nicht von ahd. ambacht = Amt). Die Serenade steht namentlich bei älteren Leuten in hohem Ansehen. Sie besteht aus einem langsamen, getragenen Teil und aus einem schnellen Teil. Letzterer ist in der Regel ein Satz im $^2/_4$- oder $^6/_8$-Takt. Ersterer besteht meistens aus einem

Volkslied, einer «Arie» religiösen oder ernsten Inhalts. Besonderer Beliebtheit erfreut sich ein als «Apfelgrüner Marsch» bekanntes geistliches Volkslied.[1] Da die Serenaden vielfach aufgezeichnet wurden, so sind uns in alten Musikbüchern die Weisen zahlreicher Volkslieder erhalten.

Die Melodien der Tänze haben die alten Musikanten zum Teil selber komponiert. Ein bekannter Komponist war der alte Johann Schnepp aus *Mühlhausen*, dessen Ländler noch jetzt bis nach Bläsheim hin als «Schneppenwalzer» hie und da gespielt werden. Nicht selten aber schrieben sie aus einem gedruckten Musikhefte, namentlich von einer französischen Militärmusik ab und gaben dies dann als eigenes Erzeugnis aus. Bisweilen wurden sie von mißtrauischen Kameraden beim Plagiat erwischt, oder sie gestanden es selber in einer schwachen Stunde. Solche angeblich neue Sachen wurden freiweg mit einem kühnen Namen belegt, und so entstanden eine Reihe von «Kochersbergern», der Dunzenheimer Walzer, der Marie-Louise-Walzer (der Karneval von Venedig) und viele andere. Ferner schrieben die Musikanten auch von einander ab, und hierbei wurde manches verändert, genau wie beim Texte der Volkslieder. Andererseits bekamen bekannte Tänze einen volkstümlichen Text, oft unsittlicher Art untergeschoben und wurden dann unter diesem Namen bekannt. So heißt der bekannte Walzer «O du mein himmlisches Kind» nach einem Vorkommnis auf dem Meßti zu *Obermodern* («O wann ich numme s'Lämmer-Mejl[2] hätt'») allgemein der «Lämmer-Mejl-Walzer». Leider wurden viele Musikalien im Nachlaß verstorbener Musikanten von den Hinterbliebenen nicht genug gewürdigt, sondern verschleudert und verbrannt

Was nun das Tanzen selbst betrifft, so kannte man auf dem Lande bis in die 1840er Jahre von Rundtänzen bloß den Walzer und den Hoppler.

Der Walzer war von jeher, wohl seit Jahrhunderten, der beliebteste Tanz. Noch heute wird er auf dem Dorf mit unübertrefflicher Anmut getanzt. Die Tänzer schwelgen förmlich in den wonnigen Gefühlen der Liebe. In der Regel spielte man 2 Walzer und 1 Hoppler, oft wurde aber auch stundenlang bloß Walzer getanzt. Der Ländler[3] hatte im Elsaß bloß eine

[1] Der Name kommt wahrscheinlich vom Regiment Appelgrehn, das 1740 in Straßburg lag und seinen Werbeplatz im Elsaß hatte. Oberstleutnant Peter Appelgrehn, ein Schwede, befehligte es von 1734—1742. Text und Melodie sind vom Verf. in Nr. 1 (1907), S. 11 der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung veröffentlicht. — [2] Die Maria Lämmer. — [3] Vgl. auch: Kassel, Der Ländler im Elsaß in Nr. 6, S. 119 ff. der Els.-lothr. Gesang- und Musikzeitung, mit Notenbeispielen.

musikalische Bedeutung. Man verstand darunter einen Walzer mit verschnörkelter Tonfolge nach Art des Jodlers. Er blühte von 1810 bis etwa 1860. Sein Tanzschritt war eher schneller als der des Walzers, während der im nördlichen Unterelsaß noch in den 1860er Jahren vielfach übliche «bayerische Dreher» langsamer getanzt wurde. Eine besondere Art des Walzerschrittes besteht darin, daß das Paar, ohne sich zu drehen, auf die 3. Note des 2. und die 1. Note des 3. Taktes, dann auf die 3. Note des 4. und die 1. Note des 5. Taktes usw. zwei Schritte nach vorwärts macht. Man tanzt diese Art, um sich auszuruhen, während höchstens eines Satzes mit Wiederholung.

Der Walzer wurde, soweit sich durch mündliche Ueberlieferung feststellen läßt, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und am Anfang des 19. Jahrhunderts als «Ringeltanz» ausgeführt. Der Bursche faßte mit seiner Rechten die Linke des Maide und hob sie in die Höhe. Beide Tänzer wiegten den Körper mit großer Anmut seitlich in verschiedene Lagen, indem die Knie, das Gesäß und die Schultern fortwährend ihre Stellung wechselten. Zugleich drehte sich jeder der beiden Tänzer um die hochgehobenen Hände im Kreise herum. Die Kenner des alten Ringeltanzes sind sich darin einig, daß die persönliche Tanzkunst dabei mehr zur Geltung kam, als beim Tanz durch Anfassen. Letzterer kam in den Landgemeinden in den 1830er und 1840er Jahren auf. Der Ringeltanz verschwand aber erst Ende der 1850er Jahre vollständig. Nur in *Hunspach*, *Ingolsheim* und Umgegend wird noch hie und da das «Schlüpfle» (Verkleinerungswort des Zeitworts schlupfe = schlüpfen) getanzt. Zuerst tanzt das Maide einen Ringeltanz um den Burschen herum. Dann faßt es ihn an seinem hocherhobenen Zeigefinger und tanzt den Ringeltanz unter dessen Arm immer weiter, während der Bursche im Tanzschritt geradeaus geht. Jeder Tanz, nicht allein der Walzer, kann geschlüpfelt werden.

Der Hoppler (hoppeln = springen), in *Ittenheim* und Umgegend Springer, im Kochersberg Hopser genannt, war ein Galopp. Er verkörperte die überschäumende Fröhlichkeit und Ausgelassenheit des Tanzvolkes und war daher eher Sache der übermütigen Burschen, während die Maiden mehr am Walzer Wohlgefallen fanden. Er wurde mit Anfassen getanzt. Der «Hoppeltanz» war schon im 13. und 14. Jahrhundert bekannt, zwei Tänze dieser Art hießen Hoppelrei und Hoppaldei.[1]

---

[1] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, I, 257.

Bei diesen alten Tänzen ging die Musik immer in demselben Ton weiter, gewöhnlich waren es bloß zwei Sätze.

Ende der 1840er Jahre kam auf dem Lande die Polka (in der Mundart: der Polka) auf, die sich kurz vorher in der Stadt eingebürgert hatte. Anfangs wollte sie den Bauern gar nicht behagen, man sagte ihr sogar nach, daß von ihr als Strafe des Himmels die Cholera uud die Kartoffelkrankheit herrühren.[1] Es erregte ungeheures Aufsehen, als anfangs der 1850er Jahre auf dem *Hochfelder* Meßti von einer Straßburger Musikgesellschaft unter Leitung des Instrumentenmachers Roth zum ersten Mal Polka gespielt und dazu getanzt wurde. Noch heute lebt in *Schwindratzheim* ein Schneider, der damals den jungen Mädchen Polkastunden gab, und der den Beinamen der Polkaschneider behalten hat. Mehrere elsässische Volkslieder besingen auch die Polka. Nach Einführung der Polka kam der Hoppler allmählich ab und ist heute ganz vergessen.

Etwas später als die Polka trat die Mazurka auf, im Volksmund anfangs Masüriana, Marsivienne und Marseillena, heute Masürkâ genannt. Es folgte der Schottisch oder deutsche Polka (Rheinländer), während die Polka «der französische Polka» hieß. Doch nannten die französischen Musikbücher die Polka umgekehrt «Allemande», und so sind die ältesten Polkatänze auch in elsässischen Notenheften bezeichnet. Der Schottisch wird heute auch so getanzt, daß auf jede Viertelsnote eine halbe Kreisdrehung kommt. Diese schwindelerregende Geschwindigkeit hält man aber nicht lange aus.

Das Menneweh (Menuett) und der Wissewie (vis-à-vis) scheinen in den 1840 er Jahren nur vorübergehende Bedeutung gehabt zu haben. Wahrscheinlich beruhten sie bloß auf dem Bestreben, irgend einen willkürlichen Tanzschritt mit einem stadtmodischen Namen zu benennen. Das Menuett soll ein wilder Tanz gewesen sein. Auch der Kochersberger, der bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Kochersbergerland getanzt wurde, soll ein wilder und zugleich anmutiger Tanz gewesen sein, der an die Tanzkunst große Anforderungen stellte. Am Anfang des 19. Jahrhunderts scheinen auch Dreier- und Vierertänze im Hopplertempo üblich gewesen zu sein. So wurden in *Fürdenheim* um 1810 Ringeltänze zu 3 und 4 getanzt, bis einmal 1821 ein Maide infolge allzu tollen Tanzens auf dem Meßti tot umfiel. Ende der 1850er Jahre wurde zu *Schwindratzheim* russisch und walachisch getanzt. Es waren jedenfalls scherzhafte Tänze im Anschluß an den Krimkrieg.

Die Singtänze, Tanzlieder und Tanzreime, Gesellschafts-

[1] Stöber, Der Kochersberg. S. 49.

spiele und Kunststücke, ferner die leichtbeschwingten Reimereien der vorgerückten Stunde, behalten wir einer besonderen Veröffentlichung vor, die letzteren jedenfalls in Verbindung mit dem Volkslied, von dem sie sich nicht leicht scheiden lassen. Obwohl es sich auf diesem Gebiet bloß noch um Trümmer handelt, ist es doch noch recht ansehnlich.

Die Tänze sind heutzutage dieselben wie die allgemein üblichen. Die Tanzfolge bestimmt der Meßtibursch oder die Musik selbst.

Beim Anfassen der Paare in der jetzt allgemein üblichen Weise gilt als Regel, daß das Maide möglichst innig und fest umschlungen wird. Jeder Tänzer tut dies, wie es ihm paßt, so daß man von einer einheitlichen Haltung nicht sprechen kann. Entweder umfängt der Bursche das Maide mit beiden Armen und oft mit fest zusammengefalteten Händen hinten um die Taille, während das Maide beide Hände von seitwärts auf die Schultern des Burschen legt. Oder beide legen sich gegenseitig die im Ellbogen gebeugten Vorderarme seitlich an die Oberarme oder hinten auf beide Schulterblätter oder seitlich unter den Armen an den Brustkorb. In dieser letzteren Stellung ist es dem Burschen möglich, das Maide während des Tanzes in die Höhe zu heben. Neben diesen Arten des Tanzens ist auch die allgemein gebräuchliche Haltung üblich, wobei nicht selten, die Arme in außergewöhnlicher Weise in die Höhe oder seitlich hinausgestreckt werden oder die Tänzerin ihren linken Arm dem Burschen fest um den Hals schlingt. Als besondere Geschicklichkeit gilt es, «links herum» zu tanzen.

Was die neuzeitlichen Tanzweisen betrifft, so werden sie von den Alten vielfach verachtet: die Tänze waren früher schöner und besser, die Stadtmusikanten können nichts, und was sie spielen, ist eine Leier. Aber das junge, durch die Stadtmode angesteckte Landvolk verlangt schon die neueren Tänze und Gassenhauer und singt kräftig mit, und wenn heutzutage eine Musik die «lustige Witwe» nicht spielen kann, so gilt sie ihm als rückständig.

Der Zuckerstand. Die Lebkuchen.

Von besonderer Bedeutung ist von Alters her der Zuckerstand oder der Lebkuchenstand. Es ist eine Krambude oder auch ein einfacher Tisch, wo man die gewöhnlichen Süßigkeiten kaufen kann, Zuckerstängel, Krachmandeln und Schokolade für die Kinder, «Pappeljuten» (frz. papillotes) und Lebkuchen für die Maiden. Seit dem Vordringen des neuzeitlichen Meßti mit seinen Buden auch ins kleinste Dorf hat der früher so bedeut-

18

same Zuckerstand seine Wichtigkeit eingebüßt. Der alte Bauernmeßti hatte bloß den einen Zuckerstand, der entweder auf der Straße oder im Hof, in der Scheune, unter der Durchfuhre aufgeschlagen wurde und zur Zuständigkeit des Meßtiburschen gehörte. Er ließ die Lebkuchen im Dorfe selbst oder auswärts backen, oft einen ganzen Bennenwagen voll. Sie waren nicht verzuckert, meistens rund, hatten etwa 12 cm im Durchmesser und in der Mitte eine geschälte Mandel. Das Stück kostete den Meßtiburschen 1 Su, er bekam aber 14 oder 15 ins Dutzend und verkaufte es für 1 Mark, früher 1 fr. Oft wurden große Mengen Lebkuchen abgesetzt, bei schlechtem Wetter und schwacher Beteiligung blieben aber dem Meßtiburschen viele übrig, die er dann im Dorf zu verkaufen suchte. So kaufte 1902 der *Griesbacher* Meßtibursch 72 Dutzend in Wörth, 1895 gingen in *Ringendorf* 157 Dutzend ab, und in *Alteckendorf* werden noch heute nicht selten bis 200 Dutzend vertrieben.

Die Lebkuchen sind ein Leckerbissen für den Bauern, sie dienen aber auch dutzendweise als Geschenk für die Tanzmaiden. Ein solches Geschenk wird z. B. von einem Fremden, auch von einem eingeladenen Städter für die Töchter des Hauses erwartet. Als besonders sinniges Geschenk wird der Tänzerin ein Herzlebkuchen verehrt. Das ist ein Lebkuchen in Herzform mit einem Mädchenbilde oder Blumen und dazu passendem Spruch.

Die Papilloten, etwa handtellergroße Stücke Malzzucker oder Karamel, waren früher sehr beliebt. Der Bursche kaufte zwischen zwei Tänzen seinem Maide eine Papillote und sonstiges «Zuckerdings», damit sie «süßer lugt». Die Papillote war in Goldpapier eingewickelt und hatte ebenfalls einen sinnigen Reimspruch. Das Maide ließ den Spruch des Lebkuchens oder der Papillote einrahmen und hängte das Bild in seinem Schlafzimmer unter dem Spiegel auf. Noch heute gehören solche Sprüche aus den 1850er und 1860er Jahren zu den sorgfältig gehüteten Andenken an die goldene Jugendzeit. Da sie schon seit mehreren Jahrzehnten immer seltener werden, mögen hier zwei Sprüche aus dem Jahre 1845 Platz finden. Von einer Papillote, in einem Blumenkranz in Herzform:

Andenken.

Im Herzen will ich Dir ein Denkmal bauen,
Du aber schenke mir stets Dein Vertrauen!
Du bist nun ewig mein, nichts soll uns trennen,
Wirst Du mich nur allein als liebend nennen.

Von einem Herzlebkuchen, unter einem Mädchen in städtischer Tracht:

Marie.

Ach, dahin sind alle meine Freuden,
Wenn ich jemals Dich verlassen muß.
Nein, das Schicksal darf uns niemals scheiden,
Denn das Herz bricht mir der Scheidekuß.

Spiele. Preiskegeln und Preisschießen. Lotterien. Wettläufe. Kinderbelustigungen.

Es ist bekannt, daß der elsässische Landmann eine besondere Schwäche für das Glücksspiel, für Lotterien, Versteigerungen und Wetten hat und sich dabei nicht selten stark aufregt. Unzählig sind in alter Zeit die Verordnungen, die sich gegen die Spielwut richten, und wir dürfen auch wohl annehmen, daß gerade am Meßti das Spiel in erheblichem Umfange betrieben wurde. Welche Spiele und wie sie am Meßti gespielt wurden, darüber fließen die Quellen recht spärlich.

1414 spielte man auf der Johannismesse zu *Straßburg*[1] in einem besonders dazu eingerichteten Hause «den heißen Stein». Ferner war erlaubt zu «waben», im Brett (Tricktrack) und mit Karten zu spielen. 1558 ist auf dem *Zaberner* Meßtag[2] das «Lustlinsspiel mit Bocken oder anderem Würfelspiel» als verboten bezeichnet, erlaubt waren das Brettspiel, «Bauern, Eins und Hundert, Flussen». 1592 finden wir dort «das groß über Pfenning und Kreuzer Spill» und 1724 «das Karten- und Würfelspiel, über Pfenning und Kreuzer». 1655 waren in *Börsch*[3] «ein Brett mit 12 bleiernen Kugeln» und «ein Brett mit 12 Zahlpfenningen» erlaubt. 1737 wurden in *Alteckendorf*[4] Würfel- und andere Spiele gehalten. Welches diese Spiele waren, ist leider nicht gesagt. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts scheint das Würfelspiel am Meßti die Oberhand unter den Spielen gewonnen zu haben. In einem Dekret der hanauischen Regierung vom 15. Juni 1740[5] heißt es das teuflische Würfelspiel, während das Kartenspiel bloß sündig und das Kegelspiel ärgerlich und unschicklich ist. Im Gegensatz zu dieser von religiösem Geiste geleiteten Regierung beschützte die bischöfliche Stadt *Zabern* das Spiel, indem sie schon im 17. Jahrhundert den Meßtaghütern vorschrieb, daß sie «3 Basch gute gleichlinge Würfel» zu halten haben.[6]

---

[1] Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsaß. Straßburg, Schmidt u. Grucker, 1843. B. III, S. 103. — [2] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 42. — [3] Ratsprotokolle im dortigen Gemeindearchiv. — [4] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv. — [5] Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*. — [6] Adam, a. a. O., S. 30.

Mit Würfeln wurde vor allem um Geld gespielt, und zwar geschah dies in Wannen, die zuerst 1528 in *Zabern*,[1] dann 1602 und 1614 in *Börsch*,[2] wo sie verboten wurden, 1638 und 1639 in *Zabern*[1] und 1737 in *Alteckendorf*[3] erwähnt sind. Bis in die 1870er Jahre würfelte man allgemein auf dem ländlichen Meßti. Als starke Würfeldörfer waren bekannt: *Preuschdorf*, *Schwabweiler*, *Walburg*, *Griesbach*, *Schweighausen*, *Weyersheim*,[4] *Wilwisheim*, *Kilstett*, *Wanzenau*, *Reitweiler*, *Klingenthal*, *Grendelbruch*, *St. Louis* (Kanton Pfalzburg) und *St. Johann-Kurzerode*. Sie wurden von weither besucht, *Reitweiler* z. B. bis von Erstein. Da spielte man oft ganze Nächte hindurch. Die Wannen — zwei und mehr — standen im Hof, in der Scheune oder unter einem Schuppen. Nicht selten spielte man aber auch auf einem Tisch in einem Nebenzimmer oder in einem Privathaus, besonders im Hause des Steigerers. Auch Maiden und Frauen beteiligten sich an dem Spiel. In der letzten Zeit seines Bestehens wurde es, wie folgt, gespielt.

Man würfelte zu zweien mit drei Würfeln über 11 und unter 11. Der eine sagte «über 11», der andere «ich halts» oder «'s gilt!» Der Einsatz, der bar auf die Wanne gesetzt wurde, betrug 1—20 Franken oder Mark. Davon hatte der Meßtibursch 10 %, «vom Franken e Grosche», später «vom Marik e Nickel», die er sofort abzog. Wurde 11 geworfen, so strich der Meßtibursch den ganzen Einsatz ein: die beiden Spieler hatten «geschollert» («schollern» — zu «schalten», schieben). Oft spielten die Zuschauer mit, indem sie offen oder heimlich auf Treffer oder Verlierer wetteten. In diesem Fall, der dem Zehnten nicht unterworfen war, kam der Meßtibursch um seinen Gewinn. Wenn einer verlor, sagte er manchmal «Paroli!», dann gings ums doppelte. Und wenn er so mehrere Male hintereinander verloren hatte, war er oft in kürzester Zeit ausgeplündert. Ein flotter Bursche tröstete sich dann mit den Worten: Ob man das Geld so oder so ausgibt, fort geht es doch! Von dem bedeutsamen Ausdruck «Paroli», der schon so manchen Spiel-Hansmichel ins Unglück gestürzt hat, bekam in manchen Dörfern, besonders in Lothringen, das ganze Spiel seinen Namen. Es wurde gewöhnlich mit großer Leidenschaft gespielt, und der Alkohol trug das seinige zur Erhöhung der Spielwut, leider auch oft zum Betrug

---

[1] Adam, a. a. O., S. 41. — [2] Ratsprotokolle im dortigen Gemeindearchiv. — [3] Presbyterialprotokoll vom 5. Nov. 1737 im dortigen Pfarrarchiv. — [4] Schon 1476 wurde der Weber Mathias von *Weyersheim* ans Halseisen gestellt und dann mit Ruten zu Straßburg hinausgepeitscht, weil er am Karfreitag um Geld gewürfelt hatte (Notiz der «Straßburger Post», Nr. 1126 von 1906).

bei. Versessene Spieler, die gewöhnlich nicht zu den Klügsten gehören, hielten mitunter die ganze Nacht aus, ohne einen Schluck zu trinken oder einen Bissen zu essen. Da gingen oft große Summen, manchmal mehrere hundert Franken verloren, freilich war früher auch mehr Geld unter den Leuten.

Der Ertrag des Würfelspiels war für den Meßtisteigerer bezw. den Meßtiburschen eine bedeutende Einnahme, und es lohnte sich für ihn sehr wohl, einen vertrauten Freund mit seiner Vertretung bei den Wannen zu beauftragen. Niemand außer dem Steigerer hatte das Recht, Spiele zu halten. Auf dem alten *Hochfelder* Meßtag mußte der Uebertreter dieser Vorschrift dem Steigerer seinen Verlust ersetzen, und der Steigerer durfte den Verlust selber angeben.[1] Auf dem alten *Zaberner* Meßtag (1741) fiel der Erlös des Würfelspiels an die Meßtagshüter.[2]

Anfangs der 1870er Jahre wurde das Würfelspiel um Geld durch die Polizei unterdrückt. Zuerst sahen die Gendarmen, weil es tief eingewurzelter Brauch war, durch die Finger, aber später wurde das Verbot streng durchgeführt. Die Wirte und die Gemeinden bedauerten es sehr, denn das Würfeln in Wannen übte stets eine große Anziehungskraft auf die Fremden aus. Am meisten aber wurde der Meßtibursch geschädigt, der nicht selten seine Taschen füllte. So gab z. B. der *Reitweiler* Meßtibursch einmal in der Meßti-Sonntagnacht der Wirtin 500 fr. zum Aufheben, weil er fürchtete, daß sie ihm wieder abgenommen würden.

Von diesem Spiel um Geld ist das harmlose Würfeln um Geschirr wohl zu unterscheiden. Wir sind ihm bereits an den Spielsonntagen vor dem Feste begegnet. Schon 1766 ließ der Meßtagsbursche von *Obermodern*[3] Teller ausspielen. In der Regel warf man um weiße Teller und Krügeln oder um eine Suppenschüssel, in letzter Zeit auch um Glasgeschirr, in *Bläsheim* um ein seidenes Halstuch. Gemeinsam mit dem Geschirr oder an getrennten Tagen wurden auch Lebkuchen herausgewürfelt, besonders südlich der Breusch, und zwar einzeln oder dutzendweise, auch Herzlebkuchen. Wenn der Tanz im Gang ist, macht der Meßtibursch oder sein Vertreter, so lange es hell ist, mit einem Krügel in der Hand einen Rundgang im ganzen Tanzhaus, insbesondere auch in den Kammern, von Tisch zu Tisch, oft auch im Hof und selbst auf der Straße. Er schüttelt das Krügel, daß die Würfel da-

---

[1] Gemeinderatsprotokoll vom 14. Fructidor XI (= 31. August 1803). — [2] Adam, a. a. O, S. 41. — [3] Presbyterialprotokoll vom 22. Febr. 1767 im dortigen Pfarrarchiv.

rin rappeln, und den Spielern ist diese Aufforderung wohl bekannt. Das Spiel geht vonstatten, wenn sich ein ganzer Tisch, 4—8 Personen beteiligen. Der Einsatz ist 4—10 Pf., die höchste Nummer oder der höchste Pasch gewinnt. Der Gewinner bekommt einen großen Lebkuchen oder einen «Bon» aus Blech und dann für mehrere Bons ein Stück Geschirr. Sowohl die Lebkuchen als das Geschirr wurden den Maiden geschenkt. Wer Geschirr gewinnt, bezahlt in manchen Dörfern des Kirwegebiets einen Teller voll «Hirzbörnle» für die Kameraden desselben Tisches. Der Kirwebursch liefert sie für 60 Pf. Ist der Gewinner ein verheirateter Mann, so übt er solche Freigebigkeit nicht.

In *Zellweiler* würfelt die Jugend um Kuchen und Bretzeln, früher um Kugelhopf und um gebratene Würste, eine dortige Besonderheit.

Bisweilen wird das Würfeln um Geschirr noch mehrere Sonntage fortgesetzt. Heute ist es fast allenthalben in Abgang geraten. Streit und Aufregung mögen nicht zum geringen Teil daran schuld sein. Nur in einem Streifen Land am Westrande unseres Gebiets, dessen Grenzen im vorletzten Abschnitt angegeben werden sollen, wird das Recht, «um Kuchen und um Geschirr zu spielen», versteigert, und es herrscht dort ein großer Betrieb. Lebkuchen und Geschirr werden teils in den Wirtschaften, teils an einem Stand herausgewürfelt, und der Bürgermeister gibt noch einen 3. Spieltag zu, wenn die Gegenstände in 2 Tagen keinen Absatz fanden. Mancherorts, so in *Dinsheim* und *Oberhaslach*, haben die Conscrits das Recht, Lebkuchen auswürfeln zu lassen, und sie gehen dann zu je zweien mit Sträußen und Bändern am Hut in den Wirtschaften herum.

Das Kegelspiel ist, heutzutage wenigstens, lothringische Eigenart. Es wird entweder um Geld oder um einen Gegenstand gespielt: Hammel (*Hommert*), Hahn (*Hommert*, *St. Louis* bei Saarburg), Hase, Kaninchen, Gans, Unterjacke, Foulard. In *Walscheid* pflegt man das «kleine Kegelspiel» auf der schiefen Ebene. Die Spieler müssen an den Unternehmer für jede Partie etwas zahlen. In früherer Zeit wurde zu *Zabern* eifrig gekegelt. 1750 ersuchten die Meßtagshüter den Stadtrat, zwei Kegelbuben anzustellen, «damit kein Unglück geschehe, daß man den Spielern oder Meßtaghütern schier die Beine entzwei geworfen.»[1] Noch 1849 wurde dort ein Hammel herausgekegelt,[2] desgleichen in *Pfaffenhofen* vor 1870. Das Preiskegeln in

[1] Adam, a. a. O., S. 32. — [2] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg. Silbermann, 1849, p. 225.

Grüneberg (1900), *Königshofen* und *Musau* (1904) hat keine sittenmäßige Bedeutung.

Ebenfalls in Lothringen, besonders in der *Dagsburger* Gegend, war das Preisschießen üblich, gewöhnlich um einen Hammel. Es kam aber allmählich ab, da die polizeilichen Vorschriften über die Beschaffenheit des Schießstandes nicht erfüllt werden konnten. Zuletzt wurde wohl 1904 in *St. Louis* (Kr. Saarburg) geschossen. Im Elsaß gab es ebenfalls hie und da aus Anlaß des Meßti ein Scheibenschießen, so öfters in *Klingenthal* um einen Hammel, ein Gewehr oder eine Uhr, in *Dorlisheim* um ein Weinfaß, in *Wisch* und in den 1840er Jahren wiederholt zu *Schwindratzheim* um einen Hammel. Bis in die 1860er Jahre schoß man vielfach um die Wette nach einer hölzernen Ente auf der Spitze des Meßtibaums.

Wettläufe von Männern und Frauen um Halstücher oder Taschentücher wurden bis 1870 vielfach veranstaltet, namentlich in *Grafenstaden* und *Hatten.*

Von volkstümlichen Glücksspielen hat das Messerspiel in Lothringen die größte Verbreitung gefunden. Mit Rücksicht auf die ausgedehnten Fleischschmausereien in der dortigen Gegend ist ein gutes Messer, das der Bauer bekanntlich bei sich trägt, besonders dienlich. So kam alljährlich auch ein Messerschmied aus dem krummen Elsaß auf den *Dossenheimer* Meßti, um in der Nähe des Tanzhauses seinen Stand aufzuschlagen. Der Spielhalter läßt in hohlen Zäpfchen verborgene, zusammengerollte Spielkarten aus einem Sack ziehen. Auf 50 leere Karten kommen 12 Bilder. Das Bild gewinnt, und die Qualität des Messers ist nach der Reihenfolge König, Dame, Bube verschieden. Gewöhnlich kostet dreimaliges Ziehen 50 Pf., 8 maliges 1 M. In gleicher Weise wird auch hie und da um Teller, Tassen und Krügeln gespielt, die der Spielhalter in einem Korbe mitträgt. Er geht damit in die Wirtschaften und in die Privathäuser. Aehnlich wurden früher zu *Schleithal* am «Lottertisch» allerlei nützliche Gegenstände durch Papiere mit Nieten in einem Sack ausgespielt. Wahrscheinlich war auch das Puppaperspiel auf dem alten *Zaberner* Meßtag [1] ein ähnliches Ziehspiel.

In *Oberhaslach* lassen die Conscrits in ihrer Tracht (weiße Hosen, Hut mit Strauß und Bändern) mit behördlicher Erlaubnis einen Gegenstand im Werte von 6—20 M. ausspielen. In *Dorlisheim* wurde 1902 eine Lotterie von 3000 Losen zu 25 Pf. ausgespielt. Der Hauptgewinn war ein großes Faß, das am Meßti-Sonntag in Begleitung von 40 stattlichen Reitern in alter Landestracht durch das Dorf gefahren wurde. In *Mundols-*

---

[1] Adam, a. a. O., S. 33.

heim wird regelmäßig ein Kaffeeservice, in *Wimmenau* ein Halstuch, in *Winzenheim* mehrere Gegenstände ausgelost, so 1897 ein halböhmiges Fäßchen, ein Hammel, ein Foulard, ein Regenschirm und ein Kaffeeservice. Auch in den Arbeiterdörfern *Monsweiler*, *Eckartsweiler*, *Ottersthal* und *St. Johann* bei Zabern findet stets eine Zettellotterie um eine Uhr oder einen Regenschirm statt. Endlich seien die anläßlich des Meßti veranstalteten Armenlotterien erwähnt in *Grüneberg* 1900 (um ein Schwein), *Illkirch-Grafenstaden* 1904, *Bischheim* 1902 (um einen Hammel), 1905, 1906 und 1908.

Besondere Ergötzlichkeiten für die Kinder sind, abgesehen vom Kletterbaum, selten. Vor 1852 verteilte einmal der Bürgermeister von *Stotzheim* Baron Josef von Andlau abends Lebkuchen, Würste und Obst unter die Dorfkinder. Eierlaufen, Sackspielen und Wurstschnappen wurden auf den Straßburger Vorortsmeßti häufig gesehen. Eine *Schiltigheimer* Besonderheit ist das Wettessen von trockenen Wecken (Semmeln) um den Siegespreis von 10 Pf. Daselbst wurden auch in den 1880er Jahren folgende Veranstaltungen getroffen. Auf einem Pritschenwagen stand ein Teller mit Mehl, worin Geldstücke lagen. Eine Anzahl von Jungen mußte, die Hände auf dem Rücken, mit dem Munde die Geldstücke herausholen. In gleicher Weise wurde ein Bippeleskäs-(Quark-)Essen abgehalten. Beim Vertilgen dieser beliebten Speise beschmierten sich die Kinder die Gesichter, bekamen auch oft Streit und bedienten sich dann des Käses als Waffe. Da diese Aufführungen während einer holperigen Fahrt durchs Dorf stattfanden, erregten sie die größte Heiterkeit der Zuschauer.

«Drei allein» tanzen.

Mitten im fröhlichsten Meßtitreiben verkündet plötzlich der Meßtibursch «drei allein!» Die Tanzgesellschaft stellt sich im Kreise herum auf, die Musik setzt ein und spielt dem angesagten Paare drei Tänze allein, gewöhnlich zwei Walzer und eine Polka. Die drei Tänze sind kurz, sie bestehen aus dem 1. Satz, dem 2. Satz und dem Trio, oft ohne Wiederholung. Dazu ist vielfach der Brauch eingerissen, daß nicht 3, sondern 2 Tänze gewährt werden, so in *Ringendorf* und *Winzenheim*, oder gar bloß einer, wie in *Dunzenheim*, vorausgesetzt daß die Allein-Tänzer es sich gefallen lassen. In *Ringendorf* haben Meßtibursch und Meßtimaide, wie es scheint in vereinzelter Weise, das Vorrecht, bei «drei allein» mitzutanzen.

Ob wir «drei allein» als Ueberbleibsel alter Tänze, insbesondere des Hahnentanzes anzusehen haben, steht dahin. Der

Gedanke, der ihm zu Grunde liegt, ist so einfach und natürlich, daß wir füglich keine abseitsliegenden Vermutungen aufzustellen brauchen, sondern die Sitte ganz gut aus sich selbst heraus erklären können. «Drei allein» sind eine Ehrung für den einen oder für beide Tänzer. Als einem Vorrechte des Meßtiburschen und des Meßtimaide sind wir dem Brauche schon begegnet. In der Regel sind es drei Tänze zu Ehren eines Maide. Der Bursche will dem versammelten Tanzvolke zeigen, wer seine Angebetete ist. In diesem Sinne ist schon 1627 vom Meßti von *Rosenweiler*[1] bei Rosheim über ein Paar berichtet, das «Einen danz drey gethan». Oder der Gast aus dem Herrenstande tanzt mit seiner Gastgeberin oder deren Tochter, und hier reichen sich Anstand und Sitte die Hand. Seltener gilt die Ehrung dem männlichen Teil, z. B. dem Bürgermeister, gewöhnlich einer Mehrheit. So werden vielfach den Gestellungspflichtigen der Jahresklasse oder den verheirateten Männern oder den Burschen aus einem Nachbarsdorfe oder den Fremden insgesamt, in *Buchsweiler* den 4 Burschen, die den Meßtihammel führten, drei allein gewährt. Auf dem *Alteckendörfer* Meßti 1906 bot mir der Meßtibursch das Meßtimaide zum drei allein tanzen an als Dank dafür, daß ich das Meßtitanzvolk mehrmals hatte photographieren lassen. Und fast auf jedem Meßti leistet sich ein Mann, selbst ein Greis, in fröhlicher Laune das Vergnügen, drei allein zu tanzen, zur großen Heiterkeit der Meßtigemeinde. Es ist zwar ein Spaß, und es wird auch eine scherzhaft aufgelegte Tänzerin dazu gewählt, aber im Grunde genommen liegt doch eine gewisse Anhänglichkeit an die alte Sitte darin.

Der Brauch hat aber auch seine praktische Seite. Denn einerseits wird die Dorfburschenschaft in der ungeschmälerten Ausnutzung ihres Tanzrechtes beschnitten, andererseits führt die Musik nach ihrer Auffassung eine Sonderleistung aus. Beide Opfer wollen entschädigt werden, und dies geschieht durch Vermittelung des Meßtiburschen, der dafür nicht selten ein besonderes Trinkgeld beansprucht, z. B. 1—2 M. Die Kosten richten sich nach den Verhältnissen. Tanzt z. B. ein Bursche mit seinem Maide drei allein, so bekommt der Meßtibursch 2—3 M., die er in Wein für die Burschenschaft umsetzt, die Musikanten haben Anspruch auf 3 Liter Wein. Oder die Burschen erhalten 5 Liter Wein und die Musikanten einen Taler, den sie verteilen. Oder der Meßtibursche läßt sich 8—10 M. oder mehr geben und befriedigt dann alle Beteiligten. Außerdem bekommt die Tänzerin unaufgefordert vom Meßti-

[1] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 136.

burschen ein Dutzend Lebkuchen für 1 M. Bei einem großen Meßti war das Drei-allein-Tanzen oft ein kostspieliges Vergnügen, und die Musikanten übten nicht selten eine unerhörte Tyrannei aus. Aber der ehrbare Bursche der guten alten Zeit wäre selbst vor einem Napoleond'or nicht zurückgeschreckt. So mußte einmal ein Bursche auf der *Kleeburger* Kirwe 40 fr. bezahlen. Und die Ackerländer Burschen machten sich stets einen Stolz daraus, die Musikanten mit Champagner zu bewirten und die Pfropfen recht knallen zu lassen. Dieser Brauch war vor 1870 so eingerissen, daß pfiffige Wirte besonderen Meßtichampagner aus Apfelwein und Weinsteinsäure bereiteten. Hingegen kann man auf einem neuzeitlichen, verkümmerten Meßti schon um ein paar Glas Bier drei allein tanzen.

Wesentlich anders war das Verfahren bei den bereits früher erwähnten Gruppen von Drei-allein-Tänzern. Diese hatten schon im voraus ihr Wohlwollen für Musik und Dorfburschen dadurch bezeigt, daß sie reichlich Wein anfahren ließen, und wehe den fremden Burschen, die dies versäumt hätten! Man bewilligte dann drei allein gewissermaßen ehrenhalber.

Es ist natürlich, daß Musikanten und Meßtibursch einander in die Hand arbeiteten, und dies trug wiederum zur Befestigung des kameradschaftlichen Bandes bei.

Das Drei-allein-Tanzen hat aber auch seine Schattenseiten. Oft genug gibt es unter den Burschen Reibereien und Eifersuchtsauftritte, selbst Schlägereien. Und wenn der Meßtibursch die Gunst seiner Kameraden nicht in vollem Maße besitzt, so widersetzen sie sich dem Brauch und stören ihn, indem sie darauf bestehen, daß keiner mehr gelten soll als der andere.

Hier sei ein Vorkommnis erwähnt, das zwar ganz vereinzelt dasteht, aber von der tiefen Empfindung eines ländlichen Herzens zeugt.

Es war auf einem Meßti in oder bei *Gundershofen* 1902. Der Meßtibursch kündet «drei allein» an, die Tanzgesellschaft stellt sich im Kreise herum auf, die Musik beginnt. Aber nicht sind es die wiegenden Töne eines Walzers, es erklingt die getragene Weise einer ernsten Melodie. Totenstille! Die Festgenossen sehen einander an, es erscheint niemand zum Tanz. In einer Ecke aber steht sinnend und stillbetrübt ein junger Mann. Beim vorigen Meßti hat er auf demselben Tanzboden als glücklicher Bräutigam seine Braut im munteren Tanze geschwenkt. Stolz, dem versammelten Meßtivolke ein blühendes Maide als seine Herzensauserkorene vorstellen zu können, hat er drei allein mit ihr getanzt, und der Neider über das schöne Paar waren gar viele. Bald fand die Hochzeit statt, aber das eheliche Glück sollte von kurzer Dauer sein.

Des Todes kalte Hand streckte sich nach der jungen Frau aus und zog sie hinab in das Grab. Und nun ehrt der junge Witwer sein angebetetes Weib noch unter dem Totenkranz und läßt ihr drei allein als Trauerserenade spielen. Manches junge Herz erschauert im Andenken an die dahingeschiedene Freundin. Die Gesellschaft ist tief ergriffen, und es dauert geraume Zeit, bis Lust und Freude wieder in ihr Recht treten.[1]

Mutwille. Das Tellerzertrümmern. Mummelis in Weyersheim.

Berdellé singt im «Hagenauer Wochenblatt» vom 31. Oktober 1863:

Es gibt uf unsre Kirwe,
Wann alles luschtig isch,
Brav Fetzen un brav Schirwe
Um d'Wett uf jedem Tisch.
Wann der Win ins Hirn thuet stejje,
Gehts ans Klopfen un Verhejje,
's Geld, wo's kost't, thuet kenne ghejje . . .

So ist es in der Tat, zum Teil noch heute. Aus reinem Uebermut zerwirft der Bursche Gläser und Flaschen in allen Teilen des Meßti, beim Aufziehen, auf der Wiese, auf der Straße auf dem Tanzboden und in der Wirtsstube. Früher gingen die Burschen noch höher dran, denn sie hatten mehr Gold als jetzt Silber.

Auf dem *Brumather* Meßti kamen einmal in den 1860er Jahren zwei reiche Burschen aus *Geudertheim* in die Wirtschaft Krebs, wo eine große Tafel gedeckt war und fertig zum Ansitzen bereit stand. Da sagte der eine zum andern: «Michel, stipper e bissel!» Ein Blick, ein Griff, — der Michel stemmte so gut, daß im nächsten Augenblick die sämtlichen Schüsseln und Teller und Flaschen samt ihrem Inhalt unter fürchterlichem Getöse auf den Boden flogen. Die Aufwärter und der Wirt eilten herbei, doch die Burschen zahlten ohne Widerrede und zogen vergnügt und stolz von dannen. Ebenfalls in den 1860er Jahren riß auf dem *Hochfelder* Meßti ein Bursche einen ganzen Stand samt seinem Inhalt an Zuckerzeug und Lebkuchen um. Lächelnd zog er seinen Geldbeutel

[1] Diese Begebenheit hat ein mir Unbekannter in Verse gesetzt und mir anonym zugeschickt. Leider konnte ich den Verfasser nicht ermitteln. Der Brief trug den Poststempel *Gundershofen* 12. 11. 1904.

heraus mit den Worten: «Was kost'ts?» Er zahlte bar, und noch lange nachher sprach man in der ganzen Umgegend von ihm mit der höchsten Bewunderung und mit einem dem Bauern eigenen Stolze.

Aehnliche Vorgänge kamen früher auf jedem Meßti vor. Insbesondere ist aber die Sitte des Tellerzertrümmerns verbreitet. Auch sie ist der Ausdruck eines gewaltigen Tatendranges, und der Bursche verschafft seinen angespannten Kräften nach außen Luft. Noch heute genießen die *Hördter* Burschen den Ruf unverwüstlicher Tellerzertrümmerer am Orte selbst und auswärts. Wenn sie auf einen benachbarten Meßti kommen, so hat der Meßtibursch regelmäßig einige Tische voll Teller bereit, die eigens diesem Zwecke dienen sollen, gewöhnlich alte und minderwertige oder auch die im Würfelspiel gewonnenen Teller. Gegen Ende des Tages geht es dann an die Arbeit. Die Teller werden in einer Kammer oder im Tanzsaale selbst auf den Fußboden gestellt, und nun wird darauf herumgetrampelt, daß sie in tausend Scherben gehen. Und wer am meisten zertreten hat — es waren oft mehrere Dutzend — ist stolz darauf, wie auf eine Heldentat. Natürlich muß für die angerichtete Zerstörung ganz gehörig bezahlt werden, und dies ist wiederum ein Anlaß, stolz zu sein, denn je mehr es kostet, umso lieber ist es den Burschen. Auch *Wanzenau* und *Mietesheim* waren früher als Tellerdörfer bekannt. Die Unsitte ist so in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß ein schadhafter Teller vielfach ein Meßtiteller heißt.

Vielleicht ist es nicht müßig, in diesem Zusammenhange daran zu erinnern, daß der Kardinal-Fürstbischof Louis René Edouard von Rohan-Guémenée in den 1780er Jahren einmal im vierspännigen Wagen über die Töpferwaren auf dem Fronhof in Straßburg fuhr, daß sie in tausend Scherben gingen. Er warf dann den entsetzten Weibern Goldstücke an den Kopf mit den lachenden Worten: «Ce sont là jeux de prince!»

In *Weyersheim* wird am Meßti das Mummelisspiel (Mummel = Stier) mit besonderem Eifer gepflogen. Es besteht darin, daß sich zwei Burschen oder Männer mit den Köpfen anrennen, sei es in der freien Stube, sei es über den Tisch hinüber, wobei nicht selten Gläser zerbrochen werden und Teller in Scherben gehn. Sie Beteiligten zielen nicht nur auf den Schädel, sondern auch auf Lippe, Nase und Augen, so daß mancher mit entstelltem Gesicht aus dem Kampfe hervorgeht. Regeln gibt es dabei nicht, Preise auch nicht; es gilt bloß um die Ehre, den Gegner möglichst übel zuzurichten. Auch ist es verboten, dem Sieger böse zu sein, und trotz der erlittenen Beulen, Püffe und Stöße muß man am Ende friedlich auseinandergehn.

Die Meßtipredigt.

In vorgerückter Stunde, wenn die Tanzlust allmählich nachläßt, erhebt sich plötzlich ein besonders witziger Bursche, der über einen Vorrat von Schnurren, Fratzen und Faxen verfügt, und hält von einem Stuhl herab weithin vernehmlich eine in Knittelversen verfaßte scherzhafte Rede, eine Meßtipredigt. Namentlich waren die alten Musikanten Meister auf diesem Gebiet. Unter ihnen haben sich die *Hördter* und *Eckwersheimer* einen gewissen Ruhm erworben. Die Palme gebührt unstreitig dem bereits erwähnten Klarinettisten Martin Lorenz aus *Geudertheim*, der an witzigen Einfällen und an drolliger Beleuchtung der Vorkommnisse aus dem bäuerlichen Leben geradezu unerschöpflich war.

Die von Stöber veröffentlichte[1] Meßtipredigt, 8 Achtzeiler, ist lange Zeit die bekannteste gewesen, noch jetzt lebt sie bruchstückweise im Volksmund. Ich selbst besitze mehrere solcher Reimereien, die im äußeren Gewande des Volksliedes einherschreiten, aber mit Rücksicht auf noch Lebende einstweilen unveröffentlicht bleiben müssen. Auch französische Meßtipredigten wurden vor 1870 hie und da gehalten, gewöhnlich von ehemaligen Soldaten oder von Soldaten auf Urlaub. Sie brachten stets einen flotten Zug in den alten Dorfmeßti und erregten ungeteiltes Aufsehen und Bewunderung, auch von solchen, die kein Wort französisch verstanden.

Im allgemeinen wurden die Meßtipredigten früher sehr beifällig aufgenommen und riefen oft schallendes Gelächter hervor. An Spott und an derben Sachen fehlte es darin niemals. Die Sitte ist heute wohl gänzlich erloschen.

Die Kammern. Das Aufstecken.

Schon vor dem Anfang des Tanzes tun sich engbefreundete Burschen und Maiden, sogenannte Kameradschaften zusammer und belegen für sich getrennte Tische. Dies geschieht in den Stuben (Weißenburger Gegend) oder Kammern (sonst). Es sind dies die Privatgemächer des Wirtes einschließlich der Schlafzimmer, die nicht selten auch ausgeräumt werden. Dies verlangen die jungen Tanzpaare jedoch nicht. Oft schlafen die Wirtsleute den Meßti über auf dem Boden, in irgend einer

---

[1] Stöber, Der Kochersberg. Mülhausen. Rißler, 1857. S. 54—57. Eine Melodie dazu gibt Weckerlin, Chansons populaires d'Alsace. Paris, Maisonneuve, 1883, t. I, p. 86 ff.

Ecke, nur um möglichst viel Platz zu bekommen. In den Kammern sind lange Tische, Bänke und Stühle aufgestellt, und der Wirt führt Buch über die einzelnen Tische als Einheiten.

Will ein Bursche während des Tanzes einen Augenblick mit seinem Maide ungestört plaudern, so führt er es in die Kammer. Nimmt das Maide im Kreise Weißenburg die Einladung zum Kaffee an, so ist es ein günstiges Zeichen für eine bevorstehende eheliche Verbindung. Der Zug in die Kammern geschieht gegen Abend häufiger, und in später Stunde bei allgemeiner Abspannung hat sich allmählich die ganze Kameradschaft dort versammelt. Jedes Maide erhält dann vom Meßtiburschen ein Dutzend Lebkuchen auf Kosten seines Tänzers. Freilich verschwinden auch wieder einzelne Pärchen auf den Tanzboden oder ins Freie. In den Kammern herrscht rückhaltslose Freundschaft, keiner hat vor dem anderen etwas hehl, von Eifersucht ist keine Spur.

Die Burschen trinken Wein, die Maiden Kaffee, Syrup oder Limonade. Von Likören sind aus der französischen Zeit Anisette und Parfait-amour beliebt, in den 1840er bis 1860er Jahren trank man allgemein «Lodiolo» (de l'Eau de noyaux). Trinkt ein Maide Rotwein, was früher öfters geschah, so tut ihm der Bursche einige Stücke Zucker hinein, damit es «süßer lugt». Zu diesem Zweck steht auf jedem Tisch ein Teller voll Zucker, zwanzig Stückchen für 20 Su oder 1 Mark. Im Ackerland, wo die Sitte des Zuckerweins üppig blühte, kam früher mit jedem Liter Wein ohne weiteres ein Teller voll Zucker auf den Tisch, und der Wirt verdiente viel Geld daran. Dort schüttete der Bursche seiner Liebsten nicht selten einen ganzen Teller voll Zucker in die Tasche, in die Schürze oder hinter das Hemd in den nackten Busen. Als Zeichen besonderer Liebe steckt er ihr hie und da ein Stückchen Zucker in den Mund, und sie tut dasselbe, wenn sie seine Liebe erwidert. Seit den 1870er Jahren ist die Sitte des Zuckertellers sozusagen gänzlich abgekommen.

Gegen Mitternacht ist der Tanzsaal fast ganz verödet. Aus den Kammern ertönt der fröhliche Gesang größerer und kleinerer Gruppen. Da sehen wir einen ganzen Tisch mit lachenden und scherzenden Burschen und Maiden einträchtig beisammen. In einer Ecke sitzt ein Bursche in traulichem Gespräch mit seiner Liebsten. Er sieht sie zärtlich an und flüstert ihr Schmeichelworte zu, sie schlägt die Augen nieder und läßt es willenlos, in seligem Entzücken über sich ergehen, wenn er sie sanft umfaßt und ihre Hand drückt. In einer anderen Ecke steht ein Krakehler, den Hut im Genick, mit zerzaustem Haar. Er ist der «stärkste Mann im ganzen Dorf»

und will mit jedem Streit anfangen. Ein anderer Bursche, dem die Liebste den Laufpaß gab, geht mit finsteren Blicken hin und her und blickt neidisch auf die glücklichen Liebespaare, brütend, wie er sich wohl an seinem Nebenbuhler rächen kann. Und wieder ein anderer Bursche stolpert lallend von Tisch zu Tisch. Er ist zu dumm, eine eigene Liebste zu besitzen, zu gutmütig, um von seinen Kameraden ausgebeutet zu werden, aber gerade gut genug, um als Zielscheibe schlechter Witze und derber Foppereien zu dienen, und darauf ist er noch obendrein stolz.

Jetzt erscheinen die Musikanten zum «Aufstecken», einer Sitte, die für das ganze 19. Jahrhundert nachgewiesen werden kann. Die Benennung kommt vom Aufstecken der Noten auf die Musikinstrumente. Das Aufstecken ist einfach eine Serenade im Stehen. Wie diese in so vorgerückter Stunde ausfällt, läßt sich leicht denken. Die Musikanten geben sich wohl alle Mühe, ihr bestes zu leisten, aber im Grunde genommen ist es ihnen bloß um eine bequeme Sondereinnahme zu tun. Andererseits hört die lustige und ausgelassene Jugend die Musik gar nicht sonderlich an, sondern läßt das Gespräch ruhig weiter gehen, singt vielleicht sogar ein Lied dazwischen. Nach der Serenade reicht einer der Musikanten den Teller herum, und die Burschen legen ihre Gaben hinein, 1 M. oder 50 Pfg. früher 1 fr. oder 10 Su. Ein beliebtes Mittel, die Einnahme zu erhöhen, besteht darin, daß sich die Musik mit einem verschwiegenen Burschen in Verbindung setzt, dem nun der Teller zuerst vorgesetzt wird und der in auffälliger Weise etwa ein Zweimarkstück darauf wirft. Natürlich will kein Bursche zurückstehen, das läßt nun einmal der Bauernstolz nicht zu, und die ganze Stube legt Zweimarkstücke auf den Teller. Wenn sich aber einer oder der andere drücken kann, so tut er es auch und verschwindet in eine andere Stube, um dort dasselbe Spiel zu wiederholen. Selbstverständlich erhält der zuerst erwähnte Bursche seine 2 M. zurück, nachdem sie ihre Wirkung getan haben. Obwohl eigentlich dieses Kunststück in Bauernkreisen bekannt ist, pflegt es doch immer wieder zu ziehen, und dazu trägt nicht am wenigsten die angeheiterte Verfassung und die Festesfreude, ja der Leichtsinn und in früheren Jahren vor allem der größere allgemeine Wohlstand bei. In manchen Dörfern wird für alle Meßtileute aufgesteckt, in anderen, so in *Mühlhausen* und *Mietesheim*, stellen die Musikanten den Teller bloß in den Kammern, wo verheiratete Leute sind. Wieder in anderen Ortschaften, so in *Weitbruch*, geht der Teller herum, ohne daß die Musikanten darauf Einfluß haben.

Außer dem Aufstecken für eine ganze Stube ist auch das Aufstecken für einzelne Personen üblich und manchmal in hohem Schwung. Und hier müssen wiederum die Fremden herhalten, denen man meist aufsteckt, ohne daß sie es verlangt haben. Der Anstand und die kluge Vorsicht erheischen, daß sie diese Ehrung nicht nur annehmen, sondern auch auf dem offen dastehenden Teller ein gutes Trinkgeld für die Musik abgeben, z. B. 2 M. Eine ganz besondere und in diesem Fall eine wirkliche Ehrung läßt ein Bursche manchmal seiner Liebsten erweisen, indem er für sie allein aufstecken läßt und dann in augenfälliger Weise ein großes Trinkgeld, z. B. 5 M., auf den Teller legt.

Haben die Musikanten das Aufstecken in allen Kammern beendigt, was einschließlich des damit verbundenen Trunkes mitunter 1 1/2 Stunden dauert, so begeben sie sich wieder in den Tanzsaal, wo ungeduldige Tänzer schon sehnsüchtig auf sie warten. Nicht selten, so allgemein im Nordhanauischen, bildet aber das Aufstecken den Schluß des Tages.

Das Hin- und Herwogen vom Tanzsaal in die Kammern und der fortwährende Personenwechsel bringen es mit sich, daß Unberufene in die Kammern eindringen und schnell die Gläser und die Teller mit dem Zucker und den Lebkuchen leeren. Sogar Weiber tun dies, und der Wirt drückt beide Augen zu, denn es ist sein Vorteil, wenn bald wieder frische Getränke bestellt werden. Weniger angenehm ist es ihm aber, wenn halbwüchsige Buben rasch hereinlaufen und Messer, Kaffeelöffel und Gläser mitnehmen, um schnell wieder im allgemeinen Durcheinander zu verschwinden. Dies kam z. B. in *Vendenheim* in den 1860er Jahren bei jedem Meßti vor. Schon harmloser war früher die Gepflogenheit der *Dunzenheimer* Burschen und verheirateten Männern, den fremden Burschen den Wein und den vin-chaud auszutrinken, während diese tanzten. In *Schwindratzheim* leerte vor Zeiten gar der Meßtihüter die Teller während des Tanzes und ließ alles in eigens hergerichteten großen Taschen verschwinden.

Der Kehraus. Das Heimführen.

In der Regel geht die Abmachung mit den Musikanten dahin, daß von 2 bis 2 Uhr gespielt wird. Diese Bestimmung wird aber nie streng innegehalten, und namentlich früher dauerte der Tanz oft bis zum hellen Morgen. Da wo das Aufstecken nicht den natürlichen Abschluß zu bilden pflegt, kehren Musik und Tänzer nachher auf den Tanzboden zurück,

den nunmehr die Jugend unbestritten beherrscht. Die Verheirateten fanden es für passend, nicht bis zum Schluß auszuhalten, und die Alten haben schon längst ihren Festrausch nach Hause getragen.

In alter Zeit war das anders. Da war das nächtliche Tanzen den verheirateten Leuten vorbehalten, insbesondere durften die Maiden nicht bei Nacht tanzen. So ist vom *Rosenweiler* Meßti 1627 berichtet:[1] «In deme es Aubendt worden, daß die Maidlin heimgangen.» Am 11. November 1739 erschienen zwei Maiden von *Obermodern* vor dem dortigen Presbyterium[2] und wurden dem hochfürstlichen Konsistorium zu Buchsweiler zur Bestrafung gemeldet, «weil sie sich am Meßtag (aus wessen Erlaubnis, ist uns unbekannt) bis gegen Tag im Wirtshaus aufgehalten». Und noch 1836 mußten die Maiden auf dem *Uhlweiler* Meßti beim Läuten der Nachtglocke den Tanzplatz verlassen.[3] Im allgemeinen aber tanzen die Maiden das ganze 19. Jahrhundert hindurch unbehelligt bei Tag und bei Nacht. In *Mittelbergheim* gingen gar die jungen Leute früher überhaupt nicht bei Tag, sondern erst nach dem Nachtessen, zum Tanz.

Allmählich lichtet sich die Gesellschaft, und der «Kehraus» bildet den Schluß. Es ist ein schnell gespielter Hoppler, auf dessen Weise das Volk eine Reihe von Sprüchlein[4] singt. Wohl der älteste dieser Tanzverse, der an die alte Sitte des frühen Heimkehrens erinnert, ist dieser:

Der Kehrus, der Kehrus, die Maide g'höre heim,
Un wann se bravi Maide wäre, ze wäre se schon d'heim.

Der Kehraus wurde nach Uebereinkunft der Burschen und der Musik gespielt. Ist die Musik müde und unwillig, so macht sie kurzen Prozeß und spielt ihn aus eigenem Antrieb, wenn es sich das Tanzvolk gefallen läßt. Früher galt es für die Maiden als eine Schande, noch nach dem Kehraus auf dem Tanzboden zu bleiben, und diejenigen, die alsdann nicht nach Hause gingen, bekamen Stroh gezettelt (gestreut). Oft setzten sie sich aber über diesen Schimpf hinweg und tanzten um so unbändiger auf dem Stroh, auch ohne Musik.

Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, über Dinge zu berichten, die sittlich zu verwerfen sind. Der Landmann,

---

[1] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 136. — [2] Presbyterialprotokoll im dortigen Pfarrarchiv. — [3] Im Kreis Prüm in der Rheinprovinz wird bloß bis Sonnenuntergang getanzt. In Thüringen endet der Tanz um 10 Uhr. Vgl. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste Hannover, Hahn, 1878. S. 288 f. — [4] Nähere Ausführungen hierüber werden einer besonderen Veröffentlichung über Singtänze und Tanzlieder vorbehalten. Vgl. S. 272 f.

der in engem Zusammenhange mit der Natur lebt, gibt sich beim Meßti so natürlich wie er ist, wie er denkt und empfindet, und darum kommt ihm manches natürlich vor, was der verfeinerte Mensch als Verderbnis und sittliche Verkommenheit ansieht, was insbesondere den geistlichen Herren unablässig Anlaß zu Klagen gibt. Auch wir beklagen die Zulassung von Kindern auf den Tanzboden, deren Ohren und Augen noch nicht reif sind für das, was sie dort wahrnehmen müssen, wir beklagen den allzufrühen ungezwungenen Verkehr der beiden Geschlechter, die mangelhafte Aufsicht durch die Eltern und die Dienstherrschaft, die durch den Tanz und die geistigen Getränke gesteigerte, unverhüllte Sinnlichkeit. Aber wir begreifen alle diese Gepflogenheiten, die tief im Volke eingewurzelt sind und in früheren Jahrhunderten gewiß viel schlimmer waren.

Nun kommt noch ein Umstand hinzu, vielleicht der wichtigste von allen, das ist die Dunkelheit. Gerade die Finsternis und der plötzliche Uebergang aus dem rauschenden Gewoge des Tanzhauses in die stille Einsamkeit der Nacht sind besonders geeignet zur Verführung. Für den Burschen ist es um so leichter, seine letzten Wünsche zu erreichen — und sie gelten am Meßti fast als selbstverständlich —, wenn von der Familie des Maide kein allzugroßer Widerstand entgegengesetzt wird. Manche biedere Bauernfrau ist stolz darauf, wenn ihre jugendliche Tochter schon einen Freier hat und mit ihm tanzt, und durchaus nicht selten ist diese ihre Mahnung: «Daß Du ihm nichts abschlägst!» Ueber alles Unerlaubte tröstet man sich aber mit der Entschuldigung: es geht in den Meßti!

So wird denn auch das «Heimführen» der Tänzerin in später Nacht trotz der damit verbundenen Gefahren auf dem Lande durchaus nicht als unsittlich, sondern als etwas selbstverständliches angesehen, und das wahre Wort jenes Pfarrers wird mehr belacht als beherzigt: «Das Tanzen tut nichts, wenn nur das verd . . . Heimführen nicht wäre!» Die Bezeichnung «Heimführer» in folgendem Zusammenhang «dem Gretel sein Heimführer vom Zaberner Meßti» hat durchaus keinen übeln Nebensinn.

Hat ein Bursche eine «feste Liebschaft» und wohnt das Maide in einem fremden Dorf, so verschwindet das Pärchen schon frühe und wandelt innig umschlungen und langsam nach dem Heim des Maide. Ein später Meßti hat in dieser Hinsicht einen besonderen Reiz, weil es früh Nacht wird und länger dunkel bleibt. Wohnt aber das Maide im Meßtidorfe selbst, so wird gewöhnlich der Kehraus abgewartet, ehe man ans Heimführen denkt. Doch auch wenn das Maide schon in seiner

Kammer weilt, fehlt es nicht an Beweisen treuer Liebe. Ein guter Kamerad hilft dem Burschen die Leiter stellen und paßt auf, während dieser den gefährlichen Aufstieg zu der sehnsüchtig harrenden Liebsten unternimmt. Einer glücklichen Braut aber läßt der Bräutigam nach dem Weggang der Gendarmen eine Serenade bringen, wenn er vermutet, daß sie im Bette liegt, und nicht selten erhalten mehrere Maiden hintereinander Serenaden, ohne zu wissen, auf wessen Veranlassung.

Ist das Tanzwirtshaus noch offen, so treffen nachher die Heimführer wieder dort ein. Sie geben ihre Erlebnisse zum besten und schwelgen in süßen Erinnerungen und erregen oft die Eifersucht ihrer weniger glücklichen Kameraden, mit oder ohne Grund. Mancher Bursche kommt aber nicht wieder zurück. Er ist samt seiner Liebsten überfallen worden, oder er hat auf weitem Umweg sein Elternhaus glücklich erreicht, oder der auflauernde Nebenbuhler gab ihm einen Grund oder einen willkommenen Vorwand, im fremden Dorfe zu übernachten.

Streit und Schlägereien.

Der Meßti mit seinen vielfachen Aufregungen gibt nicht selten Anlaß zu Streitigkeiten. Sind einmal die Köpfe erhitzt und hat der Alkohol die Zungen gelöst, so bringen die Burschen alles aufs Tapet, was sie auf dem Herzen haben. Alle alten Sachen werden ausgekramt, Familienstreitigkeiten aufgerührt, die den einzelnen vielleicht gar nichts angehn, und dabei wird furchtbar geschrieen und in der Luft herumgefuchtelt. Schließlich ist die Schieberei da, die in Tätlichkeiten übergeht. Manchmal mischt sich ein älterer, anerkannt starker Mann in den Streit, erscheint mit einem tüchtigen Hebel oder mit geballter Faust und droht dreinzuschlagen, wenn es keine Ruhe gibt. Die Furcht vor der überlegenen Gewalt verhindert denn auch den Ausbruch manches Schlaghändels.

Insbesondere begründet die Anwesenheit der Fremden sehr oft eine gewisse Spannung. Die Dorfburschen halten an dem Gedanken fest, daß sie auf ihrem Meßti die Herren sind und daß jeder fremde Bursche bloß geduldet ist. Der Umstand daß mancher kleine Meßti, so in *Büsweiler*, *Weinburg*, *Uttenhofen*, *Merzweiler*, *Leitersweiler*, ohne die Unterstützung durch die Fremden nicht bestehen kann, kommt hier nicht in Betracht, und auch engere Dorfbeziehungen, wie z. B. zwischen *Dettweiler* und *Gottesheim* (bis 1870) werden nicht beachtet, sobald die Eifersucht des einzelnen in Betracht kommt. Die Berechnung auf den Geldbeutel und das Austeilen von Prügeln

schließen sich nicht aus. Auch junge Leute aus dem Herrenstand machen hierin keine Ausnahme, und sie tun gut, den alten Spruch zu beherzigen:

Wer will halten seinen Schädel ganz,
Der laß' den Bauern ihren Tanz.

Die hanauische Regierung handelte daher sehr weise, indem sie den Besuch auswärtiger Meßtage in der Kirchenordnung von 1659[1] sowie durch ein Dekret vom 21. April 1733[2] verbot und bei der Erneuerung der Presbyterien 1736 die Kirchenzensoren mit der Aufsicht auf fremden Meßtagen betraute.[3] Alles natürlich ohne Erfolg.[4]

Die Fremden wissen sehr wohl, daß sie bloß geduldet sind und manches über sich ergehen lassen müssen. Aber gerade das ist ein Sporn, einen Meßti erst recht zu besuchen. Zu Hause zu bleiben, wäre ein Zeichen der Feigheit. Wenn gar Zwistigkeiten zwischen den Burschen ganzer Dörfer bestehen, so ist es fast eine Ehrensache für beide Parteien, Vergeltung zu suchen und solche zu geben. Hier steht der Dorfstolz auf dem Spiel, mögen auch einzelne Burschen sonst persönliche Freunde sein. Ein Anlaß zu Reibereien ist bald gefunden. Sticheleien fliegen hin und her, und die Anwesenheit der Maiden ist ein Grund, möglichst herausfordernd aufzutreten und sich nichts gefallen zu lassen. Es wird aufgepaßt, mit wem der und jener tanzt oder unauffällig verschwindet, die Köpfe werden zusammengesteckt, und man hört mehr oder weniger offene Drohungen: «Hüt verwitscht se noch einer!» oder «Hinicht mueß noch einer verrecke!» Oft gibt ein kleinlicher Umstand den Anlaß zum Ausbruch der Tätlichkeiten. So waren einmal die Wickersheimer Burschen auf dem *Hochfelder* Meßti recht vergnügt und sangen nach Herzenslust. Die Hochfelder ärgerte es, daß jene mehr Strophen konnten als sie selbst. Ein Hochfelder trat hervor und rief erregt: «Was han ihr do ze singe?», und alsbald gab es eine gewaltige Prügelei. Mangels eines auch noch so nichtigen Vorwandes stellt einfach ein Bursche dem andern während des Tanzes das Bein. Das ist eine beliebte und deutliche Herausforderung. Mag der betreffende wollen oder nicht, er wird schließlich zu Falle gebracht und ausgelacht, und nun muß er reagieren.

Die Anwesenheit von Soldaten im Manöverquartier gibt

---

[1] S 87. — [2] Pfarrarchiv von *Alteckendorf*. — [3] Pfarrarchiv von *Schwindratzheim*. — [4] Presbyterialprotokolle vom 5. Februar 1737 und 6. August 1737 in *Alteckendorf* sowie vom 5. April 1774 und von 1776 in *Obermodern*.

fast stets Anlaß zu Reibereien, so daß in den letzten Jahren einsichtige Bürgermeister in solchen Fällen den Meßti zu verlegen pflegen.

Unstreitig die häufigste, wenn auch nicht die ehrenhafteste Art der Austragung des Streites ist das «auf den Weg Stehen». Der heimkehrende, fremde Bursche wird von einem oder mehreren andern erwartet. Hinter einem Baume oder einer Brücke oder aus einem Graben hervor überfällt der Angreifer den Nichtsahnenden, und er weiß es so einzurichten, daß dieser unterliegen muß. In der neuesten Zeit werden die radfahrenden Burschen von ihren Rädern geworfen oder durch Streuen von Schuhnägeln zum Absteigen veranlaßt und dann übel zugerichtet. Der fremde Bursche ist eigentlich erst sicher geborgen, wenn er in seinem Gehöft angelangt ist. Bis dahin muß er bedenken, daß er «noch nicht vom Meßti daheim» ist. So lautet eine bekannte, auch in übertragenem Sinne geläufige Redensart.

Größere Raufereien mit schweren Verletzungen kamen vor auf dem Meßti von *Süsolsheim* 1808 und *Ueberach* 1854 sowie auf der Kirwe von *Kutzenhausen* 1874. Von Schlaghändeln mit dem Militär sind am bekanntesten die zu *Ringendorf* 1896, besonders aber in der *Ruprechtsau* 1886, die einer wahren Schlacht glich und üble Folgen hatte. Von Schlägereien mit tötlichem Ausgang sind folgende bekannt. 1597 wurde auf dem *Pfaffenhöfener* Meßti der Ingweiler Nachrichter vom Riedheimer Henker erstochen.[1] 1627 fand ein Dorlisheimer Bursche auf dem *Rosenweiler* Meßti seinen Tod.[2] 1670 wurde ein Mittelhauser Bursche auf dem *Gugenheimer* Meßti tötlich verletzt.[3] 1827, 1839 und 1874 wurden Burschen erstochen in *Wingersheim*, *Issenhausen* und *Forstheim*.

Die meisten Gewalttätigkeiten geschehen im letztem Grunde aus Eifersucht.

Der 2., 3. und 4. Tag.

Vom alten Meßti sagt ein bekannter Singspruch:

Hit isch Meßti, morjen isch Meßti, bis am Mittwoch Owe;
Wann ich zue mim Schätzele komm', så' ich: Gueten Owe!

Er dauerte vier Tage. Die allgemeine Ordnung war die: Der Sonntag war gewissermaßen das offizielle Fest, er galt

---

[1] Begräbnisregister von *Ingweiler*, 29. Juni 1597. — [2] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885, S. 137. — [3] Begräbnisregister von *Mittelhausen*, 28. Aug. 1670.

den Einheimischen und Fremden, am Montag war der Hahnentanz, der Dienstag brachte allerlei Scherz und lustige Schmausereien, am Mittwoch wurde der Meßti begraben. Diese Einteilung ist längst durchbrochen. Seitdem der Meßti abgekürzt und schließlich auf zwei Tage beschränkt wurde, hat sich alles zusammengedrängt. Es ist für die alten Gebräuche wenig Zeit, darum werden sie jetzt auf den Sonntag oder den Montag verlegt, so gut es eben geht. Eine strenge Trennung nach Tagen ist daher auch bei den vorliegenden Betrachtungen nicht gut möglich.

Am Montag Morgen gegen 9 Uhr erscheint der Meßtibursch mit seinem in Stand gesetzten Strauß. Er ruft die Musikanten zusammen, allmählich rücken auch die Burschen an, und nach einem kühlen Trunk im Tanzwirtshaus geht es mit schmetternder Musik unter Jauchzen und Jubeln zum Meßtimaide, welches eine Serenade bekommt, während die Burschen ins Haus treten und mit Wein und Kuchen bewirtet werden. Die Musikanten werden dabei nicht vergessen. Und nun zieht man mit Sang und Klang zum «Abholen» der Maide von Haus zu Haus. Jedes Maide erhält eine Serenade, und in allen Häusern bekommen die jugendlichen Gäste tüchtig eingeschenkt. Die Ehre ist für den Bauern ebenso groß, wenn die Magd abgeholt wird, wie wenn es seiner eigenen Tochter gilt, deren Liebster vielleicht unter den Burschen weilt. Und überall wird getanzt. Heute freilich würde es sich mancher verbitten, daß man wegen der Magd ins Gehöft eindringt und ihm «Unkosten» macht. Ist der Dorfkehr groß, so sind die Serenaden kurz, denn der Wirt will ja die Musikanten auch wieder haben. Oft hält man sich aber lange bei den Maiden auf, vergißt das Mittagessen, scherzt und tanzt und trinkt umsonst, so daß der Rundgang sich bis zum späten Nachmittag ausdehnt und alles mehr oder weniger angeduselt ist. Nicht selten sind die Musikanten schon vor Mittag völlig betrunken.

Ein sinniger Brauch wird in *Hördt* geübt. Jeder Bursche, der seine Tänzerin abholt, erhält von dieser ein Wandfürtüchel, das er den ganzen Meßti über trägt. So auch früher in *Kaltenhausen*.

In der Regel beginnt der Tanz wiederum um 2 Uhr. Wo die Maiden bereits am Morgen abgeholt wurden, erscheinen sie ohne weiteres oder am Arm des Tänzers. Ein Maide, das keine Serenade bekam, und sei es aus Versehen, fühlt sich beleidigt und erscheint nicht zum Tanz.

In manchen Ortschaften ist das Abholen der Maiden am Morgen nicht üblich. Die jungen Leute haben im Hof und Feld zu tun, füttern das Vieh, ruhen sich aus und setzen ihre

Kleider wieder in Stand. Alsdann werden sie nachmittags durch einen Aufzug der Burschen mit Musik abgeholt, das Meßtimaide zuerst. Unter der Hoftüre erwarten sie ihren Tänzer, der sie schnell mit sich fort zieht, und dann geht es ohne Aufenthalt zum Tanzhause zurück. In manchen Ortschaften wurde früher bei diesem Zuge der Hahn mitgenommen, den man am Abend heraustanzte. So in *Dunzenheim* (bis 1857), wo ihn ein Bursche auf dem Arm vorne hinaus trug, in *Waltenheim* (bis 1870), wo er auf einem Stecken festgebunden war, in *Pfulgriesheim* und *Lampertheim* (noch 1900), wo man ihn in einem Rückkorb hinten nachtrug. Diese Sitte am Meßtimontag hat in mehreren Dörfern überhaupt das Aussehen des Aufziehens angenommen, das alsdann am Sonntag nicht stattfindet, so in *Ittenheim* und *Obermodern*. Letzteres Dorf ist wohl das einzige unseres Gebiets, wo hierbei noch um die alte Dorflinde getanzt wird, ein Brauch der früher im Elsaß in größerer Ausdehnung bestand[1] und noch heute in Altdeutschland[2] hie und da geübt wird. Die Linde war ja im heidnischen Altertum die Wohnstätte des geisterartig gedachten Schutzwesens des Ortes.

Und wiederum erfüllen die berauschenden Töne der Musik den Tanzboden, und die Paare drehen sich im fröhlichen Reigen, unverdrossen und nicht mehr eingedenk der Strapazen der verflossenen Nacht.

Das große Ereignis des Meßtimontags ist der Hahnentanz, dem der folgende Abschnitt gewidmet ist. Im übrigen bietet sein Verlauf dasselbe Bild wie der Sonntag: Tanz, Gesang, Spezialtänze, Aufstecken, Kehraus, Heimführen. Die letzten Kämpen auf der Wahlstatt sind diesmal die übriggebliebenen Burschen, denen das unbarmherzige Schicksal eine Liebste versagt hat. Und wenn sie nachher eine nächtliche Runde durchs Dorf machen und einzelnen Maiden Serenaden spielen lassen, so wissen diese wohl, welchen Gefühlen diese Ständchen entsprangen, und sie ärgern sich oder lachen sich im Bette stillvergnügt ins Fäustchen.

Auch der Morgen des Meßtidienstag wird, wie der Montag, mit Serenaden im Dorf ausgefüllt. Aber es liegt nichts feierliches, kein Ernst mehr darin. Die Burschen sind nur noch zu Unsinn aufgelegt. «Sie mache Plän, taubs Dings, 's Vieh». Immer mehr reißt in neuester Zeit die geschmacklose Sitte der Verkleidungen und Vermummungen ein. Wir konnten sie

---

1 Reuss. L'Alsace au 17e siècle. II, p. 88. — 2 Pfannenschmid, Germanische Erntefeste Hannover, Hahn, 1878. S. 257, 271, 273, 284 f, 288. 292.

von *Ingolsheim* bis nach *Urmatt* nachweisen. Besonders beliebt ist Weiberkleidung und die Militäruniform. In *Wolfisheim* sind Schlaraffen üblich, in *Balbronn* lieben es die Burschen zu reiten. In *Dossenheim* ist der Brauch des Verkleidens so im Schwung, daß wohl kein Bursche den ganzen Tag über ohne Verkleidung geht.

Auch sonstiger Schabernak wird vielfach getrieben, so einmal in *Pfulgriesheim* mit dem Esel eines Budenbesitzers von Grüneberg, der einen ungeheuern Jubel hervorrief. In neuester Zeit sind Ansichtspostkarten im Schwung. Es wird sogar schon Unfug dadurch verübt, daß Burschen oder Maiden in andern Dörfern ans Telephon gerufen und durch erdichtete Liebesnachrichten und andere aufregende Mitteilungen gefoppt werden.

In den 1840er und 1850er Jahren arteten die Rundgänge bei den Maiden in wahre Raubzüge aus. Nicht nur daß Burschen und Musikanten den Kirwekuchen, den Kugelhopf und Motz vom Tische weg in einem Rückkorbe mitnahmen, es wurden auch von besonders flinken Burschen Kamine und Speisekammern durchsucht, Speck und Rauchwürste mitgenommen und nachher an langen Stecken von Haus zu Haus getragen. In *Oberrödern*, *Kleeburg* und *Schwindratzheim* blühte diese Sitte besonders üppig, und noch 1882 wurden in *Preuschdorf* Kaninchen mitgenommen oder gekauft. Es kann nicht Wunder nehmen, daß man beim Einsammeln solch freiwillig-erzwungener Gaben auch an die Eier denkt. Dies ist besonders im Kreise Weißenburg der Fall, wo es mit verschiedenartigen Gebräuchen verwoben ist, namentlich mit dem Pfingstendreck, ferner mit dem Retschen und Klappern in der Karwoche, mit dem Einläuten des 1. Mai und mit den ausgelassenen Zügen der «conscrits».

Noch 1876 wurden auf der Kirwe zu *Rott* und *Keffenach*, in *Hermersweiler* noch 1897 Eier gesammelt. In den Dörfern des Meßtigebiets ist, abgesehen von *Weitersweiler*, wo der Pfingstmontag als 1. Meßtitag galt, nur in *Dettweiler* (bis 1870) dieser Brauch nachzuweisen.

Nachher gehen Burschen und Musikanten ins Tanzwirtshaus, verteilen ihre Beute kameradschaftlich und verzehren sie. Niemals fehlt hier das beliebte Gericht der Speckeier. Dieses Schauspiel zieht regelmäßig viele Kinder und Schmarotzer an.

Von solchen Schmausereien sind die festlichen Gelage wohl zu unterscheiden, die noch anfangs der 1860er Jahren zu *Kleeburg* und bis in die 1890er Jahre zu *Hunspach* stattfanden. Es wurde in den Häusern der Maiden aufgetragen, daß die Tische beinahe brachen, die Leute überboten sich gegenseitig,

und jedermann aß, was er nur konnte, besonders Bratwurst. Zu Kleeburg bevorzugte man besonders gebratene Kastanien, Käse und Obst. Dem Wein wurde tüchtig zugesprochen. Das waren ehrliche und fröhliche Gelage, die bei Musik und Tanz bis zum späten Nachmittag dauerten, und an die alle Teilnehmer mit Wonne zurückdenken.

Auch der Meßtidienstag schließt mit dem Aufstecken und diesmal mit dem großen Kehraus.

Am 4. Tag wird der Meßti begraben, worüber besonders zu berichten sein wird. Nicht selten ziehen die Musikanten am Morgen auf eigene Faust im Dorfe herum, um noch etwas zu verdienen.

Einige örtliche Besonderheiten ! In der *Walk* ist der Meßtimontag den Pfaffenhöfern, in *Dettweiler* (früher) den Zabernern vorbehalten. In *Hochfelden* gehört der Meßtidienstagabend den Hochfelder Bürgern, und die Bäcker backen kein Brot. Bis 1870 galt der Mittwoch den Aufwärtern und Dienstboten der Wirte, die mit Musik abgeholt wurden und dann gemeinsam tanzten.

Von den *Hördtern* behaupten böse Zungen, daß sie ihre Gäste am Meßtisonntag ins Wirtshaus führen, um sich bezahlen zu lassen. So viel ist sicher, daß die Hördter Maiden am Dienstag die Ehre haben, ihre Burschen zehrfrei zu halten. In früheren Jahren ging es dabei hoch her, und manches Maide wurde an dem einen Tage 100 Fr. los.

Der Hahnentanz. Das Heraustanzen. Das Hahnenschlagen.

Der Hahnentanz ist wohl ein Ueberbleibsel der Zeremonien, die der feierlichen Schlachtung des Hahnes und dem Opfermahle zu Ehren des in Hahnengestalt gedachten Vegetationsdämons vorangingen. Im Laufe der Zeit haben sich diese Gebräuche vom Ernteopfer losgelöst und fanden, in Spiele umgewandelt, Anschluß an das fröhliche Kirchweihfest.

Im Elsaß wird der Hahnentanz von Geiler von Kaysersberg und Fischart öfters erwähnt, Einzelheiten wissen wir jedoch nicht. Noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch scheint er überall im Elsaß üblich gewesen zu sein. Dann kam er langsam ab, so daß das 19. Jahrhundert nur noch seine Trümmer aufzuweisen vermag. So hat man einen leibhaftigen Hahn zuletzt gebraucht : zu *Mietesheim* in den 1820er Jahren, zu *Hunspach*, *Niederbronn*, *Merzweiler*, *Gundershofen*, *Mühlhausen*

und *Ernolsheim* bei Zabern in den 1840er Jahren, in *Walburg* 1860, in *Gries* 1862, in *Kleeburg*, *Waltenheim*, *Schweighausen*, *Kaltenhausen*, *Rothbach* und *Zabern* gegen 1870. Zu *Riedselz* wurde vor 1870 am Napoleonsfest um einen Hahn getanzt. Die Angabe Stöbers[1] aus dem Jahre 1857, daß der Hahnentanz im Kochersberg und in den angrenzenden Landschaften und sonstwo im Elsaß üblich ist, hat uns viel Mühe verursacht. Wir können sie leider, auch in dieser allgemein gehaltenen Form, nicht bestätigen. Die Verwendung eines Hahnes hatte überall schon erheblich früher aufgehört. Nach 1870 wurde noch um einen wirklichen Hahn getanzt in *Offweiler* (bis 1897), vereinzelt bis in die 1890er Jahre zu *Drachenbronn*, bis 1901 in *Weitbruch* nach einer Unterbrechung von 7 Jahren. In zwei Dörfern unseres Gebiets geschieht dies noch heute, in *Alteckendorf* und *Schwindratzheim*. Der angebliche Hahnentanz in *Dossenheim* wird unter dem Gesichtspunkte des Hahnenschlagens beurteilt werden.

Ueber den Verlauf des Tanzes um den Hahn, ist folgendes zu erwähnen.

Nach altem Brauch wurde der Hahn, den der Meßtiburscb zu beschaffen hatte, mit Blumen und Bändern verziert. Letztere waren früher in den französischen Farben gehalten. Der lebendige Hahn saß auf einem Querbalken in einer Schüssel, oder ein Bursche hielt ihn auf seinem Arme fest, oder er wurde mit zusammengebundenen Füßen während des Tanzes irgendwo in der Höhe befestigt.

Auch die breitkrämpigen Hüte der Burschen wurden in den 1830er Jahren zu *Hunspach* und noch anfangs der 1860er Jahre zu *Kleeburg* mit Bändern und Rosmarin geschmückt, und zwar von den Hahnentänzerinnen. Sie waren so schwer, daß man sie mit Bändern unter dem Kinn befestigen mußte. Nach dem Kehraus hängten sie die Burschen bis zur Nachkirwe im Tanzsaal auf, und es war eine Ehre für den Burschen, wie für das Maide, den schönsten Hut zu haben.

Das Heraustanzen, das nach einem besonderen Verfahren bei Licht geschah, erfolgte im Hanauerland nach einer bestimmten Melodie[2] mit bestimmten Worten, die von den Anwesenden mitgesungen wurden. Ein besonderer Tanzschritt ist nicht nachzuweisen, jedoch ist es wahrscheinlich, daß auch der Hahnentanz früher ein Singtanz war und demgemäß einen eigenen Tanzschritt hatte. Hier die Worte, von denen mehrere Varianten vorkommen:

---

[1] Stöber, Der Kochersberg. S. 49. — [2] Vgl. die Anm. 4, S. 289.

1. Komm', komm', Bippele,[1] komm!
Ich will dir e Hämpfele[2] Fresse ge'n,
Ich hab dich jo schon lang nimm[3] g'sehn.
2. Lej' mir en Ei oder zwei,
Lej' mir's in e Hämpfele Stroh,
Wann i komm', ze bin i froh.

Während aber der Hahnentanz nach seiner eintönigen Melodie getanzt wurde, herrschte große Freude unter dem jungen Volk. Bei den Worten «Ich hab' dich jo schon lang nimm g'sehn» wurden nämlich die Maiden unter unendlichem Jubel abgeküßt, daß es im ganzen Tanzraum laut widerhallte. Die Burschen aber, die nicht tanzten, beschäftigten sich mit dem Hahn. Man reichte das Tier herum, streichelte und liebkoste es und unterhielt sich mit ihm, wie wenn es die Liebste wäre. Allgemein goß man dem Hahn Wein in den geöffneten Schnabel, zupfte ihn an den Federn und zerrte ihn am Schnabel, man kniff ihm in das Fleisch, daß er laut schrie und schonte ihn sogar nicht, wenn er sich heiser geschrien hatte. Die Freude der meist angetrunkenen Tanzgesellschaft an den Quälereien des wehrlosen Tieres ist einer der dunkeln Punkte in der Geschichte unseres Dorfmeßti, sie erinnert lebhaft an die Tierkämpfe im alten Rom. Der Gewinner nahm den Hahn in Empfang und tanzte nun, indem er ihn hoch in die Höhe hob und schwenkte, mit seinem Maide drei allein. Dieser Brauch ist alt, wie aus einem Kinderliedchen hervorgeht, das noch in *Pfulgriesheim* erhalten ist:

Papier! Papier!
d'Maidle gehn in d'Schîr,
Han alli rothi Schläpplen an
Un tanze mit dem Gückelhahn.

Die «Schläpple», weit ausgeschnittene Schuhe, wurden in den 1830er Jahren Mode.[4]

In *Merzweiler*, *Gundershofen*, *Mühlhausen* und *Ernolsheim* war es in der letzten Zeit des Hahnentanzes üblich, daß der Bursche dem Maide ein Hemd mit Spitzenärmeln, dieses aber dem Burschen ein seidenes Halstuch schenkte. Da der Brauch offenbar eingeführt wurde, als diese Trachtstücke neue Bauernmode[5] waren, ist es uns möglich, die Zeit des letzten Hahnentanzes in der dortigen Gegend festzustellen, es sind die 1840er Jahre.

---

[1] Koseform = Hühnchen. — [2] Verkleinerungsform zu Hampfel = Hand voll. — [3] = nicht mehr. — [4] Vgl. Kassel, Ueber elsässische Trachten Straßburg, 1907. S. 19 — [5] A. a. O., S. 8 u. 17.

Nach dem Hahnentanz wurde das Tier auf dem Tanzboden geschlachtet. Solange es blutete und zappelte, wurde eine Trauerserenade gespielt. Dann übergab man es dem Wirt. Der Gewinner aber bewirtete die Hahnentänzer mit Zuckerwein und hatte ihnen außerdem den «Hahnenimbs» zu spenden, worüber später. Eine feierliche Schlachtung des Hahnes scheint nicht gebräuchlich gewesen zu sein.

In *Kleeburg* ließ der Mann, der den Hahn während des Tanzes festhielt, das Tier im Augenblick des Gewinnes laufen, und der Gewinner mußte es noch selbst fangen, was jedesmal einen großen Spaß gab. In *Hunspach* und *Rothbach* wurde der Hahn nicht weiter behelligt, man ließ ihn einfach wieder los. Aus den Anfangsworten eines Tanzliedchens «Heb de Gülleri», das in den 1850er Jahren in der Gegend von *Zöbersdorf* gesungen wurde, läßt sich vielleicht schließen, daß das Fangen des Hahnes früher in größerem Umfange Sitte war.

Der Tanz um einen leibhaftigen Hahn hat sich nur in *Alteckendorf* ununterbrochen durch alle Meßti hindurch bis heute erhalten. Aber da der Meßti dort mehrfach ausfiel, so z. B. 1904 und 1905, hat die Ueberlieferung notgelitten. Es war nicht möglich, die Sitte nach dem Brauche von Nachbardörfern in ihrer alten Ausführung weiter zu vererben, und so ist es gekommen, daß ihre Bestandteile gelockert sind, und daß sie im ganzen entartet ist, weil niemand recht Bescheid weiß. Am Montagnachmittag zieht das Meßtivölkchen mit Musik vom Tanzwirtshause aus auf eine Wiese. Hinter dem Meßtihüter trägt ein Schuljunge mit weißer Schürze den blumengeschmückten Hahn, in der anderen Hand ein Schlachtmesser. Der Meßtibursch und das Meßtimaide tanzen drei allein, es folgen 3 allgemeine Tänze, dann wird nach dem unten zu schildernden Verfahren der Hahn herausgetanzt. Der Gewinner bekommt mit seinem Maide drei allein und hebt den Hahn mit der Rechten hoch empor. Dann wird die Meßtiplatte herausgetanzt. Nach dem Gewinner bekommen auch die verheirateten Männer ihre «drei allein». Unterdessen haben sich die Schuljungen zu ihrem Kameraden mit dem Schlachtmesser gesellt und den Hahn mit einem Schlage geköpft. Der Zug geht wieder ins Dorf zurück, an der Spitze der geköpfte Hahn, von Wirtshaus zu Wirtshaus und schließlich in die Tanzwirtschaft.

In früheren Jahren fand dann am Abend der Hahnenimbs statt. Heute wird das Schlachtopfer mit nach Hause genommen oder einfach im Stich gelassen. Der Gewinner verlangt ihn oft gar nicht, denn der Meßtibursch hat in der Regel ein etwas mageres Tier gewählt.

Auch in *Schwindratzheim* wurde von 1897—1907 um

einen lebenden Hahn getanzt. Dies geschah nach über 50 jähriger Unterbrechung, als Nachahmung des Hahnentanzes im benachbarten *Alteckendorf*, und zwar 1897—1906 am Dienstag Nachmittag. Der ungeschmückte Hahn wurde 1897—1899 an der Spitze des Meßtizuges, begleitet von einem als Metzger und einem als Frau verkleideten Burschen, auf die Festwiese gebracht. Drei Tänze um den Meßtibaum wurden aufgeführt, und ein Alter rief sogleich in Erinnerung an frühere Zeiten: «Pfetz'ne, daß er brüelt!» Und der Hahn wurde gekniffen, daß er laut schrie. Dann wurde ihm mit hochgezücktem Schlachtmesser der Kopf abgehauen. Man brachte ihn nachher im Triumph zum Tanzhaus zurück, wo er am Abend herausgetanzt und verspeist wurde. Seit 1900 hat sich die Sitte etwas verschönert. Der blumengezierte Hahn wird in einem sauber geputzten Käfig nach der Festwiese gebracht, wo der Meßtibursch mit dem Tiere drei allein tanzt und es dabei streichelt. Nachdem die Meßtigesellschaft, wie sonst üblich, getanzt, zieht sie mit dem noch lebenden Hahn nach dem Tanzhause zurück, wo er am Abend herausgetanzt, in aller Stille geschlachtet und gegessen wird. Seit 1907 ist in Schwindratzheim der Meßti auf zwei Tage beschränkt, und da am Meßtimontag ganz Schwindratzheim auf den gleichzeitig stattfindenden Hochfelder Meßti zieht, ist wohl das Schicksal des Hahnentanzes in Schwindratzheim besiegelt. Wohl wurde auch 1907 noch um den Hahn getanzt, aber dies konnte nur geschehen, weil der Meßti wegen starker Einquartierung verlegt wurde. Der Hahnentanz fiel übrigens nicht besonders gut aus. Dem Tanzwirt gelang es erst am Meßtisonntagmorgen, einen Meßtiburschen zu gewinnen, einen eben erst entlassenen Reservisten, und dieser entschloß sich erst am Montag um 11 Uhr, den Hahnentanz zu veranstalten, um die Leute anzuziehen.

Der Grund des allgemeinen Niedergangs des Tanzes um den Hahn war das völlige Verschwinden seiner Bedeutung aus dem Volksbewußtsein. Man betrachtete den Hahn nur noch als Gewinngegenstand. Und da es der Bauer vielfach schon längst verlernt hat, Geflügel zu essen, das ihm auf dem Markt ein gut Stück Geld einträgt, so ersetzte er den Hahn einfach durch einen anderen Tanzgewinn. So ist es gekommen, daß der Hahn abgeschafft wurde, während die Benennung Hahnentanz blieb. Namentlich ist die Bezeichnung «um den Hahnen tanzen» im Kirwegebiet üblich. Es lag nahe, nunmehr als Preis einen Gegenstand zu bestimmen, der beim Meßti in die Augen sprang und daher besonders begehrenswert war, und das war die Tracht. So wählte man denn in unserem ganzen Gebiet ein männliches und ein weibliches Trachtstück: den Hut und das Halstuch.

Dieser Umstand, insbesondere die Verbindung von Hut und Halstuch, läßt einigermaßen einen Schluß über den Zeitpunkt zu, wann der Hahn als Tanzgewinn zuerst wegfiel. Während nämlich [1] der elsässische Bauer vom Ende des 17. Jahrhunderts ab einen Hut trug, legte die Bäuerin erst in den 1780er Jahren ein anfänglich Flor genanntes Halstuch an, das um die Mitte des 19. Jahrhunderts in kostbarer Ausführung Mode wurde. Und in der Tat berichtet uns die mündliche Ueberlieferung, daß «früher» um einen Hahn getanzt wurde oder auch, daß man seit Menschengedenken um Halstuch und Hut tanzte. Vergleichen wir damit das, was man unter Menschengedenken zu verstehen hat, nämlich die Jugenderinnerung des Großvaters des ältesten lebenden Mannes, die erfahrungsgemäß um etwa 110 Jahre zurückführt, so kommen wir gerade in jene Uebergangszeit vom Hahn zum Halstuch. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß am Ende des 18. Jahrhunderts das Heraustanzen von Hut und Halstuch zuerst üblich wurde. Als dann die für die Meßtifreuden wenig geeigneten Zeiten der Revolution und Napoleons I. vorbei waren, wurden Hut und Halstuch — hier früher, dort später — allgemein gebräuchlich und blieben es bis tief ins 19. Jahrhundert und zum Teil noch heute. Und die Blütezeit des Tanzes um das reiche Halstuch fällt genau mit dessen Herrschaft in der Bauernmode zusammen.

Statt des Halstuches und des Hutes, namentlich seitdem dieser von den 1830er Jahren ab unansehnlich geworden war, wurden in einzelnen Ortschaften, je nach dem Stand der Tracht und der Liebhaberei der Beteiligten, auch andere Tracht- oder Kleidungsstücke herausgetanzt. Als aber das Trachtenwesen immer mehr verfiel, sah man sich nach zeitgemäßeren Preisgegenständen um und wählte ein anderes Glanzstück des Meßti, die bürgermeisterliche Meßtiplatte oder einen beliebigen zugkräftigen Gegenstand. Oder aber die Sitte des Heraustanzens ging überhaupt ein, oder sie wurde durch eine Zettellotterie verdrängt (*Winzenheim* 1897, *Wimmenau* 1904). Das sind in Kürze die letzten Schicksale des Hahnentanzes im Elsaß.

Von den zahlreichen örtlichen Verschiedenheiten, die hauptsächlich in der Entwickelungsgeschichte der Tracht begründet liegen, sind einige erwähnenswert.

Zunächst ist es auffällig, daß im Kirwegebiet, wo die Bezeichnung Hahnentanz noch heute lebt, vielfach schon längst der Brauch des Ersatz-Hahnentanzes abgekommen ist, während in den protestantischen Meßtidörfern des Elsaß noch fast aus-

---

[1] Näheres hierüber in Kassel, Ueber elsässische Trachten. Straßburg, Du Mont Schauberg, 1907. S. 12, 16, 29 ff.

nahmslos am Meßtimontag ein Preis herausgetanzt wird. So ging der Hahnentanz in folgenden Gemeinden ein: in *Winzenbach* und *Neeweiler* a. d. Lauter um 1830, in *Salmbach* in den 1830er Jahren, *Oberseebach* 1840, *Altenstadt* 1842, *Niederlauterbach* 1844, *Aschbach* 1848, *Scheibenhardt*, *Hatten* und *Surburg* 1853, *Siegen* um 1854, *Diefenbach* bei Wörth 1857, *Oberrödern* 1850er Jahre, *Niederrödern* und *Oberlauterbach* 1860, *Memmelshofen*, *Meisenthal* und *Ingolsheim* 1862, *Stundweiler* 1863, *Niederbetschdorf* 1866, *Hofen* in den 1860er Jahren (zuletzt Hut und Geschirr), *Schleithal* und *Niederseebach* vor 1870, *Hoelschloch* und *Kleeburg* kurz vor 1870, *Riedselz* und *Leitersweiler* 1870, *Weitbruch* 1876 (der Tanz um den wirklichen Hahn erst 1901), *Trimbach* um 1870, *Hohweiler* und *Oberbetschdorf* 1888, *Hermersweiler* 1893, *Hunspach* und *Kühlendorf* 1899, *Reitweiler* 1902, *Mietesheim* 1905. Das Jahr des Abkommens des Hahnentanzes ließ sich nicht mehr feststellen für *Langensulzbach*, *Mitschdorf*, *Reimersweiler*, *Rittershofen*, *Mothern*, *Kröttweiler* und *Engweiler*.

Statt des Hutes wurde früher die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts modische, teure Pelzkappe herausgetanzt in *Oberseebach*, *Aschbach*, *Surburg*, *Stundweiler* und *Hunspach*, was den Gewinner nicht selten 40 Franken oder Mark kostete. Ferner wurden herausgetanzt: in *Altenstadt* ein Leibchen, in *Aschbach*, *Stundweiler* und *Schleithal* eine Schürze, in *Schleithal* außerdem ein teures Männerbrusttuch und ein oder zwei seidene Männerhalstücher (Flore), in *Trimbach* ein ganzes Kleid, in *Hofen* Geschirr, in *Wörth* öfters ein Kaffeeservice.

Im Meßtigebiet, das sich größtenteils mit dem Machtbereich der Schlaufkappe deckt, wird vielfach diese letztere als Tanzpreis bestimmt, so besonders im Ackerland, zu *Pfulgriesheim*, *Olwisheim*, *Mundolsheim* und *Lampertheim*. Im Nordhanauischen zwischen *Ringendorf* und *Mietesheim* schwärmt man für die modischen kleinen Halstücher oder Foulards, die jetzt das Entzücken der dortigen Trachtenleute bilden. Der belanglose Mannshut ist fast überall unbeliebt geworden. Man bevorzugt heute die Meßtiplatten, ferner Kaffee-, Wein- und Bierservice, die dann den neuzeitlichen bäuerlichen Stuben als Ausstattungsstücke dienen. In *Quatzenheim* wurde unlängst eine Stehlampe, in der *Walk* eine Taschenuhr, in *Furchhausen* und *Winzenheim* ein Regenschirm, in *Winzenheim* außerdem ein halböhmiges Fäßchen herausgetanzt.

Eigentümlich ist der Brauch mehrerer hanauischer Dörfer, außer den Trachtstücken, und zwar am Meßtidienstag, gläserne «Salzbüchsle» herauszutanzen. Um diesen Preis, ein Geschenk des Meßtiburschen, tanzen nur die Maiden. Diese Sitte besteht

noch u. a. in *Schillersdorf*, *Rothbach* und *Mietesheim*, früher bestand sie auch in *Menchhofen* und *Mühlhausen*, bis 1847 in *Wickersheim* und bis in die 1860er Jahre in *Zöbersdorf*. Weshalb gerade Salzbüchschen den Beifall der Maiden fanden und noch finden, ist schwer zu sagen.

Aber schon beginnt das Heraustanzen an sich in Abgang zu kommen, so in *Uhrweiler*, wo man 1904 die ganze Sitte fallen ließ. Im Städtchen *Niederbronn* ging sie schon 1877 ein.

Im Anschluß an den Hahnentanz muß auch der Hammeltanz erwähnt werden. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir im Hammel ursprünglich ein Herbstopfertier zu erblicken haben, so kommt doch dem Hammeltanz im Elsaß[1] nicht die sittenmäßige Bedeutung zu, die er vielfach in Altdeutschland und insbesondere in der Baar[2] genießt. So weit die mündliche Ueberlieferung reicht, war und ist er einfach ein Preistanz wie ein anderer. Der Hammel ist, für frühere Jahrzehnte freilich, lediglich vom Gesichtspunkte des Schmauses zu betrachten, wo wir ihm im nächsten Abschnitte begegnen werden. In neuerer Zeit ist es vielfach Brauch geworden, daß der Gewinner ihn mit nach Hause nimmt. So war es schon 1872 in *Lingolsheim* Sitte, daß man ihn am Nachmeßti-Montag dem künftigen Besitzer feierlich übergab. Das Heraustanzen eines Hammels ist noch gebräuchlich in *Lichtenberg*, *Ingweiler*, *Buchsweiler*, *Lampertheim*, *Wolfisheim*, *Winzenheim* und wurde bis in die allerletzten Jahre u. a. betrieben in *Wörth*, *Vendenheim*, *Olwisheim*, *Eckbolsheim* (1902 sogar zwei Hämmel) und *Bischheim*, bis 1862 auch in *Gambsheim*.

Die Anschaffung der Gewinngegenstände ist Sache des Meßtiburschen. In *Stotzheim* stiftete sie früher der Bürgermeister Baron v. Andlau. In *Hunspach*, wo in der letzten Zeit kein Kirwebursch mehr war, schaffte der Wirt die Pelzkappe und das Halstuch an. Das gewinnende Paar erhielt beides. Die Hahnentänzer bezahlten ihren Anteil an den Anschaffungskosten, die ganze Stube aber trank auf Rechnung des Gewinners.

In einzelnen Gemeinden wurden die herauszutanzenden Gegenstände in merkwürdiger Weise zusammengestellt. So tanzte man in *Kleeburg* in den 1860er Jahren einen Hahn und ein Halstuch heraus. Zu *Alteckendorf* wird noch heute auf der Wiese der Hahn und die Meßtiplatte und nachts im Tanzwirtshaus Hut und Halstuch herausgetanzt.

---

[1] Für den Kochersberg vgl. Stöber, Der Kochersberg, S. 52, für das Oberelsaß: Pfannenschmid. a. a. O., S. 558 ff. — [2] Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden, Killinger, 1874. II, S. 214 f. — E. H. Meyer, Badische Volkskunde, S. 233 u. 237.

Auch die Verteilung der verschiedenen Preisgegenstände auf zwei oder drei Tage ist hie und da üblich. So wird in *Mietesheim* am ersten Tag ein großes Halstuch für 40—64 M., am zweiten ein oder zwei kleine Halstücher, am dritten Salzbüchsle herausgetanzt, in *Weitbruch* am zweiten Tag Meßtiplatte und Teller, am dritten Tag Hahn, Hut und Halstuch, in *Morsbronn* (bis 1882) am ersten Tag Halstuch, am zweiten ein Dutzend Teller.

Die ganze Veranstaltung wird aber schon mit verhöhnenden Bemerkungen begleitet in *Gundershofen*, wo allerdings das Meßtivolk größtenteils aus den Eisenarbeitern des Zinsweiler Werkes besteht.

Was nun endlich das Verfahren des Heraustanzens betrifft, so ist es seit Menschengedenken im großen und ganzen dasselbe. Auf einem Balken der Tanzhütte oder auf dem Musikantentisch brennt eine Stearinkerze, die mit einem Bindfaden umwickelt ist, woran ein Trinkglas hängt. Früher war es ein Talglicht in einem Laternengestell, das man an der Wand oder am Pfosten in der Mitte des Saales oder an einem Baum der Tanzwiese aufhängte. Das Licht wird angezündet, und der Tanz beginnt. Ist nun die Kerze bis an den Bindfaden herabgebrannt, so fällt das Glas zu Boden. Das ist der Augenblick des Gewinnes. Klein[1] gibt für den Zaberner Meßti vor 1849 und Stöber[2] für den Kochersberg vor 1857 das nämliche Verfahren an. Statt des Glases wurde jedoch in *Zabern* eine Flintenkugel, im Kochersberg eine Bleikugel verwendet. Trotz eifriger Fahndung nach dieser Kugel ist es uns nicht gelungen, ihr Vorkommen im Kochersberg bestätigt zu finden. Dieses Verfahren wurde von Calmberg nach Stöbers Angaben dramatisch[3] verwertet, er läßt eine faustgroße Bleikugel auf eine Blechkanne fallen. Für die von Calmberg angegebene Zeit, das Jahr 1872, trifft es aber sicher nicht zu. In *Kleeburg* hatte man früher statt eines Glases eine $^1/_4$-Literflasche. In Lothringen steckt die an der Decke befestigte Kerze in einer Flasche.

Die Bestimmung desjenigen Tanzpaares, das beim Fallen des Glases als Gewinner zu gelten hat, geschieht auf verschiedene Weise. Zunächst numeriert der Meßtibursch die Paare, entweder in seinem Notizbuch, oder durch Einhändigung von Zetteln an die Burschen (*Schweighausen*, *Schwabweiler*, *Rothbach*), in *Ringendorf* eine Zeitlang durch Kreidezahlen auf

---

[1] Klein, Saverne et ses environs. Strasbourg, Silbermann, 1849, p. 224. — [2] Stöber, Der Kochersberg. S. 49 f. — [3] Calmberg, Das Röschen vom Kochersberg, elsässisches Lebensbild in fünf Aufzügen. Leipzig und Zürich, 1875. 2. Aufl. S. 3 f. und 20.

dem Rücken der Tänzer. Nun wird getanzt, bis das Glas fällt, oft eine Stunde lang. Es ist ein aufregender Tanz, denn niemand will zurückstehn. Nach dem alten Zaberner und Kochersberger Verfahren bekam das erste Paar einen Blumenstrauß in die Hand, den es dem nächstfolgenden Paar übergab, sobald es stille stehen mußte, um Atem zu schöpfen. Wer den Strauß in der Hand hatte, als die Kugel fiel, hatte gewonnen. Die Musik spielte sehr schnell, um die Tänzer außer Atem zu bringen und einen öfteren Wechsel des Straußes zu bewirken. Nach dem jetzt üblichen Verfahren wird der Strauß nach Anweisung des Meßtiburschen alle 1—3 Runden an einer mit Kreide bezeichneten Stelle des Tanzbodens oder alle halbe oder ganze Minute durch Ausrufen der Nummern gewechselt. Dieser Strauß hat aber heutzutage wohl allenthalben die Gestalt eines Rosmarinsträußchens, des Wahrzeichens treuer Sitte, angenommen, das in den Mund gesteckt wird und manchmal mit einem roten Bändchen versehen ist. Schon 1849 wurde in *Buchsweiler* ein Rosmarinstengel verwendet, hingegen noch 1853 ein Blumenstrauß in *Hatten* und 1876 in *St. Johann-Kurzerode.* Auch im Oberelsaß war noch bis 1878 ein Strauß im Munde die Regel. [1] Nach dem Rosmarinsträußchen wurde in *Lingolsheim* (bis 1872) das Heraustanzen geradezu als Rosmarintanz bezeichnet.

Als vereinzelte örtliche Entscheidungszeichen, die von Paar zu Paar wanderten, sind zu nennen: in *Weitersweiler* und *Dossenheim* der Hut des Meßtiburschen, der ja auch einen Strauß hatte, in *Ittenheim* ein Schlüssel, in *Weitbruch* der Hahn selbst, in *Geudertheim* die Meßtiplatte.

Zu *Buchsweiler* gewann in den 1860er Jahren das Paar, das sich beim Fallen des Glases unter dem Talglichte befand. In *Kleeburg* (vor 1860), *Memmelshofen* (bis 1862) und *Stundweiler* (bis 1863) war von einem Pfosten in der Hütte nach der einen Wand eine Stange in der Weise gelegt, daß immer bloß ein Paar zugleich darüber tanzen konnte. Wer auf der Stange war, als das Glas fiel, hatte gewonnen. Da war dann in der Nähe immer ein Gedränge. War ein Paar auf der Stange, so tanzte es möglichst lange darauf, die andern Tänzer drängten nach, und es gab eine Schieberei. Brannte aber das Licht nahe an der Schnur, so hielt man sich etwas zurück, um im entscheidenden Augenblick schnell auf die Stange treten zu können, und es gab wieder ein Gedränge. Da war es oft für die beiden Kirweburschen, die die Laterne und die Stange im Auge behielten, schwer, eine Entscheidung zu

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 559.

treffen. Nicht selten auch tanzte beim Fallen des Glases niemand auf der Stange.

Das im Elsaß übliche Verfahren beim Hahnentanz und dem aus ihm hervorgegangenen Heraustanzen hat viel Aehnlichkeit mit dem Hammeltanz zu Hornberg in Baden[1] und mit dem Hahnentanz in der Baar,[1] insbesondere in Urach, Teinach und Markgröningen.[2] Auch dort gilt das Fallen oder das schwierige Herabstoßen eines Glases als Zeichen des Gewinnes. Vielleicht ist dieser Hahnentanz aus einem deutschen Bauerntanz des 15. Jahrhunderts hervorgegangen, bei dem der Bursche ein Glas auf dem Kopf balancieren mußte. Wer das am besten tat, der erhielt als Preis einen Hahn.[3] Hahnentänze mit anderem Gewinnverfahren sind von Böhme[4] belegt für Wien 1801, bis 1840 in Höslach in Schwaben, bis 1850 in Allgäu, bis in unsere Tage im badischen Schwarzwald.[5] Auch in Teinach und Augsburg war noch 1874 der Hahnentanz üblich,[6] in Augsburg schon 1519.[7] Ob auch im Elsaß im 18. Jahrhundert oder früher die persönliche Geschicklichkeit beim Tanzen in Betracht kam, wissen wir nicht.

Wer den Landmann kennt, den wird es nicht befremden zu erfahren, daß beim Heraustanzen nicht immer der Zufall entscheidet. Es wäre aber ganz verkehrt, von verwerflichem Betrug zu sprechen, sondern List und Verschlagenheit haben mit der Zeit den natürlichen Gang des Heraustanzens beeinflußt, und die so geschaffene Veränderung ist nun selbst zur Sitte geworden. Seit einigen Jahrzehnten ist es überall gebräuchlich, daß das Glas nicht auf natürliche Weise herunterfällt, sondern daß es absichtlich heruntergestoßen wird, und zwar vom Meßtiburschen oder einem seiner Freunde oder von einem der Musikanten, denen es nie schnell genug geht. Der Gewinner aber hat vorher mit dem Meßtiburschen «geredet», und dieser hat demjenigen Burschen den Gewinn zugedacht, der ihm das größte Trinkgeld gab und am meisten Wein guthieß, z. B. 3—5 M. und 4 Liter Wein für die Musik. Die Dorfburschen kennen gewöhnlich den Gewinner im voraus, aber sie sind mit dem Ergebnis einverstanden, weil sie dafür vom Meßtiburschen tüchtig zu trinken bekommen. In der Regel

---

[1] Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Leipzig, Barsdorf, 1898. S. 299. — [2] Gartenlaube von 1884, S. 632 ff., wo auch das Gemälde von H. Schaumann wiedergegeben ist. — [3] Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Wien, Prag und Leipzig, 1892. II, S. 495. — [4] Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. Leipzig, Breitkopf und Härtel. I, S. 171 ff. — [5] E. H. Meyer, Badische Volkskunde. S. 190. — [6] Birlinger, Aus Schwaben. II, S. 213 f. und 220. — [7] A. a. O. S. 227.

ist es ein Bräutigam, der seiner Braut das Halstuch schenkt, und nicht selten hat er es vorher sogar selbst ausgesucht. Bewirbt sich ein Angehöriger des Herrenstandes um das Meßtihalstuch, so muß er gehörig bezahlen, z. B. 10 M. oder 10 Liter Wein. In einem solchen Falle zieht der Meßtibursch gewöhnlich seine Kameraden zu Rate. Bei diesem neuzeitlichen, entarteten Hahnentanz ist es die Sorge des Meßtiburschen, das Glas möglichst schnell zu Falle zu bringen, damit dies nicht durch die «Dummheit» eines andern Burschen geschieht, und er pflegt sich dann auch nicht an eine bestimmte Reihenfolge unter den Tanzpaaren zu kehren. In *Alteckendorf* ist die Sache einfach die, daß ein Freund des Meßtiburschen auf der Festwiese ein Glas auf einen Stein wirft, wenn der richtige Bursche das Rosmarinsträußchen im Munde hat. Der Meßtibursch ruft dann: «Het, wer het?» Der Gewinner hält das Sträußchen in die Höhe und bekommt nun den Hahn. Das ist freilich schon ein Stück Hohn auf die alte Sitte.

Der Verlauf der ganzen Veranstaltung ist nunmehr folgender. Gleich nach dem Abendessen geht der Meßtibursch herum und läßt sich «setzen». Die Burschen, die sich beteiligen wollen, setzen je nach ihrer Zahl und dem Wert des Gegenstandes 20 Pf. bis 1 M., bisweilen auch 2 M. In manchen Dörfern, so in *Ernolsheim* und *Alteckendorf*, sind die Burschen zum Einsatz verpflichtet als Entschädigung für das Vertrinken des Meßti, und dort erhebt der Meßtibursch einfach 1½—2 M. Manchmal setzen auch die Maiden «ins Halstuch». Dies ist z. B. in *Dossenheim* gebräuchlich, und in gewissen Dörfern, so in *Ringendorf*, ist es Sitte, daß bloß Maiden um das kleine Halstuch tanzen. Ebenfalls in *Ringendorf* herrscht der Brauch, daß der Meßtibursch mit einer brennenden Kerze an den unteren Rockrand der einzelnen Tänzerinnen leuchtet, angeblich um an der Bewegung der Beine zu sehen, ob sie auch gut tanzt. Dies tut er trotz seiner gebeugten Haltung und selbst tanzend mit großer Gewandheit, so daß das Licht durch den Luftzug des fliegenden Rocks nicht ausgelöcht wird. Bis in die 1860er Jahre herrschte dieser Brauch im Hanauerland, und oft tanzten mehrere Burschen hintereinander mit den Talglichtern. Sobald das Glas fällt, hört die Musik auf, und der Gewinn wird überreicht. Oft legt der Gewinner des Halstuches dieses selbst zum Scherz an, gewöhnlich hängt er es aber seiner Tänzerin um. Ist es zu heiß, oder sollen die Tanzkleider geschont werden, so kennzeichnet der Meßtibursch die glückliche Gewinnerin dadurch, daß er ihr ein rotes Band um den rechten Oberarm anlegt. Für jeden Gegenstand erhält das gewinnende Paar drei allein, und nicht selten lassen sich Meßti-

bursch und Musik dafür nach allgemeinem Brauch noch durch einige Maß Wein entschädigen.

Nicht immer gelingt es, für die Meßtigewinne Liebhaber zu finden, eben wegen der großen Kosten. Dann geht es auch wohl ausnahmsweise ehrlich zu, und nötigenfalls läßt der Wirt seine Aufwärter und Aufwärterinnen mitsetzen, damit der Meßtibursch wenigstens zu seinen Auslagen kommt. Ein besonderer Spaß ist es für die Burschen, einen angeheiterten Mann zum Setzen zu veranlassen. Oft ist es ein alter Mann, der aus seinem Rausch erst erwacht, wenn das herabrollende Glas ihm den Gewinn, aber auch die bedeutenden Unkosten des Drei-allein-Tanzens ankündigt. Mit Vorliebe bereiten die Burschen diese Ueberraschung einem vorwitzigen Fremden oder einem vertrauensseligen Tänzer aus dem Herrenstande. Auf dem *Dunzenheimer* Meßti ließ einmal in den 1850er Jahren ein Mann aus Ingenheim in fröhlicher Weinlaune seine Großmutter heraustanzen, die den Fehler hatte, zu lange zu leben. Wie vorauszusehen war, gewann er sie wieder und mußte unter ungeheurer Heiterkeit eine Menge Wein bezahlen.

Oft gibt der Hahnentanz Anlaß zum Streit. Sind mehrere Burschen mit festen Liebsten da, die alle gern das Halstuch hätten, so entstehen von vorneherein Reibereien. Beim Heraustanzen sucht dann der Anhang eines jeden Burschen das Licht samt dem Glas herunterzuwerfen, trotzdem das Halstuch bereits einem bestimmten Burschen zugesichert ist. Manchmal geht das Büchlein mit den Namen und Nummern der Hahnentänzer verloren, und es kam schon öfters vor, daß der Meßtihammel aus dem Stall verschwunden war, wenn ihn der Gewinner abholen wollte. Besonders müssen hierbei die Auswärtigen vorsichtig sein. Mehr als einmal bekam ein Fremder im entscheidenden Augenblick das Rosmarinsträußchen von einem einheimischen Burschen einfach aus dem Munde gerissen. Um diesem Schicksal zu entgehen, warf einmal ein Ernolsheimer Bursche auf dem *Dossenheimer* Meßti auf den Rat des Meßtiburschen das Sträußchen zum Fenster hinaus. Als das Glas fiel, konnte sich niemand anders melden, da keiner den Rosmarin hatte, und so erhielt der Ernolsheimer das Halstuch für seine Braut.

Eine zweite Form der Verwendung eines Hahnes ist das Hahnenschlagen. Diese Sitte ist in Deutschland weit verbreitet. Sie kommt auch im Böhmerwald[1] und in England und

---

[1] Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. 2. Aufl. Leipzig, Barsdorf, 1898. S. 370.

sogar in Madrid[1] vor. Es liegt ihr die altgermanische Anschauung zu Grunde, daß in dem Getreide auf dem Feld ein geisterhaftes Wesen in Gestalt eines Hahnes[2] haust, das durch das Abschneiden der letzten Garbe getötet wird.[3] Diese Tötung wurde in sinnbildlicher Weise mit einem wirklichen Hahn unmittelbar nach der Ernte vorgenommen. In späterer Zeit löste sie sich vom Ernteakt los und wurde als Hahnschlagen, Topfschlagen und Hahnreiten zur selbständigen Volksbelustigung in verschiedenen Zeiten des Jahres.[4] Dieses Spiel hat sich im Elsaß mit dem Kirchweihfeste verbunden oder wurde mit ihm als einem Erntefeste aus altersgrauer Vorzeit überliefert.

Das Hahnenschlagen ist im Meßtigebiet nachzuweisen in *Weitersweiler* bis 1876, in *St. Johann-Kurzerode* bis 1877, in *Neuweiler* bis 1899, in *Dossenheim* bei Zabern besteht es noch.

Die in *Dossenheim* übliche Art des Hahnenschlagens ist folgende. Am Meßtidienstag nachmittag zieht das Meßtivolk auf eine Wiese. Ein Bursche trägt den lebenden Hahn in einem Rückkorb mit. Man hängt ihn draußen an einer zwischen zwei Bohnenstangen ausgespannten Schnur auf. Nacheinander tanzen die Burschen um den Hahn herum «den Hahnentanz». Sie bekommen einen Säbel in die Hand und müssen nun mit verbundenen Augen die Schnur zu durchhauen suchen. Wem es gelingt, der gewinnt den Hahn und tanzt mit seinem Maide und dem Hahn drei allein. Wie beim Heraustanzen, war der Gewinner schon im voraus bestimmt. Das Hauen nach dem Seil ist eine Milderung der früheren Sitte des Schlagens nach dem Hahn selbst, die auch in *St. Johann-Kurzerode* üblich war und noch im Kreise Bolchen mit einem Stocke geschieht. Dann zieht die Gesellschaft nach dem Tanzhause. Vor diesem tanzt das Gewinnerpaar wiederum drei allein, wie vorher. Dann wird der Hahn geschlachtet. Solange er blutet, spielt die Musik eine Trauerserenade. Das Blut wird in einer Schüssel aufgefangen und wurde früher von den Burschen getrunken. Heutzutage wird es durch Rotwein versinnbildlicht, und der Bursche, der den Hahn geschlachtet oder ihm mit dem Säbel den Kopf abgehauen hat, begleitet die Aufforderung zum Trinken scherzweise mit der Frage: «Wer hat Courage?» Sollte dieser Brauch, der übrigens im Elsaß einzig dasteht, nicht auf ein altes Tieropfer mit Auffangen des

[1] Fahne, Der Carneval. Köln u. Bonn, Heberle, 1854. S. 149. — [2] Mannhardt, Die Korndämonen. Berlin, Dümmler, 1868. S. 1. — [3] A. a. O. S. 5. — [4] A. a. O. S. 16.

Blutes in einem Opferkessel und einer gemeinschaftlichen Opfermahlzeit hindeuten? In den Dossenheimer Gebräuchen ist 1906 und 1907 insofern eine Aenderung eingetreten, als der auf die Wiese mitgebrachte Hahn schon vorher geschlachtet war und dann vor dem Wirtshaus eine Scheinschlachtung stattfand.

Eine andere Form des Hahnenschlagens ist das in *Weitersweiler* und *Neuweiler* üblich gewesene «Aushauen». Zu *Weitersweiler* wurde am 2. Meßtitage ein geschlachteter Hahn mit den Füßen an einer langen Stange angebunden und zum Fenster des Tanzwirtshauses hinausgehängt,[1] in *Neuweiler* band man einen lebenden Hahn mit den Füßen an eine Platane im Hofe der Wirtschaft. Der Reihe nach hieb nun jeder Bursche mit einem Säbel und verbundenen Augen dreimal nach dem Tier. Wer den Kopf abhieb, hatte gewonnen. In ähnlicher Weise wurde früher im Kreise Château-Salins nach einem eingegrabenen Hahn, im Kreis Bolchen nach einem Ei geschlagen. In allen Fällen mußte der Gewinner den Hahn zubereiten lassen. Darüber im nächsten Abschnitt.

Die Sitte des Hahnenschlagens schließt übrigens die des Hahnentanzes, d. h. des Tanzes um Hut und Halstuch nicht aus.

Der Hahnenimbs.
Schmausereien im Wirtshaus.

Im Hahnenimbs haben wir wohl die Ueberreste eines Opfermahles zu erblicken, das abgehalten wurde, um dem im Getreide gedachten Vegetationsgeiste, dem Getreidehahn, nach

---

[1] Ueber die Entstehung dieser Sitte erzählt man sich in *Weitersweiler* folgende lustige Geschichte. Es flog einmal ein fremder Vogel ins Dorf, der nur immer «Kuckuck» rief. Man brachte das seltsame Tier, das niemand kannte, aufs Gemeindehaus, wo es auf Kosten der Gemeinde verpflegt wurde. Da dies aber zu kostspielig wurde, beschlossen die Räte, daß der Vogel der Reihe nach zu allen Bürgern geschickt und von diesen gefüttert werden sollte. Derjenige aber, bei dem der Vogel wegen schlechter Verpflegung verenden würde, sollte der Gemeinde die sämtlichen Fütterungskosten vergüten. Eines Tages verendete das Tier bei einem Schuster, der auch im Gemeinderat war. Um nun der festgesetzten Strafe zu entgehen, schlug der Schuster vor, der Jugend eine Freude zu bereiten, den Vogel zu töten und auf die jetzt noch übliche Weise «aushauen» zu lassen. Der Gewinner solle den Vogel zu einem Imbiß zurüsten lassen und die Kosten bezahlen. Der Rat ging auf den Vorschlag ein, und zum Andenken wird seitdem am 2. Meßtitage ein Kuckuck oder in Ermangelung desselben ein Hahn «ausgehauen». Daher stammt auch der Uebername der Weitersweilerer: die Kuckucke. Die Geschichte beweist weiter nichts, als daß die Sitte schon recht alt ist.

glücklich eingebrachter Ernte zu danken und seine Gunst weiterhin sich zu sichern.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß in der Blütezeit des Tanzes um einen leibhaftigen Hahn dieser auch von den beteiligten Tänzern verspeist wurde. Ein wirklicher Hahn wurde in den letzten Jahren nur noch gegessen in *Alteckendorf*, *Schwindratzheim*, *Lampertheim* und *Dossenheim*, ferner bis gegen 1870 in *Waltenheim* und *Kleeburg* und bis 1894 in *Weitbruch*. Mit Ausnahme von *Lampertheim* sind das lauter Dörfer, wo man auch um einen wirklichen Hahn tanzte. In *Mietesheim* wurde aber schon in den 1820er Jahren der herausgetanzte Hahn nicht mehr verspeist, in *Hunspach* ebenfalls nicht, wo man zwischen 1835 und 1840 statt dessen Gänsebraten aß. Auch in den eben erwähnten Dörfern legt man kein Gewicht mehr auf das Hahnenessen. Nur die *Dossenheimer* Jugend scheint einen guten Hahnenbraten zu lieben, denn es werden dort außer dem Preishahn noch andere Hähne dazugekauft und gemeinsam verspeist.

Im übrigen erging es dem Hahnenimbs wie dem Hahnentanz. Der Hahn verschwand vom Tische, und der Hahnenimbs hat sich allmählich zu einem gewöhnlichen Essen gestaltet, während der Name Hahnenimbs blieb. Am meisten ist er in dieser Form noch im Nordhanauischen im Schwung, etwa von *Alteckendorf* und *Obermodern* ab nördlich. In *Oberseebach* kam er schon um 1840 ab, in *Gunstett* 1869, in *Weitersweiler* 1876, in *Morsbronn* 1882, in *Hunspach*, wo man am Nachkirwe-Sonntag noch an den «Hahnentisch» ging, 1899, in *Mitschdorf* vor wenigen Jahren. Am Hahnenessen beteiligen sich diejenigen Paare, die am Hahnentanz teilgenommen haben. Nach altem Brauch muß der Bursche, welcher den Hahn bezw. das Halstuch gewonnen hat, den Imbs bezahlen, wofür er am Hahnentisch oben ansitzen darf. Den Wein liefern die Burschen selbst. Umgekehrt war der Gewinner im Hahnentanze zu *Schillersdorf* vor 1870 mit seinem Maide zehrfrei, mußte aber der Musik 5 Fr. geben.

In *Mietesheim*, wo der Hahnenimbs noch am ausgeprägtesten ist, geht er, wie folgt, vor sich. Schon am Sonntag beim Feierabend setzt der Meßtiburscb jedem Maide, das an den Hahnentisch kommen soll, zwei neue Blumenteller zum Mitnehmen vor. Der Bursche muß sie bezahlen, dabei wird der Kaffee getrunken. Am Montag um Mitternacht stellt er wieder zwei Teller hin. Dann setzt man sich an den Hahnentisch. Es gibt ein «vollständiges Essen»: Suppe und Rindfleisch, Bratwürste mit Weißkraut, Kalbsbraten und Salat. Kuchen und Torte werden zum Mitnehmen «eingebunden». Am

Dienstag Abend beim Kaffee erhält jedes Maide, das am Hahnentisch war, nochmals zwei Blumenteller, so daß es nunmehr ein halbes Dutzend hat. Das Paar kostet 24 Su. Der Hahnenimbs, mit allem, was drum und dran hängt, ist also eine kostspielige Sache. Deshalb führt auch der Bursche sein Maide in der Regel nur dann an den Hahnentisch, wenn er ernste Absichten hat, und darauf wird von den andern Burschen geachtet.

Entgegen dem Hahn wird das andere Opfertier, der Hammel, wie auch anderwärts in Deutschland,[1] noch häufig verspeist, lediglich wohl nur deshalb, weil es sich für eine größere Beteiligung sehr gut eignet, was man vom Hahne nicht sagen kann.

Im allgemeinen ist sonst der Zusammenhalt der Hahnentänzer schon sehr gelockert. Doch findet man hie und da noch Reste des gemeinsamen Hahnenimbses, so in *Oberseebach*, wo die Burschen mit festen Liebschaften im Wirtshause zu Nacht speisen und für sie eigens Torten zum Mitnehmen backen lassen, ferner in *Engweiler*, wo jeder Bursche ein Kaninchen mitbringt und der Meßti mit einem gewaltigen Essen von oft 30 Kaninchen beschlossen wird, und in der *Walk*, wo sich die Jugend der benachbarten protestantischen Dörfer schon am Sonntag Nacht zusammenschließt und erst bei Tagesanbruch vom Tische aufsteht, um ans Heimführen zu denken. Diese Schmausereien beschränken sich nicht mehr auf die Hahnentänzer, doch gilt für die Burschen die untere Altersgrenze von 17 Jahren.

Aber gewöhnlich ist das Mahl im Tanzwirtshause jedermann zugänglich, vorausgesetzt daß überhaupt Sinn und Geld für solche Schmausereien vorhanden ist. *Dettweiler* und *Vendenheim* genossen früher in dieser Hinsicht weit und breit einen berechtigten Ruf. Nicht selten mußten mehrere Schweine geschlachtet werden, 60 und mehr Kugelhopfe, 30 Torten und ganze Körbe voll Hirzhörnle wurden gegessen und nachher Zuckerwein getrunken. In *Geudertheim* ist es zur Sitte geworden, daß auch verheiratete Einheimische im Wirtshaus essen. Heutzutage begnügen sich Bursche und Maide vielfach schon mit einem Paar Knackwürstchen oder einem «Serwila» (frz. cervelat) oder einem Stückchen Käse, und dazu trinkt man ein Glas Bier.

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 292, wo noch weitere Literatur angegeben ist. — Reinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 362.

Das Begraben, Verbrennen, Ertränken. Der Meßtibär.

Den Schluß des Hauptmeßti bilden gewisse Veranstaltungen, die in scherzhaft-feierlicher Weise verlaufen, aber ursprünglich einen tieferen religiösen Sinn hatten. Sie sind wohl als Ueberreste alter Opferfeste und Grabgeschenke an die die Vegetation schaffenden, verschiedengestaltigen Geister aufzufassen.[1] Wir finden sie in irgend einer Form, durch ganz Deutschland: Vergraben eines Roßschädels, einer Puppe, der gefüllten Kirmeßflasche, zerschlagener Gefäße oder anderer Kirchweihgegenstände, Verbrennen einer Puppe oder eines Bundes Stroh, Herumführen eines Vermummten, «der krank gewordenen Kirmeß», Versenken einer Puppe ins Wasser.[2]

Auch im Elsaß hat die sinnbildliche Beendigung des Festes verschiedene Gestalten angenommen. Sie hat sich noch bis in die allerletzte Zeit erhalten in *Westhofen*, *Garburg*. *Heinrichsdorf*, *Mundolsheim*, *Hürtigheim*, *Hördt* und *Oberhofen* bei Weißenburg.

Am häufigsten finden wir das Begraben des Meßti. Am Nachmittag des letzten Meßtitages, Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag, zieht die ganze Meßtigemeinde mit Musik hinaus vor das Dorf, auf eine Wiese oder in einen abgelegenen Winkel. Ein Teilnehmer, der ursprünglich den Vegetationsgeist vorstellen sollte, ist in besonders drolliger Art verkleidet, er wird auf einem Schubkarren gefahren oder geht zu Fuß mit. In *Dossenheim* (bis 1890) hatte man ihm z. B. das Hemd über die Kleider gezogen und eine alte lothringische «Nebelskappe» oder einen Dreispitz aufgesetzt. In *Oberbronn* (1897) trug er Kaminfegerskleider oder einen alten Hut mit einer Strohschärpe. In *Weitersweiler* (bis 1870) setzte man ihn in einen Korb und gab ihm einen Kugelhopf. Auch in *Hölschloch*, *Hochfelden* und *Dettweiler* (vor 1870) ging ein vermummter Bursche mit. Sehr beliebt ist bei diesem Aufzuge die volkstümliche Gestalt des Bärs. Ein armer Teufel, dem man einige Groschen und tüchtig zu «saufen» gibt, wird in eine Verkleidung gesteckt. Man zieht ihm einen Schafspelz an oder Weiberkleider, einen alten

---

[1] Ausführliches hierüber bei Pfannenschmid, a. a. O. S. 308 ff — [2] Näheres bei Pfannenschmid, a. a. O. S. 302 ff., wo auch Literatur zu finden ist. — Rheinsberg-Düringsfeld, a. a. O. S. 362 ff. — Montanus. Die deutschen Volksfeste. Iserlohn und Elberfeld, Bädecker, 1854. S. 59 f.

mit Stroh ausgestopften Mantel, ein Hanswurstkleid, einen altmodischen Bauernrock mit dem Schippen-Aß oder ein Paar Ohrenkappen, man schwärzt ihm auch wohl das Gesicht. Als Kennzeichen des Bärs hat er einen Stock und wird an einer Kette durchs Dorf geführt. Seine Rolle, das Tanzen, Brummen, Brüllen und Fauchen, spielt er in täuschender Weise, und die Zuschauer kommen aus dem Lachen über seine drolligen Sprünge nicht heraus, besonders wenn er wegen seiner Ungeschicklichkeit vom Bärenführer noch reichlich Prügel bekommt und gar auf dem Boden herumgerollt wird. In diesem lustigen Aufzuge trägt der Meßtibursch eine Flasche Wein oder ein leeres Bierglas, zwei andere Burschen Hacke und Schaufel. Während sie ein Loch graben, spielt die Musik eine Mark und Bein erschütternde Trauerarie, und die Anwesenden stimmen in ein möglichst klägliches Heulen, Schluchzen und Weinen ein. Einer der Burschen hält dann auf den verstorbenen Meßti eine ergreifende Trauerrede, zum letzten Male wird die Flasche herumgegeben und geleert und dann in die Grube geworfen. In *Kaltenhausen* wurde früher an allen vier Ecken des Dorfes eine Vertiefung gegraben. Man nahm ein Faß Bier mit, das während der Veranstaltung geleert wurde, und goß in jedes Loch ein Liter Bier. Zum Schluß wurde dasselbe schnell zugedeckt und über dem «Grab» ein Galopp im Kreise getanzt. Dann ging es nach dem Tanzhause zurück, wo der Rest des Tages mit Trinken, manchmal auch beim Tanze zugebracht wurde.

In *Heinrichsdorf* verkleiden sich alle Burschen. Sie fahren ein Fäßchen Bier auf eine Anhöhe vor dem Dorf, wo sie den Meßti beweinen und das Bier austrinken. Dabei wird der Meßti in Gestalt eines Stückes Holz begraben.

Beim Begraben wird und wurde unseres Wissens im Elsaß ein Strohmann als Vertreter des vermummten Menschen nicht verwendet. Hingegen hat sich die Gestalt des Bärs von der Handlung des Begrabens vielfach losgelöst und wird nun zum Beschluß des Meßti durch alle Dorfgassen geführt, so namentlich in *Weyersheim* (bis 1853), in *Kaltenhausen* (vor 1890), in *Mühlhausen* (vor 1890), wo der Bär mit zwei eisernen Hafendeckeln einen Höllenlärm verführte, in *Mundolsheim* und *Hürtigheim* noch heute. Namentlich in *Hürtigheim* ist der Meßtibär noch sehr im Schwunge. Er sammelt sogar Geld auf einem Teller und macht dabei ein ganz gutes Geschäft. Und in *Schiltigheim* konnte man 1905 im Meßtizuge einen Meßtibär sehen, den sein Pelz so in Schweiß brachte, daß er bald zu seiner Haut hinausfuhr.

Eine zweite, seltenere Form der Beendigung des Meßti ist

das Verbrennen. Man verwendet hierbei einen Strohmann oder eine Puppe, die auf einer Leiter feierlich hinausgetragen wird, so in *Gunstett* (noch 1894), *Kirweiler* (noch nach 1870), *Obermodern* (bis in die 1860er Jahre). In *Melsheim* war schon in den 1840er Jahren der Strohmann zu einem Bosen Stroh verkümmert, desgleichen in *Mühlhausen* in den 1860 er Jahren und in *Schwindratzheim*, wo der Meßti 1897 zum letzten Mal verbrannt wurde. Die Asche wurde nebst einer Flasche Wein in ein Loch vergraben, letztere auch einmal mit einem Gewehr zerschossen. Im übrigen waren die Gebräuche dieselben wie beim Begraben.

Das Verscharren einer Flasche Wein ist weit verbreitet, namentlich im Kirwegebiet. Da sie aber natürlich sofort nachher von andern Burschen wieder herausgehackt und geleert wird und demnach ihren ursprünglichen Zweck, die die Vegetation befördernden Geister durch ein Opfer zu erfreuen und während des Winters zu stärken, nicht erfüllen kann, so wird das Vergraben vor dem «Holen» der nächstjährigen Kirwe wiederholt, wie wir bereits früher gesehen haben.

Das «Vertränken» des Meßti steht in unserem Gebiete ganz vereinzelt in *Geudertheim* da (bis 1902). In feierlichem Aufzug wird ein Strohmann mit großem Hut an die Zorn getragen und hineingeworfen. Während er fortschwimmt, tanzt die fröhliche Gesellschaft am Ufer und zieht nachher zum Tanzhause zurück. Im Kilbegebiet herrschte derselbe Gebrauch früher in *Rufach*[1] und *Reichenweier*.[2] Um eine Stufe höher steht die gleiche Veranstaltung zu *Hördt*. Dort wird das sehr lebhaft betriebene Herumführen des Bärs dadurch beendigt, daß man ihn in die Dorfschwemme wirft, wo er gewaschen wird und «durchbaden» muß. Dieser Vorgang wurde vor wenigen Jahren einmal mit solcher Roheit ausgeführt, daß der Gendarm ein Protokoll darüber aufnahm. Nach Belehrung durch den Bürgermeister unterließ er aber die Meldung. Auch in *Andolsheim* im Oberelsaß wurde früher ein leibhaftiger Mann in eine Pfütze geworfen.[3]

Das Begraben, Verbrennen und Ertränken des Meßti ist seit der Einschränkung der Meßtidauer immer mehr zurückgegangen und auch im einzelnen verkümmert. In *Garburg* verkleiden sich am Meßtidienstag einige Burschen, setzen Schlaraffen auf, machen allerlei Sprünge und Faxen im Dorf, sammeln Eier und Geld, und das nennen sie das Begraben des Meßti. In *Hochfelden* sprangen in den 1870er Jahren

---

[1] Pfannenschmid, a. a. O. S. 561 f. — [2] S. 563. — [3] S. 562.

betrunkene Burschen auf der Straße herum und ergötzten sich an einem Kameraden, der bis an den Hals in einem Sack steckte. Er sprang herum, bekam Bier eingegossen und Knackwürste zu essen, wobei er unheimliche Fratzen schnitt, und die ganze Gesellschaft sang bis zum Ueberdruß, wohl hundert Mal:

O jerum, o jerum!
Der Meßti isch herum!

Wenn man heutzutage vom Meßti-Begraben spricht, so versteht man darunter: den Meßti mit einem gewaltigen Trunk beendigen. Ja dieser Ausdruck ist im Elsaß weit und breit, auch außerhalb des Meßti, geläufig im Sinne von Trinken bis zur Bewußtlosigkeit.

Diese Meßtisitte hat auch verschiedentlich Anlaß zu unliebsamen Vorkommnissen gegeben. Es liegt nahe, angesichts des Ausdruckes «Begraben» an die religiöse Zeremonie der Beerdigung zu denken und sie in der übermütigen Laune des Rausches oder des Katzenjammers nachzuahmen und noch andere kirchliche Gebräuche dazu zu verspotten. So wurde 1843 beim Begraben des *Kilstetter* Meßti die Kreuzigung Christi verhöhnt. Die Burschen führten eine Leiter auf einem Schubkarren herum. «Christus» stieg auf die Leiter, bekam Mistjauche zu trinken und sagte dann: «Es ist vollbracht!» Auf dem *Hattmatter* Meßti leitete in den 1860er Jahren ein Buchsweiler Musikant das Begraben mit einem katholischen Kirchenlied und einem protestantischen Gesangbuchvers ein und hielt dann eine seichte «Grabrede». Dieses Vorkommnis trug ihm den Spitznamen «der Vicari» ein. Vor 1870 beschimpften mehrere Burschen und Musikanten auf dem *Kirweiler* Meßti die jüdischen Zeremonien durch eine förmliche dramatische Behandlung des Bestattens. 1877 wurde der Meßti von *Weschheim* und später derjenige von *Breitenbach* bei Weiler unter Verhöhnung kirchlicher Gebräuche begraben.

In allen diesen Fällen wurden die Beteiligten zu empfindlichen Gefängnisstrafen verurteilt.

Zwar nicht am Meßti, aber doch um das Begraben des Meßti nachzuahmen, fand 1904 am Aschermittwoch zu *Bischheim* ein vollständiger Leichenzug statt. Er wurde durch einen Harmonikaspieler eröffnet, ein ehemaliger Meßdiener sang die Totenmesse, und der Verstorbene wurde durch eine Puppe auf einer Tragbahre dargestellt. Die Veranstalter kamen mit je 20 M. Geldstrafe davon.

Das Ende des Festes.

Ist einmal der Meßti begraben, so hat das weitere Zusammensein des Meßtivolkes jeden festlichen Anstrich verloren. Man ist müde und abgespannt, und mancher ist auch mit seinen Mitteln zu Ende. Hie und da finden sich noch einige Tanzpaare zusammen, wenn die Musikanten ihnen willfährig sind, aber es ist kein Ernst mehr vorhanden. Auf dem Tanzboden zeigen einige Burschen ihre Geschicklichkeit im Springen und Ringen und führen Kraftproben vor, die schon mehr als einmal in Schlägereien ausarteten. Die Zahl der «starken Männer» ist ja auf dem Lande, besonders bei solchen Gelegenheiten, immer groß, und der Ruf eines starken Mannes ein begehrenswerter Vorzug, namentlich in den Augen der Maiden. 1908 kam ein Bursche in *Mietesheim* auf den Gedanken, auf einer eisernen Verbindungsstange des Tanzsaales in 3 Meter Höhe einen Walzer zu tanzen. Er verlor aber das Gleichgewicht und brach einen Arm.

Wenn sich dann jede Ordnung von selbst aufgelöst hat und die Maiden längst in den Federn ruhen, vertreiben sich die Unverwüstlichen die letzten Stunden beim Glase, so lange sie der Wirt behält. Es erscheinen auch die Schmarotzer und die alten Unfüllbaren des Dorfes, die sich überall da zusammenziehen, wo es umsonst zu trinken gibt. Sie berauschen sich auf Kosten der Burschen und müssen sich dafür zur allgemeinen Ergötzung die derbsten Spässe gefallen lassen, in denen man ja auf dem Lande unerschöpflich ist.

Oft ist es schon heiter heller Tag, wenn die allerletzten nach Hause wanken. Noch einige Zeit «steckt ihnen der Meßti in den Rippen», und mancher findet die ganze Meßtiwoche hindurch keinen rechten Anfang zur Arbeit, bis der Nachmeßti in seine Rechte tritt.

Die Jahrmärkte.

Die Bedeutung der Jahrmärkte hängt auf das engste mit den Verkehrsverhältnissen ihrer Zeit zusammen. Während sie im 14. bis 18. Jahrhundert die wichtigste und oft die einzige Gelegenheit bildeten zum Umsatz gewisser Waren, insbesondere von Verbrauchs-, Haushaltungs- und Bekleidungsgegenständen beim Landvolk, nahm ihre Wichtigkeit mit der zunehmenden Erleichterung des Verkehrs durch gut fahrbare Straßen, durch

Eisenbahn und Post, mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und in neuester Zeit mit der Ausdehnung des Hausierhandels stetig ab. Auf den Jahrmärkten strömten die Menschen nach Tausenden zusammen, und darum waren sie für die betreffenden Gemeinden eine ergiebige Einnahmequelle, die von der Gunst weltlicher und geistlicher Fürsten viel begehrt wurde. Diese versahen die Jahrmärkte, um ihre Einträglichkeit noch zu erhöhen, mit allerlei Vorrechten, so mit Sicherheit für Leib und Gut der Teilnehmer, mit der Befreiung von Zöllen und Abgaben, mit der Beschleunigung des Verfahrens bei Prozessen und anderen Vergünstigungen.

Die Handelsbeziehungen der freien Reichsstadt *Straßburg* mit Venedig, der Lombardei, Antwerpen, Flandern, Lyon, Reims, Nanzig, Köln, Mainz, Frankfurt, Trier, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Basel und vielen anderen Städten[1] ermöglichten es, die elsässischen Jahrmärkte mit den auserlesensten Waren und Stoffen reichlich zu versehen.[2] Aber auch an einheimischen Erzeugnissen fehlte es nicht. So wurde beispielsweise im 16. und 17. Jahrhundert die Wolle der Grafschaft Hanau-Lichtenberg diesseits des Rheins auf den beiden Jahrmärkten zu *Pfaffenhofen* feilgehalten. Die Bedeutung dieser Wollmärkte wurde dadurch erhöht, daß auf Befehl des Grafen Johann Reinhard I. von 1602 dessen Untertanen bei Vermeidung schwerer Strafe alle ihre Wolle bringen mußten und sie sonst an keinem Ort verkaufen durften.[3]

Die Jahrmärkte fanden in der Regel an Wochentagen statt. In welchem Umfange solche auch an Sonntagen abgehalten wurden, davon konnten wir keine andere Spur finden als das Zeugnis der Hanauischen vermehrten Kirchenordnung von 1659, die (S. 88) entrüstet ausruft: «Ich glaub, daß der leidige Teuffel die Jahrmärckte auff den Sontag verordnet hat, GOtt dem HErrn zu spott, daß Gottes Werck verhindert werde!» Die Jahrmärkte waren oft in eigentümlicher Weise festgelegt, gewöhnlich unter Bezugnahme auf Heiligentage oder kirchliche Festtage. Sie waren aber, wie die Kirchweihfeste, so eingerichtet, daß sie mit anderen Jahrmärkten im Umkreis von 30—40 Kilometern nicht zusammenfielen und ihnen nicht schadeten. So wurden die beiden Jahrmärkte zu *Reichshofen* auf den 2. Dienstag nach Michaelis und den 1. Dienstag nach Georgi, die zu *Hagenau* aber auf den 1. Dienstag nach Micha-

---

[1] Revue d'Alsace. 1850, p. 65 ff. — [2] Ueber diese Verhältnisse finden sich gewiß in manchen Archiven zerstreute Aufzeichnungen, die in volkswirtschaftlicher Hinsicht wertvoll sind. — [3] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, S. 305.

elis und den 2. Dienstag nach Georgi, jeweils auf 7 Tage festgesetzt.[1] Die *Buchsweiler* Jahrmärkte fanden vor der Revolution während 2 Tagen statt: am 1. Dienstag im März, am Dienstag vor dem Fronleichnamstag, am Dienstag vor Mariä Geburt und am Dienstag nach St. Nikolaus. Als mit der Einführung des Revolutionskalenders andere Bezeichnungen notwendig wurden, stellten sich Unzuträglichkeiten ein, und 1806 mußte der alte Zustand wiederhergestellt werden.[2] Die Verlegung der alten *Straßburger* Martinimesse auf Johanni (1414) war sogar von so einschneidender Bedeutung, daß die Stadt dem Kaiser Sigismund dafür 2000 Goldgulden (nach heutigem Geldwert 66000 M.) verehrte.[3] Und solcher Widerstreite, von denen derjenige zwischen *Hagenau* und *Bischweiler* wegen des Pfeiferjahrmarktes 1749 besonders bekannt ist,[4] fanden bis in die neueste Zeit viele statt.

Denn auch heutzutage halten die Gemeinden noch an den Jahrmärkten, trotz ihrer Nachteile, die hauptsächlich im auswärtigen Wettbewerb und oft genug in minderwertiger Ware bestehen. Manche Jahrmärkte sind durch einen jahrhundertelangen ruhmvollen Bestand so in dem Volksbewußtsein eingewurzelt, daß es schwer halten würde, sie abzuschaffen. Noch heute üben der *Buchsweiler* Maimarkt, der *Hochfelder* Meßti und der *Pfaffenhöfer* Petersmarkt eine solche Anziehungskraft aus, daß bis auf zwei Wegstunden im Umkreis alles hinströmt. Knechte und Mägde füttern des Morgens das Vieh, dann arbeiten sie nichts mehr und ziehen bereits gegen 10 Uhr in hellen Haufen zu den Jahrmarktsfreuden. Nicht selten wird diese Freiheit beim Dienstantritt ausdrücklich ausbedungen.

Ueber die Entstehungsweise der Jahrmärkte besteht kein Zweifel. Sie bildeten sich von selbst oder durch Bewilligung der Regierungen infolge der Bedürfnisse des Handels und Verkehrs, also vorwiegend in Städten und Marktflecken, nur vereinzelt in Dörfern Mit Ausnahme von *Straßburg* setzten sie sich wohl überall an die Meßtage und Kirchweihen dergestalt an, daß sie mit ihnen eine größere Veranstaltung von mehrtägiger Dauer bildeten, die eine kirchliche Feier, weltliche Vergnügungen und Handelsgeschäfte umfaßte. Der Jahrmarkt ging in dieser Veranstaltung ganz auf, die die Gesamtbezeichnung Meßtag oder Kirchweih behielt. Das geht u. a. aus einem

---

[1] Gemeindearchiv zu *Reichshofen*. — [2] Stadtarchiv von *Buchsweiler*. Gemeinderatsbeschluß vom 27. 1. 1806. — [3] Strobel. Vaterländische Geschichte des Elsaß. Straßburg. 1843. B. III. S. 102. — [4] Auszüge aus den Archiven der Stadt *Bischweiler*. Bischweiler, Posth., o. J., S. 11.

Kanzleiprotokoll der Buchsweiler Regierung von 1565 hervor,[1] wonach man «in allen ämtern, da kein jarmarkt sind, die meßtag abstellen soll, und bleiben meßtäg zu *Buchsweiler*, *Neuweiler*, *Pfaffenhofen*, *Obermodern*, *Westhofen* und *Hutten*.»

Da wo mehrere Jahrmärkte stattfanden, wurde der eine mit Meßtag oder Kirchweih bezeichnet, der oder die anderen nach der Jahreszeit oder einem Heiligen, z. B. in *Buchsweiler* Halbfasten-, Mai-, Meßti- und Christkindelsmarkt. Erstere Benennung blieb auch für die mit der weltlichen Kirchweih verbundenen Jahrmärkte derjenigen Gemeinden, wo seit dem 19. Jahrhundert das kirchliche Kirchweihfest als Patronstag gefeiert wird. So werden im Volksmunde die Kram-, Zwiebel- und Viehmärkte zu *Zabern* und *Wasselnheim* von Alters her unter dem Namen Meßti zusammengefaßt. *Brumath* hält 1603 «Meßtag uf Invocavit und uf Bartholomäi Jahrmarkt.»[2] Noch heute richtet sich der Brumather Meßti nach Bartholomäi, der Jahrmarkt findet 4 Wochen später statt. Die *Niederbronner* Kirwe wird zusammen mit dem Spätjahrsjahrmarkt am Theresentag abgehalten. Alle diese Veranstaltungen, wie sie auch benannt werden, verlaufen unter demselben äußeren Bilde. In den wenigen Städten, wo kein Meßti oder keine Kirwe nachgewiesen werden kann, so *Barr* und *Weißenburg*, gibt es nur «Jahrmärkte». Der Begriff Meßtag wurde aber erklärlicherweise auch hie und da dem Begriff Jahrmarkt gleichgesetzt. So lesen wir in einer Ordnung von 1544, daß Graf Philipp IV. der Gemeinde *Pfaffenhofen* «auf das Standgeld an beiden Jahrmärkten Peter und Paul und St. Lucä gegen 1 ß von jedem Meßtag übergab.» Und in *Brumath* gibt es einen Meßti schlechtweg und einen G'hansmeßti, in *Hochfelden* einen Meßti und einen Pfingstmeßti.

Der älteste Jahrmarkt[3] scheint der von *Straßburg* zu sein,

---

[1] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, S. 44. — [2] A. a. O. S. 141. — [3] Die Angabe von Charles Gérard (Revue d'Alsace, 1850, p. 67), daß *Andlau* im Jahre 1004 das Privileg eines Jahrmarktes bekommen habe, der somit der älteste nachweisbare Jahrmarkt des Elsaß wäre, ist nicht richtig. Die bei Grandidier (Histoire d'Alsace, p. CXCVII) abgedruckte Urkunde betrifft vielmehr einen Wochenmarkt. Wenn man über den Sinn der Worte «mercatum sive emporium» streiten könnte, so ist jeder Zweifel durch die Lettres Patentes Ludwigs XIV. ausgeschlossen, worin gesagt ist (Ordonnances d'Alsace, t. I, p 159): « . . un Marché public . . . . comme il lui a été accordé par l'Empereur Henry II en l'an 1004, et selon que les Abbesses de ladite Abbaye en ont joui jusqu'à présent.» Ein Jahrmarkt besteht übrigens in *Andlau* heute nicht und scheint auch in jüngerer Zeit nicht bestanden zu haben.

er ist schon 1153 erwähnt. Gregor IX. erneuerte das Recht, eine Messe abzuhalten, 1228.[1] Sehr alt ist auch der Jahrmarkt von *Zabern*. Zwar wissen wir nichts über seine Entstehung, aber die große räumliche Ausdehnung, die er schon am Anfang des 14. Jahrhunderts hatte, und die günstige Lage Zaberns für den Handel berechtigen uns zu dem Schlusse, daß er schon lange vorher bestanden haben muß. Etwas genauere Angaben besitzen wir über *Lauterburg*, das bald nach 1254 das Recht erhielt, zwei große Jahrmärkte abzuhalten.[2] *Reichshofen* bekam zugleich mit der Erhebung zur Stadt durch Rudolf von Habsburg 1286 zwei Jahrmärkte von je 7tägiger Dauer. Aus der Verleihungsurkunde, die der Stadt Reichshofen dieselben Rechte wie *Hagenau* zuteilt, erfahren wir, daß damals in Hagenau bereits zwei Jahrmärkte bestanden.[3] 1310 erhielt Hagenau durch Privileg Heinrichs VII. zwei Jahrmärkte von je 14 Tagen.[4] 1336 folgt wieder *Straßburg*,[5] dem Kaiser Ludwig der Bayer eine 4wöchige Messe bewilligte. Sie wurde 1379 durch Wenzel und 1413 durch Sigismund bestätigt; 1436 wurde ihre Dauer auf 14 Tage beschränkt und also von Kaiser Friedrich III. durch Urkunde von 1441, 1442 und 1452 bestätigt. Das war die berühmte G'hansmesse, die 1869 einging. Der St. Gallen-Jahrmarkt von *Oberehnheim* wurde 1440 durch Kaiser Karl IV. bewilligt.[6] *Weißenburg* erhielt 1471 drei Jahrmärkte von je 14 Tagen, wozu 1570 noch weitere Verleihungen durch Maximilian II. kamen. In *Bischweiler* läßt sich der eine der beiden Jahrmärkte[7] schon 1499 nachweisen. Er wurde 1603 erneuert und von Ludwig XIV. durch Lettres Patentes von 1687 mit dem Pfeifertag vereinigt.[8] *Buchsweiler* wurde 1503 durch Maximilian I. mit einem Jahrmarkt begabt.[9] Die beiden Jahrmärkte von *Pfaffenhofen*[10] sind zum ersten Mal 1544 erwähnt, 1578 bat die Gemeinde um einen dritten, der jedoch erst 1738 bewilligt wurde. Für *Hochfelden* erlaubte die österreichische Regierung in Ensisheim 1596 drei Jahrmärkte, die von Kaiser Ferdinand II. bestätigt wurden.[11] Durch kaiserliches Dekret vom 16. März 1807 behielt es nur noch einen

---

[1] Stöber, Neue Alsatia, Petry, 1885. S. 256. Daselbst über die Straßburger Messen: S. 253—265. — [2] A. Meyer, Geschichte der Stadt *Lauterburg*. Weißenburg, Ackermann, 1898. S. 17. — [3] Stadtarchiv von *Reichshofen*. — [4] Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Straßburg, Heitz, 1901—03. III. S. 381. — [5] Revue d'Alsace, Colmar, 1850. p. 66. — [6] Gyss, Urkundliche Geschichte der Stadt *Oberehnheim*. Straßburg, 1805. S. 120 f. — [7] Auszüge aus den Archiven der Stadt *Bischweiler*. Bischweiler, Buchdruckerei Posth, o. D., S. 11. — [8] Ordonnances d'Alsace, t. I. p. 166. — [9] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, Heitz, 1890. S. 30. — [10] A. a. O., S. 304 f. — [11] Bezirksarchiv des Unter-Elsaß, C. 120.

Jahrmarkt,[1] zu dem aber seit 1875 wieder ein zweiter, der Pfingstjahrmarkt, gekommen ist. 1603 bestimmte Graf Johann Reinhard I. den *Brumather* Jahrmarkt auf Bartholomäi.[2] Auch der *Rosheimer* Jahrmarkt ist alt.[3] Der Jahrmarkt von *Selz*, der seit unvordenklicher Zeit bestand, wurde durch kaiserliches Dekret vom 16. März 1807 und durch königliche Ordonnanz vom 3. März 1825 erneuert.[4] In *Ingweiler* wurden durch königliche Ordonnanz vom 17. Februar 1819 drei Jahrmärkte bestimmt, wozu durch Bezirkspräsidial-Beschluß vom 27. Dezember 1897 noch ein vierter hinzukam.[5] *Niederrödern* endlich bekam einen Jahrmarkt durch königliche Ordonnanz vom 6. Dezember 1826.[6] Ueber das Alter der Jahrmärkte von *Pfalzburg*, *Niederbronn*, *Beinheim*, *Hatten*, *Lembach*, *Wörth*, *Sulz u. W.*, *Drusenheim*, *Maursmünster*, *Wasselnheim*, *Molsheim*, *Mutzig* und *Barr* fehlen uns geschichtliche und archivalische Nachweise.

Im Laufe der Zeit hat sich natürlich manches an den Jahrmärkten geändert, sowohl an der Zeit ihrer Abhaltung wie an ihrer Zahl, ja an ihrem Bestehen überhaupt. So wird uns z. B. von der alten *Straßburger* G'hansmesse berichtet, daß sie 1831 ganz bedeutungslos war.[7] 1855 hatte sie wieder einen kleinen Aufschwung genommen.[8] In einem Schreiben an den Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg vom Jahre 1544 melden die Einwohner von *Pfaffenhofen*, daß von ihrem Flecken das Sprüchwort gehe, «daß seines gleichen, nit an Reichthum, sondern einen tapferen aufrüstigen Markts zwischen Bingen und Basel nit funden werde».[9] Von der Bedeutung des *Buchsweiler* und des *Zaberner* Meßtages zeugt eine Bestimmung der Roßhirtenordnung von Dossenheim (Kr. Zabern) vom Jahre 1612. Demnach durfte man die Pferde von Pfingsten bis zum Buchsweiler Meßtag nicht einspannen. «Da fahrt man wider an vnndt spannet die Pferdt biß vf Mariä Geburt dz Ist Zabern Meßtag.»[10] Und in der «Fleischtax von Dossenheim» vom Jahre 1603 ist bestimmt, daß das Lamm- und Hammelfleisch vor dem Buchsweiler Meßtag 6 Pf., nachher 5 Pf. kosten soll, das Schaffleisch vorher 5 Pf., nachher 4½ Pf. das Pfund.[11]

---

[1] Gemeindearchiv von *Hochfelden*. — [2] Bostetter, Geschichtliche Notizen über die Stadt *Brumath*. Straßburg, 1896. S. 83. — [3] Revue d'Alsace, 1850. S. 67. — [4] Gemeindearchiv von *Selz*. — [5] Gemeindearchiv von *Ingweiler*. — [6] Gemeindearchiv von *Niederrödern*. — [7] *Strasbourg*, ses monuments et curiosités. Strasbourg, Lagier, 1831, p. XXII. — [8] Annales du Journal d'Alsace-Lorraine 1905, Nr. 24. — [9] Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg, 1890. S. 304. — [10] «Schnallenbuch» im Gemeindearchiv von *Dossenheim*. — [11] Daselbst, S. 71.

Andererseits sind die um Adelphi und in der Osterwoche[1] stattfindenden *Straßburger* Jahrmärkte jedenfalls schon vor der Revolution zugrunde gegangen, die Kirchweihe vom Jungen St. Peter gar schon 1481; [2] und nur der Christkindelsmarkt, der zuerst 1611 nachgewiesen ist, blüht noch heute. Auch der Nonmeßtag und der Herrgottsmeßtag zu *Zabern* sind schon längst vergessen.[3]

Von heute noch vielbesuchten Jahrmärkten sind hauptsächlich zu nennen die Meßti in *Zabern*, *Buchsweiler*, *Hagenau*, *Hochfelden*, *Brumath*, *Wasselnheim*, *Mutzig* und *Niederhaslach*. Letzterer hat sich an das mit einer Wallfahrt verbundene kirchliche Florentiusfest angesetzt. Die hervorragendsten Zwiebelmärkte mit oft 100 Wagenladungen finden statt in *Zabern*, *Buchsweiler*, *Ingweiler*, *Niederbronn*, *Hagenau*, *Brumath*, *Hochfelden*, *Wasselnheim*, *Maursmünster* und *Mutzig*. Starken Besuches erfreuen sich ferner die Rindviehmärkte in *Zabern*, *Wasselnheim*, *Sulz u. W.* und *Weißenburg*, die Schweine- und Ferkelmärkte in *Zabern*, *Ingweiler*, *Hagenau*, *Wasselnheim* und *Mutzig* sowie die Pferdemärkte von *Hagenau*, *Wasselnheim* und *Zabern*. Großen Zulauf hatten im Hinblick auf ein gutes Weinjahr die spätfallenden Meßti wegen der Böttcherwaren und Leitern. «Der Holzmann kommt, jetzt Geld heraus!» rief dann der Bauer in weitem Umkreis aus. Der Wollmärkte zu *Pfaffenhofen* wurde bereits gedacht. Alle diese Märkte bilden einen Teil der allgemeinen Jahrmärkte. Ihre Dauer und den Zeitpunkt ihrer Abhaltung übergehen wir hier als außerhalb des Rahmens der Arbeit liegend.

Aber die Jahrmärkte sind nicht allein Märkte für Bedürfnisse des Handels und der Haushaltung, sondern sie bieten auch einen breiten Raum für die Schaulust, für Merkwürdigkeiten aller Art, für das Vergnügen und für die Bedürfnisse des Magens. Daher bilden sie den Sammelpunkt der Kinder und der tanzlustigen Jugend wie der Erwachsenen, die mit der Abwickelung der Geschäfte auch ein Stündchen des Frohsinns verbinden. Seit Jahrhunderten war es so und wird mutmaßlich noch geraume Zeit so bleiben.

Da sehen wir «Ständ» oder Buden, die aus Holz und Leinwand aufgebaut sind und die im Wechsel der Zeiten verschiedenartige Dinge vor Augen führen oder zum Verkauf ausstellen. Da sind die verschiedenen Zuckerwaren- und Lebkuchenstände, das Entzücken der Kinder. Hie und da weht

[1] Revue d'Alsace, 1850, p. 66. — [2] Stöber, Neue Alsatia. Mülhausen, Petry, 1885. S. 262 ff. — [3] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, 1901. S 57 ff.

uns der Duft heißer Knackwürste entgegen, eines Lieblingsgerichtes des Bauern. Schon 1536 machten auf dem *Zaberner* Meßti die Brätler gute Geschäfte.[1] Dann sehen wir das Heer der Spielwaren für Kinder, dazu eine Anzahl von Geschirrständen. Letztere sind oft mit Spielrädern versehen, die sich durch zahlreiche Nieten auszeichnen. Dann finden wir die verschiedenen Schießbuden mit Flobert- und pneumatischen Gewehren. Der Kraftmesser mit dem Holzhammer oder «Michelhau-druf» und die Puppen, die man mit Bällen umwerfen kann, locken namentlich jüngere Burschen an, die ihre Knopflöcher mit den leicht gewonnenen Erinnerungsmedaillen an längst verklungene Ereignisse und mit bunten Sträußchen schmücken. Dann kommen die Panoramen, die Hänneschentheater, neuerdings auch «Elsässische Theater» genannt, die Photographenstände, die Kinematographen, Grammophone und Schiffsschaukeln, die weissagenden Vögel, welche gedruckte Glücksverheißungen aus einem Korbe herauspicken. Ferner ist die große Zahl der verschiedenen Theater zu erwähnen, der Zirkus, die Menagerie, die Kunstarena, die Ringkämpfer, die Riesendamen, die Seiltänzer, hie und da sogar ein Luftballon. Eines regen Zuspruchs erfreuen sich von altersher die verschiedenen Glücksspiele mit mehr oder weniger Betrug und Spitzfindigkeit, worauf die Polizei ein wachsames Auge hat, Blanc-et-noir, das Spiel mit dem Lederriemen, das Ringewerfen nach aufgespießten Messern, früher auch die elektrischen Kraftmesser, womit vorwitzige Bauernburschen regelmäßig hereinfielen. Es gibt auch hie und da Buden, hinter deren Zelttüchern recht zweideutige Darbietungen stattfinden, die nicht alle das helle Tageslicht vertragen.

Sehr alt sind die «Mordtaten», große, mit Oelfarben gemalte Darstellungen blutiger Szenen, deren Erläuterung dem staunenden Zuschauer in Worten und durch herzerweichenden Gesang gegeben wird. Ihre Besitzer machen gute Geschäfte durch Sammeln von Geld und durch Verkauf der Beschreibungen, die der Landbewohner auch später noch gern liest und sorgfältig aufbewahrt. Schon 1675 wurden in Altkirch Mordtaten ausgestellt.[2]

Von der allergrößten Bedeutung ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das «Carousssel», im Volksmunde Ringelspiel, Rösselspiel, Meßtirößle, Meßtikütschle und Kütschle genannt. Jung und Alt, kleine und große Kinder geben sich dem Ver-

---

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 11. — [2] R. Reuß, L'Alsace au 17e siècle. Paris, Bouillon, 1897—98. T. I, p. 675.

gnügen des Karusselfahrens hin, in längstvergangenen Zeiten, wo das Fahrzeug durch ein starkes Pferd gezogen und nachts mit bescheidenen Oellichtern erleuchtet wurde, mit eben solchem Eifer wie in unsern Tagen, die uns wahre Prachtstücke vor Augen führen, mit elektrischer Beleuchtung und Kraftbewegung und aller möglichen Bequemlichkeit und Abwechselung. Bis in die 1870er Jahre wurde das Ringelstechen dabei betrieben. Die äußere Reihe der Reiter bekam je einen Holzstab, womit während der Fahrt ein eiserner Ring «gestochen» werden mußte, der an einem Gestell lose befestigt war. Der Gewinner bekam sein Fahrgeld zurück.

Bei gutem Wetter ziehen Hunderte von Wagen und Tausende von Fußgängern auf den Jahrmarkt. Da sieht man lauter fröhliche Gesichter und zufriedene Menschen, die Alten mit ihren Pfeifen oder Zigarren, die Frauen mit dem Blumensäckchen, die Burschen mit der Zigarette, die jungen Mädchen mit geröteten Wangen, mit dem Excusekörbchen oder dem «réticule». Gar manches Liebesabenteuer bereitet sich da vor, gar manche Verbindung fürs Leben wird geschlossen. Und alle stürzen sich in den Strudel des Meßtitreibens. Durch das dumpfe Gewoge der Menge erklingen die Töne der verschiedenen Drehorgeln, von Zeit zu Zeit Trompetenstöße und Trommelwirbel, der ohrenbetäubende Lärm der tönenden Kinderspielzeuge, das schmetternde oder heisere Kreischen der ihre Leistungen anpreisenden Budenbesitzer: «Immer herein, meine Herrschaften!» — «Rappeltikatz! Wers gewinnt, der hats!», dann wieder die dröhnenden Schläge des «Michel-haudruf», das Geknatter der Flobert- und Luftgewehre und das Brüllen des Löwen im Schießstand, der heitere Gesang ausgelassener oder halbtrunkener Menschen auf den Straßen und in den Wirtshäusern, hie und da auch Streit und Zank.

Ein neuzeitlicher Meßti bietet besonders bei Nacht einen zauberhaften Anblick. Die Buden sind schon zu wahren Budenpalästen geworden, die, mit Gold- und Silberzierwerk übergossen, einem gleißenden Lichtmeere von Azetylen und Elektrizität gleichen, in ihrer Art wahre Meisterstücke des leichten Holzbaus. Dieses Bild übt einen unwiderstehlichen Zauber auf den Landbewohner aus, und gerne gönnen wir es auch dem armen Teufel, wenn er sich ein Mal im Jahre, sein Liebchen im Arm, auf dem Rösselspiel im Kreise wiegen kann und sich dann eben so glücklich dünkt wie der reiche Stadtherr, dessen Geld auch nicht runder ist als das seinige. Das Volk ist ja eigentlich schon mit bescheidenen Darbietungen zufrieden. Wahre Kunst und Gediegenheit wird man vergeblich in den Jahrmarktsbuden suchen, und manche Waren sind auch nicht ge-

rade erster Qualität. Das ist auch nicht nötig. Das Kind des Landmanns vergnügt sich eben so mit veraltetem Spielzeug wie mit hochmodernem, und der einfache Landmann staunt einen elenden Kinematographen, der einem die Augen zugrunde richtet, genau so an, wie einen tadellos neuen.

Zu den ständigen Sitten gehört es, daß der auswärtige Meßtibesucher seinen zu Hause gebliebenen Kindern und Angehörigen einen «Meßtikram», ein kleines Geschenk, mitbringt. Schon 1521 bekamen auf dem *Zaberner* Meßtag der Unterschultheiß, der Stadtschreiber, beide Lohnherren und beide Büttel von der Stadt einen «Meßtagkram», nämlich ein Dutzend Nestel.[1]

Ist es auf dem Jahrmarkt schlechtes Wetter, so bietet sich dem Auge ein überaus trauriges Bild dar, und nicht selten wird ein Stand durch den Wind umgeworfen oder gar vom Regen weggeschwemmt. Fremde Händler packen dann bald ein und ziehen fort.

Der *Buchsweiler* Jahrmarkt ist dadurch bekannt, daß es gewöhnlich regnet. Der Volksüberlieferung nach hat dies seinen Grund in folgendem Vorkommnis. Vor langer Zeit wurden einmal einer Buchsweiler Familie silberne Löffel von großem Wert gestohlen. Die Magd geriet in den Verdacht des Diebstahls und wurde zum Tod am Galgen verurteilt. Vor der Hinrichtung auf dem Bastberg, die zum abschreckenden Beispiel am Jahrmarkt stattfand, rief sie: «Wenn sich niemand über mich erbarmt, mag sich der Himmel über mich erbarmen!» Da geschah es, daß es vom heiteren Himmel regnete. Später fanden sich beim Abdecken eines Daches die Löffel, welche von Elstern gestohlen worden waren. Und seitdem regnet es an jedem Jahrmarkt. Der Volksmund meint, der Himmel wolle dadurch noch heute bezeugen, daß jene Magd unschuldig gehenkt wurde.

Besondere Gebräuche waren und sind mit dem Jahrmarkt nicht verbunden. In *Reichshofen* brachte die Stadtkapelle, so lange sie bestand, dem Bürgermeister ein Morgenständchen. In *Mutzig* wird der Meßti durch die Stadtmusik «aufgezogen». Der Polizeidiener schreitet vorne her und verkündet von Zeit zu Zeit, daß der Jahrmarkt eröffnet ist und jedermann kaufen und verkaufen kann. Das ist alles.

Meßtizüge.

Wenn von Meßtizügen die Rede ist, denkt jeder Elsässer und zumal jeder Straßburger sofort an *Schiltigheim*. Die «See-

---

[1] Adam, Der Zaberner Meßtag. Zabern, Gilliot, 1901. S. 51.

stadt» Schiltigheim ist seit zwei Jahrhunderten ein beliebter Ausflugsort für die Straßburger, heute kann sie wohl schon als Vorstadt Straßburgs betrachtet werden.

Die Schiltigheimer sind sehr stolz auf ihre Festzüge. Man begegnet dort vielfach der Meinung, daß sie bis in die graue Vorzeit zurückreichen. Wir erblicken in den Schiltigheimer Meßtizügen einfach Ableger der Aufzüge, die die altstraßburgischen Handwerkszünfte aus Anlaß ihrer »besonderen Feste in Straßburg veranstalteten. Es ist begreiflich und natürlich, daß sich diese den Straßburgern vertrauten und durch die Revolution weggefegten Züge mit den auf dem Land und also auch in Schiltigheim blühenden Meßtiaufzügen verschmolzen. Dies mag am Anfang des 19. Jahrhunderts geschehen sein. Dafür spricht der Umstand, daß der älteste uns bekannte Festzug vom 11. August 1839 ganz einem Zunftaufzuge glich. Uebrigens bestanden auch in *Wasselnheim* und in *Buchsweiler* um jene Zeit ähnliche Festzüge, so daß es nicht einmal sicher ist, ob Schiltigheim das Erstlingsrecht zukommt.

Die Beschreibung des eben erwähnten Zuges[1] entrollt uns ein schönes, farbenreiches Bild. Die Landwirtschaft und alle Gewerbe ziehen in ihren Trachten und mit ihren Werkzeugen an uns vorbei. Der Zug wird, mit Musikern und Trommlern an der Spitze, durch eine Abteilung der Nationalgarde eröffnet und beschlossen. Die beiden Schlußgruppen sind, wie folgt, beschrieben : «23. Weißgekleidete Mädchen, mit Escharpen, eine große und lange Eichen-Guirlande tragend, in dessen Mitte die Autoritäten, Maire und Adjunkten, die Munizipal-Mitglieder, die Offiziere der Garde National gehen, und zu beyden Seiten achtbare Bürger von jedem Stande und Gewerbe, zum Beweise daß alle gleichen Schutz genießen. — 24. Der Meßtag-Herr wird begleitet von Meßtag-Burschen, und junge weißgekleidete Mädchen, welche in kleinen weißen Körbchen Blumen tragen.»

Solche Züge fanden in den 1840 er bis 1860 er Jahren von Zeit zu Zeit statt. Sie hatten immer denselben Grundgedanken: Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie im malerischen Rahmen der friedlichen Gemeinschaft und des altväterlichen Idealismus. Stets ging der Bürgermeister im Festzuge mit, und die Garde nationale fehlte nicht bis in die Kaiserzeit. Ein Meßtizug in den 1840 er Jahren wurde von einem Kreise weißgekleideter Jungfrauen eröffnet, die eine Guirlande trugen und mit weißen Schäferhütchen bedeckt waren, an denen blau-weiß-rote Bänder flatterten. Im Kreise schritten der Bürgermeister und der Beigeordnete mit der Amtsschärpe, dahinter der Gemeinderat,

[1] Gemeindearchiv von *Schiltigheim*.

dann die Burschen mit weißer Schürze und in weißer Zipfelmütze mit blau-weiß-roter Kokarde. Hinter den Handwerkern kam die Schuljugend. Die Buben trugen graue Blusen, schwarze Ledergürtel und weiße Hüte mit Trikolore. Die Mädchen hatten weiße Röcke mit dreifarbiger Schärpe, sie streuten aus ihren Körbchen Blumen und verteilten Zuckererbsen (dragées).

Fand aber kein Gewerbezug statt, so setzte der Meßtisteigerer auf einen bekränzten Wagen einige Musikanten und einen drollig gekleideten Spaßmacher, der dem staunenden Publikum zurief: «Kommen, ihr Lüt ! In Schilken isch Meßti!» Und es ging auch, und die Leute kamen und vergnügten sich.

Nach dem Krieg fanden wieder Gewerbe- und Industriezüge statt 1873, 1875 und 1878. In den beiden erstgenannten wurden aus der Eisengießerei von G. Rhein Meßti-Denkmünzen unter die Zuschauer geworfen. 1878 wurde ein Brunnen mit drei Ausflußröhren mitgeführt, woraus Wasser, Bier und Wein flossen. An Bier und Wein wurden je 50 Liter unentgeltlich abgegeben. Noch 1889 fand ein großartiger Industrie- und landwirtschaftlicher Zug mit 80 Gruppen statt, worunter sich der Schah von Persien und als letzte Gruppe die «leichtsinnige» und die «liederliche Arbeitsklasse» befand. Nach diesen stellenweise witzigen Ansätzen entstand plötzlich 1890 ein Meßtizug unter einem scherzhaften Leitgedanken. Der damalige Präsident der «Fanfare», Gemeinderatsmitglied Alfred M ü h l e i s e n, hat diesen Zug ersonnen und geleitet. Und nun folgen jedes Jahr jene humorvollen Meßtizüge, die Schiltigheim eine gewisse Berühmtheit eingetragen haben und ihm alljährlich einen großen Fremdenstrom zuführen. Die meisten von ihnen hat gleichfalls Herr Mühleisen offiziell organisiert.

Folgendes sind die Leitgedanken der letzten Meßtizüge. 1890 Zusammentreffen von Stanley mit Emin Pascha in Afrika, Negermusik, Negervolk, 200 Personen. 1891 verschiedene Musikkorps auf Wagen und die Schiltigheimer Vereine. 1892 kein Zug. 1893 die Meßtigöttin und die vier Jahreszeiten. Wettrennen von Orgelmännern und Sackträgern, Last : 1 Doppelzentner. 1894 Blumenkorso, Blumen- und Confettischlacht. 1895 als Parodie der Straßburger Industrie- und Gewerbeausstellung: eine Industrie-, Gewerbe-, Kunst-, Altertums-, Blumen- und Hundeausstellung. 1896 Besuch Li-Hung-Tschangs mit Gefolge auf seiner Rundreise bei den europäischen Höfen. Während seiner Anwesenheit darf nur chinesisch gesprochen werden. 1897 landwirtschaftlicher und industrieller Zug. 1898 Triumphzug der Frauenemanzipation (Weibermeßti). Alles geht als Dame. Man sieht auch Frauen mit Haaren auf den Zähnen und sogar die verschleierte Dame aus dem Dreyfus-Prozeß.

1899 Meßtikomitee mit Gefolge, Musik und Vereine. 1900 Bauernhochzeit in der Tracht von Uhrweiler, 300 Personen. 1901 Preis-Blumenkorso. 1902 Verhaftung der Millionenschwindler-Familie Humbert-d'Aurignac durch die Schiltigheimer Geheimpolizei. Sie werden in einem Käfig durch Hunderte von Schutzleuten bewacht, sogar eine Schutzleute-Musik ist da. Die Gebrüder Crawford, zwei Strohpuppen, werden im Landauer nachgefahren. Die Hundertmarkscheine fliegen packetweise den Leuten an den Kopf. Beim Nachmeßti kommt Präsident Emile Loubet mit glänzendem Gefolge, um im Namen der französischen Republik zu danken. 1903 Preis-Blumenkorso, veranstaltet durch den Velo. klub. 1904 Einzug des letzten Lehnsherrn Georg von Schiltigheim mit den Häuptern des elsässischen Adels und sonstigem Gefolge und Troß. 1905 im Anschluß an die Zigeunerplage: Hochzeitszug des ungarischen Zigeunerfürsten Attila VII und einer italienischen Zigeunerprinzessin. Bersaglieri-Musik. Alle Zigeuner des Landes sind als Gäste da. Gendarmen schieben die ganze Gesellschaft zu Schiltigheim hinaus und lösen so die Zigeunerfrage — für Schiltigheim. 1906 Besuch der Friedenskonferenz von Marokko auf Einladung des Vertreters der «Daily News of Shiltigheim» in Algeciras. Es erscheint auch der in seiner Fürstenehre gekränkte Kaiser der Sahara, Jacques I, um gegen seine Nichteinladung Einspruch zu erheben. Alle Mächte, dargestellt durch hübsche Damen in den Landestrachten, huldigen der Friedensgöttin. 1907 Gewerbe- und Handwerkszug, 53 Wagen. 1908 naturgetreues Abbild des Schiltigheimer Meßtiaufzuges von 1820.

Alle diese Züge boten ein malerisches Farben- und Trachtenbild und verschafften der Gemeinde und den Geschäftsleuten reiche Einnahmen. Was wunders, daß sie auch in den andern Ortschaften Anklang und Nachahmung fanden? So wurde im Nachbarsdorfe *Bischheim* schon in den 1840er Jahren ein Gewerbezug in den hergebrachten Meßtiaufzug hineingewoben. Merkwürdig war u. a. ein mit reifen Trauben behangenes Gartenhäuschen, worin weißgekleidete Mädchen mit dreifarbigen Schürzen saßen. Auch sonst kam der vaterländische Gedanke durch die französischen Farben zum Ausdruck: die berittenen Burschen trugen weiße Hosen, blaue Gilets und rote Bänder an den Mützen, die weißgekleideten Maiden hatten blaue Schürzen und rote Halstücher. Gewerbezüge, in denen namentlich die Landwirtschaft und die Tracht zur Geltung kamen, wurden vor 1870 öfters in *Wasselnheim* abgehalten, ferner hie und da auf Dörfern, so in *Mittelhausbergen* 1894, *Grafenstaden* 1904, *Ittenheim, Breuschwickersheim, Hangenbieten* und *Herlisheim* 1900, *Eckbolsheim* 1902. In *Lingolsheim* finden öfters Züge

der Berufsstände, in der Gärtnervorstadt *Ruprechtsau* Gärtnereiumzüge statt.

Immer mehr aber machen sich scherzhafte und spottende Umstände geltend. Man sucht es Schiltigheim nachzumachen, es gelingt aber nicht immer. So brachte der «Bruemtersträßler-Meßti», ein Sondermeßti in der abgelegenen Brumatherstraße zu *Schiltigheim*, 1905 den Gegenbesuch des Sultans von Marokko, 1906 den Besuch des Königs Sisowath von Kambodscha, 1907 die friedliche Zusammenkunft der Armeen sämtlicher Länder. In *Bischheim* sah man 1902 einen geschäftlichen Festzug, vom 15. Jahrhundert ab, in dem u. a. die Zukunft durch einen dicht verhüllten Wagen dargestellt war, 1904 einen alten Bauernmeßti, 1905 als nachträgliche Schillerfeier das «Lied von der Glocke» in 21 lebenden Bildern, 1906 die vier Jahreszeiten in lebenden Bildern, 1907 heitere Bilder aus der Menschen Streben während der 7 Wochentage, 1903 ein buntes Allerlei von Ernst und Scherz. *Kronenburg* brachte 1906 u. a. das Glückhaft Schiff mit einer Wurstwurfmaschine und die Friedenskanone vom Haag, welche Wecken und Zuckererbsen schoß, 1907 Raisuli und seine Braut auf der Flucht, *Illkirch-Grafenstaden* 1905 Bilder aus dem russisch-japanischen Krieg, einen Storchwagen, den Wildwest, eine Prägeanstalt, die unentgeltlich (papierene) Zuschlagspfennige ausgab, *Breuschwickersheim* 1901 einen Koch, der Knödel kochte und unentgeltlich verteilte, einen Zigeunerwagen und den Karren des Handelsjuden. Im *Buchsweiler* Meßtizuge von 1902 sah man u. a. den Menschen, der die Arbeit erfand, am Galgen baumeln; auf einem Ochsenwagen zechend die durchgefallenen Gemeinderatsmitglieder; zwei Burengenerale, die dort ihre Pension verzehren; fünf Männer, die noch keine Sünde begangen, nämlich die Wirte. Endlich wurde 1904 in einem Dorfe, das besser ungenannt bleibt, ein Zug zur Verhöhnung des Ortspfarrers veranstaltet. Und auf dem Lande ist noch sonst mancherlei Derbes und Ungehöriges in die Meßtizüge hineingeflochten worden.

Es ist anzunehmen, daß im Zeitalter des Verkehrs und der Zeitungen scherzhafte Meßtizüge auch auf dem Dorfe einen noch größeren Umfang annehmen werden. Die sinnige Sitte geht zurück, die Vergnügungssucht nimmt zu. Leider!

Das neuzeitliche Fest.

Es wurde im Vorhergehenden fast auf jedem Blatte vom örtlichen und zeitlichen Rückgang des Meßti berichtet, so daß sich die Frage nunmehr aufdrängt: Was ist im großen und

ganzen vom alten Meßti übriggeblieben? Die Antworf lautet kurz: Es sind nur noch die Trümmer eines ehrwürdigen und stolzen Gebäudes, und darin teilt der Meßti das Schicksal aller ländlichen Eigenart.

Wenn wir die Dörfer übersehen, wo noch Meßti gefeiert wird, so stehen sie im einzelnen auf einer verschiedenen Stufe der Verkümmerung. Dieser allgemeine Rückgang nimmt gewöhnlich folgenden Verlauf. Allmählich ziehen sich die verheirateten Leute zurück, die sich unter den tanzenden Knechten und allzu jugendlichen Burschen nicht mehr wohl fühlen. Der Meßti schrumpft auf zwei Tage zusammen. Statt der großen Musik gibt es bloß noch eine Harmonika, der Meßtibursch verschwindet, die Fremden bleiben weg. Der Meßtimontag dient noch eine Zeitlang als besserer blauer Montag. Manchmal tanzt man noch in einem Privathaus oder in einer Scheune. Dann fällt der Tanz auch am Sonntag weg, den einige leichtfertige Burschen und Männer in Erinnerung an den alten Meßti im Wirtshaus verbringen, nachdem man zu Hause ein besseres Essen eingenommen hat. Schließlich erinnert sich kaum noch ein Alter, daß an dem betreffenden Tage früher Meßti war, und endlich erlischt auch diese Erinnerung.

Außer dieser Verkümmerung des Meßti ist in jüngster Zeit eine andere Beeinflussung seines sittenmäßigen Verlaufes aufgetreten, nämlich das Uebergreifen des städtischen Meßtitreibens auf das Land. Obwohl wir vom volkstümlichem Standpunkt aus diese Erscheinung als eine dorffremde Einpflanzung auffassen müssen, läßt sich doch nicht leugnen, daß mancher wankende Meßti durch sie eine willkommene Stütze erhielt und mehr als ein verwelkter Meßti zu neuem Leben erblühte. Es ist dies eine der vielen Erscheinungen, die im Wandel der Zeiten von der Stadt aus in die ländlichen Gemeinden wandern, und denen sich der neuzeitliche Bauer durchschnittlich nicht mehr abgeneigt zeigt. Das Bild dieses Meßti, der das Grab der traulichen Tanzbodenpoesie und der kameradschaftlichen Eintracht der Dorfjugend wurde, ist ein wesentlich anderes. Es ist kein Dorf so klein, in das nicht das Karussell und die verschiedenartigen Schießbuden, Zucker- und andere Stände ihren Weg fänden. Fahrende Leute besuchen auch sonst im Laufe des Jahres die Landgemeinden, und die Dorfbürgermeister lassen sich gar oft erweichen, den Karussells, Schiffsschaukeln und allerlei «Theatern» die Betriebserlaubnis zu erteilen, mehr als nötig wäre. So hat sich der Begriff des Vergnügens auch auf dem Lande langsam geändert. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß solche neuzeitlichen Vergnügungsmittel sich schon vielfach an die katholischen Patrons-

tage angesetzt haben, ja daß der Trinitatissonntag, an dem der zuständige Pfarrer von Hägen in der der hl. Dreifaltigkeit geweihten Kapelle auf dem *Hoh-Barr* eine Messe liest, geradezu der Hoh-Barrer Meßti heißt und seit einigen Jahren viel besucht und auch mit Tanz zugebracht wird.

Die Hochburg dieses modernen Meßti, bei dem auch die Kinder auf ihre Rechnung kommen, und der jetzt allgemein als «Volksfest» bezeichnet wird, bilden die Straßburger Vororte *Ruprechtsau*, *Neudorf*, *Königshofen*, *Kronenburg*, *Musau* und der «Benjamin» unter den Vorortsmeßti: *Grüneberg*. Man kann ihnen in den letzten Jahren auch die Meßti von *Bischheim*, *Hönheim*, *Schiltigheim*, *Eckbolsheim* sowie den *Bruemtersträßler* Meßti hinzurechnen. Letzterer wird seit 1904 von den Ein- und Anwohnern der Brumatherstraße zu Schiltigheim gefeiert, die vom Schauplatz des dortigen Meßti abgelegen sind und etwa 1/3 der Gemeinde ausmachen. Die übrigen Vorortsmeßti bekamen, mit Ausnahme von Schiltigheim, ihre jetzige Bedeutung erst seit den 1870er Jahren, nachdem 1869 zugleich die alte G'hansmesse und eine Art Meßti eingegangen war, der einige Jahre hindurch vom Napoleonstag ab 14 Tage lang auf dem Lenôtre-Platz stattfand.

Wir können nun in unserem Gebiete heute mehrere Formen des Meßti unterscheiden, denen allen einige Stände, Wirtshausbesuch und zu Hause ein besseres Essen gemeinsam ist.

Zunächst der «Standmeßti», auch die kleine Kirwe genannt. Außer den erwähnten Merkmalen wird er durch einen formlosen Tanz, meistens mit einer Harmonika, und im Kirwegebiet durch das Maienaufstecken gekennzeichnet. Er ist üblich in dem Gebiet rheinabwärts von *Weyersheim* und *Gambsheim*. Die Grenze läuft über *Rohrweiler*, *Oberhofen* und *Schirrhein* dem Hagenauer Forst entlang, dann von *Schwabweiler* und *Reimersweiler* über *Hohweiler*, *Stundweiler* und *Trimbach* bis zur Pfälzer Grenze bei *Salmbach*. Als vereinzelte Dorfgruppen sind zu nennen: *Oberhofen* bei Weißenburg, *Rott* und *Weiler*; *Drachenbronn*, *Birlenbach*; *Obersteinbach*, *Neunhofen*, *Dambach*, *Windstein*, *Jägerthal*; *Kindweiler*, *Bitschhofen*. Der Tanz wird von der Geistlichkeit stillschweigend geduldet. Wollten die Bürgermeister ihn abschaffen, so erhöbe sich Widerspruch. Hie und da gibt es sogar große Musik, so z. B. in *Offendorf*, wo 1901 in vier Wirtschaften gespielt wurde und zwei Tanzhütten erbaut waren.

Der «Spielmeßti» ist an der westlichen Grenze des Meßtigebiets gebräuchlich, und zwar von *Eckartsweiler* und *St. Johann* bei Zabern südwärts mit folgenden östlichen Grenz-

dörfern: *Monsweiler*, *Ottersweiler*, *Singrist*, *Koßweiler*, *Dinsheim*, *Klingenthal*, *Goxweiler*, *Burgheim* und *Mittelbergheim*. Sein Kennzeichen ist das vorwiegende Herauswürfeln von Lebkuchen und Geschirr und das Auslosen von Gewinnen. Manchmal tanzen auch einige Paare zwischen den Tischen und Stühlen der Wirtsstube nach den Klängen einer Ziehharmonika. Auf der «*Ottersweiler* Höhe» wird am dortigen Meßti mit Rücksicht auf die nahe Zaberner Garnison mit großer Musik getanzt. Dazu wird südlich des Haselbachs und im lothringischen Teil Gastfreundschaft in außergewöhnlichem Maß geübt, im Elsaß ist außerdem der Geschenklebkuchen gebräuchlich. Hie und da überwiegt der Wirtshausbesuch, und alsdann müssen sich die jungen Mädchen mit Karussell und Buden begnügen, so in *Harzweiler* und *Haselburg*.

Der «Tanzmeßti» ist in den meisten protestantischen Dörfern zwischen dem Gebiete des Standmeßti und des Spielmeßti üblich, also hauptsächlich im Ackerland, im Kochersberg, im Hanauerland und im Kreis Weißenburg, wo er die große Kirwe heißt. Sein Kennzeichen ist die große Musik und ein mehr oder weniger sittenmäßiges Bruchstück der alten Tanzbodenherrlichkeit mit Auf- und Umzügen. Wo der Tanz im Vordergrund steht, sind Karussell und Stände vorwiegend auf die Kinderwelt angewiesen. Dieser alte sittenmäßige Meßti geht von Jahr zu Jahr zurück. Es ist merkwürdig, wie seine einzelnen Bestandteile oft wegen geringfügiger, ja lächerlicher Vorkommnisse losbröckeln. So kam z. B. 1889 das Aufziehen in *Dossenheim* ab, weil das junge Volk dem Bürgermeister bei schmutzigem Wetter die Stube zu sehr verunreinigte. Aus demselben Grunde nahm der *Rothbacher* Bürgermeister in den 1890er-Jahren den Lebkuchen nicht mehr an. In *Hunspach* kam der Hahnentanz ab, weil die Burschen, die an der Reihe waren, beim Militär dienten. Die jüngeren Burschen konnten den Hahnentanz nicht tanzen, und die älteren wollten es nach ihrer Rückkehr nicht. Wenn durch solche Vorfälle die Ueberlieferung mehrere Jahre unterbrochen ist, wenn auch die Dorfmusikanten, diese festen Säulen alter Sitte und Art nicht mehr raten können, weil man ihnen die Militärmusiker vorzieht, so streift der Landmeßti allmählich alles Sittenmäßige ab.

Der heutige Meßti ist nur noch ein Schatten des alten. «Es gibt keinen Meßti mehr!» hört man leider nur zu oft sagen. Ein Bollwerk des alten Meßti nach dem andern wird niedergelegt. Immer größer wird die Liste der ehemals vielbesuchten und blühenden Kirwen und Meßti, wo es früher noch am Donnerstag hoch herging und die heute nur noch in der Erinnerung der Alten fortleben: *Schleithal*, *Oberrödern*,

Preuschdorf, *Dürrenbach*, *Walburg*, *Morsbronn*, *Uhlweiler*, *Weitersweiler*, *Uttweiler*, *Wickersheim*, *Hattmatt*, *Griesbach*, *Imbsheim*, *Prinzheim*, *Gottesheim*, *Furchhausen* und andere. Noch größer ist die Zahl der entarteten, so *Obersteinbach*, *Kleeburg*, *Oberseebach*, *Schweighausen*, *Niederschäffolsheim*, *Dauendorf*, *Weyersheim*, *Wanzenau*, *Still* und viele andere. Am treuesten hat sich das Meßtiwesen nach altländlicher Art noch erhalten in *Lembach*, *Görsdorf*, *Hunspach*, *Mietesheim*, *Obermodern*, *Büsweiler*, *Ringendorf*, *Alteckendorf*, *Geudertheim*, *Hördt*, *Melsheim*, *Ingenheim*, *Dunzenheim*, *Fürdenheim*, *Quatzenheim*, *Ittenheim*, *Enzheim*, *Klingenthal*.

Ausblick in die Zukunft.

Langsam, aber unaufhörlich wird dieser alte Bauernmeßti vom neuzeitlichen Geiste durchdrungen, die kernhafte Sitte wird durch andere Belustigungen und andere Genüsse verdrängt, die dem ländlichen Freudenfeste ein ganz anderes Aussehen verleihen. Und der Bauer, vorab die Jugend, wird sich dabei auch ganz glücklich fühlen. Ein vergebliches Unterfangen wäre es, diese Entwickelung der Dinge, die sich auch auf anderen Gebieten des Dorftums wie ein Naturgesetz vollzieht, auf die Dauer aufhalten zu wollen. Wollte man etwa dem Meßti das duftende und schimmernde Gewand des alten Brauches wieder anziehen, die Alten hätten ihre helle Freude daran und würden in wehmütiger Begeisterung schwelgen, aber bei der Meßtijugend wäre er bald der Lächerlichkeit verfallen, jenem sicheren Grabe alter Sitte. Wohl könnte aber hie und da in den bekannten Dörfern, die sich auch sonst noch der alten Sitte geneigt zeigen, eine verständige Obrigkeit und der wahre Volksfreund den jetzigen Stand des Festes noch eine Zeitlang erhalten und dadurch der Landflucht und anderen unerfreulichen Erscheinungen der Neuzeit steuern.

Im allgemeinen wird aber das 20. Jahrhundert die Ueberlieferung vieler Jahrhunderte aus dem blühenden Volksleben in den Besitzstand von Forschung und Wissenschaft verbannen.

XII.

Chronik für 1907.

4. Januar: stirbt in Brighton Alfred Touchemolin, geb. 9. Nov. 1829 zu Straßburg, Schlachtenmaler, beteiligt an Piton, Strasbourg Illustré.

19. Januar: stirbt in Straßburg Heinrich Loux, geb. 20. Febr. 1873 zu Auenheim, Maler elsässischer Dorfszenen (s. Jahrb. 23, 134).

7. Februar stirbt Victor Henry, geb. 17. Aug. 1850 zu Colmar, Professor an der Sorbonne zu Paris, Sprachforscher, auch um elsäss. Dialektkunde verdient.

27.–30. April: Der Kaiser in Straßburg und auf der Hohkönigsburg. Die Brücken hinter der Garnisonskirche, mit Standbildern von dem Bildhauer Marzolff, werden dem Verkehr übergeben.

1. Mai: Eröffnung der Bergbahn Münster-Schlucht.

14. Mai: Elsässisches Museum zu Straßburg eröffnet.

25. Mai: stirbt zu Freiburg i. B. Freiherr Franz v. Roggenbach, geb. 1825 in Mannheim, badischer Staatsminister, Organisator der neuen Universität zu Straßburg.

1.–3. Juni: II. Elsaß-lothringisches Musikfest in Straßburg.

2. Juni: stirbt zu Straßburg Kommerzienrat Dr. Karl Ignaz Trübner, geb. zu Heidelberg 6. Juli 1846, seit 1872 in Straßburg als Buchhändler; erwarb die Manessische Liederhandschrift für Heidelberg zurück.

9. Juni: Einweihung des Denkmals für J. M. Moscherosch zu Wilstädt.

16. Juni: Jahresversammlung des Vogesenclubs in Oberehnheim.

1. Juli: Musikfest in Mülhausen.

4.–8. August: 38. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Straßburg.

10. August: stirbt zu Paris der Blumen- und Genremaler Gabriel Thurner, geb. zu Mülhausen i. E. 1840.

7. September: stirbt Adolf Seyboth, Museumsdirektor in Straßburg, 59 Jahre alt (Verf. des «Alten Straßburg»).

9.—11. September: Deutscher Gewerk- und Handwerkertag in Straßburg.

30. September: Der bisherige Kaiserliche Statthalter Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg tritt zurück. Seine Stelle übernimmt Graf Karl von Wedel.

XIII.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 17. November 1907, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Beemelmans, v. Borries, Euting, Huber, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Renaud, Chr. Schmitt, Stehle, Walter, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende teilt mit, daß ein Abzug des Jahrbuchs an Se. Exzellenz den Herrn Staatssekretär abgegeben und der übliche Beitrag zu den Druckkosten des nächsten Jahrbuches wieder in Aussicht gestellt worden sei. Ferner schlägt er vor, wie bisher so auch in Zukunft dem abgehenden Fürsten Statthalter von Hohenlohe-Langenburg alljährlich das laufende Exemplar unsres Jahrbuches gebunden zugehen zu lassen und verliest das Begleitschreiben, welches dem fälligen Bande beigefügt werden soll. Der Vorschlag wird einstimmig angenommen.

Es werden sodann die eingelaufenen Schriften und Drucksachen verschiedener auswärtiger Vereine und gelehrter Gesellschaften zur Kenntnisnahme vorgelegt, u. a. die Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, ferner eine Einladung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zur Hauptversammlung nach Mannheim im September 1907, sodann ein Flurnamenverzeichnis mit Kartenskizze der Gemarkung Riedselz im Unter-Elsaß, sowie eine Einladung zur achten Tagung für Denkmalpflege am 19. und 20. September. Die Erledigung dieser Angelegenheiten durch den Vorsitzenden wird nachträglich gutgeheißen.

Die für das nächste Jahrbuch bereits vorliegenden Beiträge werden kurz besprochen und zur Begutachtung an einzelne Vorstandsmitglieder verteilt.

Der Kassenwart gibt darauf eine Uebersicht über den Stand der Kasse und wird ermächtigt, sich mit dem Buchhändler Herrn Heitz in Verbindung zu setzen wegen des Preises, der von letzterem für seine dem Umschlag des Jahrbuches regelmäßig beigedruckten Verlagsanzeigen zu zahlen sei.

Zum Schluß berichtet der Vorsitzende über die Schritte, die er gemäß dem ihm in der Märzsitzung erteilten Auftrag betr. den Kostenpunkt bei der Herstellung des Jahrbuches getan hat, und zeigt, daß und warum es sich empfiehlt, den Druck auch fernerhin durch die Firma Heitz und Mündel besorgen zu lassen.

Es folgt darauf um 11 Uhr die

Allgemeine Sitzung,

welche der Vorsitzende mit einer Begrüßung der Anwesenden eröffnet, an die sich der Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr anschließt. Aus demselben ist ersichtlich, daß sich im Gegensatz zum Vorjahre die Finanzlage des Vereins dank einem erhöhten Zuschusse aus dem Dispositionsfonds des Statthalters wesentlich gebessert hat. Die weitere Besserung soll für das nächste Jahr insofern angestrebt werden, als das Jahrbuch im Umfang verringert und von 22 Bogen auf etwa 17 herabgesetzt werde, so daß der augenblicklich vorhandene kleine Ueberschuß erhöht und für das folgende Jahr wiederum ein umfangreicheres Jahrbuch in Erwägung gezogen werden könne. Sodann zeigt der Vorsitzende an, daß die zu Beginn der Sitzung von den Mitgliedern HH. Adrian Meyer und Direktor Dr. Hertel vorgenommene Rechnungsprüfung vollendet und richtig befunden worden sei, wofür er ihnen sowie dem Kassenwart den Dank des Vereins ausspricht.

Unter Hinweis auf den in der Märzsitzung vom Vorstand gefaßten Beschluß, über die Möglichkeit einer Ermäßigung der Druckkosten des Jahrbuches Untersuchungen anzustellen, legt der Vorsitzende die Gründe dar, nach denen es durchaus wünschenswert sei, die geschäftlichen Beziehungen zur Druckerei Heitz und Mündel nicht zugunsten einer anderen zu lösen, zumal da dieselbe neben dem Druck auch noch die nicht unerheblichen buchhändlerischen Geschäfte mit erledigt. Die Versammlung ist mit seinen Ausführungen einverstanden, und es erhebt sich auch kein Widerspruch gegen seinen Vorschlag, mit Rücksicht auf den zu erwartenden Mitgliederzuwachs statt der bisherigen 3000 Abzüge von nun ab bis auf weiteres 3200 herstellen zu lassen. Für den nächsten Band stellt er eine dem 12. entsprechende Inhaltsübersicht der Bände 13—24 in Aussicht.

Vor der Neuwahl des Vorstandes spricht Herr Geheimrat Hering dem bisherigen Vorstande den Dank des Vereins für seine Geschäftsführung aus und schlägt die Wiederwahl des alten Vorstandes durch Zuruf vor. Da sich kein Widerspruch dagegen erhebt, nimmt der Vorsitzende namens des Gesamtvorstandes die Neuwahl an und dankt der Versammlung für das bewiesene Vertrauen.

Hierauf erteilte der Vorsitzende das Wort Herrn Prof. Dr. Henning, der in längerer Auseinandersetzung über seine Tätigkeit bei der Sammlung der elsässischen Volkslieder berichtet, worauf der Vorsitzende dem Herrn Berichterstatter vorschlägt, die Volksliederkommission zur nächsten Märzsitzung einzuladen. Herr Prof. Henning erklärt sich damit einverstanden.

Zum Schluß hielt Herr Prof. Follmann den angekündigten Vortrag über «Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen und ihre Verwandtschaft mit den Moselfranken».

Schluß der allgemeinen Sitzung: 12 ^{30} Uhr.

2. Vorstandssitzung

am 4. März 1908, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren v. Borries, Harbordt, Kassel, Lempfrid, Lienhart, Luthmer, Martin, Renaud, Chr. Schmitt, Stehle. — Entschuldigt die Herren Beemelmans, Euting, Huber, Menges, Wiegand.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des früheren Statthalters Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, in welchem der Dank des Fürsten für das erhaltene Jahrbuch ausgedrückt ist; ferner ein Schreiben des jetzigen Statthalters Grafen v. Wedel mit der Mitteilung, daß zur Deckung eines Teiles der Unkosten des neuen Jahrbuchs ein Beitrag von 600 M. bewilligt worden sei.

Der Vorsitzende legt weiterhin einige Druckschriften vor, u. a. von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten zu Prag, welche um unentgeltliche Ueberlassung eines Exemplars des Jahrbuchs bittet: wird einstimmig bewilligt. Die Société archéologique de Namur will mit dem Verein in Schriftenaustausch treten: das soll nach dem Beschluß des Vorstandes vom nächsten Jahrbuch ab geschehen.

Es folgt sodann die Besprechung der für das neue Jahrbuch eingelaufenen Beiträge sowie die Feststellung der Chronik.

Es erfolgt zum Schluß ein lebhafter Gedankenaustausch über die Frage, wie das Unternehmen in betreff des elsässi-

schen Volksliedes, dessen wissenschaftliche Bearbeitung und Veröffentlichung vor Jahren von Prof. Henning im Verein angeregt wurde, zu fördern sei. Allgemeine Zustimmung fand schließlich der Antrag Luthmer, nach welchem an den derzeitigen Vorsitzenden des Liederausschusses Herrn Prof. Dr. Henning das Ersuchen zu richten sei, eine Sitzung des aus der Mitte des Vereins gewählten Ausschusses zusammen zu berufen, um über den Plan der weiteren gemeinsamen Arbeit zu beraten und über das Ergebnis dieser Beratungen in der nächsten Novembersitzung Bericht zu erstatten.

Schluß der Sitzung: 4 ^{15} Uhr.

Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
Straßburg i. E., Möllerstraße 16.

